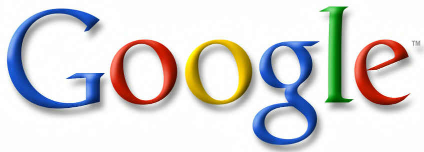





HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVIII. JAHRGANG.



STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

1902.

Inhalt.

I.

Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

1. Erste Botschaft.

Alles Leben ist noch stumm;
Aber aus den kahlen Zweigen,
Von den Wald- und Wiesensteigen,
Durch das Schweigen
Um und um
Schwingt sich schon,
Klingend jetzt und jetzt verborgen,
Leis ein süsser, süsser Ton
Weithin über Stadt und Flur:
«Warte nur, warte nur,
Morgen
Wird ein Wunder sich erzeigen!»

---

2. Kinderhand.

Ich küsse deine Hand, noch rein von Schuld,
Und bete still, dass Gott sie, der getreue,
Mit Segen fülle und in seiner Huld
Sie wahre, schützend dich vor Gram und Reue.

Du gibst dich ahnungslos mir dar und meinst,
Dass ewig heiter so die Tage fliessen,
Und lachst mir hell ins Auge, das mir einst
Die Hand, die ich geküsst, voll Schmerz wird schliessen.

---

3. Erscheinung.

Nächtlich zwingt noch einmal mit Gewalt,
Was am Tag ich litt, mein Inn'res nieder. —
Plötzlich steht vor meinem Lager wieder
Meiner toten Mutter Leidgestalt.

Diesen Blick, der nur vom Dulden spricht,
Ich erkenn' ihn wohl. Ich weiss, vergebens
Hast auch du bei all der Not des Lebens
Einst geworben um der Freude Licht.

Ohne Glück, zermartert, hoffnungsarm,
Fand ich dich, wie oft! in Thränen liegen.
Viel hast du vertraut mir, mehr verschwiegen. —
Klaglos schiedst du von der Quäler Schwarm.

O, ich danke dir! — Gelassen will
Tragen ich, was Herbes mir beschieden. —
Schlafe, Mutter, schlaf' in gutem Frieden!
Geh', ich bin dein Kind und halte still!

———

II.

Ludwig Heinrich von Nicolay.

Von

Wilhelm Bode.

(Mit Nicolays Bildnis, aus Bd. LXXX der Allg. dtsch. Bibliothek 1788).

I.

Schon in seinem äusseren Lebensgange lässt sich der Dichter Nicolay mit Wieland vergleichen. Beide stammen aus lutherischen Patrizierfamilien alter süddeutscher Reichsstädte; beide durften in ihrer Heimat hohe Stellungen erwarten, aber es duldete sie nicht in den beschränkten, philisterhaften Verhältnissen der Vaterstadt; beide zogen hinaus an aufgeklärte Fürstenhöfe, wo sie als Prinzenerzieher und Führer der litterarischen Gesellschaft angemessene und erwünschte Wirkungskreise fanden, und im sicheren Hafen angelangt, setzten sie beide in Dichtungen voller Hohn und Spott den Spiessbürgern der Heimat ein dauerndes Denkmal. Beide waren vorübergehend Professoren der Philosophie, sie hatten im Wesentlichen dieselbe Weltanschauung, sie waren bei gleichen Schriftstellern in die Schule gegangen; sie hatten beide durch einen Aufenthalt im Auslande ihren Gesichtskreis erweitert, so dass ihnen nicht wieder wohl werden konnte unter den guten Leuten zu Hause. Wir könnten Nicolay und Wieland noch in vielen anderen Punkten vergleichen, aber man wird sie von selber herausfinden, wenn man die folgenden Blätter liest.

Der Grossvater unseres Dichters war aus Lübeck nach Strassburg eingewandert, hatte sich dort ein Haus gegründet, indem er eine Tochter des bekannten Professors Sebitz heiratete, und war als hervorragender Arzt zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt. Sein Sohn Ludwig Christoph wurde städti-

scher Archivarius, später auch Referent beim kleinen Rat und Mitglied des Gerichts der Dreizehn; er war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit einer Tochter des Ammeisters Faber, in zweiter mit der Witwe des Professors Scherz, eines früh verstorbenen Sohnes des berühmten Germanisten. Von jeder seiner Frauen hatte er vier Kinder, das älteste unter ihnen war unser Ludwig Heinrich Nicolay, der am 27. Dezember 1737, also vier Jahre nach Wieland geboren wurde. Man erkannte bald, dass der Aelteste auch der Bedeutendste unter den Geschwistern war. Als der Vater starb, 1763, heisst er in dem lateinischen Nachruf «ornamentum et deliciae gentis suae». Schon 1752 konnte er die Universität seiner Vaterstadt beziehen, und schon damals konnte er sich auch rühmen, von Professor Gellert in Leipzig, den seine Fabeln und Kirchenlieder zum Lieblingsdichter aller Stände gemacht hatten, als Dichter anerkannt worden zu sein. Er war eine poetische Natur, wie sie unter Jünglingen zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren häufig sind. Bald leichtsinnig und planlos umherschweifend, bald träumend in Büchern vergraben, bald verliebt, bald Weiberfeind, mit ausgesprochenem Hang zum Studieren und ebenso widerwillig gegen jede geregelte und vorgeschriebene wissenschaftliche Thätigkeit, besuchte er Konzerte, Bälle, Theater und studentische Zusammenkünfte eifriger als die Hörsäle seiner Professoren und streifte noch lieber mit gleichgesinnten Freunden durch das liebliche Elsass, etwa mit Hermann La Fermière aus Genf und mit Konrad Pfeffel [1] aus Colmar, die beide, wie er, zukünftigen Dichterruhm erhofften. Seine schönsten Stunden aber waren, wenn er im stillen Stübchen allein mit seinen Dichtern war, mit Tibull und Horaz, die er vor allen anderen liebte, und wenn ihm in ihrer Weise deutsche Verse gelangen. Der vierzehnjährige Knabe wagte, einen solchen poetischen Versuch an Gellert zu schicken und erhielt eine freundliche Antwort. Für Gellert kam der Brief gerade recht. Der Strassburger Buchhändler Stucktorp war dabei, seine Jugendgedichte zu sammeln, um sie nachzudrucken; das Bekanntwerden dieser frühen Versuche hätte den Ruhm ihres Verfassers schmälern müssen. [2]

---

[1] Vgl. Nicolays «Ode an Herrn P.» (a) und seinen «Brief an Pfeffel» (e. m.), ferner Pfeffel: Poetische Versuche. IV. Bd. «Der Gebrauch der Freiheit». An Herrn von Nikolai zu St. P.

[2] Vgl. Gellerts «Beurteilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen». Er setzt hier an drei ausgewählten Fabeln die Gründe auseinander, weshalb er seine früheren Versuche nicht wieder drucken lassen wolle. Sie könnten einem gebildeten Geschmacke nicht genügen. Auch in diesen «Beurteilungen» findet sich das Zitat aus Boil. A. P. I, 153.

So wandte sich Gellert durch den Knaben an dessen einflussreiche Verwandte, und diese wussten denn auch den unbequemen Buchhändler von seinem Plane abzubringen. Das Stück des Briefes, das sich an den Knaben selbst wendet, möge hier folgen: [1]

Leipzig, den 28. Junius 1751.

«Ich danke Ihnen von Herzen für die Ehre, die Sie mir durch Ihre Fabel erwiesen haben, und gestehe Ihnen aufrichtig, dass ich in Ihren Jahren kaum gewusst habe, was eine Fabel ist, geschweige, dass ich selbst eine hätte sollen haben verfertigen können, die der Ihrigen gleich gekommen wäre. Fahren Sie nur in Ihrem Fleisse fort, ich verspreche Ihnen alles Glück in der Poesie. Das Amt der Poeten ist die Welt zu vergnügen und zu unterrichten. Ihre Belohnung ist der Beyfall, insonderheit der Beyfall der Kenner und der Nachwelt. Das Mittel ist eine geschickte Nachahmung der Natur. Durch sie lernen wir den Weg zum Verstande und dem Herzen der Menschen finden. Durch sie herrschen wir über die Gedanken und Neigungen der Leser und zwingen sie, dass sie die Nachahmung oft für die Natur selbst halten müssen. Aber wie viel Zeit, wie viel verschwendete Einsicht, wie viel Versuche, wie viel Regeln und Kritiken, wie viel mühsame Aenderungen und Verbesserungen gehören nicht dazu, ehe wir dieses Glück erlangen! Scharfsichtige Freunde, gute Bücher und Beyspiele, die wir ausstudiren müssen, sind dem jungen und auch dem männlichen Poeten unentbehrlich. Fühlen Sie den Muth in sich, alle die Hindernisse, die Mühe zu überwinden, welche die Poesie kostet: so haben Sie schon gesiegt. Die Zeit und Ihr Genie werden Ihnen beystehn. Lies, wenn ein andrer träumt. Vergiss den Zeitvertreib, Schlaf, Freunde, Lieb und Spiel. Verleugne dich und schreib!

Ein schrecklicher, aber vielleicht nothwendiger Rath, den ich, ich weiss nicht wo gelesen habe! Bemühen Sie sich bey Zeiten, um gut zu schreiben, das was Sie denken, deutlich und gut zu denken.

Ce que l'on conçoit bien, s'enonce clairement.
Et les mots, pour le dire, arrivent aisement.

Wenn ich nicht glauben müsste, dass Sie in Ihrem Studiren einen guten Anführer hätten, so würde ich so dreist seyn, Ihnen einige Bücher vorzuschlagen, die Sie schon itzt

[1] Die Gellertschen Briefe, wie manches andere ungedruckte oder in Deutschland unbekannte Material verdanke ich Herrn Dr. G. Schmid am philologisch-historischen Institut zu St. Petersburg.

lesen sollten. Zum Exempel, Rollins Anleitung zu den schönen Wissenschaften; des Herrn Batteux Cours des belles Lettres, sind sehr geschickt, die Einsicht und den Geschmack eines jungen Dichters zu bilden.» — — —

Bei allen diesen Vorschriften wurde dem Knaben bange, das Dichten war ihm immer nur ein nachahmendes Spiel gewesen, und so musste ihn Gellert wieder aufmuntern. Er schrieb in einem Briefe vom 8. September 1751:

«Wegen der strengen Regeln, ein Poet zu werden, machen Sie sich nicht zu viel Kummer. Man schreibt viel vor, nicht damit man alles halten, sondern dass man desto mehr halten soll. Man kömmt nicht auf einmal, man kömmt schrittweise zum Ziele. Diesen Trost müssen Sie nicht vergessen, wenn Sie der weite Weg ermüden will. Ich bin beständig mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Gellert.»

So fuhr der Jüngling beherzt fort, seinen grossen Mustern nachzustreben und nach acht Jahren hatte er die Genugthuung, seine Fortschritte von Gellert anerkannt zu sehen. Er ging damals mit dem Gedanken um, von den alten deutschen Fabeln, die Scherz veröffentlicht hatte, eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe zu veranstalten. Gellert riet ihm ab und fügte hinzu:

«Zugleich danke ich Ihnen auch für Ihre poetischen Arbeiten, die Sie mir zugeschickt. Ich sehe daraus mit Vergnügen, dass Sie Ihren Geschmack in der Poesie seit wenig Jahren schon sehr gebildet haben und Ihr Genie immer noch mehr heben werden, sowohl durch die Hülfe der Kritik als der guten Beyspiele. Dass die Poesie Sie nicht abhält, Ihren grössten Fleiss den Rechten und anderen Wissenschaften zu widmen, ist für Sie ein grosser Ruhm, zu dem ich Ihnen Glück wünsche. Immer behaupten Sie durch Ihr Beyspiel, dass man mehr als Poet sein muss, wenn man ein guter Poet und ein nützlicher Mann sein will.»

Wenn Nicolay mehr als ein Poet war, wenn er der Jurisprudenz eifrig oblag, so war das nicht eben sein Verdienst; nur der dringende Wunsch des Vaters, der ihn gern zu einem Regenten der Stadt gemacht hätte, vermochte ihn dazu. Er hasste das juristische Handwerk und diesen Hass sprach er aus in seiner ersten Gedichtsammlung, den «Elegien und Briefen» die der zweiundzwanzigjährige Dichter 1760 bei J. G. Bauer in Strassburg herausgab, um einem Praktikus zuvorzukommen, der die Abschriften aus den Händen seiner Freunde sammelte, und sie auf eigenen Profit drucken lassen wollte. Er hasste die Juristerei, weil die Poesie und die Philosophie seine ganze Liebe in Beschlag nahmen.

«Meinen Geist, der von Natur
Flaccus' Lied und Weisheit liebet,
Füllt die Vorsicht der Verwandten
Mit der fetten Themis Ränken,
Fährt gleich, wie ein Dampf aus Strycken
Mir der Ekel in die Nase,
Da indess Horazens Blätter
Heimlich vom Gebrauche schwellen.»

Er hat noch einen andern Grund der Abneigung gegen die Rechte, einen merkwürdigen, einen deutschnationalen. Dieser junge Mann, der nie deutscher Reichsangehöriger war, war ein deutscher Patriot; er dachte über das römische Recht gerade so wie der urdeutsche Trompeter Scheffels, und zugleich wie Goethes Mephisto. Gründlich verabscheute er die Lehre, die

«deutsche Bürger
nach lateinischen Sätzen richtet.
Sind dies der Cherusker Enkel,
die vor Varus Richterstuhle
Weniger das schlaue Recht
und der Redner Gift vertrugen,
Als vorher die schweren Waffen
beeder Söhne des Augustus?
Die Gesetze, deren Hasse
Deutschlands unverdorbne Väter
Das Gefolge dreyer Adler
in dem Winfeld aufgeopfert,
Ehren wir, wir weisen Söhne,
nunmehr als die schönste Beute,
Die wir aus der Römer Schutt
uns zum Joch errettet haben!

Im Jahre 1760 konnte er das verhasste Studium abschliessen und als I. U. Licentiatus auf Reisen gehen. So war vor zweiunddreissig Jahren sein Vater ausgezogen, um die Welt kennen zu lernen, nach Paris, Holland, Norddeutschland und Wien. Auch der Sohn ging zuerst nach Paris. Er versäumte nicht, die Berühmtheiten der Zeit aufzusuchen. Voltaire, den er nach der Flucht aus Berlin in Strassburg gesehen hatte, war zur Zeit nicht in Paris; zu Rousseau erhielt er keinen Eintritt, aber im Salon der l'Espinasse lernte er Diderot, d'Alembert und andere Encyklopädisten kennen und lebte sich bald in ihre Denkweise ein; seine geistige Veranlagung kam ihren Anschauungen entgegen. In einem wesentlichen Punkte unterschied er sich von ihnen: wie gern er über religiöse Verirrungen spottete, wie manche Züge eines Freigeistes er sich aneignete, die wichtigsten Lehrsätze des protestantischen

Bekenntnisses blieben unerschütterliche Grundsäulen im Tempel seines Inneren.

Nicolays nächster Freund war hier in Paris, wie früher in Strassburg und später in Petersburg, Hermann La Fermière; nichts fiel der Pariser Gesellschaft an den zwei jungen Leuten so auf, wie die Herzensbrüderschaft, die sie verband. Diderot schreibt noch nach Jahren an den Bildhauer Falconet :

«Je n'ai jamais rien vu qui m'ait autant touché que l'amitié de M. de La Fermière et de M. de Nicolai . . . Je ne sais lequel j'aurais aimé le plus. M. de La Fermière a du jugement, de la raison, de la fermeté. M. de Nicolai, lui, a reçu de la sensibilité et de la douceur. Ils ont tous deux de l'urbanité et des connaissances.»

Und einen Besuch, den er den beiden Jünglingen einmal machte, beschreibt er seiner Freundin Mlle. Volland in einem Briefe vom 25. Oktober 1761 :

«Nos deux petits Allemands ont tant fait qu'ils m'ont entraîné à leur auberge. Leur dîner fut détestable ; cela ne l'empêcha pas d'être gai. Ils prétendirent qu'il avait été apprêté d'après les maximes d'Apicius Caelius, ce fameux gourmand romain, qui se tua parce qu'il ne lui restait plus que deux millions, avec lesquels, selon lui, il était impossible à un honnête homme de vivre. Mais une chose qui m'aurait fait oublier les mets les plus grossiers, c'est la vue de deux jeunes hommes pleins d'innocence, d'esprit et de candeur, et s'aimant d'une amitié qui se montrait à chaque instant de la manière la plus douce et la plus fine. Ils me récitèrent quelques-uns de leurs ouvrages, il fallait voir quel plaisir ils avaient à se préférer l'un à l'autre. «Cette prose est charmante». — «Eh, non, mon ami, c'est celle que vous avez écrit sur tel sujet qu'il faut entendre, pour être dégoûté de la mienne. Dites-nous-la». — — —

In diesem schöngeistigen Kreise verkehrte auch der Fürst D. M. Gallitzin, der im Mai 1761 zum russischen Gesandten am Hofe der Maria Theresia ernannt wurde. Er brauchte einen Privatsekretär und wählte Nicolay, der die Stelle gern annahm. So kam der junge Dichter nach Wien, wo er mit Metastasio, Gluck und namentlich mit seinem Landsmann, dem Freiherrn von Fries bekannt wurde. Nach zwei Jahren kehrte er zurück in die Vaterstadt und wurde Sekretär bei der königlichen Prätur wie es der sterbende Vater gewünscht hatte. Nach seinem eigenen Wunsche war das Amt nicht ; er benutzte jede Gelegenheit, durch kürzere Reisen den unangenehmen Geschäften zu entfliehen, und griff freudig zu, als ihm eine Zukunft ausserhalb Strassburgs geboten wurde. Der Präsident

der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Kosakenhetman Graf K. G. Rasumowsky, schickte 1765 seine Söhne nach Strassburg und empfahl sie der Fürsorge Schöpflins; als er selber nach Strassburg kam, liess sich ihm unser junger Dichter vorstellen, und da der Hetman von ihm schon in Wien gehört hatte, ernannte er ihn neben dem Franzosen Cronier zum Erzieher seines ältesten Sohnes, des Alexey, der später, 1810—16, als Minister der Volksaufklärung bekannt geworden ist.

Nicolay begleitete nun seinen Schüler auf einer grossen Reise durch Europa, die drei Jahre in Anspruch nahm; eine Zeit lang war der alte Rasumowsky bei ihnen, auch dessen genauer Freund, Oberkammerherr J. J. Schuwaloff, der Gründer der Moskauer Universität. Sie reisten über Wien nach Italien, lernten hier Winckelmann kennen: ein Brief Winckelmanns an Nicolay hat uns die einzige Kunde von einer verlorenen Schrift des grossen Pfadfinders unserer klassischen Bewegung erhalten.[1] Von Italien ging es nach Frankreich, von Frankreich nach England und von England endlich nach Russland. Dabei war Nicolay in diesen Jahren auch Professor an der Universität Strassburg, und seine Fakultät musste ihm also immer wieder Urlaub geben.[2] Dass er überhaupt je gelesen hat, ist nicht wahrscheinlich; zwar dreimal finden wir seinen Namen in den Vorlesungsverzeichnissen, im Winter 1768—69, Sommer 1769, Winter 1769—70, aber jedesmal heisst es, er werde Institutiones sive Logicas sive Metaphysicas, item Juris Naturae et Gentium *post reditum* vortragen.

Nicolay dachte an keine Rückkehr. Petersburg bot mehr. Als er 1769 dort eintraf, regierte seit sieben Jahren Katharina II., die «Semiramis des Nordens». Ihr Hof war der glänzendste in Europa. Was die Welt an Schönheit, Geist und Glanz hervorbrachte, damit suchte sie ihre nordische Hauptstadt zu schmücken; alle schönen Geister Europas suchte sie an sich zu fesseln. An Ehrgeiz, Kühnheit, Regsamkeit und Herrscherkunst übertraf sie selber alle Fürsten ihrer Zeit, den einen Friedrich den Grossen ausgenommen. An Niedrigkeit der Gesinnung und an Schamlosigkeit konnte sich keine Frau ihres Zeitalters mit ihr messen.

Als ihr Mann, Peter III., noch lebte, gebar sie einen Sohn,

---

[1] Vgl. meine Notiz «Eine verlorene Schrift Winckelmanns». Grenzboten XLIV, I. 5.

[2] Herr Prof. Martin hat aus alten Universitätsakten im hiesigen Thomasstift notiert: Nicolay erbittet in einem Briefe aus London 1769 eine Verlängerung seines Urlaubs, um Feldmarschall Rasumowsky begleiten zu können; die Bitte wird vom Magistrat widerstrebend bewilligt.

Paul Petrowitsch, aber der Kaiser wusste wohl, dass er nicht der Vater war, und er litt nie, dass man ihm das Kind vor die Augen brachte. Auch Katharina verabscheute den Knaben seit seiner Geburt; damals muss sie noch Schamgefühl besessen haben, nur dass sie es falsch anwandte. Fürwahr: wenn Paul als Kaiser zu den finstersten Despoten gehörte, so muss doch auch gesagt werden, dass er am letzten Ende unschuldig war, dass er, solange er lebte, ein viel elenderes Dasein hatte, als seine Opfer. Wie mag einem Jüngling zu Mute sein, der fortwährend Komplotte gegen sein Leben fürchten muss, die von der eigenen Mutter ausgehen! der die Frage im Kopfe wälzt, warum denn der, den er Vater nannte, dieser selben Mutter zu Liebe hatte ermordet werden müssen! der zuschauen musste, wie von Zeit zu Zeit diese Mutter, diese Kaiserin, einen neuen schmucken Offizier zum Günstling und Hoftyrannen machte! — Katharina ging auf die moralische Korruption ihres Sohnes aus, aber sie gab ihm trotzdem gute Lehrer. Sie bot d'Alembert ungeheuere Summen, um ihn als Erzieher Pauls nach Petersburg zu ziehen, und wenn dieser auch ausschlug, so war Paul doch in den besten Händen. Sein oberster Erzieher war zugleich sein aufrichtigster Freund: Graf Panin, zwanzig Jahre lang der leitende Staatsmann Russlands, wohlmeinend, scharfsichtig, ein etwas bequemer, aber genialer Diplomat, mit ausgesprochener Vorliebe für den Staat Friedrichs des Grossen. Als er sich nach Helfern bei seinem Erzieheramte umsah, empfahlen ihm Rasumowsky und Schuwaloff ihren jungen Strassburger Freund.

So ward Nicolay Lehrer des damals fünfzehnjährigen Grossfürsten und nach kurzer Zeit hatte er das Herz seines Schülers gewonnen. Auch ihm war Paul lieb, denn damals war Paul noch liebenswert. Heiter, gleichmütig, freundlich, für geistige Dinge empfänglich, von adeligem Wesen, war er nur selten ein Knecht seiner mächtigen Phantasie, gab er sich nur selten überspannten Schwärmereien hin, und nur selten und nicht ohne Ursache ergriff ihn ein krankhaftes Misstrauen gegen seine Umgebung. Nicolay scheint ihn in Geschichte und allgemeiner Rechtswissenschaft unterrichtet zu haben; er übersetzte für ihn den Agricola des Tacitus und die Einleitung zu Robertson's Geschichte Karls V.; für ihn schrieb er auch eine Epistel in Versen, worin er aus der Geschichte berühmter Fürsten dem zukünftigen Kaiser nützliche und vernünftige Lehren ans Herz legte. Der Strassburger Buchhändler Stein wollte diesen «Brief an den Grossfürsten» nachdrucken, aber die Zensoren der Stadt versagten ihm das Imprimatur, aus religiöser Bedenklichkeit, da in dem Gedichte ein wenig de-

spektierlich von den Kreuzzügen geredet wurde. Das brachte Nicolays Groll gegen die Steckelbürger zum Ausbruch. In Knittelversen — schon das sollte eine Satire auf die Strassburger Meistersingerei sein, die noch immer ihren Unfug treibe — und zwar in sehr geschickter Diktion verfasste er einen Brief an die Strassburger Censores, in dem er ihnen und der gesamten städtischen Philisterschaft gründlich den Pelz klopfte. Mit diesem Gedichte musste er sich in Strassburg für alle Zeiten unmöglich machen: so konnte nur jemand schreiben, der sich im neuen Neste behaglich fühlte.

Allerdings ging es ihm nach Wunsch. Er konnte fast ganz seiner Muse leben. In dem Jahrzehnt von 1770—1780 schuf er eine Reihe von Rittergedichten, in denen er die deutschen Leser in die romantische Welt Bojardos und Ariostens einführte, Gedichte, die neben seinen kleineren Erzählungen und Fabeln ihn zu einem der angesehenen Dichter seiner Zeit machten, auch zu einem viel gelesenen. Es soll (nach Büchmann Geflügelte Worte. XIII. Aufl. p. 81) eins seiner Gedichte, «der Lügner», den Allerweltsspruch in Umlauf gesetzt haben: «Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht»; ich kann allerdings das Dictum bei Nicolay nirgends finden. Sein Amt bot ihm Musse genug. Denn als Lehrer des Grossfürsten hatte er noch fünf Kollegen, und dies Lehramt dauerte auch nur wenige Jahre; 1773 vermählte sich Paul, und damit hatte seine Erziehung ein Ende. Alle Welt war mit ihr zufrieden, und der englische Gesandte berichtete an seinen Minister, die Erzieher hätten ihrem Schüler keine lasterhaften Grundsätze beigebracht, ihre heilsamen Lehren hätten vielmehr gewisse natürliche Mängel beseitigt, so dass er ein viel besserer Mann geworden sei, als wenn er sich selbst überlassen geblieben wäre. Nicolay blieb in der Umgebung Pauls als dessen Kabinettssekretär und Bibliothekar, und kurz nachdem er selber sich mit Johanna Poggenpohl, einer reichen Bankierstochter aus Petersburg verheiratet hatte — es war 1776 — begleitete er seinen Prinzen zur Brautschau nach Berlin, denn Paul war schon wieder Witwer geworden und plante eine neue Heirat mit einer halben Landsmännin unseres Dichters, der Prinzessin Sophia Dorothea Amalia von Württemberg, die an dem kleinen Hofe von Mömpelgart aufgewachsen war; besser ist sie bekannt als Kaiserin Maria Feodorowna von Russland und als Mutter der Kaiser Alexander und Nikolaus. Kein geringerer vermittelte diese Heirat als Friedrich der Grosse, und Paul war überglücklich, aus den Händen des schwärmerisch verehrten Königs die Braut zu empfangen. Auch Nicolay fühlte sich in Berlin wohl, das geistige Leben dort war ganz nach

seinem Geschmacke: aufgeklärt, vernünftig, massvoll; bei französischer Bildung nationale Gesinnung; und in Ramler und Friedrich Nicolai fand er gleichgesinnte, liebe Freunde.

Fünf Jahre später begleitete unser Dichter das junge grossfürstliche Paar auf einer grossen Reise durch die europäischen Staaten. Neben ihm waren in dem Gefolge auch die Dichter La Fermière, der französische Stücke für die Aufführungen in Gatschina schrieb, und Klinger; mit letzterem scheint Nicolay trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere gut ausgekommen zu sein. Die Reise machte in ganz Europa grosses Aufsehen; Katharinas Plan war, durch sie den Grossfürsten dem preussischen Einflusse zu entziehen und namentlich mit dem Hause Habsburg gute Freundschaft anzuknüpfen. Paul und Maria traten die Reise schweren Herzens an, eben weil sie Berlin und Potsdam nicht berühren durften und weil sie Sorge trugen, dass ihnen de Rückweg nach Russland vereitelt werden könnte.

In Wien herrschte grosse Freude bei ihrer Ankunft, und die Wiener Zeitung begrüsste den hohen Gast in ihrer Nummer vom 24. November 1781 in enthusiastischen Versen:

«Die Freude Wiens ist unbegrenzt,
Seit uns das Glück zu Theil geworden,
Dass selbst der grosse Stern aus Norden
In voller Majestät in unsern Mauern glänzt.»

Auch Nicolay machte guten Eindruck in Wien; Metastasio und der Ritter Gluck wussten ihm Dank, als er die hohen Herrschaften bei ihnen einführte, und Kaiser Joseph schrieb von ihm in einem vertraulichen Briefe an den Erzherzog Leopold von Toskana, dem Nicolay schon als ein gewandter Mann («fort leste») bekannt war: «Le secrétaire Nicolai est un de ces hommes précieux qui sert son maître sans jamais en faire parade ou vouloir être distingué». Einen öffentlichen Beweis seiner Huld gab ihm Joseph, indem er ihn am 10. April 1782 auf seinen Wunsch [1] in des heiligen römischen Reiches Ritterstand erhob.

Von Wien ging die Reise nach Italien. Hier traf Klinger mit Heinse zusammen und suchte ihn zum Bibliothekar des Grossfürsten zu machen. So berichtet wenigstens Heinse an Jacobi, aber auf Heinsesche Berichte kann man sich nicht verlassen.

Katharinas Plan, eine Freundschaft zwischen Paul und dem Hause Habsburg zu stande zu bringen, war nicht in Er-

[1] «Auf seinen Wunsch», wie aus dem Adelsdiplom hervorgeht, welches mir fragmentarisch vorliegt.


L. H. de NICOLAÏ.
Nachlässig schön, tief denkend leicht, voll Ernst voll Scherz
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters, als das Herz.

füllung gegangen; erst in Versailles verlor der Grossfürst etwas von seinen preussischen Neigungen: die Liebenswürdigkeit und Biederkeit Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens thaten ihm wohl, die Pracht des Hofes und die feine Kultur der Hauptstadt imponierten ihm; die Pariser, die für seine schöne Grossfürstin schwärmten, die d'Alembert, Beaumarchais und La Harpe, die ihm geistreiche Schmeicheleien sagten, gefielen ihm. Nur ungern nahmen sie Abschied; in der Begleitung der bekannten Baronin Oberkirch, einer Jugendfreundin Maria Feodorownas, reisten sie in das Elsass, und von da ging es nach Stuttgart, — wo die Festfreude gewiss nur wenig gestört wurde durch die Entweichung eines Eleven der Karlsschule, der ein tolles Stück hatte in Mannheim aufführen lassen, — und von Stuttgart endlich über das österreichische Hoflager zurück in die nordische Heimat. Nicolay war schon nicht mehr bei ihnen, als sie in Strassburg das festlich beleuchtete Münster anstaunten. Sie hatten ihn in geheimer Mission voraus nach Russland gesandt.

Er besass das vollste Vertrauen des grossfürstlichen Paares. Fast beständig lebte er mit ihnen in ihren einsamen Residenzen Pawlowsk und Gatschina, gehasst von der Kaiserin, denn ihr Hass war von der Liebe Pauls und Marias untrennbar. Er war Privatsekretär der letzteren, eine Art Hausminister und Hofmarschall. Stets um ihre Person, unterstützte er sie in allen kleinen Bedürfnissen, verschrieb für sie Papier, Bleistifte und bunten Streusand aus England, weil die englischen Kaufleute in Petersburg zu teuer waren, besorgte ihr ebendaher Musselin und Velours und Satin, that dann und wann eine kleine Notlüge für sie und half ihr aus, wenn sie kein Geld hatte. Denn auch das kam vor; als Nicolays Jugendfreund La Fermière starb, besass die Erbin des russischen Thrones keine 2000 Rubel, um sie den Erben ihres Gläubigers zurückzuzahlen, und Nicolay musste die Schuld übernehmen. Es war ihm wohl in ihrer Nähe: sie war so zart und freundlich gegen ihn und dabei so tugendhaft — in Russland! — so wohlthätig und so edel, und wenn sie ihn einmal etwas quälte, so machte sie doch bald alles wieder gut.

Am 6. November 1796 starb Katharina die Zweite. Paul und Maria waren endlich frei und unumschränkte Herrscher eines weiten Reiches. Sie vergassen die Freunde nicht, die ihnen in der Zeit der Niedrigkeit treu gewesen waren. Nicolay wurde der Titel «Baron» gesichert, er wurde Mitglied des Kabinettsrats, Ritter des kleinen St. Annenordens, Verwalter des Kabinetts der geschnittenen Steine, Staatsrat. Etwas später wurde ihm der St. Annenorden I. Kl., und dass er seine Ehren würdig vertreten könne, ein Dorf im Gouvernement Tambow (nicht in

Polen) mit 1500 Bauern verliehen, und im April 1798 endlich wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt.

Das war viel Huld und viel Ehre auf einmal; kein Wunder, dass es an Neidern nicht fehlte. Mit Einem wollen wir uns beschäftigen, mit Masson, dem Verfasser der 1800 zu Amsterdam anonym erschienenen Mémoires secrets sur la Russie . . . , denn aus seinem Buche hat ohne Zweifel Gervinus seine Anklagen gegen den Privatcharakter Nicolays entnommen. Masson berichtet unter anderem: «Il reçut quelques centaines d'âmes pour achever de corrompre la sienne.» (Anmerkung hiezu : «Il avoit déjà une terre en Finlande, province cédée par la Suède, ou les paysans ne sont pas tout-à-fait réduits au même mode d'esclavage que les Russes; et Nicolai s'en plaignoit souvent disant: que ces gueux-là ne lui rapportoient presque rien, et prétendoient d'avoir des franchises. Ceux qu'il vient de recevoir sont en Pologne: il pourra, à son gré, les séparer, les vendre, ou les faire travailler, comme ses animaux domestiques, à l'embellissement de ses jardins. Qu'on juge par ce trait qu'est devenu en Russie ce Strasbourgeois, qui passe en Allemagne pour un philosophe, que tant d'écrivailleurs flagornent comme un Mécène. S'il vient à lire ceci, il admirera sans doute la modération avec laquelle on y parle de lui)·» Weiter: «Il est de Strasbourg, et connu en Allemagne par quelques imitations de l'Arioste et quelques poésies assez jolies, quoique très-verbeuses. Il a été aussi obligé de sacrifier sa muse sur l'autel de la fortune où elle-même avait conduit l'ingrat. Je ne sais si la morgue politique qu'il s'est cru obligé de prendre le rend plus heureux; mais elle ne lui en donne pas l'apparence.» Kotzebue, mit dem übrigens Nicolay nichts im Sinne hatte, beschäftigte sich mit Massons Memoiren. (Das denkwürdigste Jahr meines Lebens. Berlin 1801. II, p. 349). Wir wollen ihm die Verteidigung unseres Dichters übergeben: «Seite 315 schüttet der Verfasser auf Einmal eine Fluth von Gift auf einen sehr würdigen Mann: Etatsrath Baron Nicolai, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der uns Deutschen als ein angenehmer Dichter, seinen Untergebenen als ein väterlicher Freund, seinen Freunden als ein rechtschaffener, gefühlvoller Mensch, und Allen, die sich ihm nähern, als ein höchst gebildeter, geistvoller Mann bekannt ist. Offenbar muss er das Unglück gehabt haben, die Verdienste des Herrn von M** nicht gebührend zu bewundern, vielleicht wohl gar einmal seine Verschen fade zu finden; denn nur auf diese Weise lässt sich erklären, wie es dem Memorien-Schreiber möglich war, von diesem so allgemein geschätzten Mann zu sagen: «man habe ihm einige

hundert Seelen geschenkt, um die seinige vollends zu verderben, er sei ein Tyrann seiner Bauern» u. s. w. — Dass Herr von Nicolai sich wohl einmal beklagt haben kann, dass seine Finnländischen Bauern ihm wenig eintragen, das halte ich für sehr möglich; es bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger, als wenn ein deutscher Edelmann sagt: mein Gut trägt mir wenig ein; und es gehört wirklich eine sehr schwarze franchise dazu, um einer solchen gleichgültigen Aeusserung willen den unbefleckten Ruf eines solchen Mannes anzutasten. Doch welcher Ruf wäre dem Herrn v. M** heilig! — Eben so unwahr ist das, was ihm von der morgue politique des Herrn von N. zu sagen beliebt. Ich habe davon auch nicht eine Spur bei ihm gefunden. Vielleicht hielt er es aber für nötig, gegen Herrn v. M** auf seiner Hut zu sein; und der Ausgang lehrt, dass er Recht hatte. —

«Herr von M** sagt: «Flagornirende écrivailleurs (Skribler) hätten Herrn von Nicolai zum Mäcen erhoben.» Ich sehe voraus, dass er nun auch mich unter diese Zahl rechnen wird, und das kümmert mich wenig. Nur muss ich hinzufügen, dass ich nicht das Glück habe, mit dem Herrn von N. genau bekannt zu seyn, und dass ich frei, ohne alle Rücksichten, meine Feder bloss durch das Lob der Tugend und des Verdienstes zu ehren glaubte.» — — —

Nicolay hatte in seinen neuen Würden mancherlei Aerger und manche verdriessliche Arbeit; auch die Kaiserin nahm ihn noch sehr in Anspruch. Im Staatsrat fühlte er sich nur als halbes Mitglied, da er zeitlebens zu wenig Russisch verstand, um mitreden zu können; auch die Akademie der Wissenschaften bot ihm nicht das, was er gehofft hatte, als er den Wunsch äusserte, unter Gelehrten sein Leben beschliessen zu können, wie er es unter ihnen begonnen habe. Die Kasse der Akademie enthielt als gute russische Kasse 60000 Rubel weniger als sie sollte; die Akademiker waren träge und ränkesüchtig und eine seiner Aufgaben, nämlich die, einen Staats- und Adresskalender zusammenzustellen, erwies sich als unausführbar. Es war in der That eine schwierige Aufgabe, eine Rangliste zu verfertigen: als der achte Bogen gedruckt wurde, waren die sieben vorhergehenden schon wieder vollständig falsch, so schnell geschahen damals in Russland Absetzungen und Ernennungen in den wichtigsten Aemtern.

Denn der böse Geist war über Kaiser Paul gekommen. Bei seinen ersten Regierungsakten hatte ihm sein Volk zugejauchzt, das Ausland Beifall gerufen. Der alte Vater Gleim hatte in die längst verstimmte Leier gegriffen und ihm ein begeistertes Lied gesungen. So schloss er:

Er ist's! Den Gott erschuf, Erschaffer auch zu werden
In seiner Gottes-Stadt! und Könige der Erden
Zu lehren es zu seyn! Du bists!
Bist eines bessern Volks Erschaffer und Erhalter,
Bist Kaiser! deines Reichs Gott ähnlicher Verwalter,
Singt, alle Sänger! Ihn! Er ists!

Das Gedicht kam an Nicolay, dass er es Russlands Dichtern mitteile; es ist bis jetzt ungedruckt geblieben, denn Pauls Regierung sorgte bald dafür, dass solche Verse noch lächerlicher wurden, als sie es von Haus aus schon waren. Die Extravaganzen des Kaisers sind bekannt; man hat gelesen, wie er die runden Hüte verbot, wie jeder Wagen halten musste, wenn er dieselbe Strasse fuhr, wie die Insassen heraussteigen mussten und ihn auf der Strasse begrüssen, die Grossen des Hofes, die Kaiserin selbst nicht ausgenommen, wie kein ausländisches Buch die Grenze passieren durfte, wie er endlich das Gerücht aussprengen liess, er wolle alle Monarchen Europas zum Zweikampf fordern. Es war eine unheimliche Zeit am russischen Hofe; man sah, der Wahnsinn, dessen Keime Katharina in die Seele des Knaben gelegt hatte, war ausgebrochen. Auch die Treuesten verfolgte die Heftigkeit und das Misstrauen des Kaisers, auch unser Landsmann blieb nicht davon verschont. Er ward scharf beobachtet, seine Briefe wurden geöffnet und durchforscht, sogar die an seine Frau, aber man fand nichts. Nicolay war ein kluger Mann. An ein Briefgeheimnis hatte er nie geglaubt; in Politik hatte er sich nur so weit eingelassen, wie ihm befohlen war; seine unzufriedenen Gedanken hatte er für sich behalten, und wenn es ihm gar zu unbehaglich ward, so hatte er sich ganz in seine wissenschaftlichen Arbeiten vergraben. So stand er auch der Verschwörung gegen das Leben Pauls ganz fern; dass sie da war, musste er wissen, denn das war kein Geheimnis; am 12. März 1801 sah man Abends in Petersburg nach der Uhr, und sagte sich, dass die ersehnte Stunde gekommen sei.

Ein trauriges Ende eines beklagenswerten Lebens: ein Kaiser hört seine Mörder den Gang zu seinem Schlafzimmer heraufkommen, er springt aus dem Bette, eine betrunkene Schar dringt ein, man findet den halbbekleideten Mann hinter einer spanischen Wand, er wehrt sich mit der Wut der Verzweiflung, im Ringen findet er den Tod.

«Nous avons la despotie tempérée par des assassinats», scherzte man am andern Morgen in Petersburg, und unser Nicolay, dem alle Gewaltthaten und Revolutionen zuwider waren, nannte das grosse Ereignis «si heureux d'un côté, si terrible de l'autre». So dachte auch etwa die nunmehrige Kai-

serin Mutter, der sich der alte Freund endlich wieder nahen durfte. Ihr Sohn Alexander war nun Kaiser; er beliess Nicolay in allen seinen Aemtern, aber diesem war das Hofleben immer mehr zum Ekel geworden. Er bat den Kaiser zweimal um Entlassung, 1803 endlich wurde ihm die ersehnte Ruhe beschieden. Nur das alte Verhältnis zur Kaiserin Mutter wurde noch nicht gelöst, auch das Patronat über die evangelisch-lutherische St. Katharinenkirche behielt er bei.

Von nun an lebte er meist auf seinem Landgute Monrepos in Finnland, nur einige Wintermonate pflegte er in Petersburg zuzubringen. Mancher Fremde suchte ihn in seinem Tusculum auf. Einer von ihnen, der Staatsrat von Gerschau, der Schwiegervater Binzers, des Dichters der Burschenschaft, hat uns von seinen Eindrücken dort berichtet. Nicolay war ein Mann von höchstens mittlerer Statur, zart und mager gebaut, das Haar schlicht, das Gesicht sanft gerötet, die Stimme leise, der Gang leicht und schnell, die Kleidung meist einfach.[1] Er war ein musterhafter Gesellschafter und Wirt; dem unermüdlichsten Schwätzer konnte er ebenso unermüdlich zuhören, er selber war die verkörperte Höflichkeit und Bescheidenheit; wenn er das Wort ergriff, so unterhielt er auf das Vortrefflichste durch scherzhafte Darstellung und allerlei kleine Geschichten à propos. Sein Tisch war opulent und er blieb in angenehmer Gesellschaft gern eine Stunde über die Zeit. In seinem Hause hielt er auf strengste Ordnung, namentlich in seiner grossen Bibliothek und seiner wohlversehenen Kupferstichsammlung: dort pflegte er seine Tage hinzubringen, zu lesen oder, als er fast gänzlich erblindete, sich vorlesen zu lassen, meist Dichtungen aus der deutschen, französischen und englischen Literatur, oder die Bratsche zu spielen, wie er sie als Strassburger Student gespielt hatte.

Seinen Lebensabend verschönte ihm ein liebender Sohn, das einzige Kind, das er hatte. Er hatte ihn in Deutschland erziehen lassen. Fritz Stolberg hatte ihn einmal von Petersburg mitgenommen und ihn nach Eutin zu Vossens ins Haus gebracht. Voss begehrte eigentlich keine Pensionäre und seine Frau hatte ihre liebe Not mit dem Jungen, der kein Wort Deutsch verstand; aber sie waren bald gute Freunde geworden, und Paul wuchs auf wie ein Sohn des Hauses. Nach mehr als zehnjähriger Trennung sah er seine Eltern wieder. Der Vater

---

[1] Bilder Nicolays finden sich in m, in den elsässischen Neujahrsblättern und vor dem LXXX. Bd. der Allg. d. Bibliothek mit folgenden Versen von Ramler:

Nachlässig schön, tiefdenkend leicht, voll Ernst, voll Scherz:
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters als das Herz.

war mit der Erziehung zufrieden. «Seine Manieren sind mehr englisch als französisch» «Ich wollte ihn nicht zu deutsch haben, aber noch viel weniger zu französisch. Dem Charakter nach ist er deutsch, nun müssen seine Manieren noch etwas französisch werden, d. h. nach der alten französischen Art.» Mit den Franzosen der Revolution und denen Bonapartes hatte er nichts im Sinne, er nannte sie kurzweg Briganten und da er sah, dass sie sonst unbesieglich waren, bittet er Gott, ihnen Pest und Hungersnot zu schicken. — Eine grosse Freude war es für ihn, als er eine liebenswürdige Schwiegertochter aus der guten Gesellschaft des alten Frankreichs erhielt. Paul vermählte sich mit einer Prinzessin von Broglie, einer Grosstochter des Marschalls. Seine Söhne und Enkel haben sich in Russland als Gesandte, Minister und Generäle verdient gemacht.

Ludwig Heinrich Nicolay starb am 28. November 1820. Er war 83 Jahre alt geworden. Begraben liegt er in seinem Parke, wo er so manche schöne Stunde verbrachte. Früher war dort ein ödes felsiges Küstenland gewesen; er hatte verstanden, aus der Wüste ein Eden zu schaffen, und sein Gut ward weit berühmt wegen seiner schönen Anlagen. Noch heute versäumt niemand, der in die Nähe der Hafenstadt Wiborg kommt, das kleine finnische Paradies aufzusuchen. Monrepos ist Nicolays dauerndstes Werk.

II.

Folgende Ausgaben sind von den literarischen Werken Nicolays erschienen:

a. Elegien und Briefe. Strassburg, bey Johann Gottfried Bauer. 1760.

b. Verse und Prose von N. — Basel, bey Johannes Schweighäuser 1773. Zwei Teile.

c. Galwine. Eine Rittergeschichte in 6 Gesängen. Petersburg 1771.

d. Vermischte Gedichte von Herrn Ludwig Heinrich Nicolay, Kabinettssekretär und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit des Grossfürsten aller Reussen. Berlin und Stettin. 1778 (I. II.), 79 (III.), 80 (IV. V.), 81 (VI.), 83 (VII.), 84 (VIII.), 86 (IX). Seit dem VII. Teile heisst der Verfasser L. H. von Nicolay. Besonders erschienen aus dieser Gesamtausgabe 1780 Das Schöne und 1781—84 Reinhold und Angelika.

(La beauté. Conte traduit de l'Allemand de Mr. Nicolai par Mr. de la F. (ermière?) à Berlin 1781.)

e. Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolay. 1792 (I—IV), 94 (V—VII).

f. Idäa oder männliche und weibliche Tugend. Eine historische Novelle. Wien 1792.

g. Das Landgut Monrepos in Finnland. Berlin 1809.

h. Balladen. Berlin 1810.

i. Theatralische Werke von Ludwig Heinrich von Nicolay. Königsberg, bey Friedrich Nicolovius. 1811. Erster Band: Trauerspiele. Zweyter Band: Lustspiele. Die vier Dramen dieser Sammlung waren früher einzeln erschienen.

k. Athalie von Racine. Königsberg 1816.

l. Molières Gelehrte Weiber. Leipzig, Kummer 1817.

m. Poetische Werke von Heinrich Ludwig Freyherrn von Nicolai. Zweyte durchaus umgearbeitete und vermehrte Original-Auflage. Wien 1817. In der Haas'schen Buchhandlung. 4 Bde.

n. Muffel oder der Scheinheilige. Lustspiel in 3 Akten nach Molières Tartuffe. Wiborg 1819. 8.

o. Der Arme und der Reiche. Leipzig 1820.

p. Die Todtenwache. Ein Gedicht. Leipzig 1820.

q. Die Reliquie. Ein Gedicht. Leipzig 1820.

Die Ausgaben c f g h k l n o p q zitiere ich nach Gödecke; von diesen enthalten die sechs letzteren Werke, die ich nicht gelesen habe. Wenn auch immerhin bedauerlich bleibt, dass ich sie nicht habe zur Einsicht erlangen können, so dürfte doch der Verlust nicht sehr gross sein, da k, l und n Uebersetzungen sind und o, p, q als Werke eines hohen Alters sich von den früheren epischen Dichtungen vermutlich nur durch gesteigerte Schwächen unterscheiden.[1]

Man muss zuweilen an Goethe denken, wenn man Nicolay liest. Nicht dass er Goethen so sehr gliche, sondern weil er ihm so wenig gleicht. Goethe kam nach Strassburg, als Nicolay aufhörte, Mitglied der Universität zu sein; Goethe studierte bei denselben Lehrern, in denselben Zimmern mit demselben Wider-

[1] Von den Ausgaben, die ich eingesehen habe. sind b e und m in Antiqualettern gedruckt; in b finden sich Majuskeln nur bei Eigennamen. — Einzelne Gedichte N.'s erschienen zuerst in literarischen Journalen und Musenalmanachen.

willen gegen die Jurisprudenz, war von derselben Neigung erfüllt zum Dichterlesen, zu literarischen Gesprächen mit gleichgesinnten Freunden, zu eigenem Schaffen. Beide gingen in denselben Gassen, auf denselben Promenaden, sahen fast dieselben Menschen; beide waren in elsässische Mädchen verliebt. Soll man da nicht erwarten, dass ihre Dichtungen von verwandter Art sein müssten, wenigstens die aus ihrer Strassburger Zeit? Man wird vergeblich nach den gemeinsamen Zügen suchen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen beiden: bei Goethe dichtete das Herz, bei Nicolay der Verstand und das Gedächtnis. Goethe sang, wie der Vogel singt, Nicolay dichtete, wie man dichtet mit dem Blick auf das Tintenfass, die Lampe und den Bücherschrank. Man braucht nur zu lesen, was er so verfertigt hat, um Respekt zu bekommen vor der Salzmannischen Tischgesellschaft und ihren Geistesgenossen im übrigen Deutschland. Nicolay ging, und Goethe kam: man möchte sagen, die Versmacher gingen und die Dichter kamen; die Handwerker gingen und die Künstler kamen.

Auch dem Handwerk gebührt Ehre. Es ist älter als die Kunst und bahnt ihr den Weg. Wie sehr der Künstler über den Handwerker hervorrage, so ist er doch sein Schüler, die Fertigkeiten und Handgriffe hat er von ihm lernen müssen, das Material aus seinen Händen erhalten.

Damit haben wir das Verdienst angedeutet, welches sich Nicolay und seinesgleichen um die deutsche Literatur erwarben: sie führten neues wertvolles Material ein und bildeten das Mechanische und Formelle aus, was zum poetischen Schaffen gehört. Nach ihnen brauchten nur begnadete Sänger zu kommen, die spielend von ihnen erwarben, was sie mühsam gesammelt, die dann aus einer grossen Seele heraus, einer Seele, die in der Götter Rate zu Hause war, Leben einhauchten in die Puppen, die ihre Vorgänger gebildet. Unsere Dichterheroen kamen, aber Schriftsteller wie Nicolay mussten vorausgehn.

Es war ein Verdienst, in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren solche Verse zu schreiben, wie sie von Nicolay ausgingen, Verse, die ohne jede Mühe hervorgebracht zu sein scheinen, die leicht und gefällig dahinfliessen, wie ein Wiesenbach, der von allen Seiten Zufluss erhält, dem keine Hügel, keine Felsen und keine Tiefen im Wege liegen. Seine Leser empfanden diese Leichtigkeit der Versbildung wohl, diesen Ueberfluss an Reimen, diesen Reichtum an Worten. Gerschau hebt eine Naturschilderung aus einer der Elegien heraus. (d, I. Der Nachen der Liebe.)

«Gleich einem Oele lag die See, von keinem Winde
Die Fläche kraus, die Klippen ohne Schaum;
Am Ufer nur bewegte sich gelinde,
Wie sich ein Busen regt, der nassen Decke Saum.» etc.

Auch Küttner rühmt 1781 den Stil Nicolays in seinen «Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten» und der Verfasser des «Pfingstmontag», Professor Arnold in Strassburg, findet bei unserm Autor «une profonde connoissance du cœur humain, de la variété dans les tableaux, souvent de la grâce, quelquefois de l'énergie et toujours une grande abondance de pensées et une aimable facilité» (Notice litt. 8 hist. sur les poètes alsaciens. Paris 1806). Diese «abondance de pensées» klingt noch wie ein Lob, der boshafte Masson tadelt die Nicolayschen Poesien wegen ihrer Verbosität, und auch der wohlwollende Küttner muss zugeben: sein Reichtum geht zuweilen in eine Redseligkeit über, die nur just in den erzählenden Dichtarten ihren Wert hat. So hat man unserem Dichter öfter den Vorwurf der Breite und Wortfülle gemacht. Nicht mit Unrecht. Er ist etwas geschwätzig, er kann keinen gelegentlichen Gedanken unterdrücken, und so finden sich bei ihm viele Verse, die für den Zweck der Dichtung entbehrlich wären, die, wenn auch nie unsinnig oder thöricht, doch oft recht alltäglich und prosaisch sind. Doch ist Nicolay nicht in dem Sinne wortreich, dass er die einzelnen Gedanken durch allzuviele Worte ausdrückte: wenn man ihn mit Hagedorn, Brockes und noch älteren deutschen Dichtern vergleicht, so möchte man rühmen, dass sein Ausdruck kurz und schlicht sei. Nie werden wir bei ihm von der modischen Sucht belästigt, jedes Substantivum durch ein Eigenschaftswort zu umkleiden; er verspottet diese Manier selber in einem Epigramm, und selten findet sich bei ihm jene Zerspaltung eines Begriffes in zwei, drei oder noch mehr angereihte Synonyma, die nach Prof. Hennings Bemerkung durch Paul Gerhard und die Kirchenliederdichter eingeführt und namentlich in der schlesischen Schule gepflegt wurde. Ganz überwunden hat er diese Schwäche allerdings auch nicht:

«Wenn ich bedenke, wie uns oft
So plötzlich, rasch und unverhofft
Die Leidenschaft ergreift, uns auf die Folter schraubet,
Uns aller Klugheit, aller Fähigkeit beraubet,
Uns blendet, uns tyrannisch niederdrückt
Und jeden andern Ruf in unsrer Brust erstickt.» etc.

(Reinhold und Angelika I. Ges.)

Rühmen müssen wir ferner an Nicolay sein eifriges Streben nach Korrektheit der Sprache. Wenige Dichter haben so ausdauernd gefeilt, waren so gern bereit, die gefundenen Formen aufzugeben und die Arbeit von Neuem zu machen, wie Nicolay. Ramler half ihm dabei, er sah die Gedichte des jüngeren Freundes vor dem Drucke durch, und Nicolay war einer der Wenigen, denen die Bedenklichkeiten des alten Pedanten genehm waren. Jede Zeit hat ein Bewusstsein ihrer Aufgabe; so strebte man in der vorklassischen Zeit danach, der allzu üppigen Sprache die wilden Ranken abzuschneiden, durch das Gestrüpp vorgeschriebene und bequeme Wege anzulegen für ein späteres Geschlecht.

Und für ein Verdienst wollen wir es Nicolay auch anrechnen, dass er sich nicht von der stürmischen Bewegung ergreifen liess, die im siebenten und achten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die Geister mit sich fortriss. Wir pflegen viel Sympathie mit ihr zu haben, weil ein Goethe und ein Schiller unter den Führern waren, aber Krankheiten bleiben Krankheiten, auch wenn die hoffnungsvollsten Jünglinge davon befallen werden. Zu den Meisterwerken Schillers und Goethes haben die von den Stürmern und Drängern angefeindeten Klassizisten ihr gut Teil beigetragen, und die Dichter, die ihr Leben lang Revolutionäre, Stürmer und Dränger blieben, stehen an Geschmack, an stofflicher und formaler Vollendung ihrer Werke, an Nutzen für die ästhetische Bildung der Lesewelt, doch unter ihren Gegnern, unter Dichtern von Nicolays Schlage. Wenn jene bei unseren Literarhistorikern entschiedenere Vorliebe finden als diese, so haben sie das nur ihren grossen Genossen zu verdanken; die Einen haben ebenso gut wie die Andern dazu geholfen, unsere klassische Periode herbeizuführen.

Nicolay nimmt in der nationalen Revolution gegen die literarische Allgewalt des Klassizismus entschieden Stellung für den letzteren, für Boileau, für Racine, für die romanischen Nationen. Seine zarte, feine Natur, sein nüchterner Blick, sein gesunder Menschenverstand erkennt von Anfang an die Schwächen der Neuerer, und er führt sein Leben lang Krieg gegen die Englisch-Teutschen, die Klopstockianer, die Barden, die Shakespearianer und die Anhänger Rousseaus. Des letzteren Naturschwärmerei und Kulturhass versteht er nicht; er ist glücklich, in einer zivilisierten Zeit zu leben und auf die Anklagen Rousseaus hat er die Antwort: «Der Weisheit erster Schritt ist alles anzuklagen, Ihr zweiter sich mit allen zu vertragen.» (II. Brief an den Grafen Fries.) Er sieht, wie die Mehrheit auf Seiten der Empörer ist, «wie halb Germanien im Urteil wankt, ob Missgeburten staunt, den Spöttern Beifall

klatscht und Dichter seiner Richtung bei Toback und Bier zu Schönaichs Herde schickt» (Brief an den Grafen Panin), aber er erkennt auch, dass er nur vorübergehende Moden vor sich hat, und solche Moden will er nicht mitmachen.

Einst waren wir an nichts als Edelsteinen reich.
Poeten glichen Juweliren,
Die Verse strotzten von Saphiren,
Lorettischen Madonnen gleich.
Uns plagte drauf die Thorheit lange,
Dem Franzen gleich, galant zu thun,
Wie Dresdner Porcelan bog sich der Reimer nun,
Und suchte Zierlichkeit in Tändeley und Zwange.
Bald aber kam aus Albion
Ein Ungewitter aufgestiegen;
Vom Mizraim'schen Helikon
Sah man die Amoretten sich verfliegen.
Gespenstern glich der Dichter Chor,
Die nur um Mitternacht erschienen,
Mit Teufeln und mit Cherubinen
Umringet, brüllte man in banger Deutschen Ohr.
Dann steckten uns mit hohen Sympathien
Die Dichter unsre Mägdchen an,
Vernünftge Liebe musste fliehen.
Doch that das Kind, entzückt in Harmonien,
Oft irdischer, als es zuvor gethan . . .

Wie er hier in einem «Briefe an den Grafen Panin» (d. e. m.) gegen die Messiade Partei nimmt, so schildert er auch in einem «Briefe an Phyllis» (a. b. e. m.), also schon 1760, den Dichter nach seinem Herzen als einen Gegner von Klopstock :

Er redet nicht mit neuen Zungen
Und bleibt sich seiner selbst bewusst,
Er träumet nicht von stäten Sympathien,
Von Sphären und von Harmonien,
Er girrt nicht stets im Myrtenhain,
Er hüllt sich nicht in dunkle Lieder
Und drängt sich nicht, zu gross für seine Brüder,
Beim Cherub und beim Seraph ein . . .

Das sind alles recht vernünftige Ansichten, aber sie beweisen auch, dass der Empfindung unseres Dichters die rechte Tiefe, seiner Phantasie der hohe Flug, seiner ganzen Weise zu denken und zu fühlen, die Gabe der Begeisterung fehlte. So können wir nicht erwarten, in Nicolay einen Lyriker zu finden, und allerdings muss man Bedenken tragen, seine «Oden», «Elegien» und «Briefe» (in a. b. d. e. f. m.) als lyrische Gedichte zu bezeichnen. Zwar von einem Ich ist darin die Rede,

aber man darf es nicht deuten «Ich, Ludwig Heinrich Nicolay als Individuum», sondern «Ich als verständiger und gebildeter Mensch» oder «Jeder verständige und gebildete Mensch». Schon der Jüngling denkt und fühlt wie ein Schulmeister, wie ein Greis; in allen seinen lyrischen Gedichten herrscht ein trockener, lehrhafter Ton, ob sie nun vom Liebchen handeln, oder von einem erträumten Landleben, oder, an Pfeffel und La Fermière gerichtet, Freundschafts- und Schönheitskultus treiben, oder auseinandersetzen, wie der Mensch auf Erden glücklich werden kann. Nicht das übervolle Herz zwingt ihn zu dichten; die Lust an der Nachahmung gibt ihm die Feder in die Hand. Er sagt es selber. Seine erste Elegie erinnert an Goethes Zueignung; wir sagten oben, in welchem Sinne. So schildert er seine Berufung zum Dichter: Des vollen Mondes Schimmer brach durch dünne Wolken, auf leere Strassen schien sein ungewisser Strahl, der Jüngling sitzt noch beim Tibull, erschreckt schaut er auf: in hellem Glanze steht die Elegie vor ihm, mit lockigem Haupt, die Augen verweint, der Bau der Glieder träge Weichlichkeit verratend.

«Wie lange, sagte sie, soll ich dich lesend finden,
Wie lange willst du noch die deutsche Muse fliehn?
Was nützet dirs, den Wert der Alten zu empfinden,
Wenn eigne Lieder dich dem Pöbel nicht entziehn?
Zwar brennet nicht in dir Homers und Marons Feuer;
Mit Recht entfernet sich dein Fuss von Aeschyls Bahn,
Du siehst Terenzens Kunst, du siehst des Flaccus Leyer,
Du siehst Lucrezens Lied als unnachahmlich an:
Doch hat nicht auch Ovid der Nachwelt Lob errungen?
Es leben heute noch Properz und Cynthia,
Der zärtliche Tibull, der Delien besungen,
Und die, die Philipps Sohn aus ihrer Schule sah.»

Hier nennt der Dichter selber seine Vorbilder: Ovid, Properz, Tibull, Johannes Secundus, Lotichius; an anderen Stellen fügt er noch hinzu Hadrianus, Marius, Petrarca, Tasso, Dryden. Auch Boileau hätte er nennen können. Wie dieser zeichnete er sich in der Satire aus. Meisterhaft ist seine «Epistel an die Strassburger Zensoren», aber sie ist sehr lang und zerstückeln lässt sie sich nicht gut. Statt dessen eine kürzere Stelle aus einem «Briefe an die Gräfin Schuwaloff» (d. e. m.).

Oft hört ich in bestäubter Schule
Den seichten Lehrer auf dem Stuhle
Von Folianten eingesperrt,
Die Amtsperrücke schief gezerrt,
Horazens Verse konstruiren,
Ungleiche Texte conferiren,

Die klaren Stellen kommentiren,
Die dunkeln grausam violiren,
Was Barkley, Sanadon, Minell und Baxter spricht,
In langen Reden recensiren,
Das Altertum, die Nahmen expliciren,
Kurz, alles, nur den Dichter nicht.

Die Sinngedichte unseres Verfassers sind meist zahm und matt. Sie sind etwa von der Güte derer, die Lessing in den Papierkorb warf. «Zwei Dinge fürcht ich: Dir gefalle der Verse keiner, Baven alle.» Unter den 37 Sinngedichten der zweiten Gesamtausgabe sind einige aus Owen und Rochester übertragen. Die Ausgabe von 1817 ist reichhaltiger an Epigrammen, und manche, die aus persönlichen Verhältnissen hervorgingen, haben einige Schärfe. Zwei Proben; das erste gegen die Soldatenmanie Pauls, das zweite gegen die Sprache der Barden:

«Trophäen gleicht der Hauptmann Bock:
Von Aussen Stahl, von Innen Stock.»

*

Ja! Mann grosser! Dem Wink ich Deines folge Geniees.
Teutsche, wie Maro zerwerfend und Flaccus Lateinische Worte.
Feigern schämt euch Sprachen Europens! Staunet ob unsrer
Kühnheit und Kraft! So sass im Kreise der Mädchen Achilles.
Kein Ulyss, wir selbst erklären uns Söhne der Götter,
Wenn welschkauder wir schnattern und dreist zum Barditon rasen.

*

Vom Sinngedicht zur lehrhaften Erzählung ist ein kleiner Schritt. Beide wurden vor hundert Jahren eifrig gepflegt, jetzt nicht mehr. Die Fabeln und kleinen Erzählungen humoristisch-moralischen Charakters wurden namentlich durch Hagedorns geschickte Arbeiten beliebt, Gellert und Lessing bildeten diese Gattungen weiter aus. Die Stoffe kamen aus der ganzen Welt: aus dem Morgenland, aus Griechenland, Italien, Altdeutschland, namentlich aber aus Frankreich. Die Behandlungsweise lernten die Einen vorzüglich an Lafontaine, die Andern an Aesop; Nicolay gehörte zu denen, die trotz Lessing an der französischen Art festhielten, denen es nicht so sehr auf die Kürze und Präzision der Erzählung ankam, als auf gefällige Schilderung, auf geistreiche Randbemerkungen. Er fand seine Liebhaber, man las seine Fabeln gern und sagte, dass er leicht und angenehm erzähle, dass er sich in der epischen Erzählung ungemein rühmlich auszeichne. So urteilt J. J. Eschenburg in seiner «Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften» (Berlin und Stettin 1788—90, I, 69, V, 99). Diderot hatte schon 1760 an der Fabel «Die Ameisen» Gefallen

gefunden, und als das «Deutsche Museum» 1785 seinen «Falck» brachte, bezeichnete es ihn als «einen der wenigen, die wir in dieser Gattung dem Ausländer nennen können». Nicolay musste in dem Publikum Hagedorns, Gellerts und Wielands gern gelesen werden, diesem Publikum kam es auf liebenswürdige Einkleidung beliebter Sätze der Spiessbürgerweisheit an und dergleichen bot unser Dichter. Er führt z. B. aus, dass es nicht gut sei, sein Schicksal vorher zu wissen — Gellert hatte eine Abhandlung darüber geschrieben — oder «einem Jeden ist das Schicksal beschieden, das für ihn das leichteste ist», oder «wer allzuviel kritisiert, verliert den Genuss am Schönen», oder «beim Prozessieren profitieren nur die Advokaten» u. dgl. m. Die schönste der kleinen Erzählungen wollen wir als Probe mitteilen (d):

Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,
Das sprach zum Vogler: Sieh, wie klein
Und leicht ich bin. Was nütz' ich dir?
Lass mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich erst ein schönes Sprüchlein lehren.
Wohlan, lass sehn! versetzt der Mann,
Was mich ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der: Ein weiser Mann
Glaubt nur, was er begreifen kann,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um etwas, das unmöglich ist.
Ein schöner Spruch! versetzt der Mann,
Den jedes Kind mir sagen kann.
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?
Jedoch dein Werth ist so geringe,
Dass ich damit zufrieden bin.
Flieg' immer wieder hin!
Fahr glücklich! ich entlasse dich.

Das Vögelein, so bald es sich
Auf einen hohen Baum gesetzet,
Denkt: Lasst uns sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann.
O! fängt es zu dem Vogler an,
O seht ihn doch, den dummen Mann,
Den auch ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur: mein Leib enthält

Das grösste Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Carfunkelstein.
Zwey Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein,
Und er — weiss sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Man sieht, derselbe Stoff wie in Wielands Gedicht «Der Vogelsang oder die drei Lehren», nur hat Wieland viel mehr daraus gemacht. Beide Gedichte erschienen 1778, beide entnahmen den Stoff aus Le Grand d'Aussy's «Fabliaux ou Contes du XII et du XIII siècle». Dies Buch war für Nicolay eine gute Fundgrube; bei folgenden Gedichten können wir die Entlehnung nachweisen:

Die Buckligen d IX bei Le Grand III, 154.

Die Pferdedecke d IX bei Le Grand III, 220 Le bourgeois d'Abbeville.

Das Testament des Esels f I bei Le Grand Le testament de l'âne (Ruteboeuf).

Der Minnesinger f I bei Le Grand I, 254 Le Bachelier Normand.

Finette f I bei Le Grand II 303 Le Chien et le Serpent.

Der Ritterorden f I bei Le Grand I, 133 L'ordre de Chevalerie.

Der Falck f I bei Le Grand III, 41 Guillaume au Faucon.

Die Weissagung m. f I bei Le Grand I, 177 Le laid chevalier.

Der Mann und das Vögelein d I bei Le Grand Le chant de l'oiselet.

Nachzuforschen, woher Nicolay die übrigen Erzählungen hat, wäre unnütze Arbeit; dass er irgendwo eigene Erfindungen biete, gibt er nicht vor: «Freund, diese Fabeln hier sind beides, neu und alt, Alt ist der Stoff, neu die Gestalt». Die Geschichten haben durch die neue Gestalt nicht verloren; unser Dichter hat seine Quellen mannigfach verändert, Unwesentliches weggelassen, manchen feinen Zug neu hineingearbeitet, die Namen in deutsche umgewandelt; seine Veränderungen sind wohl stets Verbesserungen.

Wir finden bei ihm etwa 150 kürzere Gedichte erzählenden Inhalts; davon sind etwa die Hälfte Tierfabeln, wohl ein Dutzend Balladen oder Romanzen lehrhafter Richtung. Die Balladen sind abscheulich lang; z. B. «Der kleine Schimmel» nach dem altfranzösischen Fabliau «Le vair Palefroi», eine ziemlich wertlose Geschichte, wird in 150 Strophen ausgequetscht, die Strophe zu 6 Versen, der Vers zu vier Jamben, mit ewigem männlichem Reim. Sie hebt (in m) also an:

Ein prächtig Schloss im Harze stand
Wohl hoch auf einem Berg,
Und jedes Schloss im ganzen Land
Schien gegen diess ein Zwerg.
Man sah es ihm von aussen an,
Dass in ihm wohnt ein reicher Mann.

Das war er auch, der Ritter Bohl;
Denn dieses Schloss war sein,
Und trug ihm an Gefällen wohl
Sechs tausend Thaler ein.
Dess freute sich der Alte sehr;
Doch seiner Tochter fast noch mehr.

Wer sich doch heute noch so etwas erlauben dürfte! Mit gemischten Gefühlen liest man auch die Ballade «Bankban», die denselben Stoff behandelt wie Grillparzers Trauerspiel «Ein treuer Diener seines Herrn».

Grössere Verdienste hat sich Nicolay durch seine längeren romantischen Erzählungen erworben. Sie kamen heraus zwischen 1773 und 1781, in der Märzenzeit unserer Literatur. In Deutschland herrschte Sturm und Wetter; nur hie und da blühte ein Veilchen, den nahen Frühling verkündigend. Da kam die Muse Nicolays und seiner Genossen und brachte Blumen und Früchte aus dem Süden. Die italienischen Epiker hatte man in den Originalen längst gern gelesen, aber Nicolay war einer der Ersten, die die deutschen Laien in diese Wunderwelt einführten. Das ist kein kleines Verdienst. Diese Rittergeschichten, die die Phantasie nie ruhen liessen, die ihr in einem fort die buntesten Bilder vorgaukelten, sie dann wieder durch Grausen und Furcht zu glücklichen Ausgängen führten, trugen viel dazu bei, die Ansprüche des Publikums an das Interesse des Stoffes und an geschickte Behandlung der Einzelheiten zu erhöhen. Die aufrichtigen Freunde Bojardos und Ariostens sind heute selten; vor hundert Jahren und vor fünfzig Jahren aber schwärmte man gern herum in diesen Märchenländern, die so reich waren an den blühendsten Gefilden, an den dichtesten Wäldern, an den grässlichsten Schlünden: die mutigsten Ritter zogen auf Abenteuer, gaben um Drachen und Teufel keinen Deut, Tage lang konnten sie kämpfen und im Blute waten, und jeden Tag begegneten ihnen Riesen und Zwerge, Zauberer und Zauberinnen und die wunderschönsten, liebreichsten Frauen. Jetzt sind die Namen vergessen, aber unsere Väter und Grossväter kannten sie wohl: Amadis, Gryphon, Agramant, Reinhold, Roland, Angelika, Alzire, Galwine, Marfise, und wie sie alle heissen.

Nicolays grössere Erzählungen in Versen sind in chronologischer Reihe die folgenden:

1773 Galwine, eine Rittergeschichte in 6 Gesängen.
1778 Richard und Melisse, eine Rittergeschichte.
1778 Alcinens Insel, in zwey Büchern.
1778 Gryphon und Orille, in zwey Büchern.
1779 Zerbin und Bella, in fünf Gesängen.
1779 Anselm und Lilla.
1780 Morganens Grotte, in 4 Büchern.
1780 Der Zauberbecher.
1781 Reinhold und Angelika, eine Rittergeschichte.

Von diesen sind zwei: «Morganens Grotte» und «Reinhold und Angelika» nach Bojardos «Verliebtem Roland», die übrigen nach Ariosts «Rasendem Roland». Nicolay steht seinen Originalen gegenüber wie die mittelhochdeutschen Epiker ihren Quellen; er gibt keine Uebersetzungen, sondern freie Bearbeitungen. Aus dem grossen Gewebe der italienischen Dichtungen löst er Nebenhandlungen und Episoden heraus, fügt eigene Einleitungen und Einschiebungen hinzu, streicht hier, verändert dort, passt das Einzelne dem deutschen Geschmack an, und was so entsteht, breitet er vor uns in deutschen Versen aus. Nicht wiederum in Stanzen, sondern in Tiraden von unbestimmter Länge und mit freier Reimstellung, in vier- bis sechstaktigen jambischen Versen, auch dreitaktigen an Tiradenschlüssen und erregten Stellen. Es ist oft Musik in diesen Versen und eine Gewandtheit in der Diktion, die an Wieland erinnert. Wieland war in allen Dingen sein grösserer Genosse; Nicolay sagt das selber in der Einleitung zum V. Gesange von «Reinhold und Angelika». (d. VII 5).

Wer ists, der auf dem ebenteuerlichen Wege,
Auf den die Laune mich geführt,
Mir vorläuft, schneller forteilt, nie die Kraft verliert?
Schon macht er, nah am Ziel, den Staub des Pfades rege;
Schon reicht ihm Ariost, zur Zierde für sein Haar,
Ein Zweiglein seines eignen, dichten Kranzes dar. —
Den Fuss beflügeln, hören will ich, was er mitten
Im Laufe singt. — O! welch ein süsser Ton
Strömt mir zurück von ihm: Versöhnt ist Oberon. —
Ich kenn', ich kenne diesen Sänger schon!
Er ists! — Gieb, Wieland, meinen kürzern Schritten
Dich zu erreichen Zeit! Auf langer Bahn ist ja
Gesellschaft angenehm, und Raum ist da
Für dich und mich und einen Dritten. [1]

---

[1] Wieland nahm diese Verse freundlich auf und zahlte Nicolay mit gleichem Lobe zurück. Seine Kritik im deutschen Merkur übertreibt den Wert der Nicolayschen Dichtungen allzusehr: man merkt die Absicht etc.

Wie weit Nicolay von Wieland beeinflusst ist, ist schwer zu sagen; wenn man immer wieder an den grossen Klassiker der komischen und romantischen Erzählung denken muss, so kommt das davon, dass Nicolay von Haus aus ein intimster Geistesverwandter Wielands war und dass er als Poet wie als Charakter ungefähr die gleichen Einflüsse erfahren hat. Nicolay nennt in den einleitenden Versen von «Morganens Grotte» Ariost seinen Lehrer, an seinem Stile habe er sich geübt, an ihn sich streng gehalten, bis er sich fähig glaubte, einem bedenklicheren Muster, Bojardo, mit grösserer Freiheit zu folgen.

Ausser diesen Erzählungen in Versen verfasste Nicolay auch zwei in Prosa. Die ältere ist betitelt «Das Schöne», sie erschien zuerst 1773 (einzeln und als Teil der Gesamtausgabe d). Folgendes ist in Kurzem ihr Inhalt: Ein asiatischer König hat vier Söhne, die er gleich sehr liebt, von denen er keinem das Recht auf den Thron rauben möchte. Er verspricht die Krone dem, der nach einer dreijährigen Reise das Schönste mitbringen würde. Die Brüder kommen wieder. Der Jüngste hatte schön und selten für gleichbedeutend gehalten, mit einem Vogel Phönix hofft er den Preis zu erringen. Der Zweite hatte das Kunstvollste mitgebracht, einen Kupido des Praxiteles. Der Dritte ein Buch des Zoroaster, Weisheit ist ihm eins mit Schönheit. Der Aelteste aber gewinnt die Krone, er führt einen Greis mit sich, der ein Inbegriff aller Tugend ist: Schönheit ist Tugend. Man sieht, der Aesthetiker fängt die Geschichte an und diskutiert die Frage nach dem Wesen der Schönheit — sie stand damals auf der Tagesordnung, man denke an Wieland — aber der Schulmeister macht den schlechten Schluss, denn das Büchlein ist «einem Prinzen gewidmet». Aber das Märchen fand seine Freunde, es wurde sogar in Berlin in französischer Uebersetzung herausgegeben, und der Minister Hertzberg, der Friedrich den Grossen zu freundlicheren Anschauungen über die deutsche Literatur zu bekehren suchte, legte ihm auch Nicolays Buch vor.[1] Der König las es bis pag. 62 und gab es unbefriedigt zurück, aber Hertzberg war

[1] Die Nachrichten über den Verkehr Hertzbergs und Friedrichs des Grossen entnehme ich einem Briefe des Pastors (?) Hänisch in Kolberg an Ramlers Nichte, den er ihr schrieb, als er ihr am 8. Nov. 1823 das in Rede stehende Exemplar von Nicolays Märchen zurückschickte. Hänisch schöpft seine Mitteilungen aus Nr. 30 des literarischen Conversations-Blattes vom 6. Februar 1822 und aus dem 6. Bande des pommerschen Archivs von Hahn und Pauli (Stettin 1787 S. 356).

Die Mitteilung des Briefes aus Ramlers Nachlass verdanke ich Herrn Dr. Schüddekopf.

hartnäckig und schickte das Märchen dem Monarchen noch einmal, mit folgendem Geleitschreiben:

«Ew. Majestät haben mich gestern durch eine strenge Kritik beschämt, die ich aber von dem Buche, welches ich Denenselben überreicht habe, nicht anders als richtig finden kann. Mich dünkt aber doch, dass der Schluss dieser Erzählung so erhaben sey, und den Regeln, welche Ew. Majestät mir gestern vorlasen, so sehr nahe komme, dass ich es wage, Denenselben dies Buch noch einmal zu überreichen, und es der Willkühr zu überlassen, ob Dieselben nicht von der 62ten Seite an, noch einige folgende zu lesen geruhen möchten. Man findet dort als Darstellung des höchsten Grades der Schönheit einen alten Ex-Minister, den einer von den Prinzen wiedergefunden und an den Hof zurückgebracht hatte. Er war durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vertrieben worden, und nachdem dieser auch vertrieben worden, nimmt der erste ihn freundlich auf, und macht ihn zum rechtschaffenen Manne. Es dünkt mich, dass diese Erzählung Empfindungen darstellt, welche mit Nachdruck, Eleganz und Präzision vorgetragen sind, und man wird dadurch an den Telemach und Idomeneus erinnert. Ich halte mich indess für keinen competenten Richter, und bitte Ew. Majestät wollen es mir zu Gnaden halten, dass ich Denenselben noch einmal beschwerlich falle.

Sans-Souci, den 9ten November 1783.

von Hertzberg.»

Aber der König fand gleich wieder auf den beiden folgenden Seiten zwei Fehler; er korrigierte sie in seinem Exemplare — es gehörte Ramler, dieser hatte es dem General Buddenbrock geliehen und Buddenbrock Hertzberg. Das eine Mal wollte er, statt «gespannter Stirn» «geruntzelte Stirn» gesagt haben; auf der anderen Seite, wo von den «brennenden Wangen» eines vor Freude bewegten Fürsten die Rede ist, fand er den Ausdruck «brennende Wangen» eine «Hiperbole Impertinente». Hier ist seine Antwort an Hertzberg:

«Ce-ci est plus passable que ce que j'aî lu hier, mais toutefois dans deux pages il y a deux fautes. Les brennende Wangen, joues brulantes, peuvent avoir lieu chez un homme transporté de colère ou pris de vin, mais ici c'est une fausse epithète, qui ne convient point à un prince qui se rejouit; je suis trop sincère pour applaudir à de telles fautes.

Fréderic.»

Ebenfalls ein Märchen ist die dem Fürsten D. M. Galitzin gewidmete Erzählung «Idäa oder männliche und weibliche Tugend». (e.) Sie spielt in Rom zur Zeit des zweiten punischen Krieges: bekannte historische Personen treten auf: Scipio,

Fabius Maximus, Minucius Rufus, Manlius Torquatus. Auch ist das alles keine Verkleidung für Orte und Menschen des achtzehnten Jahrhunderts; hier folgt unser Dichter Wieland und den Franzosen nicht. Wir würden die Idäa mit modernen historischen Novellen vergleichen können, wenn nicht dem Wunder eine zu grosse Macht in der Geschichte eingeräumt wäre, des moralischen Endzweckes halber. Denn moralische Endzwecke hat Nicolay fast immer; hier will er beweisen, dass die höchste Tugend sich oft bei ganz anderen Männern und Frauen findet, als die Menge meint.

Viele moralische Absichten verfolgte der Dichter auch bei seinen Dramen, an denen sonst weiter nichts lobenswert wäre. Nicolay war ein guter und verständiger Mann, der in seinem Leben wenig Thorheiten begangen haben mag, er war ein wohlmeinender und vernünftiger Schriftsteller, der nie etwas Ueberspanntes oder Albernes schrieb, der jeden Satz klar gedacht hat, den er hat drucken lassen. Aber ein scharfer Verstand macht keinen Dramatiker, besser taugt ein warmes Herz, das Leidenschaft erfahren, das sie, von einer mächtigen Phantasie unterstützt, neu erzeugen kann, das die Worte in die Feder fliessen lässt, ohne dass jedes einzelne vor dem Richterstuhle des Verstandes abgewogen wird.

Die Dramatiker, die so zu schaffen gewöhnt waren, verachtete unser Dichter; er fand zu oft, dass Unsinn herauskommt, wenn das Herz diktiert; seine Freunde, die Stürmer und Dränger hatten es ja oft genug bewiesen. «Jetzt sind auf unserm Theater Sturm, Fieber, Wirrwar, Lärm, Schwulst, Bildersprache, ja Unsinn und Grässlichkeit an der Tagesordnung», schrieb er in der Vorrede zu seinen theatralischen Werken, 1811. Da war allerdings die Zeit des Sturmes und Dranges längst vorüber und ewige Dramen waren von Weimar aus über die deutschen Bühnen gegangen. Nicolay spricht nirgends von Schiller und Goethe; er mochte sie wohl noch zu ihren alten Kameraden von Dreiundsiebzig und Einundachtzig rechnen, denn in der deutschen Literaturgeschichte war er recht sehr zurückgeblieben, und warum sollte ihm Schillers und Goethes Sprache nicht als Schwulst und Bildersprache erscheinen, war doch seine eigene Tragödiensprache die platte Prosa in Jamben.

Auch über die Technik des Dramas hatte er ganz altfränkische Ansichten; er glaubte 1811 noch an Boileau und die drei Einheiten. Höchstens wollte er zugeben, dass bei Beginn eines neuen Aktes das Publikum nach gehöriger Vorbereitung auf einen neuen Schauplatz geführt werde; er selber gestattete sich aber diese Freiheit nicht. Dass seine Gegner

Shakespeare anführen konnten, war ihm unangenehm. «Niemand verehrt mehr als ich diesen grossen erhabenen Dichter, dem in seinen Meisterscenen vielleicht kein andrer an Stärke gleichkommt. Aber nur um dieser willen vergebe ich ihm auch den Widersinn, wenn ich seinen Helden im ersten Akte jung, im letzten alt geworden sehe, ohne Gesicht und Kleidung verändert zu haben; wenn er mich plötzlich aus England nach Frankreich versetzt, ohne dass ich vom Flecke komme. Nehmen Sie aber sein spanisch-gothisches Zeitalter, nehmen Sie sein ungebildetes, verwöhntes, eigensinniges Publikum, und urteilen Sie, ob auch ein Shakespear im Stande war, sich selbst aus diesem Schlamme loszuarbeiten, und den Geschmack seiner Nation auf einmal umzubilden. Stände er jetzt wieder auf, er würde gewiss die klugen Beobachtungen benutzen, die seit seiner Zeit zur Vervollkommnung seiner Kunst gemacht worden sind. Aber dass Zwerg-Genies sich Shakespeare dünken, wenn sie nur wie Lesage's lahmer Teufel, mich jeden Augenblick beim Schopfe kriegen und über alle Dächer schleudern, ohne mich irgend etwas sehen oder hören zu lassen, das nur eines Schrittes wert wäre, das ist doch zu verwegen, zu lächerlich.» (Vorr. zu Dion p. 211 der Th. W). — «Ebenso wenig mag ich die Verwebung komischer Scenen in die tragischen. Aergert es mich doch auch in der Gesellschaft, wenn jemand meine gespannte Erwartung, mein zur Rührung gestimmtes Gefühl durch Buffonaden störet und zerstreuet» (ebenda). Ebenso hatte Nicolay schon in den siebziger Jahren gedacht. Zur Zeit der literarischen Revolution schrieb er an den Grafen Panin:

«Was soll ich von den Barden sagen,
Die ohne Treffen uns durch ihr Geheul verjagen?
Vom Drama? das halb froh, halb traurig klingt,
In andre Gegenden bey jeder Scene springt
Und uns durch ekle Kleinigkeiten
Durch läppische Begebenheiten,
Verstiegenes Geschwätz und dumme Grässlichkeiten
Nur für den Dichter Mitleid bringt.»

Seinem ganzen Wesen zuwider waren die starken Affekte und die starken Effekte. «Der Dichter muss nie vergessen, dass er für das Vergnügen edler, feiner und kluger Menschen arbeitet, und nach ihrem Gefühle den Grad des Schreckens und Mitleids abmessen, den er in ihnen erregen darf. Wer für rohe Wilde schreibt, oder seine Richter als solche behandeln zu können glaubt, der wage auch das Grasseste. Aber im gebildeten Zuschauer wirkt dieser einen peinlichen Abscheu.» Und für solche edlen und klugen Leute hielt er die gebildeten

Deutschen; wie er sich selbst kannte, so dachte er sich den deutschen Theaterfreund: «Dieser liebt weder das fadgalante der Franzosen, noch ihre übertriebene Zartheit, mit der sie manches edeltragische von ihrer Bühne verbannen. Aber er mag doch auch auf seinem vaterländischen Theater, nicht wie auf dem Brittischen, jeden Augenblick einen Teppich bringen sehen, auf welchem eine der handelnden Personen abgethan werden soll, noch die Diele sich öffnen, um aus dem Loche ein Gespenst heraufzuwinden. Sein moralischer Charakter ist beydes zart und stark, und gerader Menschensinn sein Hauptzug. Und doch sehen wir manche Tragiker, die, um pathetisch zu werden, ihre Personen vom Anfang bis zum Ende handeln lassen, als ob sie aus dem Tollhause entlaufen wären, und das in einem so geschraubten Style, dass oft weder der Zuschauer, noch sie selbst, ihre hohlen, zwölffüssigen Worte verstehen.»

Bei solchen, gewiss zum Teil berechtigten Ansichten, konnte Nicolay nicht viel Erfolg haben. Von Haus aus nicht zum Dramatiker veranlagt, legte er sich noch überflüssige Fesseln auf und nahm sich so die Mittel, auf das Publikum zu wirken.

Und er wirkte auch nicht. Seine theatralischen Versuche waren erst einzeln und namenlos bei Nicolovius in Königsberg herausgekommen, «sie strandeten zwischen den Recensentenklippen», muss der Dichter berichten. Aber er zielte «auf die Nachsicht eines nur kleinen Publikums», und von verschiedenen Seiten waren ihm tröstlichere Urteile geschrieben worden; er glaubte, einige sehr schätzbare Stimmen für sich zu haben, und so ging er denn 1811 auf den Vorschlag seines Verlegers ein, die vier verunglückten Stücke in einer Sammlung und mit seinem Namen an der Stirne erscheinen zu lassen.

Es wurden zwei Bände: der eine enthält zwei fünfaktige Jambendragödien: «Johanna I.» und «Dion»; im zweiten finden wir zwei Lustspiele in Prosa, die «Familien-Neckereyen» in drei Akten, und «Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber» in vier Aufzügen. Den Stoff zu den beiden Trauerspielen hat Nicolay aus der Geschichte entnommen; es ist ein Rätsel, warum er gerade diese beiden Grundlagen für seine Dramen ausgesucht hat. Die Handlung beider Tragödien hat so wenig Interesse, dass Einem bei dem Lesen Mitleid mit dem Dichter beschleicht, der das hat in Verse und Szenen bringen müssen. Es wäre Raumverschwendung, die Fabel der «Johanna I.» zu erzählen. Der Dichter hat sich die Mühe gemacht, die behandelten historischen Ereignisse in einer schlechten Prosa lang und breit darzulegen. Das Stück ist eine Haupt- und Staatsaktion, aber

ohne Skandal, und nur für diejenigen lesbar, die ein besonders starkes Interesse an der neapolitanischen Regentengeschichte des XIV. Jahrhunderts haben. An die «doch so ziemlich vernünftigen Regeln der Einheit» hat sich der Dichter gehalten, nur die wichtigste scheint er nicht recht verstanden zu haben: die Einheit der Handlung. Die einzelnen Szenen setzen sich nicht recht zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammen und mancher Auftritt ist da, der für das Ganze entbehrlich war.

Die fünf Akte des «Dion» gehen darauf zu, dass der Held, der Vertreiber des Dionys aus Syrakus, erfährt, dass ein Anschlag wider sein Leben geplant sei und dass er mit seinen Angehörigen nach dem Haupte der Verschwörung forscht. Da aber gerade diesem der Auftrag des Suchens erteilt wird, so kommt natürlich nichts heraus, und erst als Dion den Dolch in der Brust hat, kommt er auf die richtige Spur. Ausserdem stirbt Dions kleiner Sohn auf einem Landgute; das betrübt den guten Dion und die Frauen seines Hauses sehr, aber mit der Handlung des Stückes hat es gar nichts zu thun. Die poetische Gerechtigkeit wird missachtet, sonst geht aber alles recht vernünftig her in dem Stücke, die Personen treten hübsch leise auf und schreien nicht übermässig, und der Zuschauer würde, wenn solche Stücke aufgeführt würden, die Moral mit nach Hause nehmen: Sei recht hübsch vorsichtig und denke nicht, alle Leute seien so gut und ehrlich wie du.

Besser sind die beiden Lustspiele; hier ist unser Dichter wieder in seinem Elemente, denn hier stellt er sich die Aufgabe, ausländische Dichtungen für ein deutsches Publikum zu bearbeiten. Die Quellen für die Familienneckereien sind «I Puntigli Domestici», für den Clubb «Le Dame Curiose» von Goldoni. Nicolay gibt seine verbessernde Thätigkeit an diesen Goldonischen Komödien selber an, er habe gesucht, ihnen mehr Regelmässigkeit und Zusammenhang zu verleihen, ferner habe er die dem Autor eigentümliche Geschwätzigkeit bald abgekürzt, bald schärfer gewürzt — wieder ein Beweis für die alte Erfahrung, dass man die eigenen Fehler sehr leicht an anderen erkennt. Die letzten Worte der «Familien-Neckereyen» deuten Inhalt und Moral des Stückes an: «Die Familien-Neckereyen, welche oft die bittersten und grausamsten werden, entspringen meistens aus unbedeutenden Ursachen. Fast immer ist es das Gesinde, das den Samen dazu ausstreut. Speichellecker befördern den Keim, Advokaten begiessen und stärken ihn, bis endlich ein wahrer Freund kommt, der ihn ausreutet und Frieden und Segen an seine Stelle pflanzt». Und diese Philisterweisheit lässt der Dichter den «wahren Freund» im Stücke selber hersagen.

Lustig zu lesen und bei bescheidenen Ansprüchen in kleineren Städten bühnenfähig wäre «Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber». Die Charaktere der auftretenden Spiessbürger sind mit Humor gezeichnet, die Konversation ist gewandt und den Personen angemessen, die Handlung interessant. Eine Anzahl Honoratioren einer kleinen Stadt haben sich zu einem Klub zusammengethan, in dem sie gut essen, Schach spielen und sich ganz harmlos vergnügen. Um der Gesellschaft Dauer zu verleihen, hat der erfahrene Präsident das Gesetz gegeben, dass keine Frau das Klubhaus betreten darf. Die Damen der Mitglieder sind unglücklich über diese Bestimmung; um sie zu erklären, lassen sie ihre Männer die abscheulichsten Dinge in dem Hause treiben, jede dichtet ihnen etwas anderes an; sie versuchen alle Mittel, endlich gelingt es ihnen, in das Haus einzudringen, (der Dichter hat die Einheit des Ortes geopfert); während sie beobachten, wie alles ganz harmlos hergeht, werden sie entdeckt, ihre Neugier ist beschämt und der Schluss ist neuer Friede zwischen den beiden Geschlechtern und allgemeine Freude.

Das Stück gehört ohne Zweifel zu den besseren unserer altväterischen Mittelgutdramen, ist jetzt also vergessen; wir haben genug moderne Mittelgutdramen. In demselben Sinne kann man nicht beklagen, dass sämtliche Werke Nicolays nicht mehr gelesen werden: es gibt genug bessere Poeten und wichtigere Schriftsteller, und die Verdienste, die er für seine Zeit hatte, sind heute keine Verdienste mehr. Aber wer die deutsche Literaturentwickelung im achtzehnten Jahrhundert verstehen will, wer das wechselnde Keimen, Blühen und Absterben auf allen Feldern der Dichtung erkennen möchte, muss Nicolay in der Literaturgeschichte den Platz belassen, den er in der Bibliothek verwirkt hat. Er hat ein gutes Teil an den Verdiensten der Wielandischen Schule, der ganzen französisch-romanischen Richtung. Auch er hat beigetragen, den deutschen Stil leichter und gefälliger zu machen, manche glückliche Wendung, manches hübsche Bild hat er für uns erworben, eine grosse Zahl von Lesern hat er in die Welt der romantischen Dichter eingeführt, bei angenehmer Unterhaltung auf ihren Geschmack und ihre Denkweise bildend eingewirkt, durch sein stetes Festhalten an dem Panier des gesunden Menschenverstandes hat er einen nützlichen Widerstand ausgeübt gegen die Uebertreibungen und Verirrungen mancher Zeitgenossen.

Dichter sind wie Berge. Wer das Gebirge kennt, der weiss, dass man thöricht thäte, nur immer auf die höchsten Gipfel zu klimmen, nur immer über den Wolken zu gehen; es lohnt sich auch, in den Thälern zu wandern und auf die Hügel zu

steigen: es wächst dort manche Blume, die auf den Felsenhöhen nicht gedeiht, und manches Vögelein singt im Gesträuch, das sich nicht im Aether verlieren mag. So kommt der Wanderer zuweilen auf eine Anhöhe, oben freut er sich des angenehmen Weges, und wenn er sich umblickt, auf das bekannte Gebirge schaut, so meint er, er habe es nie in diesem Lichte gesehen, er könne von hier aus seine Verzweigung und Verhältnisse besser erkennen als zuvor.

III.

Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

Ludwig Spach.

Herausgegeben von F. X. Kraus.

(Schluss.)

Als ich an einem prachtvollen Morgen der letzten Maiwoche (1824) in das Coupé der Pariser Diligence mich setzte — mit ziemlich leichtem Herzen — überdachte ich mir die neuen Pflichten, die meiner warteten, mit festem Entschlusse, sie nach Kräften treu zu erfüllen. Ich wusste, dass ein Knabe von etwa 15 Jahren und drei Mädchen, in regelmässiger Abstufung zwischen 13 und 6 Jahren mir als Schüler und Schülerinnen zugetheilt wurden, dass meine Hauptobliegenheit in deutschem und lateinischem Unterricht bestände, ich meiner übrigen Zeit Herr und Meister bliebe. Die eigentliche Erziehung behielten sich ausschliesslich Vater und Mutter vor, und sie theilten sich hierin, der Natur gemäss; keines der beiden Ehegenossen griff in den Distrikt des andern über. In diesem Programm brachten indess Zeit und Umstände manche Variationen mit sich; einzelne Ansprüche mochte ich gut, andere mittelmässig, noch andre in ungenügender Weise erfüllen; mein fragmentarischer, oft unterbrochener Bildungsgang hatte in meiner intellektuellen Entwickelung manche Lücken hinterlassen; mein völlig ungenügender klassischer Unterricht in den Kinderjahren, im Gymnasium, dem Seminarium und der Akademie liess mich für die Leitung eines Zöglings im Lycée Henri IV noch unzureichen-

der scheinen, als ich es de facto war. Der totale Unterschied zwischen deutscher und französischer Methode brachte dem Knaben gegenüber einen unauflöslichen Zwiespalt in das ganze Verhältniss, und es brauchte Jahre lang Zeit, bis ich mich in den Augen des Vaters rehabilitirte, — doch ich will nicht vorgreifen und übergebe mich dem Vollgenuss der grünen Landschaft, des wolkenlosen Himmels, der jugendfrohen Zuversicht und einer anmuthigen Gesellschafterin, der jungen Frau eines Kapitäns, die mit ihrem Knaben zu ihrer Mutter in die Hauptstadt fuhr. Der Selbstmord eines Offiziers, zum Theil durch ein grausames Missverständniss herbeigeführt und sich an eine mir intim bekannte weibliche Persönlichkeit anknüpfend, gab den natürlichen Anlass zu vertrauterem Gespräche mit der Reisenden; wir standen auf gemeinsamem Terrain, und ich musste mich bei der Ankunft in der Hauptstadt gewissermassen zusammennehmen, um nicht die Fortsetzung dieses angesponnenen Verhältnisses zu erbitten.

Um 4 Uhr Morgens klopfte ich an der Wohnung Ozaneaux, ile St. Louis, quai d'Orléans, wurde von der Mutter des Freundes provisorisch bewillkommt und nach erquickendem Schlafe von dem jungen Ehepaar ebenfalls fröhlich begrüsst. Nicht ich schien der zur Erkenntlichkeit Verpflichtete, man rechnete mir hoch an, dass ich meine Irresolution überwunden und dem eigenmächtig vorgegangenen Freunde hochstehenden Persönlichkeiten gegenüber keine Verlegenheit bereitete. Ich war in tiefster Seele beschämt, wie denn in der jahrelangen Verbindung mit dem einfachen gastfreien Hause ich fast immer der Verpflichtete, sehr selten der Verpflichtende war.

Der erste Gang auswärts galt selbstverständlich dem Hôtel de la rue de l'Université und zwar selbander mit Ozaneaux. Es war Eile geboten, ich hatte mich über den anberaumten Zeitpunkt meines Eintritts zu Strassburg verspätet. Wir trafen die Gräfin St. Aulaire allein, in einem grossen, wie mir schien keineswegs prunkhaft möblirten Salon; die Inhaberin eine prachtvolle Erscheinung, imposant und anmuthig zugleich, eine Dame am Anfang der fatalen Dreissig stehend, doch, wenn man sie nicht neben ihrem Sohne sah, wenigstens um anderthalb Lustren jünger. Ozaneaux, mit dem zuversichtlichen Auftreten eines geborenen Parisers, betonte für mich die notwendige Erholung einiger Tage. Währenddem trat der Graf, von Besuchen heimkehrend, herein, ein bereits ältlicher Mann, in den Vierzigern, bleicher Gesichtsfarbe, mit spärlichem gepuderten Haare, ein freundliches, doch etwas höflingsartiges Lächeln um die Lippen; die ganze Physiognomie eher unschön, dagegen liebenswürdig und herzgewinnend. Er kam, wie er gleich sich

ausliess, vom Marquis de Jaucourt, wo er sich nach mir erkundigt hatte. — Mein künftiger Zögling, Louis, aus dem Collège nach Hause kehrend, stellte sich ebenfalls vor. «Voyons, embrassez-vous», sagte die Mutter mit einladender Miene, und der Uebergang über die erste steife Begegnung hinüber war angebahnt.

Von der rue de l'Université begaben wir uns in den faubourg St. Honoré, zu Fräulein Mendelssohn, in das Hôtel Sebastiani. Wir trafen sie in einem luftigen kleinen Salon, dessen Fenster auf die dichten Baumgruppen des Gartens und der Champs Elysées sich öffneten. Die ältliche, ernste Erzieherin war nicht in der Gesellschaft ihrer Pflegbefohlenen, der später so verhängnissvoll schmählich Ermordeten! Fräulein Mendelssohn verbat sich ausdrücklich jeden Dank für ihre Vermittlung. «Ich habe, wie oft! ja fast immer, das delikate Verhältniss der Hauslehrer zu den hohen Familien nach vielversprechendem Eingang so total umschlagen sehn, dass ich immer nur ungern zu solchen Verbindungen Anlass gab.» — Darauf sich ausschliesslich gegen mich wendend fuhr sie fort: «Sie treten indess in eine so distinguirte Umgebung, dass ich Ihnen nur alles Gute wünschen muss und von Ihnen hoffen darf. Sie haben die Eltern gesehn; Frau von St. Aulaire beehrt mich mit ihrer Freundschaft; der Graf, seitdem er nicht mehr Deputirter, ist ein ernsthaft beschäftigter Mann; er schreibt eine Geschichte der Fronde. Vielleicht hätte er sein sujet besser wählen können.» — «Ein Damenkrieg», fiel ich ein — «Nun, er behauptet das Gegentheil. Er wird die parlamentarische Seite des Zwists herauskehren. Sie, mein Herr, werden ihm zu seiner schon vorangeschrittenen Kenntniss im Deutschen behülflich sein. Er hat, Sie wissen es wohl, den «Faust» übersetzt. Die Manie, deutsch zu lernen, hat sich der höhern Pariser Gesellschaft bemächtigt; ich sehe dies ungern, es ist eben nur eine Modesache. In den Kern der Sprache und der Literatur dringt man nicht.» Hier unterbrach sie ihre rein französische Rede, liess einige Worte deutsch fallen, die mich zu einer germanischen Gegenrede aufzufordern schienen. Augenscheinlich wollte sie hören, wie weit etwa meine elsässische Intonation von dem reinen Hochdeutsch abweiche. Ich konnte aus ihrem Lächeln entnehmen, dass sie nicht ganz unbefriedigt war; etwas schelmisch, mit einem Seitenhieb auf meine Kompatriotin, bestätigte sie den vorläufigen Ausdruck ihrer Physiognomie. Drauf, wieder ins gemeinsame gallische Gespräch einlenkend: «Da haben sie dann den alten Comte de St. Aulaire, den Grossvater des Knaben; ein ehemaliger Emigrirter, jetzt Pair von Frankreich, denn der Sohn wollte von seinem Schwieger-

sohne dem Herzog Decazes jene Würde nicht bei Lebzeiten des Chefs der Familie annehmen. Nun, er sollte füglich Marquis heissen; er ist ein Musterbild des loyalen vorrevolutionären Adligen; Sie werden ihn gewiss verehren und liebgewinnen; den Knaben kenne ich nicht; die Mädchen sind gute, anspruchslose, lernbegierige Kinder.» Wir verabschiedeten uns, nachdem sie mich zu wiederholtem Besuche und zum Probevorlesen einiger meiner deutschen Produkte eingeladen. Mit der ersten Aufnahme bei der hochbefähigten Tochter des grossen israelitischen Philosophen konnte ich recht befriedigt sein. «Nicht jeden hätte sie so empfangen», sagte mir beim Hinausgehen Ozaneaux. — «Nun das verdanke ich Ihnen allein.» — «Nein, Sie verdanken es Ihrem einfachen Auftreten. Diesmal waren Sie nicht verschüchtert. Sie wissen nicht, jetzt kann ich es Ihnen gestehen, dass ich für Sie die Stelle eines lateinischen und deutschen Sprachlehrers für Fräulein Sebastiani im Auge hatte. Die Mendelssohn wird ihre Eleve in nicht ferner Zeit entlassen.» — «Wieso das?» — «Ach! das arme liebenswürdige Kind wird bald zu irgend einer Konvenienzheirath übergehn, und das drückt der Erzieherin das Herz ab. Sie konnten nicht wie ich den tiefwehmüthigen Zug um die feinen Lippen bemerken.» — «Nun, und Ihre vorläufige Empfehlung?» — «Man fand Sie, mein Lieber, viel zu jung; Sie hätten sich denn hinter Ihre deutsche Philosophenwürde zu verstecken gewusst!» — «Und der Vater, General Sebastiani?» — «O! das ist ein galanter Mann, nach allen Seiten hinaus, auch klassisch gebildet. Dann hat er aber die Eigenheit, seine Jugendzeit über das Mass auszudehnen.» Wir gingen soeben durch den geräumigen Vorhof des Hôtels — «diese Avenue ist bewohnt?» — «Sie scherzen, — mein Bester, Sie haben noch viel in Paris zu lernen.»

Am nächstfolgenden Tage waren wir bei den St. Aulaire zu Mittag geladen. Mir fiel die frugale Mahlzeit auf. Villemain war gegenwärtig. Ich war stumm und dumm wie ein Klotz, verlegen, weniger als einsilbig, schweigsam. Es war, als ob die aufmunternde Erinnerung an den vorigen Tag ausgemerzt wäre aus meinem Gedächtniss. Ich weiss nicht, welcher böse Genius über mich gekommen. Das Tischgespräch war auf deutsche Literatur, evident mich zu erproben, gelenkt. Man wollte eine Parallele zwischen der Luise von Voss und Hermann und Dorothea — wenn ich zu irgend einem extemporirten Thema ein Wort einzugeben befugt gewesen, so war es doch hier. Und nichts, nichts konnte ich hervorbringen, etwas Gemeinplätziges oder gar eine Absurdität. Die Unfähigkeit, meine Gedanken und Gefühle schnell zu formuliren in Gegenwart von Persönlichkeiten, die ihre Sprache mit der grössten Meister-

schaft handhabten, und die ich sternenweit über mir sah, diese Unfähigkeit übermannte mich auch in einem ungewöhnlichen Grade. Es kostete Mühe und Zeit, mich aus dieser Tiefe wieder heraus zu winden. Die Urbanität der Umgebung gab auch nicht der geringsten Befremdung Raum.

Mit meinem Vorgänger, Herrn Duport, unterhielt ich selbstverständlich mich. Es war ein vielbelesener, geistreicher Gelehrter, der Sohn eines Ballettmeisters der grossen Oper; zu ähnlichem Beruf herangezogen fiel er bei einer Probeaufführung aus einem von Engeln bevölkerten Wolkensitze, trug einen hinkenden Fuss davon und ergab sich der untergeordneten dramatischen Laufbahn, nebenher dem Erziehungsfache. Im beliebten Gymnase dramatique und Vaudeville hatte er schon Erfolge gehabt, er sollte späterhin mit Kettly, — einem Goetheschen Singspiel Georg und Bärbeli fast wörtlich entnommenen Sujet; und mit Sheridan's School of scandal gewinnreiche Resultate erzielen; genug er war nur provisorisch im gräflichen Hause gewesen und erwartete mit grosser Ungeduld meine Ankunft. Sein höfliches Entgegenkommen kann ich nur rühmlichst erwähnen; nur demüthigte es mich, da wir auf meine zukünftigen Aussichten zu sprechen kamen und ich von meinen schriftstellerischen Wünschen etwas äusserte, als ich von ihm die Belehrung annehmen musste, ich könne mir etwa durch deutsch-französische Schulbücher ein honorables Auskommen erwerben. Nun, beklagen konnte ich mich nicht; mein Behaben hatte ihn wohl zu seinem Urtheil berechtigt; nur fand ich bei später fortgesetzter wenn auch oberflächlicher Verbindung, dass er nicht ganz offen sich gegen mich betragen und mir verheimlicht, wie im Grunde Inkompatibilität zwischen seinem Charakter und dem seines Zöglings die Trennung herbeigeführt. Er konnte mich, ohne sich und ihm zu nahe zu treten auf Eigenheiten aufmerksam machen, die durch gehörige Schonung zu umgehen waren; freilich war er nicht dazu verpflichtet und mochte sich sagen: chacun à son tour.

Zu späterer Abendstunde begab sich die ganze Tischgesellschaft in das Erdgeschoss des Hôtels, der Wohnung des Herzogs Decazes. Ich wurde dem imposanten Ex-Minister und seiner Gemahlin vorgestellt und musste den Kontrast zwischen dem wunderschönen Mann und der schmächtigen Dame auf der Stelle bemerken, wurde aber bald durch einen Incident gefesselt, der mir gleichsam wie eine Vorahnung der künftigen Reise nach Italien entgegentrat. Ein italienischer Maler, dessen Namen mir entfallen, wird zugelassen; er wies genaue Kopien der Bilder und Arabesken der Raphael'schen Stanzen vor, die er durch eine Prachtausgabe zu verwerthen wünschte. Es

war ein höchst naiver, südlich expansiver Künstler, er beklagte sich beinah in poetischen Ausdrücken, dass «Excellenz» nicht mehr am Staatsruder sässe zur Beförderung der Herausgabe. Die weitschichtige Arbeit war in der That meisterhaft ausgeführt und brachte dem Vorweiser viel Lob, aber vermuthlich nicht mehr die erwünschte Befürwortung ein. Ludwig der XVIII., die letzte einflussreiche Stütze des Herzogs Decazes, ging ja bald darauf mit dem Tode ab. Eine andre Bemerkung machte beim Nachhausegehen mein in Jahren und Erfahrung vorgerückter Begleiter. Ich hatte die Gräfin St. Aulaire, die glänzende Blondine, einfach in ihrer blendenden Erscheinung bewundert. Ozaneaux fügte ohne Ironie hinzu: «ja, es ist eine herrliche Frau! doch scheint sie mir vielfach umworben.» — In der That war die jüngere und ältere Männerwelt bemüht, eines gnädigen Blicks ihrer blauen mild funkelnden Augen gewürdigt zu werden. Sie bewegte sich in der Weihrauchsluft wie in einer alltäglichen Atmosphäre.

Bei dem nächstfolgenden Dejeuner, ebenfalls in dem Appartement Decazes, kam ich in die nächste Nähe von Duport und von Madame Princeteaux, der Schwester des Herzogs, zu sitzen; auch eine zwar etwas abblühende, doch immer noch reizende Südländerin. Pikantes Gesicht, funkensprühende Augen! Sie hatte während dem Ministerium ihres Bruders freien Zutritt zu dem alten Könige, galt für dessen platonische Freundin und benutzte den Einfluss, den man ihr zuschrieb, höchstens zu unbedeutenden Dienstleistungen, nie zur Massregelung eifersüchtiger Hofdamen, welche der gutmüthigen Frau manche beinahe handgreifliche Beleidigung in den Vorzimmern der Prachtsäle zufügten. — Ich in meiner Wenigkeit habe bei einigen Gelegenheiten die Gewogenheit der früher so hochstehenden Dame erprobt und sie noch in höherem Alter bei ihrer Tochter zu Strassburg mehrmals gesehn und ausnehmend gütig erfunden. Auch etwas von ihren früher liebreizenden Zügen hatte die Greisin noch beibehalten. Es war eine unverwüstliche Jugend in ihr verkörpert. Damals — ich spreche von 1824 — blieb ich total und mit Recht unbeachtet.

Am Abschluss dieser Vorschule meines pädagogischen Lebens, am Pfingstsonntag, führfe mich Ozaneaux über Neuilly und durch den Park von St. Cloud in den Landaufenthalt Casimir Delavignes unter Meudon. Er hatte im Schloss zu Neuilly den elsässischen Adjutanten des Königs besucht und mir an bestimmter Stelle zu St. Cloud rendez-vous gegeben; wir frühstückten in demselben Restaurant, worin Custaing seinem Busenfreund Gift beigebracht. Mein Freund ermangelte nicht auf den frevelhaften Mord anzuspielen. Doch ver-

wischte der Eintritt in das selige, reine Familiengebiet des gefeierten Dichters der Messéniennes jede derartige Erinnerung. Am hohen Festtage war vielfacher Besuch in Fleury sous Meudon; eine dichtbesetzte einfache Mittagstafel versammelte die Gäste. Casimir Delavigne zeigte sich gegen den Deutschen, der ihm durch den gegenwärtigen Freund zugeführt und durch zwei Elsässer (Verny und Lebert) doppelt empfohlen worden, in einem Grade zuvorkommend, der mich eher in Verlegenheit setzen musste, denn ich fühlte nur zu gut, die Begegnung gelte viel weniger mir als der Berücksichtigung der Empfehlenden. Wenn indess eine ganz uneigennützige, naturwüchsige Bewunderung, auch von einem Unbefugten ausgehend, einem allberühmten Manne nicht ganz unbequem und ungelegen fällt, so musste meine Naivetät, die auf Kosten des «Teutonen» angeschrieben wurde, ein zufriedenes feines Lächeln hervorrufen. Auch als Organ meiner elsässischen Kompatrioten und Studiengenossen, bei denen Casimirs Namen seit einem Jahre den besten Anklang gefunden, konnte ich mich immerhin der unbegrenztesten Panegyrik hingeben und den Verfasser der Comédiens und Ecole des vieillards als einen fast ebenbürtigen Zögling Molières herausstreichen. Weniger gelegen musste meine Gegenwart den Angehörigen des Dichters erscheinen; sie konnten wahrnehmen, dass er sich zu viel mit dem «Fremden» beschäftige und in «meines Nichts durchbohrenden Gefühle», las ich solche Eindrücke in den Mienen einiger Anwesenden, die sich beeinträchtigt glaubten. Man behielt mich indess gastfreundlich zur Nacht, da ich von der Fusspromenade bei grosser Hitze sehr ermüdet war; Ozaneaux schied noch im späten Abend und überliess mich meinem günstigen oder ungünstigen Sterne.

Den folgenden Morgen fuhr ich in einem Coucou, dem damals allbekannten Verkehrsmittel in den Pariser Umgebungen, in die île St. Louis zurück. Im Bureau des Vehikels war ich unter dem Namen des Delavigne'schen Landhauses zum Voraus eingeschrieben, ein Trupp lebenslustiger Aktricen, welche die Pfingstvakanz in Fleury zugebracht, sassen in demselben unbequemen Wägelchen; sie nahmen mich für ein Mitglied der Familie, und ich konnte aus den Aeusserungen der Damen abnehmen, in welchem Grade, absonderlich in den Schauspielerkreisen, der illustre Namen berühmt war.

Der Weg führte unter den Mauern des Parks von Issy hin. Ich konnte nicht umhin, die mächtigen Baumgruppen zu bemerken, die ihre Aeste und ihre Schatten über die Strasse warfen. Nicht ahnen aber konnte ich, dass mir auch in diesen stattlichen Alleen einst ein Aufenthalt angewiesen würde. In der

île St. Louis nahm ich flüchtigen Abschied und eilte mit Sack und Pack, nach Uebereinkunft, der rue de l'Université zu. Nicht weit von dem Hotel zerbrach ein Rad am schäbigen Fiacre; war es ein übles Omen? mein Einzug war kläglich. Mit dem Grossvater meines Zöglings und ihm selber machte ich denselben Abend eine Spazierfahrt in das Bois de Boulogne und sah durch Staubwolken die gestern erst besuchten sonnigen Hügel von St. Cloud; auch dieser ungesunde Qualm verstimmte mich, die Nacht war schlaflos.

Gegen meine Erwartung verliefen die ersten Wochen nicht übel; ich hatte wie bei Felix de Faviers mir bei Louis de St. Aulaire festgesetzt, ihn als jüngern Bruder zu behandeln; gelang es mir bei dem einen, warum nicht bei dem andern. Sogar mein Vorgänger begrüsste mich bei unserm ersten Zusammentreffen mit dem ironischen Kompliment: Es sei mir ja ganz wunderbar gelungen, die Neigung des jungen lycéens zu gewinnen. Mit unwiderstehlicher Vorempfindung lehnte ich den Glückwunsch ab und erwiderte: «Wohl, wenn es sich so hält.» Die Verhältnisse und die Charaktere waren sehr verschieden. Im Hause Faviers wehte noch elsässische Luft, man sah mich an als einen halben Kompatrioten, Freund und Kameraden der Bussière: Schonung und Nachsicht schlangen sich wie ein unsichtbares Band um Eltern, Sohn und Präzeptor. So zuvorkommend im neuen Verhältniss jedermann sich erwies, machte sich doch der Kontrast zwischen französischem Geiste und elsässischer Unbeholfenheit fühlbar. Im Knaben St. Aulaire lag ganz natürlich der Keim des auf seine nationale Würde stolzen Galliers, der seinen Präzeptor als alienigenam gleichsam über die Achsel ansah, ihn zu den von Frankreich unterworfenen Unterthanen zählte und kaum gelten liess, dass Elsass in irgend einem Zweige des öffentlichen Dienstes, sogar des Kriegshandwerks Erhebliches geleistet, einen ausgezeichneten Mann hervorgebracht. Nur zu schnell brachten die entgegengesetzten Ansichten Konflikte zwischen Lehrer und Schüler hervor; und da der erste dem letztern, wie ich zum voraus andeutete, nicht in allen Disziplinen überlegen war, konnte ein oft herber Zwiespalt nicht ausbleiben. Dem Elsässer fehlte überdies das taktvolle Einhalten und die Abschätzung des eigentlichen Werthes gewisser Ausdrücke, er beleidigte die Eigenliebe und den gentlemanschen Charakter im Frühentwickelten; und der Knabe konnte nicht ahnen, wie oft er unwiederbringlich das Gemüth des «Deutschen» verletzte. Das alles ergab sich nicht auf einen Schlag, doch schnell genug zur Trübung der Honigmonde. Die Superiorität, die ich unstreitig über den Blutjungen in neuern Sprachen, in Geogra-

phie, in Arithmetik und andern gemeinnützigen Schulkenntnissen hatte, wurde in seinen Augen ganz in Schatten gestellt, indem er wohl durchsah, dass ich ihm in den Uebungen, in den Exerzitien, die man in den französischen Lycées mit der Benennung les devoirs bezeichnet, zu keinen glänzenden Erfolgen forthelfen würde. Es fand in seinem Geist eine für meinen Vorgänger günstige Reaktion statt, und ich hatte nur zu sehr Ursache gehabt, mit meinen Gymnasialanfängen unzufrieden zu sein. Der herzlichen moralischen Verehrung, die ich jenen Ehrenmännern zollte, that dieser Nachtgedanke keinen Abbruch.

Eine Lichtseite bot aber meine neue Lage ebenfalls. Gleich bei den ersten Besuchen auf dem Landsitze Etiole, wohin die Familie übergesiedelt, empfand ich den wohlthätigen Einfluss einer geistig gesteigerten reinen Atmosphäre. Schloss Etiole, etwa sieben Wegestunden südöstlich von Paris entfernt, am rechten Ufer der Seine, hatte der berüchtigten, verfehmten und doch adorirten Frau von Pompadour zur Villegiatur gedient; vom ehemaligen Schlosse war nur ein fragmentarischer Pavillon übrig, aber der schattenreiche Park, mit dem naheliegenden Walde von Senars beinahe ein Ganzes bildend, ein kleiner Rebhügel mit Spalieren und Nutzgärten gaben dem ganzen weitschichtigen Komplex ein halb herrschaftliches, halb landökonomisches Ansehen, das mir in jeder Hinsicht mehr gefiel und erspriesslicher schien, als regelrechte Alleen und sorgfältigere Kultur, die ich in benachbarten Villen zu Soisy und Champenay finden konnte. Die Gegend ringsum, dem Thal der Seine entlang, ist reizend, sie bietet nicht das grandiose und pittoreske unserer Gebirgslandschaften im Elsass, gar mit den Vorbergen der Schweiz hält sie keinen Vergleich aus; sie ist aber gleichsam das Abbild, der Reflex der städtischen Gesellschaft, die während Sommer- und Herbstmonaten ihre Pariser Salons dorthin verpflanzt. Der schöne breite Fluss bespült friedlich die leisaufsteigenden Ufer. Petit Bourg's majestätische Baumgruppen begrenzten vor einem halben Jahrhundert nordwestlich Etioles Horizont; eine milde, weiche Luft — nur etwas verrätherisch mit Fieberemanationen gesättigt, bietet bis in die späten Herbsttage einen für zarte Gesundheiten zuträglichen Aufenthalt. Der Verkehr zwischen den Nachbarvillen war damals frequent, und Besuche von entfernteren Freunden und Verwandten brachten in das Landleben eine öftere Abwechselung. Der mit hohen aber zerfallenden Mauern eingeschlossene Park mit Schloss war das Eigenthum der Grossmutter, die bereits hochbetagt selten ihr Schlafzimmer verliess, ihren eignen Haushalt führte. Sie hatte mit ihrem

Sohne, dem Grafen, während der Schreckenszeit alle Gefahren in Paris bestanden, als heftige Gegnerin der sich ankündenden Jesuitenherrschaft hatte sie der Bourbonischen Restauration feindlich gegenübergestanden, noch zwei Revolutionen, die von 1830 und 1848, in vollem Genuss ihrer geistigen Kräfte durchlebt, und erst im Hochsommer 1854 beinah hundertjährig und gleichzeitig mit ihrem Sohne war sie abgeschieden. Ich hatte das Glück, der ehrwürdigen Gräfin, wohl als Protestant und anspruchsloser Ankömmling, genehm zu sein und durfte mir manches erlauben, was andern nicht so leicht hingegangen wäre. Frau von St. Aulaire sah und hörte nicht gern, dass man die an einigen Stellen lückenhaften Parkmauern von innen her überschritt; nie vernahm ich über diese meine Ungezogenheit den geringsten Vorwurf. Auch mein massloses Plündersystem in den reichen Rebspalieren blieb ungeahndet. Waren die gräflichen Eltern abwesend, so hatte ich das unerhörte Privilegium, mit meinem Schüler und seinen Schwestern bisweilen in dem Wohnzimmer der siebzigjährigen Dame das Mittagsmahl zu geniessen; sie selber hatte aber ihr eignes Regime, ihre eigne Stunden, ihre eigne Gewohnheiten. So ging sie bei strömendem Regen mit entblösstem schneeweissen Haupt in ihren Gärten spazieren und brachte es mit dieser Naturdouche zu dem hohen eben angedeuteten Jubilaralter. Ungemein rührend war die gegenseitige Deferenz von Sohn zu Mutter und von Mutter zu Sohn, auch die jüngere Gräfin bezeugte ihrer Schwiegermutter eine ungezwungene Huldigung, sie verehrte in ihr den Freisinn, die Erfahrung und die muthig erduldeten Drangsale.

Die Mahlzeiten in Etiole waren womöglich noch einfacher als die Pariser. Der Tischwein bestand aus dem an Ort und Stelle gekelterten. In diesem Fache höchst unerfahren, nahm ich das ungefälschte Lokalprodukt, als wäre es das feinste, hin, man hörte mich nie über den üblichen Tafelwein klagen, der ja nie ungemischt an dem spartanischen Tische genossen wurde. Lebhaft vergegenwärtigt sich mir einer meiner ersten Ausflüge nach Etiole. Ich war bereits in vorgerückter Abendstunde an einem Samstag mit Louis aus der Hauptstadt abgefahren, sehr primitiv in einem Coucou. Zu Villeneuve St. Georges halbwegs erwarteten uns Droschke und Pferde vom Landsitz, wir fuhren bei Nacht und stürmischem Wetter durch den unheimlichen Wald von Senars; die knarrenden Aeste überluden uns mit einem Blätterregen, der stockfinstre Weg liess uns nur langsam anrücken; ich war zufrieden, durch das Nachtgrau endlich die erleuchteten Schlossfenster zu erblicken. Eine Erinnerung an diese nächtliche Fahrt ist in einem meiner lyrischen

Gedichte bedeutsam niedergelegt. Und dann der plötzliche Uebergang in den freundlichen Billardsaal und die herzliche gegenseitige Begrüssung. Charakteristisch bleibt jedenfalls die unmittelbar darauf folgende Schul- und Familienscene. Man legte Beschlag auf mich und begann — Vater, Mutter und die zwei ältern Töchter — eine deutsche Lektüre, wozu Gellerts Tod Abels als leichte Waare sich hergeben musste. Der mir werthe Idyllendichter wurde unbarmherzig durch die Hechel gezogen, seine anspruchslose Naivetät verspottet und ich glaube gar, dass ich mit einstimmte. Ich ziehe diesen unerheblichen Umstand der späten Abendlektüre blos zum Beweise heran, wie sehr in gräflichem Hause jede Stunde praktisch benutzt wurde. Mir war indess die Vorliebe für deutsche Sprache nicht unlieb, knüpfte sie doch das feste Band zwischen Eltern, Kindern und meiner Wenigkeit. Spöttisch liess sich schon in erster Zeit der vorwitzige Junge vernehmen: «Sais-tu, cher Maman, que vous êtes le plus fort.»

Während die sonntäglichen Morgenglocken im Dörfchen Etiole und dem nicht entfernten Städtchen Corbeil zur Messe riefen, durchstöberte ich Park und Wald und athmete mit vollen Zügen die erfrischende, balsamische Luft. An meine mütterliche Gönnerin Frau von Mathieu Faviers schrieb ich einen von Dankgefühlen überquellenden Brief und spendete absichts- und willenlos den Schlossbewohnern ein wohlverdientes Lob. Die Antwort war in jedem Sinne taktvoll, den Umständen entsprechend; sie enthielt für die Fortsetzung unsrer gegenseitigen Bezüge die bestimmte Zusicherung. Mir gab die verehrte Frau das schmeichelhafte Zeugniss, dass mehr hinter mir stecke als man vermuthe. Wie gerne hätte ich diese Ueberzeugung in den Geist meiner nunmehrigen Gönner übertragen; doch sollte ich durch mannigfache Peripetien mich durchwinden, bevor diese Ansicht über mich zum Durchbruch kam. Zum Theil durch eigne Schuld habe ich in den meisten Lagen meines lange hinziehenden Lebens viel Zeit, viel Mühe, viel Geld verloren, bin oft erbittert hin und hergeschwankt, bevor ich ins Gleichgewicht kam. Die Aufregung der letzten Monate, die Unzufriedenheit mit mir selbst, die Befürchtungen für die nächste Zukunft, der klimatische Einfluss von Paris im Sommer legten den Grund zu einem Uebelbefinden, das ich vergebens niederzukämpfen suchte; ich wurde von einem gastrischen Fieber befallen, das mich im Laufe Julis einige Wochen lang an Bett und Zimmer gefesselt hielt. Man gab mir auf der Stelle eine Krankenwärterin; ein noch jugendlicher, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückter Arzt, Herr Auvity, spendete mir seine Pflege; er war ein

Anhänger von Broussais und traktirte mich nach dem bekannten Systeme, doch mit Mass, da er wohl sah, er habe es mit keiner Riesennatur zu thun. Ozaneaux schenkte mir alle disponiblen Stunden, und ein Strassburger Freund, ein junger Doctor juris, Hickel, hielt ebenfalls treu bei mir aus. Madame Princeteau, die noch in Paris anwesend war, liess Nachricht von mir einziehen; ich fühlte mich durch diese Aufmerksamkeit nicht wenig geschmeichelt, auf Ozaneaux Lippen rief sie ein kaum bemerkliches Lächeln hervor. Das alles war nicht vermögend, meine Aengstlichkeit zu bewältigen. Kaum war ich meiner fünf Sinne mächtig, da schien mir nach einem so unseligen Debut das Verbleiben im noblen Hause nicht rathsam; ich wandte mich schriftlich an Verny; seine Antwort war kategorisch abwehrend; auch Ozaneaux stemmte sich gegen meinen voreiligen Entschluss; sie erriethen, dass meine Eigenheiten und Unzuträglichkeiten wohl ein Hemmniss für mich, aber für meine jetzigen Patrone kein Motiv zu Scheidung biete. Die Vakanzen im Collège Henri IV nahten; das Familienhaupt nahm seinen Sohn in das Boulogner Seebad, und ich wurde in das Gewahrsam des Grossvaters und der dames Chatelaines gegeben. Die Anordnung war mir durchaus nicht unerwünscht. Im Laufe desselben Spätsommers, während der Abwesenheit des Grafen, war mir die Einführung in zwei unbekannte Familienzirkel beschieden. Bis jetzt hatte ich nur die Verwandten Herrn von St. Aulaires gesehen, es lebte aber auch ein beträchtlicher aus den Angehörigen der Gräfin bestehender Kreis; diese einer ganz andern politischen und religiösen Richtung angehörig. Wie sollte ich mich nun in jener Atmosphäre benehmen? Marquise Du Roure (della Rorra), die Mutter der Gräfin, verbrachte die Sommermonate auf einem Gut in der fruchtbaren Ebene der Beauce, nicht fern von Chartres zu. Sie gehörte zu den strengkatholischen Legitimisten, war aber eben so wenig als die alte Frau von St. Aulaire emigrirt, hatte die Schreckenstage im Kerker zugebracht und ihre Rettung nur dem 9. Thermidor verdankt. In die Beschaffenheit dieses Zweiges wurde ich durch die Mutter meines Zöglings eingeweiht, übrigens aber mit keinen Verhaltungsmassregeln belastet; man traute, denk ich, meinem Takte und hatte wohl so viel aus mir herausgelesen, dass ich mich den Verhältnissen anzuschmiegen wisse. Ein Theil der gräflichen Dienerschaft bestand aus Eingebornen von Louville, so hiess das reiche Ackerdorf, welches an den ehemaligen Park der Herrschaft stiess. Als wir durch die Stoppelfelder des einförmigen, aber gesegneten Landstrichs fuhren, flüsterte mir die Gräfin zu: «Ich rathe Ihnen, vor meinen Leuten, vor

dem Kutscher Leon zum Beispiel, der da oben aufsitzt, kein verächtliches Wort über die Gegend zu äussern; sie hängen leidenschaftlich an ihrer Heimath und finden sie anziehend vor allem.» Die alte Dame du Roure fand ich schneeweiss wie die Kastellanin von Etiole, abgemagert und mit strengen markirten Zügen. Ihr Gemahl, ein hoher Siebziger und ehemaliger königlicher Beamte im Senegal, zeigte sich dagegen rüstig, leutselig und nicht ungern von der île St. Louis erzählend. Eine kerngesunde Natur, so wenig von dem afrikanischen Sumpfklima belästigt, dass er schädliche Südfrüchte und Citronen wie gemeine Aepfel verspeiste. Nur sein Augenlicht nahm ab und spielte ihm unangenehme Streiche. Er wurde steinalt. Die ächte noble altfranzösische Race lässt sich durchaus mit den knorrigen Eichen, die alle Stürme überdauern, zusammenstellen. Marquis du Roure war, so viel ich mich entsinne, dem Terrorismus durch Emigration ausgewichen. Seine Schwiegertochter, die jüngere Marquise du Roure, bot die rührenden Züge einer kränklichen Frau; ihr Gatte, ein höherer Offizier in der königlichen Garde, war im Dienst abwesend, ein passionirter Bibliophile, wie ich späterhin erfuhr, ein Herausgeber von kuriosen pastrocini, dabei zärtlicher Familienvater; eine Baronin von Hulst, in Louville gerade anwesend, die Wittwe eines Belgiers, zeigte sich als eine bereits in Jahren vorgerückte Tochter der alten Schlossdame, mit der Gräfin von St. Aulaire nur durch die Bande der schwesterlichen Verwandtschaft und kaum durch Konformität der Ansichten verknüpft. Ich hüllte mich von allem Anfang fast immer in pythagoräisches Schweigen, was nicht mit Unrecht meiner Schüchternheit zugeschrieben, aber doch nicht ganz gerne bemerkt wurde. Man quartirte mich in eine Dependenz des sehr einfachen, unzulänglichen Hauses. Das alte herrschaftliche Schloss war schon lange in Folge der Revolutionszeit abgebrochen und der Waldpark ebenfalls aus ökonomischen Rücksichten ausgehauen, total verstümmelt. Mich zog diese Wildniss an; ich durchirrte sie stundenlang und komponirte dort eine längere elegische Skizze, der ich den Titel «Lord Byrons Krankenbett» beilegte; einzelne Theile waren nicht misslungen und vielleicht über dem Mittelgut der lyrischen französischen und deutschen Ergüsse, die nach des grossen Dichters Tode das Publikum überschwemmten. Von Verny, dem ich eine Abschrift übersandte, wurde es mit schneidender Kritik aufgenommen, mir hinterliess es die Erinnerung seliger Augenblicke, in denen ich, meine Genesung ausnützend und von aussen her durch keinen unangenehmen Zwischenfall verstimmt, dem Leben wieder hoffnungsvoll entgegen ging. Im

häuslich ländlichen Zirkel, worin sich ebenfalls einige Kinder, den verschiedenen Zweigen zugehörig, herumbewegten, fiel kein Wort, das mich, den Protestanten und Wildfremden, unangenehm berühren konnte. Hätte ich mich in ähnlicher Lage z. B. in einem elsässischen oder sonstigen Provinzial-Kreise befunden, wäre wohl dieselbe taktvolle Schonung nicht denkbar. Nur einmal in laufendem Gespräche hatte ich den heiligen König Ludwig etwas schüchtern und verlegen mit dem Titel Louis IX bezeichnet. — «Nun, dächte ich,» fiel die alte Dame ein. «Sie könnten ihn wohl St. Louis nennen.» Sie rechnete sich selbst zu der verdienstvollen Fraktion der Königlichen, die «unter dem Messer» ausgeharrt, während die andern das Weite gesucht. Mit der grössten Verachtung liess sie sich über die frivole Emigration vernehmen. Respekt musste ich dieser todesmuthigen Ahnfrau zollen, doch sie lieben konnte ich nicht.

Auf dem Hin- und Herwege nach und von Louville wurde jedesmal in der Kampagne des Grafen Mollien bei Etampes Halt gemacht. Ich rechne die dort verbrachten Tage zu den angenehmsten meiner Präzeptorenlaufbahn, obgleich die Rolle, die ich dort spielte, gerade keine glänzende war. Graf Mollien war bekanntlich unter dem ersten Kaiserreiche ein verdienstvoller, kenntnissreicher, hochgeachteter Finanzminister gewesen; er trug auf seinem gealterten Antlitz die Züge der Ermüdung, unbescholten blieb seine Ehrenhaftigkeit. Seine bedeutend jüngere Gattin, eine Busenfreundin der Frau von St. Aulaire, ging sichtlich auf in der unaffektirten Pflege des greisen Gemahls, sie schien die verkörperte Anmuth, kenntnissreich, huldvoll auch für den schüchternen Fremdling. Den Afrikareisenden Mollien, den Neffen des Hausherrn, lernte ich dort kennen; er hatte sich in Senegambien sehr weit vorgewagt, den endemischen Fiebern getrotzt, doch eine zerrüttete Gesundheit davongetragen. Er bereiste ebenfalls in Südamerika den Magdalenenstrom und wurde, wenn ich nicht irre, nach 1830 französischer Geschäftsträger bei der Republik von Columbia. Von den deutschen Forschern in Centralafrika schien er keine Kenntniss zu haben; so war ihm der Name des verunglückten Roentgen, eines Verwandten unsers Oheims Roederer gänzlich unbekannt. Er selber war ganz anspruchslos und einfach und schien auf seine geographischen und literarischen Leistungen beinah keinen Werth zu legen. Dass er physisch viel ausgestanden, davon trug sein frühgealtertes Gesicht die Spur. Intimere Bekanntschaft mit einem andern Neffen des Hausherrn machte ich um dieselbe Zeit; Herr Petit de Bantel, ein junger Beamter des Finanzministeriums, eine anziehende

Persönlichkeit, melancholischen Temperaments, geleitete mich zuerst durch den geschniegelten Park. Der weite Komplex war ein Produkt der Kunst und der Natur; die Essonne, ein liebliches Wässerchen, das bei Essonne und Corbeil in die Seine mündet, fliesst mitten durch die pittoresken Anlagen. Breite, in jeder Witterung sorgfältig rein gehaltene Wege, zum Theil fahrbar, durchziehen mäandrisch das Ganze, wie ich denn erfuhr, dass ohnlängst der impotente Graf von Talleyrand in bequemer Kutsche die Gartenbeete, das Flüsschen und die Boskette besehen. Ein totaler Kontrast mit den verwilderten Waldungen von Louville. Auch das Innere des Schlosses und die häusliche Einrichtung trugen das Gepräge des englischen Comforts. Ich liess mir das gar wohl behagen und kehrte gerne bei späteren Besuchen wieder in die wohnlichen, eleganten Räume zurück. Mit Herrn de Bantel pflog ich vertrauliche Gespräche, er rühmte in herzlichen Ausdrücken das generöse Verfahren des Oheims und liess, nicht gerade bei der ersten Begegnung, doch später, durchsehen, dass er sich nichtsdestoweniger unglücklich fühle. Es hing dies augenscheinlich mit seiner hypochondrischen Anlage zusammen, und ich hätte ihn gerne durch die Schilderung einer ungewissen Laufbahn gleich der meinigen mit seinem Loose versöhnt, doch war das nicht thunlich, er selber schon im tiefsten Lebensmark angegriffen. Ich fand mich wohl zum ersten Mal im Falle, eine halbe Konfession anzuhören und sie nicht ganz erwidern zu können. Dass er überaus unglücklich und zwar in nicht ferner Zeit enden würde, fiel mir indessen nicht bei. Ich war dankbar für seine humane Zuvorkommenheit und versprach ihn zu Paris im Hôtel Mollien aufzusuchen. Belehrend war für mich jedenfalls dies unverhoffte Zusammentreffen; ich lernte zu meiner Beschämung einsehn, dass äussere Unabhängigkeit und entgegenkommendes Protektorat nicht immer den innern Frieden gewähren.

Der ländliche Salon von Madame Mollien war auch des Abends belebt; einige beaux esprits aus der Nachbarschaft kamen auf Besuch, und Frau von St. Aulaire war genöthigt, ihr zu Ehren improvisirte oder komponirte Verse anzuhören; ich vermass mich die Gnädige schon hinreichend zu kennen und las die Langeweile auf ihrem kaum beherrschten schönen Antlitz.

Ein andrer Umstand musste mir auffallen. Ich war in dem Wahne nach Paris gekommen, die drei oder vier damaligen Dichterheroen seien als solche allgemein anerkannt. Hier erfuhr ich das Gegentheil. Der Racinesche Klassizismus herrschte despotisch, und es schmerzte mich unendlich, Frau von Mollien

über die schönsten Méditations poétiques de Lamartine ein absprechendes, beinahe geringschätzendes Urtheil äussern zu hören. Auch hier verdammte mich meine unüberwindliche Schüchternheit zum geduldigen Schweigen, umsomehr da sich ebenfalls Frau von St. Aulaire des von ihr patronirten Dichters nicht annahm. Wollte sie ihre Freundin nicht verwunden? Fürchtete sie eine ungünstige Auslegung ihrer Parteilichkeit? Genug, ich stellte in meinem Innern Betrachtungen an über die Nichtigkeit des Ruhms und über die grosse Perfidie der Pariser Gesellschaft.

Gleich nach unsrer Heimkehr, in Etiole, machte ich eine andere beschämende Erfahrung. Ich hatte in Paris einige Aufträge und Eignes berichtigt und war im Begriff, mit der Lokaldiligence von Corbeil abzufahren. Hickel, ein vertrauter Strassburger Freund, hatte mich bis an den Wagen begleitet, worin ich die Halb-Gouvernante der Sainte Aulairschen Kinder vorfand, sie kehrte aus ihrer Heimath, der Picardie, zu ihrem Berufe zurück. Hickel, durch einen halb ernsten, halb spasshaften Einfall von mir aufgeregt, ob er nicht Etiole und Corbeil besuchen wollte, setzte sich in die Diligence und fuhr bis nach Soisy sous Etiole, wo er sein Nachtquartier nahm und mir am folgenden Morgen einen Besuch zusagte.

Die Gouvernante, die ich durchweg mit ihrem Taufnamen Julienne bezeichnen will, klopfte spät Abends an meine Thür. Ueber die ungewohnte Störung betroffen, fragte ich selbstverständlich nach der Ursache: «Sie sind schüchtern wie ein kleines Mädchen, erwiderte mir die alternde, doch immer noch jugendlich anmuthende erste Pflegerin der Kinder des Hauses; ich erzählte soeben der gnädigen Frau, wie der Strassburger Herr Sie so freundlich begleitet; warum haben Sie ihn nicht ins Schloss eingeladen? Wenn er morgen kommt, lässt ihn die Frau Gräfin zum Déjeuner bitten oder schickt es Ihnen auf Ihr Zimmer.» — «Ganz wohl, danken Sie aufs Beste. Ich denke, ich werde meinen Freund selber vorstellen.» — Die improvisirte Einladung wie die aus dem Stegreif unternommene Tour meines Kompatrioten ergötzte mich aufs Beste. Hickel war durchaus kein Alltagsmensch, Jurist, witzig nach unserm Strassburger Begriffe, durch ein kleines Vermögen unabhängig, hatte er nach absolvirten Studien Göttingen besucht, ganz Deutschland durchschweift, war nach Kopenhagen hinüber gefahren und somit in Gegenden bewandert, wohin die gräfliche Familie persönliches Interesse mitbrachte; er schien mir ganz geeignet, der Mutter meines Zöglings einen günstigen Begriff von meinen Kompatrioten beizubringen. Ihm selber, als er sich bei mir einfand, war die Einladung schmei-

chelhaft. Eh ich ihn vorführte, machte ich ihn etwas mit den Verhältnissen des Hauses bekannt. Das Déjeuner verlief erträglich, obgleich mir eine gewisse vornehm abstossende Kälte in dem Benehmen der Gräfin auffiel, ein Benehmen, das sich noch steigerte, indem die gnädige Frau beim Aufstehen allein vor uns her in den Billardsalon schritt und sich nach kurzer Zeit von uns verabschiedete. Der deutsche Jurist, der übrigens ganz untadelhaft französisch sprach, hatte augenscheinlich nicht gefallen. Hickel, der seinem Naturell nach keineswegs wie ich Anlage zur Schüchternheit hatte, musste sich doch etwas in der fremden vornehmen Umgebung verlegen fühlen; genug, mein wohlgemeinter Versuch misslang. Der Freund, den ich nach Tische noch durch einige benachbarte Parks und die Hauptalleen des Waldes von Senard führte, liess mich nicht merken und nicht entgelten, dass ihm die Aufnahme etwas kalt gewesen schien; er hatte eine so bedeutende Eigenliebe und so viel Strassburger Suffisance, dass er sich wohl keiner Selbstkritik unterwarf und dem untergeordneten précepteur in seinem Innern die Verantwortlichkeit auflud. In einem der folgenden Herbste besuchte er mich nochmals, nahm sein Standquartier zu Corbeil, woselbst ich mit ihm zusammentraf und durch meinen Zögling bloss hinterliess, dass ich mit einem Freunde, der vor Jahren Etiole besehen, nun die Ufer der obern Seine auf einige Stunden in Augenschein nehmen wolle. Auch mit Louis konnte sich Hickel nie verständigen; es waren gegenseitig sich abstossende Temperamente. Die in Paris ansässigen Elsässer haben seitdem solche Ecken wohl sehr abgeschliffen, zu meiner Zeit standen sich die «unterworfenen Teutonen» und die herrischen Gallier noch schroff gegenüber.

Der erste in Etiole zugebrachte Spätherbst sollte mich noch zu einem zweiten Beweise führen, wie wenig unsere Elsässer Naturen mit den Parisern übereinstimmten. Frau von St. Aulaire eröffnete mir die Absicht der Familie de Broglie, für Alfonse Rosen, den Halbbruder der Herzogin, den Sprössling des letzten Gatten der Frau von Stael, einen geeigneten Gouverneur ausfindig zu machen. Es wäre weniger auf einen klassisch als naturwissenschaftlich gebildeten jungen Mann abgesehn, der seinem kränklichen Zögling gemeinnützige Kenntnisse spielend beibringen könnte. Ich musste unwillkürlich an meinen Strassburger Bruder Eduard denken, der sich fast ausschliesslich mit Botanik und neuen Sprachen abgegeben und mir zu solchem Berufe gleichsam voraus bestimmt erscheinen musste. Nach mancher Hin- und Widerrede und in Strassburg bei Professoren der Fakultät eingezogenen Erkundigungen kam es zu keinem Entschluss; man lud meinen Bruder am Anfang

des Winters ein, sich selber in Paris zu zeigen. Es war nun, in einem andern Sinne, das Widerspiel des Auftretens von Hickel. Mein Bruder, womöglich noch schüchterner als ich und im Salon ganz unbehilflich, wurde nicht angenommen, fand aber bald darauf eine Verwendung als botanischer Mitarbeiter und Sekretär bei Herrn de Mirbil, einem Mitglied des Instituts, ehemaliger Generalsekretär des Herzogs de Decazes. Als ich Fräulein Mendelssohn die Unterkunft meines Bruders ankündigte, rief sie lächelnd aus: «Nun, so findet doch zuletzt ein Jeder in dieser Stadt seine angemessene Beschäftigung.» Das liess ich wohl gelten, und beide Brüder waren in hohem Grade erkenntlich für die wenngleich kärglich besoldete arbeitsreiche Stellung, worin mein Bruder nicht weniger als 4 Jahre vegetirte, bis sein Patron als Professor in den Jardin des plantes ernannt wurde und meinen spartanisch mässigen Bruder als aide-naturaliste nach sich zog. Für mich war die Gegenwart des geliebten Gefährten meiner Kinder- und Knabenjahre eine Quelle der Freude und des Kummers; ich konnte nie das Gedrückte, das Eingeschränkte seiner Lage verwinden und mochte mich mehr als einmal befragen, ob ich recht gehandelt, als ich den schroffen Elsässer aus seinem heimathlichen Kreise in die feindliche Weltstadt herbeizog. Ich konnte mich nur mit dem Bewusstsein beruhigen, dass er aus ganz unsicherer Provinzial-Existenz zu seinem eigentlichen Berufe befördert worden. Nie hörte ich von seinem Munde den Vorwurf, dass ich in sein Schicksal eingegriffen; wir fühlten nur den Genuss des brüderlichen Zusammenlebens und das intermittirende Bedürfniss, unserm innern Groll im Kampfe ums Dasein Worte zu leihen.

Um dieselbe Zeit, am Eingang von 1824—25, kam auch Stahl zur Fortsetzung seiner orientalischen Studien ganz mittellos an. Er hatte der Theologie und der Juristerei entsagt, seine Bibliothek um einen Spottpreis verkauft und einzig und allein auf das Protektorat des Strassburgers Herrn Kiefer, Professor der türkischen Sprache fussend sich in den Strudel geworfen. Ebenso bedürfnisslos, abgehärtet und auf alles gefasst wie mein Bruder, fand er sich höchst beglückt, dass Ramond, der Pyrenäenbesteiger, ihm die philologische Bildung seines Sohnes übertrug. Stahl hatte sich in einer Mansarde der rue Tournon bei dem Luxembourg eingenistet; mit der mässigen Besoldung, die ihm Ramond auszahlen konnte, vollkommen befriedigt, lebte der unvergleichliche «Gymnosophist» jahrelang seinen vielumfassenden vergleichenden Sprachstudien, war bald einheimisch auf der königlichen Bibliothek bei Van Praet, wie er es zu Strassburg gewesen und eroberte bei den dortigen Bibliothekaren selbst nach und nach die persönliche Freund-

schaft der angesehensten Gelehrten des Collège de France. Unter denselben nenne ich vor allem Herr von Chézy, dem mein Freund wie ein Sohn sich anschloss; auch mit Jaubert, Abel Remusat, S. de Vaux und andern stand er in näherem Verkehr und füllte jahrelang die Stelle eines Sekretärs der orientalischen Gesellschaft aus. Seine polyhistorischen Kenntnisse und Leidenschaft versperrten ihm aber den Zugang zu irgend einer Spezialität, und er kehrte Ende 1839 in seine Vaterstadt als modester Professor der Geschichte am protestantischen Seminar zurück, ohne seinen Hauptzweck, eine Reise in den Orient, erreicht zu haben.

Wir standen zu Paris, wonicht in täglicher doch in ununterbrochener brüderlicher Verbindung und in gegenseitigem intellektuellen Austausch, wobei ich allzeit der Gewinnende war, er als der Gebende sich auswies.

Im Laufe des Winters von 1824 auf 1825 wurde bereits im Hause eine künftige Reise nach Italien besprochen; ich sah mich vorläufig in der Geschichte der Italienischen Republik von Sismondi und in Daru's Geschichte von Venedig um und freute mich selbstverständlich zum Voraus auf die bevorstehenden artistischen und landschaftlichen Genüsse. Wie vieles mir durch unvorhergesehene Incidenzen vergällt werden sollte, darauf war ich in jugendlicher Zuversicht kaum bedacht. Auch beging ich den grossen Fehler, die gehörigen strikten kunsthistorischen Vorstudien zu versäumen; nun holte ich zwar Einzelnes, in Rom besonders mittelst lokalen Veröffentlichungen nach; doch betraf dies mehr die altrömische Topographie und Bildwerke; das Mittelalterliche blieb ganz vernachlässigt. Goethe hat hierin vielleicht ungünstig auf mich eingewirkt.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich die ersten Begegnungen mit Lamartine erwähnt, worin ebenfalls von der Bereisung Italiens, den Hauptrouten und Hauptstädten die Rede war. Für mich war die persönliche Erscheinung des grossen Dichters bei weitem das wichtigste. Die unbegrenzte Verehrung, die ihm von der St. Aulaire'schen Familie und Gesellschaft gezollt wurde, bot mir das direkte Gegenspiel der absprechenden Urtheile auf dem Landsitz des Grafen Mollien.

Noch vor dem Anfang des Winters hatte ich mit Ozaneaux an einem der letzten schönen Oktobertage Casimir Delavigne in Fleury sous Meudon einen Besuch abgestattet, mit der zweifachen Absicht, für die im Hochsommer genossene Gastfreundschaft zu danken und ihm eine wörtliche Uebersetzung meines lyrisch erzählenden Gedichts über Lord Byrons Abscheiden vorzutragen. Sei es, dass ihn gerade das fremdartige Gewand bestochen oder eine angeborene Nachsicht und der Wunsch,

Auftretende zu ermuntern, genug es wurde mir ein unerwartetes Lob zutheil, dem auch der mich begleitende Ozaneaux beistimmte. Ich war dadurch gegen die später vernommene strenge Kritik Verny's einigermassen gewappnet und nicht leicht zu entmuthigen, obgleich mir das Mangelhafte des Plans und der Ausführung durchaus einleuchtete.

Mit dem Ende des Jahres zeigte sich ebenfalls Henri Lebert, und seine belebende, freundliche Gegenwart übte den gewohnten, ich darf es «Zauber» nennen. Sein naives Anempfinden wäre in andern Umständen nachtheilig geworden, doch in meiner Vereinzelung, in der totalen Abgeschlossenheit von Deutschland war dieser stille Applaus ganz ungefährlich. Doch warnte er mich taktvoll, wie ich es kaum von ihm erwarten konnte, nicht den politischen Ansichten der Elsässer Freunde in meinen deutschen Versen Ausdruck zu leihen; er sah deutlich, dass mich eine derartige Tendenz auf Abwege führen würde und er ermahnte mich, den meiner Natur konformen elegischen Anklängen treu zu bleiben. — Dass ich Fräulein Mendelssohns Zumuthung, für ihren Neffen, den nachmaligen illustren Felix Mendelssohn, einen Operntext zu bereiten, kein williges Gehör schenkte, ist mir jetzt noch unbegreiflich; es hätte ein solches modestes Beginnen einen Anknüpfungspunkt mit Deutschland gegeben. Die werthe Gönnerin verreiste im folgenden Frühjahr (1825) zu ihrem Bruder nach Berlin und ich blieb von fernerer Verbindung mit der ausgezeichneten Dame geschieden. Es ist ihr das erwünschte Loos geworden, früh das Zeitliche zu segnen und nicht mehr das fürchterliche Schicksal ihrer Schülerin zu erleben. Ihren Neffen Felix sah ich, einen kurzen Augenblick nur, in Paris; schon damals, kaum den Knabenschuhen entwachsen, war er ein vielversprechender Komponist, und seine offne, noble Physiognomie wies auf einen hohen Künstlerberuf hin. Ueber die neuere italienische Schule, Verdi und Konsorten, sprach er in wegwerfendem Tone, der nur verfrüht, aber durch seine spätern Leistungen vollkommen sich rechtfertigte.

Mit Felix Mendelssohns Sohne, dem Professor der Geschichte zu Freiburg i. Br., kam ich nach dem Kriege von 1870 bei Professor Loening zusammen und konnte mich beim ersten Bewillkommen auch auf die Bekanntschaft mit seiner Grosstante berufen. Das unbedingte Lob, das ich dem «Briefe seines Vaters an seine Familie» ertheilte, schien den kindlichen Gefühlen des jungen Professors zu entsprechen. Leider musste ich bald darauf vernehmen, dass er, räthselhaft genug, in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel und mit einem frühen Tode abging.

Eine treue Anhänglichkeit an das Haus Mathieu-Faviers bewahrte ich in meiner neuen Lage. Es ging mir von Herzen

und war nur eine dankbare Erwiderung der rührenden Freundlichkeit, die mir dort entgegenkam. Sogar auf meinen ungehobelten Bruder dehnte sich dieses Protektorat aus. Mein temporärer Schüler war in die Militärschule von St. Cyr eingetreten, und ich besuchte ihn sehr regelmässig in der fünf Stunden von Paris entfernten Anstalt, jedesmal wenn seine Schwester, die brillante Gräfin von Montigny-Jaucourt mich sie dorthin zu begleiten einlud. Es waren für mich mit rothem Bleistift angestrichene Sonntage. Doch will ich nicht verhehlen, dass auch in diesen bevorzugten Ausflügen sich mir das Phantom meiner untergeordneten Lage in der bequemen Chaise an die Seite setzte und mich unwillkürlich im Salon des Kommandanten der Schule überfiel, wenn die junge, vornehme Dame mich mit einer unnachahmlichen sans façon als den ehemaligen précepteur ihres Bruders vorstellte. Nur wer in ähnlichen Verhältnissen sich hinhielt, kann mich vollständig verstehn und meine Gefühle begreifen. In Paris traf ich eine Zeitlang die Gräfin an Feiertagen, zu bestimmter Morgenstunde, um mit ihr Goethiana zu lesen; es waren seltene, doch erwünschte Augenblicke, in welchen dann die angeborene und angezogene Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit der Salondame zu voller Geltung kam. Auch mit Frau von St. Aulaire und ihren Töchtern machte ich als obligater Begleiter einen Ausflug in das winterliche Versailles, wo die Grossmutter von Herrn du Roure eine bescheidene Wohnung in einem Schlossflügel innehatte. Dies war noch gleichsam ein Ueberbleibsel der vor mehr als dreissig Jahren genossenen Hofprivilegien. Ich weiss nicht mehr, in welcher Eigenschaft die alte Marquise bei einer Persönlichkeit der königlichen Familie eine Ehrenstelle versehen; genug sie schien an diesem pied à terre zu halten, obgleich die Erinnerungen mit einem tragischen Beischmack versetzt sein mussten.

Schloss und Prachtgärten von Versailles und beide Trianons übten immerfort eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich, nie ermangelte ich, Elsässer Freunde an die geschichtlichen Lokalitäten zu begleiten und gönnte mir mehrmals das Vergnügen, die Wasserkünste an betreffenden Feiertagen zu begaffen. Louis XIV. Regierung und seiner beiden Nachfolger wird erst durch Versailles in volles Licht gesetzt. Es sind darin Abschnitte von unwiderstehlicher Plastizität. Das kleine Trianon, der Weiher, seine lieblichen Baumgruppen, die architektonischen Spielereien bilden die Unterlage zu einem Theil der Geschicke Marie Antoinettes. Mit welchen Gefühlen mochte Helene von Orleans diesen Bezirk betreten und vielleicht in banger Vorahnung vor der tragischen Zukunft, die ihrer wartete, zurückbeben.

Der schöne frühzeitige Maimond 1825 war herangekommen, die Zeit der Abreise in die Schweiz und nach Italien nahte. Ich sollte, ein erwünschtes Loos, bei der Gräfin mit ihren Töchtern auf drei Sommermonate hinaus in Zürich meine Lehrerstelle versehen, der Vater während dieses Interims mit dem Sohne allein sich befassen. In den ersten Junitagen reiste ich mit dem Courier de la malle zu flüchtigem Besuch meiner Eltern nach Strassburg. In Basel sollte ich mit der weiblichen Reisegesellschaft an bestimmtem Tage zusammentreffen. Meine kurze Abwesenheit hatte schon bedeutende Veränderungen im Personal meiner näheren Kreise zuwege gebracht. Im Vaterhause zeigten sich die ersten Spuren des herannahenden Alters, und mein jüngerer Bruder Gustav, für seine nächste Zukunft besorgt, theilte mir unwillkürlich seine Beängstigung mit. In den Häusern Renouard de Bussierres und de Coehorn war alles in freudiger, vielgeschäftiger Aufregung. Die zweitälteste Tochter der letzteren Familie, Mélanie de Coehorn, stand auf dem Punkte, sich mit dem zweitältesten Sohne de Bussierre zu verbinden. Alfred de Bussierre, im gleichen Alter, sogar etwas jünger als seine Braut, hatte seit einigen Jahren eine tiefernste Leidenschaft für die anziehende Generalstochter gefasst, einige Zeit bekämpft, dann aber mit unwiderstehlicher Ueberredungskunst seinen Eltern erklärt, er könne sich dieser ersten Jugendliebe nicht entziehen und würde nie eine andere Heirath eingehen. Sein fester männlicher Wille drang durch. Er hatte kaum seine Majorität erreicht, doch frühzeitig in die Bankgeschäfte des grossmütterlichen Hauses Franck eingeführt, versah er bereits einen Theil der vollgewichtigen Obliegenheiten. Ich nahm aufrichtigen und herzlichen Antheil an der bevorstehenden Allianz.

Madame Mathieu de Faviers war zu der naheliegenden Ceremonie herbeigekommen; ihr Neffe Alfred de Bussierre lag ihr am Herzen. Sie verhehlte kaum, dass sie eine glänzende finanzielle Partie für ihn gewünscht. Meine Befürwortung der gegenwärtigen glücklichen Verbindung, meine Verurtheilung der Konvenienzheirathen liess sie nicht gelten. Bei ihr, auf einem Landgute in der Ruprechtsau, wo sie temporäres Absteigequartier genommen, traf ich den eleganten Baron Edmond de Bussierre, einen Vetter des Bräutigams, der unter Ludwig Philipp, mit welchem, so hiess es, ihm verwandtschaftliche Bande gemein waren, eine glänzende Carrière in der höheren Diplomatie durchlief. Edmond de Coehorn, der unterdessen ebenfalls, doch in bescheideneren Verhältnissen dieselbe Laufbahn betreten, war ebenfalls gegenwärtig. Freunde und Bekannte beneideten mich um die Lustreise, an deren Eintritt ich stand; eine Volltour nach Italien galt damals noch für eine nicht hoch genug

anzuschlagende Glücksparthie. Bei näherer Beleuchtung und Erkenntniss meiner Lage wäre die Beglückwünschung ruhiger und mässiger ausgefallen. Schützenberger versuchte sich als Advokat in seinen ersten Vertheidigungsreden; er sollte nicht lange im Dunkeln bleiben und durch eine mit Vermögen gesegnete Frau seiner modesten Laufbahn eine festere Basis geben. Bei Verny, auf meiner Durchreise in Colmar, ward mir eine ganz entgegengesetzte Mittheilung; er hatte bereits insgeheim den Entschluss gefasst, die Carrière seines Vaters zu verlassen und sich der Theologie zu widmen. Da er mir die eigentlichen Beweggründe dieser totalen Metamorphose nicht angab, konnte ich ihm nur mein Befremden bezeugen, und musste vorerst auf Fakten, über die ich kein Urtheil hatte, zurückgreifen. Dieses Durcheilen Colmars war in jeder Hinsicht moralisch und materiell erschütternd; ich hatte meinen jungen Bruder bis dorthin mitgeführt, trennte mich schmerzlich von ihm, von Verny und Spenle nach kaum halbtägigem Verweilen und bestieg 9 Uhr Nachts, den 13. Juni, die Diligence von Basel. Es war schon eine sommerliche Gluthhitze eingetreten. Der Einfluss der ersten Tagshälfte, die Aufregung des Abschieds verfolgte mich in das Kabriolet des öffentlichen Wagens, und die gefährliche Morgenkühle, der ich mich unbedachtsam aussetzte, verschlimmerte mein Unwohlsein, wie mir denn von jeher die Reisegenüsse durch solche Incidenzen vergällt wurden. In Mülhausen hatte ich den anbrechenden Tag, den heilbringenden begrüsst. Sollte ich doch in wenigen Stunden mit Wesen zusammentreffen, die ich verehrte und liebte, mit all der Uneigennützigkeit einer naiven, deutschen, jugendlichen Anhänglichkeit liebte. Ich war mir unbewusst an dem Scheidepunkt angelangt, an dem ich meine bisherigen Empfindungen analysirend zum beschämenden Selbstgeständniss gelangen musste, dass in meinen ausklingenden Jünglingsjahren dieses Hinträumen nicht mehr gestattet sei und dass ich zu einer strengen Theilung zwischen Pflicht und Neigung schreiten müsste. Dieser innere Selbstmord sollte mir erleichtert werden, denn jedesmal, wenn ich mich dem natürlichen Hang meiner Gefühle, meiner Selbsttäuschung, meines Traumlebens hingab, wurde ich durch ein herbes oder pikantes Wort, durch einen äussern Umstand an die Realität erinnert und unsanft aus dem Träumen aufgerüttelt.

An einem Tage und einer Nacht hatte ich nun den grössten Theil der heimathlichen Ebene durchzogen, nur mit der einzigen fixen Idee im Hirne: in Basel triffst du deine zweite Familie. Die Berge von Kinzheim, die lange Reihe der Burgruinen, die Kirchthürme der bekannten Dörfer, die Schlettstadter und Colmarer Strassen und Plätze, die Kathedrale und Abteien lagen

rechts und links an meiner Strasse; ich warf sehnsüchtige Blicke nach den lieben Wahrzeichen, doch voran musste ich, wollte ich nur mit dem einen Gedanken: Zu Basel, welche Vergütung für diesen unwillkommenen Gast! Und nun, als ich durch die wohlbekannte Pappelallee von St. Louis gegen die Schweizerstadt hinzog, im Widerschein der schon glühenden Morgensonne, die pittoresken Schwarzwaldthäler und die länglichen Jurarücken begrüsste und im Gasthofe der drei Könige anlangte, wird mir statt des ersehnten Empfanges und Wiedersehens ein Brief eingehändigt: vor einer geraumen Stunde war die weibliche Karawane wieder abgezogen gen Zürich. Wie vom Donner blieb ich gerührt, las den Brief wohl drei bis viermal und ergab mich zuletzt in mein vereinzeltes Nacheilen.

Die von dem Jahren 1810 und 1819 wohl in Erinnerung gebliebenen Lokalitäten besah ich in Hast und ging über die Rheinbrücke nach Kleinbasel in ein erfrischendes Bad. Ein Hauderer war auf dem Punkte, mit einem Fabrikanten und seiner Frau aus der Umgebung Zürichs abzufahren, ich belegte einen Platz und fort gings wieder in die glühende Hitze. Verfrühte Hundstage lagerten über dem Lande; mein Reisegefährte, ein robuster Schweizer, war einer Ohnmacht nahe; seine um ihn besorgte Gattin war durch die gemeinschaftliche Noth zu improvisiertem Zutrauen beinah gedrungen; dieser Umstand kürzte die gewöhnlichen Präliminarien einer neu anzuknüpfenden Bekanntschaft. In Rheinweiler erfuhr ich von einer behäbigen Wittwe, dass die Gräfin vor kaum 4 oder 5 Stunden gegenwärtig gewesen, wie in Basel auf dem Balkon des Drei Königshôtel hatten sich die Mädchen des grünen Rheinstroms gefreut, ihn jubelnd begrüsst. Ein Wagen mit sechs weiblichen Insassen vollgepfropft und einem polnischen Diener auf dem Kutschersitze, fiel überall in die Augen. Mich fesselten Strom und die ganze Umgebung, die ich nicht in diesem Grade anziehend und mannigfaltig erwartet. Das römische Augst mit seinen hinter Laub und Schilf kaum angedeuteten Ueberresten aus der Vorzeit hatte ich in der Tiefe liegend gesehen und mir wohl im Stillen ein Gelübde abgenommen, auch dorthin einmal abzulenken. Die Fahrt nahm ich geduldig hin; denn die Gluthatmosphäre wurde mir erträglich durch den Hinblick auf die Schwarzwälder Berge und Thäler zu unseren Linken, auf das in einem Winkel am Rheine gelagerte Säckingen, das wir von der Herberge zu Stein herab überschauten. Erinnerungen an Ozaneaux und Verny, die auf einer Schweizerreise dort bei einem Zögling des Colmarer Collège ihre erste Station aufgeschlagen, tauchten auf; doch von einem «Trompeter von Säckingen» konnte damals keine Rede sein. Die unabweisliche Geschichte aber kam zu

vollem Rechte, als bei wieder aufgenommener Fahrt den Boetzberg hinauf rechts das Schloss von Habsburg hinter Tannenwäldern sich zeigte. Bei der Einfahrt durchs finstre Thor in das Städtchen Brugg fielen mir unwillkürlich die Verse Schillers ein: «Bei Brugg fiel König Albrecht.» Es war Abend geworden, die Pferde des Hauderers hatten noch mehr als wir Ruhe von Nöthen; ohne das Nachtessen abzuwarten, begab ich mich ins einladende Bett eines höchst freundlichen Gasthofs, konnte es aber bei der krankhaften Aufregung kaum zum Schlafen bringen. Es lag übrigens Ermüdung und Abspannung auf allen Gesichtern; ein honetter Fusswanderer, der von St. Blasien herübergekommen war und um Nachtquartier bat, führte dieselbe Klage. Mit seltener Klarheit sind mir Land und Leute, alle einzelnen Szenen dieser anderthalbtägigen Miethskutschen-Tour gegenwärtig geblieben. Die Treuherzigkeit meines Schweizergefährten liess ebenfalls unverwischbare Spuren zurück, und ich bereute es, ihm den halbweg versprochenen Besuch nicht eingehalten zu haben. Es war ein vielgereister Mann, dem ich aber seine Lobeserhebungen von Wien nicht gelten liess und mit meinem damaligen Pariser Enthusiasmus zu Boden schlug.

Wir besahen bei frühem Morgen das hart an der vorbeiführenden Strasse gelegene Königsfelden, wo die Ueberreste des ermordeten Habsburgers und seiner grausamen Tochter, der Ungarischen Königin Agnes in vernachlässigten, von altem Mobiliar und Ackergeräthe vollgepfropften Räumen vorgezeigt wurden. Noch am Ende desselben Sommers konnte ich zu wiederholtem Male desselben Anblicks theilhaftig werden und mir die damals geringe archäologische Pietät kaum erklären.

In Baden hatte ich den Vorgenuss eines längeren, drei Monate spätern Aufenthalts im traulichen Thale an der Limmat. In den Wagen wurden leider noch zwei neue Schweizer Passagiere aufgenommen, wovon der eine, in einer Badewanne sich verspätend, ungebührlich lange auf sich warten liess und den etwas derben Spott über seine Verzögerung von seinen Kompatrioten erdulden musste. Man fragte ihn cynisch, ob er mit den Badedienerinnen zufrieden gestellt, was mir, wo nicht über die Sittenreinheit der Schweizer, doch über die Redefreiheit einigermassen neue Begriffe beibrachte. Der eine der neu Aufgenommenen erwies sich als ein zum gelehrten Corpus gehöriger Dialektiker, ein schon etwas älterer Mann, der meinem Optimismus über die Selbstbestimmung und den freien Willen des Menschen etwas herbe Schläge versetzte. Ich unterliess es, ihn um seine Adresse zu bitten. Die Strasse im breiten Thal der Limmat über Altstätten war bedeutend kühler als die bisher befahrene. Ich kam vor dem weltberühmten Gasthof

zum Schwert in Zürich restaurirt an, erkannte unter dem Thorweg den herrschaftlichen Wagen und wurde von einem Kellner berichtet: Die gnädige Frau sei gegenwärtig an der table d'hôte. Dorthin eilte ich, fand eine schon vollbesetzte Tafel und selbstverständlich frostigen, offiziellen Empfang.

Eine Wohnung war für die ganze Sommerzeit im Hause des Herrn Meister gemiethet; sie lag in einem entfernten Stadttheil, nahe bei dem Thore, das sich nach Winterthur und dem Thurgau öffnete. Auf der Rückseite mit schöner Aussicht auf Vorstadthäuser, Wiesen und die Tannenwaldungen des Zürichberges, mit der Front gegen Abend an einem offenen, im Sommer bis zur Unerträglichkeit erhitzten Platze. — Der Eigenthümer, Herr Bürkel, brachte die Sommerzeit auf einem Landhause an der Limmat zu, etwa anderthalb Stunden von der Stadt entlegen. Das Ablassen der städtischen Wohnung war eine besondere Vergünstigung, man verdankte sie der Vermittlung des Barons August von Stael, eines Freundes Herrn Heinrich Meisters.

Es war dieser mehr als achtzigjährige Greis einer der wenigen Ueberlebenden der Encyklopädisten, mit welchen er, besonders mit Diderot, Grimm und d'Alembert, in litterarischem und freundschaftlichem Verkehr gestanden. Er selber schriftstellerte, wohlverstanden in französischer Sprache, hatte nicht lange vor unserm Aufenthalt einen pittoresken Ausflug nach den Borromäischen Inseln veröffentlicht; mir war das anziehende Opuskel durch das Morgenblatt bekannt und ich erfreute den alten Herrn nach näherer Bekanntschaft nicht wenig durch meine aufrichtige Anerkennung. Seine früheren Schriften, meist sentenzartigen Inhalts, waren mir nicht zu Handen gekommen; ich lernte seitdem den geistreichen, feinen, in guter Schule gebildeten Autor schätzen. Er bewohnte als Schwiegervater Herrn Bürkels, dieselbe Behausung und stellte uns — ich sage euphemistisch uns — das heisst, der Gräfin eine reichhaltige litterarische, geschichtliche und für die Schweiz reichhaltige Bibliothek zur Verfügung. Mir kam das auf der Stelle zu gut, und bald war ich durch meine rücksichtsvolle Verehrung des in der That ehrwürdigen Herrn in vollem Genuss dieser lokalen Schätze. Mich beschenkte er nach und nach mit einzelnen konfidentiellen Broschüren, die sich absonderlich auf seine Jugenderfahrungen und hygienische Vorschriften bezogen. Leider habe ich diese Erinnerungsblätter in meinen mannigfachen Umzügen verzettelt.

Bei der deutschen Züricher Jugend schien er mir als Schriftsteller in keinem grossen Ansehen zu stehen, was sich schon aus dem Gegensatz der Nationalität und der divergirenden

Ausbildung erklären lässt. Ein Züricher Theolog, dem ich von Hickel empfohlen war, und der noch mehr als einmal erwähnt werden soll, sagte mir ziemlich derb von dem liebenswürdigen Autor sprechend und mit der eigenen Schweizerintonation: «Ach ja! er schimmert immer noch.» Diesem absprechenden Urtheil konnte ich durchaus nicht beistimmen; ich war bestochen durch die Gegenwart des alten Mannes und seine unstreitig geistreich belehrende Unterhaltung. In der Literatur der kaiserlichen Epoche war er ebenfalls wohlbewandert; seine selige Freundin, Frau von Stael, vergötterte er und wusste die geheimen Beziehungen der Romane Delphine und Corinne zu erörtern. Auch die früheren deutschen Klopstockischen und Gellertschen Poesien hatte er in treuem Gedächtniss bewahrt und war mir gut, weil ich die literarischen Grössen von Zürich und der Schweiz in vollem Werthe, vielleicht darüber, gelten liess.

Herr Meister hatte sich gleich im Gasthofe eingefunden und der hochangesehenen Mietherin die für sie bestimmten Räume gewiesen. Der Umzug fand bereits im Laufe des folgenden Tages statt. Ich verliess den komfortabeln Gasthof ungern. Die in Paris geregelten Unterrichtsstunden wurden sofort wieder pünktlich befolgt, als ob nicht die geringste Unterbrechung stattgefunden hätte. Doch hatte ich bereits am ersten Tage, mit einem Lokalbedienten herumziehend, Zeit gefunden, meine von Hickel an mehrere seiner Universitätsfreunde, Göttinger Kumpane, mir mitgegebenen Briefe abzugeben, — an Meyer und Wyss — und mich in der pittoresken alten Stadt umzusehen. Da wurde dann Lavaters Wohnung und die Stelle bemerkt, wo der verehrte Schweizer Patriot von einem französischen Fanatiker tödlich verwundet, dann einem langwierigen Märtyrerthum entgegen ging. Die baumreichen Promenaden im Innern der Stadt, auf der Katze und über der östlichen Vorstadt nahm ich gleich in Augenschein. Auch besuchte ich den Bruder eines Elsässer Fabrikanten, der vor wenigen Jahren mir in bedeutsamen, leidenschaftlichen Verhältnissen nahe gestanden, ich erkannte in des Bruders Zügen den entfremdeten Freund. Ich hatte mich dem unabhängigen Züricher Bürgersmann ohne Hintergedanken oder herbe Rückerinnerung vorgestellt, wurde gemüthlich aufgenommen, knüpfte indess nicht näher an; ich ward unverzüglich in ganz andere Kreise hinübergezogen. Ich habe den Freundesdienst, den mir Hickel leistete, nicht nur nicht vergessen, ich rufe ihm noch Dankesworte ins Grab nach, denn er brachte mich mit würdigen, ernsten Jünglingen in Verbindung: Kandidat Meyer zeigte sich, nachdem er Zutrauen in mich gefasst, wie ein langbewährter brüderlicher

Freund, indem er mich als solchen in seiner eigenen Familie, bei Verwandten und Bekannten, bei den ehemaligen Göttinger und Berliner Genossen, in näherer und fernerer Umgebung, mit unermüdeter Sorglichkeit einführte. Noch jetzt weiss ich nicht, womit ich des Ehrenmannes Neigung mir erworben. Es ist wohl eine der liebreichsten Begegnungen, die mir in meinem vielgeplagten und geprüften Leben widerfuhr; er mochte wohl errathen, dass er sie an keinen Undankbaren verschwendete und dass meine bedrängte Lage von Hause aus einer Aufmunterung und Aussicht auf künftige bessere Zeiten bedurfte.

Sein Vater, eine der Notabilitäten der Stadt, bewohnte in der damaligen östlichen Vorstadt ein komfortables Haus, mit Aussicht auf den See und einem Garten gegen Morgen gelegen. Er war zum zweitenmal verheirathet und erzählte mir, nicht ohne schmerzlichen Rückblick auf Strassburg, dass er seine gleich nach der Heirath erkrankte erste Gattin dorthin geführt und von einem Strassburger Arzte, den er zu nennen unterliess, auf eine unerhört indelikate Weise behandelt worden. Diese traurige Erfahrung mochte wohl auf das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen. Nicht nur liess er mich, den Kompatrioten jenes Charlatans, die Erinnerung nicht entgelten, er behandelte mich beinahe mit derselben Zuvorkommenheit wie sein Sohn. Die Treuherzigkeit dieser Züricher von altem Schrot und Korn vergegenwärtigte mir die geschichtliche Zeit, als beide Städte in engem politischen Verbande zu einander standen. Es ward mir wohl, ich darf es wohl sagen, wie in einer zweiten Vaterstadt, und dazu legte dieses Anschliessen an Meyer und seine Freunde den festen Grund.

Zu den anziehendsten Bekanntschaften, die er mir vermittelte, rechne ich eine Pfarrersfamilie in Kilchberg, einem $1^1/_2$—2 Stunden weit höchst pittoresk gelegenen Dorfe, südwestlich von der Stadt. Der friedliche Sonntag, an welchem er mich in der einsamen Behausung einführte, ist mir unvergesslich geblieben. Ich traf dort ausser dem alternden Pastor und seiner Frau eine verwittwete Tochter, die ebenfalls schon mit einem halb erwachsenen Kinde gesegnet war, und eine zweite, wenn ich mich recht besinne, noch nicht verheirathete Tochter. Die ungeheuchelte Freundlichkeit dieser patriarchalischen Familie, das offene ungezwungene Benehmen, das anspruchslose Klavierspiel und der Gesang der Frauen mit Kandidat Meyer, wobei mir Körners, Schillers, Uhlands beliebte Lieder in die Ohren klangen, gehören in die Reihe, ich darf es wohl ohne Affektion sagen, platonischer Genüsse, die nur in solcher Umgebung und in einer viel anspruchsloseren Epoche als der unsern sich ermöglichten. Es wurde gleich bei dieser ersten Zusammenkunft eine

gemeinsame Fuss- und Wassertour auf den Rigi und an den Vierwaldstättersee besprochen und auch kurz darauf zu Wege gebracht. In später Abendstunde kehrten wir durch die hügelige Gegend, durch Tannenwälder und Obstgelände in die schon tief in Nacht gesunkene Stadt zurück.

An einem der nächsten Tage fuhr ich mit demselben Freunde über den See nach Wollishofen, dem vielversprechenden Landsitze von Wyss, traf den aber nicht zu Hause. Er sei Bräutigam, sagte mir Meyer beiläufig, wie ich denn auch beim Besuche auf Hessen's Landgute dessen Schwester mit ihrem Verlobten in einer Gartenlaube sitzen sah. Jedesmal während solcher Begegnung regte sich in mir das Schmerzgefühl meines vereinzelten Lebens mit der leidigen Voraussicht, dass ich, auf einem Irrwege verloren, keinem ähnlichen Ziel entgegenginge.

In denselben ersten Wochen meines Züricher Lebens geleitete mich der unermüdliche Freund auf den Härtler zu einem ziemlich entlegenen Wirthshause in grüner Wald- und Wiesengegend, 1½ Stunden südwestlich von der Stadt. Eine ganz unverbürgte Legende verlegt dorthin in ein verfallenes Ritterschloss den Aufenthalt des Minnesängers und Liedersammlers Rüdiger von Manesse. Mich interessirte vorerst nur die Gegenwart und die reizende Gegend. Eine Züricher gemischte Primärschule beging dort einen Ferientag, vielfache Gruppen in gymnastischen Uebungen sich vergnügender Knaben tummelten sich auf dem Rasen. Auf einer Holzbank bemerkte ich einen einzelnen traurigen Schüler. Ich konnte nicht umhin, nach der Ursache mich zu erkundigen, im irrigen Glauben, es sei der Kleine irgend einer Strafe verfallen. Man bedeutete mir, er leide an Rheumatismus. Ein Mitschüler nahte inzwischen, legte theilnehmend beide Hände auf die Schultern des Halbkranken und erkundigte sich nach dessen Befinden. Die kleine, kurze Episode rührte mich; wusste ich doch aus meiner vielgeprüften Kindheit mir ähnliche Szenen zu vergegenwärtigen. Dagegen blickte unter den Mädchen im Bernerkostüm ein feines Gesichtchen hervor, das nicht unwillig die Augen der Vorübergehenden auf sich zog. Wir genossen auf dem sogenannten Walkam die Aussicht auf nahe und ferne Vorberge und liessen uns am späten Abend über die nahe Sihl an einen Wasserfall übersetzen.

Der festgesetzte Termin für die Rigireise nahte und schon war mir bang, durch meine Gegenwart Ungelegenheiten zu veranlassen. Ich theilte dem Freunde meine Befürchtung mit: da er mich indess auf näheren Spaziergängen als tüchtigen Läufer gesehen, belächelte er mich zuversichtlich.

An einem der ersten Julitage fuhr ich mit Herrn Gessner, einem Schwiegersohne des Pfarrers, nach Kilchberg, wo man

uns schon erwartete. Auf der Höhe des Albis begegneten uns zwei Brüder von Meyer; sie kehrten gerade vom Rigi zurück. Unsre Reisegesellschaft, halb in die Kutsche gepackt, zur Hälfte oder doch zum Drittel nebenher gehend, stimmte Lieder an, ich vertiefte mich im Anblick der lachenden Umgebung. Am Turler See vorbei ging es nach Näfels, wo man obligater Weise Zwinglis Schlachtschwert besah. Die ersten Durchblicke auf den romantischen Zugersee und die klassischen Bergformen des Rigi und des Pilatus übten auf mich den unaussprechlichen Zauber, welcher in diesem Rahmen den Neuling und den gebornen Schweizer gleichermassen berückt. Für mich war es, als zög' ich durch ein paradiesisches Gessnerisches Idyllenland, um so mehr, da ich mich ohne die lästige Zuthat der Berufspflichten in der anspruchslosen Gesellschaft der Familienglieder des Pfarrers frei wie der Vogel in der Luft fühlte.

Das alterthümliche Zug und die Ufer des Sees wurden noch vor Einbruch der Nacht betreten, ich ging früh zu Bette, konnte aber zu keinem Schlafe kommen, da die männlichen Touristen nebenan bis spät in die Nacht ihre patriotischen Gesänge herunterdonnerten.

Die jenseitigen Ufer des Zugersees waren am folgenden Morgen zur Hälfte verschleiert, der Regen drohte; während der Ueberfahrt über den buchtenreichen niedlichen See musste ein Schutzdach aufgespannt und die unter sich zankenden Schiffsleute besänftigt werden. Nach der Landung in Arth begab man sich in die katholische Kirche. Und hier muss ich einen Umstand vermerken, der mir an meinen Gefährten missfiel und zum erstenmal das günstige Urtheil, das ich bis jetzt über sie gefällt, etwas herunterstimmte. Man betrug sich den Altären gegenüber etwa wie protestantische Engländer, wenn sie sich unbehelligt wissen, in italienischen Kirchen. Ich hatte nicht den Beruf, mich als Sakristan zu gebärden, aber die Intoleranz meiner Glaubensgenossen berührte mich aufs peinlichste, ich hätte ihnen eine Lektion herbeigewünscht. Ich weiss mich nicht zu besinnen, ob meine ernstere Haltung auffiel.

Auf den Trümmern des verschütteten Goldau wurde Halt gemacht in einer Kneipe und berathschlagt, ob bei dem herunterrieselnden Regen und dem Nebel, der um die Mittelhöhe des Rigis lag, man das Hinaufsteigen wagen oder direkt gegen Luzern sich wenden sollte. Das erstere wurde beschlossen, ein Hirte mit Alphorn vorausgeschickt und durch die Obstgärten am Fusse des Berges vorwärts geschritten, wobei die vollbeladenen Kirschbäume etwas herhalten mussten. Ein gegenwärtiger Eigenthümer wurde leicht befriedigt. Am sogenannten Dächli bot man uns die ersten Alpenrosen. Mich ergötzte vor

allem das Durchschreiten des Nebels und die Lichtung, die am Kapuzinerkloster bei Maria zum Schnee sich bot. Ich sammelte Alpenpflanzen für meinen Pariser Bruder; zu meiner angekündigten Herbarisation hatte mir eine theilnehmende nervenkranke Schwester Meyers eine Blechkiste geliehen, die sehr bald ihrem Zweck nicht mehr genügte. Ich wünschte den Fernen leidenschaftlich und sehnsüchtig herbei. Jeder Schritt, als wir durch den Schleier der mittleren Bergzone gedrungen, brachte mir eine Ueberraschung. Matthisons harmonische Verse aus seinem Alpenwanderer füllten mein Ohr:

Hier, wo die Heerde brüllend
Zum Blumengrase geht
Und Wohlgeruch verbreitend
Die Bergluft milder weht — u. s. f.

Allein das Beste blieb mir noch vorbehalten. Der Rigi Staffel war erreicht und der Ausblick auf See, Berge und Thäler nicht ganz verschleiert. So schön, so grossartig, so mannigfach hatte ich in den regsten Träumen meiner Einbildungskraft das Riesengemälde mir nicht vorgestellt. Ich brach unwillkürlich in einen Schrei des Entzückens aus. «Das ist wohl Paris werth», rief mir Meyer zu, der sich an meinem kindlichen Staunen ergötzte. — «Was, Paris,» entgegnete ich — «das ist das grösste Schauspiel, das ich je genoss». Das wunderbare Wolkenspiel spann sich fort und fort ab; bald fegte der Wind die Thäler, bald verdeckte der Nebel einzelne Theile der Seen und Berge, bald raste das Gewölk stäubend und geisterhaft anstürmend den Weg herauf — ein titanenhaftes Andringen — und verhüllte den Rigistaffel. Wir mussten in die damalige einfache Herberge flüchten, temporäre Dunkelheit umgab uns. Als wir ganz im Nebelflor eingehüllt dasassen, spielte ich Schach mit einer der gegenwärtigen Frauen und erwartete ganz geduldig, der anmuthigen Partnerin gegenüber, die Wiederkehr der Sonne.

Bei der launigen Aprilsatmosphäre kam dann auch das Juligestirn wieder zum Durchbruch. Auf dem nahegelegenen Rothenstock sah ich den bizarren felsigen Vorsprung im Vierwaldstätter See, die Nase, und in unzähligen Abstufungen die dahinterliegenden Vorberge und Bergriesen, so viel es der wandelbaren Windsbraut beliebte den Schleier zu lüften. Ich ergoss mich in Dankesäusserungen gegen den Schweizerfreund, als ob er diesen Anblick für mich vorbereitet. — «Ich bin jedesmal, wenn ich hier oben gestanden», erwiderte er freundlich, «einem neuen Gemälde begegnet». In meinem exaltirten Hirne tanzten die Neugestaltungen verwirrend herum. Und nun war ja noch Rigi Kulm zu erklimmen. Der Wirth kam uns freundlich

entgegen, bei dem unsichern Wetter war das Haus nicht übermässig besetzt, und meine männlichen Begleiter waren ja oft gesehene liebe Gäste. Wir richteten uns schnell ein, und hinaus gings, alles was im unendlichen weiten Umkreis sichtbar, ins Auge zu fassen, womöglich zu künftigem Genuss in ein treues Gedächtniss zu prägen. Die fernern Gletscher blieben verdeckt, und dennoch wie grandios war das von Schlaglichtern hin und wieder erhellte Gesammtbild. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist über diese meine erste Rigitour weggegangen, und in frischer Erinnerung schimmern die Wasserspiegel des Zuger, des Lowerzer, des Luzerner und Sempacher Sees, wie sie damals in dem flüchtigen Widerschein der Sonne sich zeigten, und am fernen nordwestlichen Horizont hoben die Jurassischen und Vogesischen Gebirge sich ab. Die Gesänge meiner Begleiter tönten in die Ferne hinaus, ich kletterte wonnetrunken an den Abhängen herum, im Abendroth die glühenden Rhododendrenfelder bewundernd und mich auf den Sonnenaufgang des nächsten Morgens freuend.

Die hereinbrechende Nacht vertrieb uns in das Gasthaus. Ich kam bei Tische neben einen Winterthurer Bürger zu sitzen, der einem Waldesel glich. Als er meine Herkunft erfragt, erkundigte er sich sehnlichst nach einem Handelsmann Bucher, bei welchem er als Commis in Condition gestanden. Da ich ihm die Aussage gab, dass ich ihn genau kenne, dass er mir sehr nahe stehe, betrachtete mich der naive Tischnachbar nachdenklich und sagte. «Sie sind wohl sein Sohn,» und mit diesem Ausruf wollte er mich vor aller Welt in seine Arme schliessen. Ich besänftigte ihn : «Mein Vater war ein Associé von Herrn Bucher, der nach Rom übersiedelte». Nun musste ich aber die vertraulichsten Mittheilungen des guten Mannes über seine Eheverhältnisse und seine Gattenliebe mit anhören: Es fehle ihm hier oben nur eines: Die Gesellschaft seiner lieben Frau. Mir wollte es vorkommen, als hätte ihn die liebe Frau zur Reise bewogen, um ihn sich eine Zeitlang vom Halse zu schaffen. Meinen Argwohn theilte ich selbstverständlich nicht mit.

Ein dichter Nebel verhüllte des Morgens die nächsten Gegenstände, kein Alphorn tönte zum Morgengruss. Mit enttäuschten Gesichtern begegnete man sich im Esssaal; die Gäste zerstoben allesammt, wir allein harrten aus. Die vielfache Erfahrung hatte Meyer belehrt, dass eine Besserung in der Atmosphäre zu hoffen. Sie erfolgte in der That nach einigen Stunden, d. h. es zeigten sich wie am vorigen Tag häufige Risse im Morgenschleier; mir war die eisige Kälte in hohem Grad empfindlich und für einen schwächlichen Novizen meiner Sorte, der in der leichtesten Sommerkleidung heraufgekommen

und sich nicht vom Hinaustreten auf die windgefegten Abhänge abhalten liess, geradezu gefährlich. Es stellten sich bald im Laufe des Tags Beklemmungen ein, die ich aufs Beste verschwieg, die sich aber auf Stirn und bleichen Wangen abspiegelten. Von irgend einer ärztlichen Hülfe auf der einsamen Höhe war keine Rede, die damalige Abgeschlossenheit und das Nichtvorhandensein der kleinsten Hausmittel war absolut. Man schlug mir vor, aus dem Kapuzinerkloster Kamillenthee herauf zu holen. Zu dieser Auskunft verweigerte ich meine Einwilligung und vertraute auf mein gutes Gestirn.

Von diesem Regen-, Nebel- und Frosttage auf Rigikulm bleibt mir eine Szene erinnerlich, die auch nicht zu Gunsten der Frauen unsrer kleinen Bande ausfiel. Wir sassen vereinzelt im Gastzimmer; all die gestrigen Nachteinwohner der Herberge hatten sich verabschiedet, nur eine polnische Familie hielt standhaft auf dem Gipfel des Berges aus. Die elegante, vornehme Dame sass lesend in einer Ecke des bäuerischen Saales; meine Freunde hatten ihre Schnupftücher zu Spielballen zusammengeknüpft, und theils aus Langeweile, theils zur Belebung im ungeheizten Raume ergötzten sie sich mit dem Zuwerfen der Ballen, vor der Nase der polnischen Dame, die sich in ihrer affektirten Ruhe nicht aufstören liess, gewiss aber von dem unhöflichen Benehmen der Schweizer und Schweizerinnen kein gutes Andenken mitnahm. Ich wenigstens war verlegen und hätte gerne die schöne Fremde um Entschuldigung gebeten. Im Fremdenbuch traf ich den Namen Graf Potocki, durch eine seltsame Verkettung von Umständen sollte mir nach einigen Jahren die Familie näher gebracht werden. Beim Mittagsimbiss, von dessen hartgekochten Fleischspeisen ich nichts oder wenig in den Mund brachte, nahm ich bei meiner Nachbarin Unterricht im Schweizerdialekt, den ich radebrechte, was mir von der gegenübersitzenden Dame ein nur halbunterdrücktes Lächeln zuzog. In ihrem jugendlichen Uebermuth glaubten die unschuldigen Zürcherinnen bei alledem nichts ungebührliches zu begehen, ländlich sittlich! Mein Fieberfrösteln trennte mich Nachmittags von dem gesellschaftlichen Vereine. Draussen hatte sich vorübergehend Schnee eingestellt. Ich suchte im Bette etwas Wärme und Schlaf.

Bei fortdauernder unstäter und eiskalter Witterung war beim Anbruch des dritten Tages die Widerstandskraft auch der Nichtinvaliden gebrochen. Man verliess den Kulm, während die Sonne vorübergehend die Gletscher im Hintergrund der grossen Landschaft vergoldete. Bei der Staffel trennte sich die Bande, ein Theil zog dem Kaltbad zu und wollte den Luzerner See befahren. Mit Herrn und Frau Gessner ging ich nach

Goldau hinunter, um auf kürzestem Wege nach dem heimathlichen Zürich zu gelangen. Meyer gab mir einige mit Bleistift gekritzelte Zeilen an einen Zuger Bekannten und eventuell zu einem dortigen Doktor mit. Ich schritt mit meinem Alpstock so ziemlich akkurat einher, es liegt in der Bergluft ein unwiderstehlicher Balsam, mit abnehmender Höhenkälte, zunehmender Milde des Thales kam mir zu meiner Fusswanderung die nöthige Kraft. In Arth verliess ich die Ehegenossen Gessner und fuhr nach Cham; ich warf mich allein in einen Nachen und schiffte mit verbittertem Genuss an den wunderlieblichen Buchten der Ostseite des Sees vorüber. In Zug fand ich, doch mit bedeutendem Kostenaufwand erkaufte Pflege. Meyer's Freund bedachte mich mit getrockneten Alpenpflanzen, als ich ihm meine vollgepfropfte Kiste vorwies. Er erbot sich, mich in die Kirche zu geleiten, diesen kunsthistorischen Vorschlag musste ich zurückweisen und auf weichem Pfühle die Erkältung der Bergreise zu bekämpfen suchen.

Am folgenden Mittag nahm ich bei wieder eintretendem Giess-Regen ein geschlossenes Wägelchen und fuhr über Horgen und Thalwyl nach Zürich. Ich kam zusammengebrochen an und betrug mich elegisch. Der land- und wetterkundige Herr Meister beklagte mich aufrichtig, Frau von St. Aulaire dagegen sagte mir spöttelnd: «Machen Sie doch Gebrauch von ihrer Einbildungskraft und schreiben Sie Verse.» Das hatte ich denn mehr als sie wusste und glaubte, in den intermittirenden erträglichen Augenblicken gethan. In der Sammlung von Ludwig Lavaters Gedichten sind einige Erinnerungen stehn geblieben, sie fanden bei Ozaneaux Gnade, er übersetzte einige Strophen, und ich gestehe zu meiner Beschämung, dass dem gewöhnlichen Ausspruch zuwider der Uebersetzer wohl über das Original sich erhob.

Den Tag nach meiner Heimkehr besuchte mich Herr Gessner zuvorkommend; seine Frau war bei ihren Eltern in Kilchberg, wo auch die übrige Reisegesellschaft sich wieder einzustellen hatte, zurückgeblieben. Ich erklärte meinem Besucher, dass ich am nächsten Sonntage mich ins Pfarrhaus begeben und meine nochmalige Entschuldigung über meinen erzwungenen Rückzug und die etwa verursachte Störung anbringen würde.

Wir fuhren selbander in den Pfarrhof, der mir bereits lieb geworden, hinaus. Nun sollte ich einer Familienscene beiwohnen, wobei ich den improvisirten Vermittler spielte. Die Gessners hatten die Trennung am Kaltbad hoch aufgenommen, sie behaupteten, die ganze Bande wäre zur Rückkehr verpflichtet gewesen. Dieser rigorosen Ansicht konnte ich nun einmal nicht

beipflichten, ich brachte zwischen Schwestern und Schwager eine Aussöhnung zuwege, die mich in der Gunst der alten Pastorin hochstellte. Ihr patriarchalischer Gatte theilte mir deskriptive Verse einer vormaligen Rigibesteigung mit, Meyer hatte meine Versuche verrathen; ich möchte sehr bezweifeln, ob es lobend geschah. Es war eine korrekte, theologische Natur, und der viele Singsang über sein Vaterland mochte ihm diese Dilettantenpoesie zum Voraus verleidet haben. Ich wenigstens verschonte ihn mit fernerer Mittheilung aus meinem anwachsenden Vorrathe.

Frau von St. Aulaire sprach ebenfalls von einer bevorstehenden Rigitour. Herr Meister hatte den Plan dazu regelmässig entworfen, man fragte mich, ob ich Theil daran nehmen wolle. Wie hätte ich, der eben erfahrenen Lektion zum Trotze, solchem Vorschlag widerstanden? In der Zwischenzeit war Graf Molliens Neffe, Herr Petit de Bautel angekommen, ihm stand wie uns eine Reise nach Italien bevor. Ich machte ihn mit Zürich und Umgebung bekannt, und pflichtgemäss bekämpfte ich seine bereits überhandnehmende Hypochondrie. Das Uebel sass tief und mir fehlte die Gabe der Ueberredung. An unsrer kleinen Schweizertour nahm er willig Theil.

Wir zogen Mitte Juli ab, die Gräfin mit ihren beiden ältern Mädchen. Aus der Vogelperspektive liess sich wohl nichts Anziehenderes sehen als eine derartige Reise. In der Nähe betrachtet liess für mich wenigstens manches sich daran aussetzen. Mit der Kasse war ich beauftragt, mithin war die Oekonomie ein Ehrenpunkt; ich wusste zumal, dass die häuslichen Finanzen durchaus keine laxe Verschleuderung gestatteten. Dann stellen sich bei solch intimem Zusammenleben die Ecken der Charaktere noch viel schroffer heraus, — und die «Engel» waren schon für mich ins Fabelbuch geschrieben. Auch Herr Petit war kein Milado.

Beständige Witterung, aber dafür auch ein glühender Juli war eingetreten. In Zug, etwa um elf Uhr angelangt, lag der wolkenlose Himmel schon bleischwer auf uns allen. Ich bestellte ein bedecktes Schiff und liess vom Gasthof ein einfach komfortables Frühstück in die bedeckte Barke bringen. Allein Frau von St. Aulaire, die allen Wasserfahrten abhold, wurde auf der Stelle von Beklemmung und Migraine heimgesucht; das Uebel steigerte sich mit jedem Ruderschlag und als wir in Arth landeten, ging sie gleich gezwungen zu Bette. Herr Petit erklärte mir, er wolle allein den Rigi besteigen; ich verschaffte ihm einen Führer, und nachdem er versprochen, in der Morgenfrühe wieder zurück zu sein, liess er mich mit meiner Verantwortlichkeit allein. Die Töchter pflegten ihre

Mutter, die sich gegen Abend mit total verstörten Zügen nach einer heftigen Krisis sehen liess und sich an meinem Arme dem südlichen Seeufer entlang hinschleppte, berathend, was zu thun, was zu lassen. Ich vertröstete auf totale Besserung für den kommenden Morgen und stimmte für das Nichtaufgeben des Plans. In später Abendstunde kletterte ich, von einem Schifferknaben begleitet, an den Obstgärten von Arth und den alten Lagermauren der Oestreicher herum, die Abendsonnenstrahlen vergoldeten den See und Rigikulm, in manchen Bauernhütten hörte ich das Nachtgebet sprechen und vom Kapuzinerkloster herauf tönte die Betglocke. Ich war feierlich gestimmt. Bevor ich in die Herberge zurückkehrte, blieb ich noch eine Weile auf dem Gottesacker sitzen und betrachtete die einzeln hervortretenden Sterne, die mit wundervoller Klarheit am Nachthimmel leuchteten. Erst spät entschloss ich mich zum Eintritt in das beengende niedre Zimmer. Auf der Gräfin Seite war alles still und ruhig.

In den ersten Morgenstunden war mein leichtfüssiger Pariser schon zurück. «Nie habe ich einen Herrn so steigen, laufen und herunterstürmen sehen», sagte mir unaufgefordert der Führer.

Wir schickten uns gegen 7 Uhr zur Besteigung des herrlichen Berges an. Herr Petit war bereit, noch einmal den Weg unter die Füsse zu nehmen; er war nicht in der Thalschlucht über Goldau hinaufgestiegen, hatte von Arth aus direkt die steile Höhe erklommen. Nicht die geringste Ermüdung war an ihm bemerklich. In Goldau wurde ein Pferd für die jüngere, elfjährige Tochter Fräulein Eulalie gemiethet. In der günstigsten Atmosphäre lief alles gut von statten. Die zutraulichen Kühe, die bis an den Rand des Pfades und der Stiegen traten, belustigten die Mädchen aufs Beste, das Alphorn entzückte sie, und Fräulein Victorine, die ältere, liess sich nichts von dem romantischen Eindruck nehmen, obgleich meine Neckerei sich die Bemerkung erlaubte, es sei eine berechnete Opernexhibition.

Die Mutter verwies mir nicht mit Unrecht mein muthwilliges Zerstören einer erlaubten Illusion. Im Wirthshaus bei «Maria zum Schnee» wurde eine kleine Erfrischung eingenommen; Freunde von Meyer, die dort schon ihre Sommerfrische zubrachten, begrüsste ich vorübergehend, erfuhr indess beim Nachhausekommen, dass mein Benehmen dem schröpfenden Wirthe gegenüber verrathen worden. Ich verbiss meinen Aerger. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die total verschiedene Berechnung kennen, die in der Schweiz Heimischen und Fremden widerfährt. Der Spaziergang mit Meyer und Konsorten hatte sich auf eine Minimalausgabe beziffert.

Beim Betreten des Kulms bemerkte ich in der Begegnung des Wirthes mit unserm Pariser Begleiter etwas Abnormes. Herr Petit bekannte mir sofort, dass er sich mit dem «Banditen» überworfen, weil er für die Nachtruhe in einem schlechten Zimmer und die nicht genossene Kost eine ganz ungebührliche Rechnung sich erlaubt. Die noch übrige Zeit vor dem Nachtessen brachten wir auf der freistehenden Bank am Wirthshause zu. In unsrer Gegenwart entspann sich ein heftiger theologischer Streit zwischen einem katholischen und einem reformirten Geistlichen, beide ihrer Aussprache nach Schweizer; im Ausdruck ihrer Gesichtszüge lag ein konfessioneller Hass, der recht sehr mit der feierlichen Ruhe der Abendstunde auf dem Kulm und dem langsamen Verglühen der Sonne auf den Gletschern und Schneefeldern kontrastirte. So einsam der Kulm vor einigen Wochen, so bevölkert zeigte er sich diesmal, und ein unaufhörlicher Lärm ankommender Gäste störte die Nachtruhe. Petit de Bautel und ich verweilten in derselben Stube, von südlichen Flöhen heimgesucht und unter guten und schlechten Witzen bis zur ersten Morgendämmerung die Zeit verplaudernd. Der vielgeschilderte Sonnenaufgang mochte wohl einer der splendidesten des ganzen Sommers sein. Im Anschauen verloren stand die ganze aus allen Ecken der Schweiz und der benachbarten Länder zusammengeströmte Touristenmasse. Der zauberhafte Anblick war durch ermüdendes Bergsteigen und schlaflose Nacht erkauft, aber der Genuss, sollte ich denken, grösser als er es heutzutage sein mag, nachdem zwei irrationelle Eisenbahnen den prachtvollen Gipfel zum Gemeingut und Gemeinplatze heruntergedrückt. Mein Ausspruch erscheint vielleicht paradoxal; ich wage es, für dessen Richtigkeit bei all denen einzustehn, die eine Alpenreise noch nicht zu einer vulgären Modesache gestempelt. Einen partiellen Beweis für meine Behauptung liefern bereits die allseitig auf bekannten und bis dato ignorirten oder unzugänglichen Berggipfeln aufgebauten oder extemporirten Wirthshäuser und Zufluchtsstätten. Die Solennität grosser Naturphänomene verträgt sich nicht mit dem Zusammengaffen von Modepuppen, in der Alpenwelt mehr als in der Literatur entwerthet die Vulgarisation.

Um die Mittagszeit verliessen wir den Kulm: Schwyz blieb für diesen Tag der Zielpunkt. Auf einem schmalen Seitenpfade, etwa oberhalb von Lowerz, in einem Tannenwald verlor Victorine das Gleichgewicht und fing an den Berg hinunter zu kollern. Petit und ich erfassten sie noch beim Kopf und Hals. Die Mutter mit der zweiten Tochter und dem Führer war um mehrere Schritte voraus und erfuhr den Zufall erst, als alles vorüber. Ich war einen Augenblick im wörtlichsten Sinne vom Schrecken

gelähmt, und als wir Lowerz erreicht, bat ich um Erlaubniss, mit einem kleinen Retournachen über den See zu schiffen, wozu ich die Gräfin bei ihrer Wasserscheu nicht bestimmen konnte.

Im Nachen sass ein medicinae doctor von Schwyz mit einer jugendlichen Frauensperson, die weder seine Frau noch seine Tochter zu sein schien, er gab mir das unerfreuliche Schauspiel grosser Vertraulichkeit, ein neues Kapitel zu den Sitten Helvetiens. An der Insel im Lowerzersee landeten wir auf einige Augenblicke. Ich besah die armselige Wohnung des Webers, der sich dort zwischen dem wilden Gebüsch angesiedelt und über dieser morschen feuchten Gebäulichkeit die Ruine des Schwanauerschlosses. Wäre ich frei und unabhängig gewesen, ich hätte wie etwas später auf der Ufenau die absurde Idee ausgeführt, mich dort eine unbestimmte Zeit lang verborgen zu halten, mich in träumerischem Nichtsthun auf dem Wasser herumzutreiben und die nahen Bergzüge einzeln zu besteigen. Die trüben Fluthen des Lowerzersees, noch vom Goldauerbergsturz her mit den feinsten Erdschichten und Geröllen versetzt, boten eher einen unheimlichen Anblick, aber ich hatte in jener Zeit nun einmal die Monomanie der Vereinzelung. Die Realisirung meines Wunsches hätte wahrscheinlich bald durch das Unbequeme und vermuthlich durch die lokale Unreinlichkeit mich bald wieder ins Weite getrieben, und die gewinnsüchtige Intoleranz der Wirthe der Nachbarschaft hätte der Gastfreundschaft des armen Webers bald ein Ziel gesetzt.

An der südlichen Seespitze erwartete ich die mühsam im Sonnenbrande sich hinschleppenden Spaziergänger. Wir kamen alle geröstet nach Schwyz. Auf einer Wiese, unter Obstbäumen gelagert, wickelte sich zwischen der gnädigen Frau und unserm Pariser eine religiöse Diskussion ab, die mir klar bewies, wie wenig Herr Bautel in seinen künftigen Lebensnöthen auf den Sukkurs seiner Kirche bauen könne. Mich interessirte das Gespräch überdies viel weniger als die originellen Mythenberge und das gesegnete Thal von Schwyz mit seinen Wiesen und Obstgärten. Es ging die ganze Gesellschaft früh zu Bette; ich besuchte im verklärenden Mondschein und bei eintretender Nachtkühle wie den vorigen Abend den ganzen aromatischen Bezirk. Wie gestern entschloss ich mich ungern zur Heimkehr in die dumpfen Räume. Als ich das mit Bautel getheilte Schlafzimmer betrat und den Schlafbeseligten schnarchend fand, konnte ich meine nervös gesteigerte Ungeduld nicht überwältigen; es herrschte eine Stickluft im engen Zimmer; er lag in der Nähe des Fensters. «De l'air,» rief ich ihm als wahrer Störenfried zu: «il faut donner de l'air». — «Was?» rief er schlaftrunken,

«Luft? es ist genug da.» Ich sah, dass ich zu keinem erwünschten Erfolg gelangte, wollte nicht in das Vorurtheil der Gefährlichkeit der Nachtluft eingreifen und zog mich in die grosse Gasthofstube zurück, wo ich mich in einem Anfall von Unmuth auf eine Holzbank ausstreckte. So fand mich ein gutwilliges Dienstmädchen und bot mir an, eine andere kühlere Kammer zur Verfügung zu stellen. Mit beiden Händen ergriff ich den Vorschlag und erwartete bei geöffneten Fenstern, das Arom der nahegelegenen Wiesen einathmend die Morgendämmerung.

Auf einem Wagen zogen wir weiter, in der Richtung von Einsiedeln, durch die pittoresken Oertlichkeiten hin, wo a. 1815 Oestreicher und Schweizer sich gegenüberstanden. Ich erlaubte mir auf die bezüglichen historischen Fakten die Aufmerksamkeit zu lenken, aus der Bibliothek Herrn Meisters hatte ich mir neben anderm italienischen und deutschen Vorrath Zschokkes populäre Schweizergeschichte herbeigeholt.

In Rothenthurm hielten wir einen Augenblick Rast; im Fremdenbuch des Gasthofs stand mit dem Datum . . September 1814 Marie Louise eingeschrieben; unter ihrem kaiserlichen Namen: comte de Neipperg et Suite. Es war etwas verfrüht nach der Abdankung von Fontainebleau. Die Gräfin machte dabei kurze, aber keineswegs für die Strohwittwe schmeichelhafte Bemerkungen. Man vergegenwärtigte sich den Durchzug Marie Louisens zu Strassburg im Märzmonat 1810.

Mit Rothenthurm nimmt die Gegend einen andern ernsteren, einförmigeren Charakter an. Einsiedeln mit Kirche und Kloster, Dorf und Umgebung enttäuschte mich. Ich hatte grösseren architektonischen Pomp am Gotteshause und in den innern Räumen geschmackvollere Pracht erwartet. Ein Klosterdiener führte uns zu den Werkstätten und den Sehenswürdigkeiten. Die Gräfin schien ebensowenig erbaut als ich. Wir verweilten nur die unbedingt nothwendige Rastzeit in einem unreinlichen Gasthofe und fuhren über den Berg an die Südostspitze des Zürichersees. Mir war die düstere Umgebung des Wallfahrtsortes und der darauffolgenden Einöde, wo Theophrastus Paracelsus geboren, unheimlich erschienen, und ich begrüsste den Anblick des lieben Sees mit seiner magischen Umgebung wie einen alten erwünschten Freund und Bekannten. Vom Wirthshaus auf dem Etzel schickten wir das Schwyzer Wägelchen zurück, entschlossen, die Strecke, die uns noch von Zürich trennte, zu Fuss zurückzulegen. Um 6 Uhr Abends zogen wir über die lange Brücke von Rapperschwyl in das Städtchen, das wir schon vom Etzel herab mit seinem Lindenhof, mit der nahen baumreichen Ufenau und rechts mit dem verlorenen Theile des

Zürichersees willkommen geheissen. Bei der klaren, halb italienischen Atmosphäre hatten wir die ganze Ausdehnung der lieblichen Wasserfläche mit ihren vielfachen Buchten, Flecken und Dörfern bewundert, es war ein seltener Einklang in der Stimmung der Wanderer. Frau von St. Aulaire fühlte sich bereits an Zürich wie an eine zweite Heimath gekettet, es kam ihr dort eine so herzliche Liebe und Verehrung entgegen, dass ich diese Anklänge sehr wohl verstand und mir waren ja ebenfalls schon manche unverdiente Beweise von Anhänglichkeit dort zu Theil geworden. Genug, wir betraten Rapperswyl, wo die Nacht zugebracht werden sollte, in der besten Hoffnung auf gastlichen Empfang. Allein in der Herberge waren die Eigenthümer abwesend; ein williges, aber unerfahrenes, schüchternes Dienstmädchen stellte uns nur Eier und Suppe zur Verfügung und gab auf eine beinah indiskrete Art zu verstehen, dass sie uns lieber fort wünschte. Die Gräfin war schnell entschlossen. Wir nahmen gegen meine Einsprache den staubigen Weg unter die Füsse, in der Ueberzeugung, Stäfa, das wir ja vom Etzel herab so nahe gesehn, zeitig genug zu erreichen. Die Mädchen aber waren müde und schleppten sich an ihren Alpstöcken, die uns allen den Anschein rückkehrender Pilger gaben, langsam fort. Die Nacht brach an, von Mondlicht erhellt, aber auf dem durchaus einsamen Wege doch etwas unheimlich. Bei einem einzeln gelegenen Wirthshause vor dem weitgedehnten Stäfa rieth ich Halt zu machen, die Gräfin bestand auf weiterem Fortgehen. Ich sollte bald eine nicht gewünschte Revanche erleben. An zwei Wirthshäusern wurden wir kategorisch abgewiesen, unser Auftreten war augenscheinlich nicht korrekt. Ich liess meinem unseligen Humor freien Lauf. So gelangten wir auf den sich kreuzenden Pfaden erst um 10 Uhr in ein Schifferwirthshaus am See. Dort wurden wir endlich aufgenommen. Ich hatte mich in der That unartig gezeigt, weil ich auf Elsässermanier recht zu haben glaubte und den verworfenen, freilich sehr vernünftigen Rath betonte, aber der selbstverständlich gebotenen Galanterie keine Rechnung trug. Diese Nachtscene war der Beginn einer Störung in unserm Verhältniss, ich musste in meiner fieberhaften Unruhe und in der Sorge um eine Unterkunft einige Worte ausgestossen haben, deren Sinn mir völlig entfallen, die von der Herrin treu aufbewahrt wurden.

Die Fusswanderung wurde in früher Morgenstunde fortgesetzt; aber die Ermüdung der beiden Mädchen war nicht gehoben, und in Meilen, beim Frühstück resignirte sich die Gräfin zum Miethen eines Schiffes. Die verhasste Wasserfahrt begann; die unvermeidliche Migraine stellte sich ein und eine mir unerklärliche Befürchtung der sonst so charakterfesten

Dame, das im etwas lecken Schiff hervortretende Wasser möchte so sehr überhand nehmen, dass ein Untersinken möglich werde, ja gewiss sei. Durch die Vorwürfe des vorigen Abends noch verstimmt, setzte ich mich, eine philosophische Gleichgültigkeit affektirend, auf die Vorderplätze des Kahns und besah mir die rebenbekränzten Ufer, die niedlichen Wohnungen und rückblickend die verschwundene Ferne mit ihrer Alpenwelt. Da musste ich wohl bemerken, wie Herr Petit de Bautel, im verständigen Anbequemen an die Wasserfurcht und -Scheu der Gräfin, von Zeit zu Zeit einen Strohhalm in den lecken Untertheil des Schiffraums tauchte und damit den unwidersprechlichen Beweis beibrachte, die Gefahr nehme nicht zu. So landeten wir um elf Uhr in Zürich. Ich sollte während unserm ferneren Aufenthalt keine Fuss- und Wassertour mehr mit der Gräfin vornehmen. Mit den ehemals täglichen Spaziergängen wurde beinah total abgeschnitten. Ich war in temporäre Ungnade gefallen.

Von dort ab kam ich in nähere Berührung mit Meister.

Einen Ausflug, welchen die Gräfin nach Höngg im Sinne hatte, benützte ich meinerseits zu einer Fusstour in dieselbe reizende Seegegend, die wir zusammen vor einigen Wochen durchwandert. Insel Ufenau mit Umgebung zog mich magnetisch an; Pläne, leider nur Pläne zu einem längeren Aufenthalt daselbst wie auf Schwanau verklärten meinen bereits aufgeregten Kopf; mir dort einige Erholungszeit zu gönnen, schien mir kein Hirngespinst. Die historischen Erinnerungen an Ulrich von Hutten mochten dabei im Spiele sein, vor allem aber war es mein krankes, liebebedürftiges Herz und mein entzündliches Temperament, welche mir in der abgeschlossenen Insel eventuelle Rosenmonde vorspiegelten. Mit diesen leichtsinnigen Träumereien bestieg ich am Nachmittag des 30. Juli ein schwerfälliges Marktschiff von Stäfa, das nicht einen fremden Reisenden in sich schloss, nur eine Musterkarte von Anwohnern des östlichen Seeufers bot. Die ganze ländliche Gesellschaft nickte ein unter dem Einfluss einer Hundstagsatmosphäre, der Thermometer wies im Schatten unter dem Segeltuche 31° Reaumur. Der Höhenduft verhüllte die Ferne, ich bereute es beinahe, mich in die Gluthitze mit einer von Hause aus schlimmen Disposition zu wagen. Der Schritt war geschehen. In Meilen oder Herrlisberg wurde an einer Fischerkneipe geankert; ich erfrischte mich an lokalem sauern Gewächs. Mit anbrechendem Abend wurde in Stäfa gelandet. In der Meinung, dasselbe Wirthshaus zu betreten, wo wir vor Wochen die Nacht übergeblieben, verirrte ich mich in eine andre Bauernkneipe, wollte aber den ehrlichen Gastgebern nicht den Rücken weisen und

bestellte auf 3 Uhr Morgens einen Kahn zur Mondscheinfahrt nach Ufenau und von dort nach Richterswyl am westlichen Ufer. Die erübrigten Abend- und ersten Nachtstunden verwandte ich zu einem planlosen Spaziergang in den Obstgärten und Reben des weithingestreckten Stäfa. Am Pfarrhof vorbeischreitend hörte ich dort deutliche Stimmen und erinnerte mich lebhaft, dass in diesem idyllischen Aufenthalt der Vater eines ehemaligen lieben Elsässerfreundes die Stelle eines Seelsorgers bekleidet. Auch Goethes längerer Aufenthalt im Spätjahr 1798 tauchte in meinem Gedächtniss auf. Eine falsche Scham hinderte mich, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde gewesen, bei den dermaligen Bewohnern vorzusprechen, ich ging höher hinauf bis zu einem Punkte, wo der ganze Reben-Bezirk ausgedehnt vor mir lag. Eine wohlthätige Kühle umfing mich, der Abendwind flüsterte durch Blatt und Laub, Mondlicht zitterte auf dem Spiegel des Sees und von dort herauf schallte das Lustgeschrei der badenden Jugend. Auch diesmal entschloss ich mich unwillig zur Rückkehr in die Wirthsstube. Die Erinnerung an diese splendide Sommernacht habe ich im Eingang von Henri Farel verwerthet.

Der Schlaf blieb aus, um halb drei fing ich an, das bestellte Schiff zu erwarten und genoss wenigstens vollauf die ersehnte Mondlichtscene auf dem windstillen See und den etwas getrübten Sonnenaufgang über Alpen und Gletschern des Hintergrundes. Mit Schlag fünf Uhr betrat ich das liebe Eiland. Aus der Kapelle tönte die Morgenglocke, im thaubenetzten Grase sprang mir ein Wachthund entgegen und wenig Augenblicke darauf begegnete mir der Inselpächter, welcher berufsmässig die Glocke geläutet. Nach Huttens Grab ward vergeblich geforscht.

Mit dem Schifferknaben, der mir gefolgt, durchzog ich das liebliche Eiland, zum verwahrlosten Pavillon emporsteigend, der sich damals auf dem höchsten Punkt erhob, kritzelte meinen Namen ein und prägte die herrliche Rundschau in mein Hirn und mein Herz. Es kostete mir eine Ueberwindung, von diesem Ueberblick zu scheiden und mir wiederholt zuzurufen, dass meine Pflicht in einer andern Richtung liege.

Bei dem einfachen Pächterhause bestieg ich einen fruchtbeladenen Kirschbaum. Aus dem Giebelfenster lugte neugierig ein rothwangiges Mädchen hervor, und die Treppe herabsprang, als ich die Stube betrat, ein gleichaltriges kindliches Geschöpf. Als ob der Pächter meine geheimsten sehnsüchtigen Gedanken errathen, bot er mir inständig Herberge und Versorgung an. Ich musste mit verneinender Antwort begegnen, doch liess ich durchsehen, dass meinem Wunsche gemäss ich noch einmal

im Lauf des übrigen Sommers zu längerm Verweilen zurückkehren dürfte.

Meine beiden Ruderer trieb ich an zur Ueberfahrt nach dem nahen Richterswyl und fasste vom Schiff aus noch einmal das paradiesische Gemälde ins Auge, die waldigen Ufer der Insel und die östlichen und westlichen Gelände des Sees, die halbverschleierten Alpen von Glarus. Während unser Schiff durch das etwas seichte, schilfbewachsene Wasser glitt, kam uns von Pfäffikon herüber ein andrer Nachen entgegen, mit einer ruderbewaffneten Schifferin. «Das ist die älteste Tochter des Pächters,» sagten mir meine Gesellen, «sie hat in Pfäffikon die Messe gehört.» Wir tauschten flüchtige Grüsse. Der Roman war vollständig in meinem Kopfe. Wäre ich auf der Insel auch nur auf kurze Zeit geblieben, da hätte sich selbstverständlich ein mehr oder weniger idyllisches Liebesverhältniss entsponnen, und ich hätte mich zuletzt nach langem Hin- und Herschwanken, wunden Herzens, reuevoll entfernt und vielleicht einen Stachel in unschuldiger Brust zurückgelassen. Dieses Thema variirte ich mit unzähligen Incidenzen, die sich alle zum Schluss meiner aufgedrungenen Entsagung hinneigten. Noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren, taucht es unwiderstehlich auf. Es ist ein trauriges Geständniss, das mich psychologisch fast auf dieselbe Linie wie Jean Jacques stellen würde, wenn nicht das Facit meiner Rechnungen auf ein ganz anderes Resultat hinausliefe.

In dem anmuthig gelegenen Richterswyl drängten sich Ein- und Umwohner zur Kirche. Ich durchschritt die Reihen der sonntäglichen Bevölkerung, meinen kleinen Ranzen auf der Schulter, und kam so rüstig voraneilend an die Au, das waldige kleine Vorgebirge, das Klopstock in seiner Ode vom Zürichersee gefeiert. Dies war ebenfalls eine der Lagen, die auf mich eine poetische Anziehungskraft ausübten. Ich bat einen Ackers- oder Rebmann, den ich am Eingang des Besitzthums traf, um Erlaubniss einzutreten und um seine Begleitung. Bei der Rückkehr setzte er mir auf Begehren treffliche Kirschen vor und begann mit mir ein politisches Gespräch, das mir am Ufer des Zürichersees auffallen und ein Schlaglicht auf dortige Zustände und vielleicht die nächste Zukunft werfen musste. Der Mann war nämlich oppositionell gestimmt, erging sich gegen den Druck der Züricher Herren und rühmte die Franzosenzeit.

In Thalwyl kam ich Mittags mit leise beginnendem Regenwetter an, liess mir ein frugales Mahl reichen, kleidete mich um, so viel es mein sparsamer Kleidervorrath gestattete, und stieg zum lieben Kilchberg hinauf. Dort traf ich Meyer und die gewohnte liebreiche Aufnahme. Nur wollte eine der Frauen

meine Begegnung auf der Au nicht gutheissen, ich hätte den rebellischen Bauern systematisch zurechtweisen sollen. Kaum liess man meine Entschuldigung gelten, dass ich mit den Verhältnissen ganz unbekannt. Der Abschied war treuherzig, ich ahnte nicht, dass ich zum letztenmale die liebgewordene Schwelle betrat. «Sie kommen doch bald wieder?» rief mir meine Gegnerin zu. «O noch viel mal!» — Und Adis Adis aus beiderseitigem Munde.

Mit Meyer setzte ich spät Abends über den See. Beim Nachhausekommen begrüsste mich die Gräfin lächelnd: «Ah! vous voilà rentré au bercail». Sie hätten noch länger ausbleiben können, wir fahren erst morgen nach Höngg.

Dieser folgende Tag — es war der erste August — sollte mir einigermassen verhängnissvoll werden. Meiner Ufenautour wollte ich die Krone aufsetzen und in den Nachmittagsstunden den «Uto» besteigen, führte meinen Plan aus, aber kam oben angelangt in Regen und Gewitter, flüchtete mich auf die Hochwacht und komponirte im Unwetter einige Strophen, die mir noch immer als der Ausdruck einer seltenen, frohen Stimmung wohlthun; aber ich hatte die Erkältung nicht berechnet, die mir während dem sonst so ergiebigen Züricheraufenthalt Striche durch die Rechnung gemacht, und fand mich am Eingang einer selbstquälerischen Leidensperiode, die mich sogar befürchten liess, ich müsste mich lossagen von der ersehnten Reise nach Rom und Neapel.

Nach einigem Zögern glaubte ich zu einem Arzte Zuflucht nehmen zu müssen, man empfahl mir Dr. Lavater, einen Neffen des weltberühmten Physiognomisten und Märtyrers. Ich fand in ihm einen freundlichen Berather, nur gab er meiner hypochondrischen Aengstlichkeit viel zu sehr nach und überlud mich mit Arzneien, die ich gewissenhaft an- und einnahm. Frau von St. Aulaire, obgleich sie denselben nie zu Gesichte bekam, erklärte ihn für einen unehrlichen Mann, der sich über mich lustig mache, das war in der That der Fall nicht. Ich litt unendlich an nervös gesteigertem Uebel und verbrachte beinahe den ganzen Augustmond in dieser höllischen Stimmung. Spaziergänge in der näheren Umgebung, besonders in den Waldungen des Zürichbergs, den mannigfaltigen daran grenzenden Thälchen und auf den einsamen Berg- und Waldpfaden, die gegen Greifenstein führen, zerstreuten mich indess hinreichend, und wenn ich dann allzu niedergeschlagen mich in banger Sehnsucht nach Freunden und Heimath verzehrte, bot mir in Meyers liebreicher Familie sich ein Ersatz und Gegengewicht. Eine naive, wo nicht täglich, doch wöchentlich sich immer mehr kundgebende Neigung seiner trefflichen, leider sehr kränklichen

Schwester bewies mir wieder einmal, wie uneigennützig in edlen weiblichen Gemüthern Freundschaft und Liebe sich gestaltet.

Die etwa in gleichem Alter mit mir stehende Kranke bekümmerte sich um mein materielles und moralisches Wohlsein zehnmal mehr als um ihren eigenen höchst bedenklichen Zustand, welcher ihr kein langes Leben, höchstens ein mühsam gefristetes, hinsiechendes Dasein versprach. Ihre Gesichtszüge waren sehr regelmässig, aber die Jugendfrische ging ihr völlig ab; die Zeit, die sie ausserhalb ihres Bettes zubrachte, verstrich, wie ich ahnend durchsehn konnte, mit Wohlthätigkeitsbesuchen in ihrer Nachbarschaft oder im innern Haushalte. Ich traf sie fast nie allein und vermied, vielleicht mehr als sie selber, jede Gelegenheit solchen Zusammentreffens. Sie war geneigt, sich im Französischen weiter fortzubilden und ich bereit, ihr diesen Freundesdienst zu leisten, doch kam es nur einigemale zu einem Anfang dieser Uebungen. Ihr Nervensystem war in immerfort aufgeregtem Zustande, und zwar so sehr, dass ich fest entschlossen, jede nähere unschuldige familiäre Berührung zu vermeiden, mich nur einmal verleiten liess, ich weiss nicht mehr wie und warum, zum Abschied die Stirne zu küssen; das liebe, arme Wesen brach wie vom Schlage gerührt vor mir zusammen und sank auf einen Lehnstuhl nieder. Es war das erste und letzte unwillkürliche Zeichen einer Erkenntlichkeit für so viel unverdientes Entgegenkommen.

Frau von St. Aulaire hatte die Kranke, ich weiss nicht mehr auf welchem Wege, kennen gelernt. Sie setzte sich eine künftige Verbindung zwischen dem armen Mädchen und mir in den Kopf. Man hatte im gräflichen Hause eigentlich nie recht gewusst, ob man mich zu den Theologen oder Juristen zu zählen habe, der Gräfin schien ein Pfarrhof für mich und für Emilie ganz eigens geschaffen, ich hatte einige Mühe, ihr beizubringen, dass ich jener Laufbahn schon seit lange her entsagt. Sie blieb, ich weiss es, noch Jahre lang mit Emilie in schriftlicher Verbindung und konnte, glaub' ich, mir nie verzeihen, dass ich ihre Idee nicht realisirt und der patronirten Züricherin nicht Hand und Herz geboten.

Es herrschte überhaupt seit der Rigireise zwischen der Gräfin und mir eine gewisse Spannung, die oft durch höchst peinliche Szenen sich Luft machte. Der 25. August 1825, mein Namenstag, blieb mir, durch eine derartige Szene gebrandmarkt, lange in tragischer Erinnerung. Frau von St. Aulaire war mit dem achtzigjährigen Herrn Meister und den Mädchen nach Richterswyl gefahren, ich hatte in einem Gespräche mit einer der Bewohnerinnen unseres Sommerasyls mich in meiner

naiven Unbefangenheit etwas scharf über meine Patronin ausgelassen, die gütig und nachsichtig für andere, mich dagegen hart behandle. Es war von meiner Seite eine Unvorsichtigkeit, die mir hoch angerechnet wurde und einen grausamen Verweis zuzog, weil ich durch mein Urtheil den ganzen Charakter der Gräfin in schiefes Licht stellen könne. Keine Entschuldigung half, ich brachte den Abend meines «Feiertags» auf der Stadtpromenade in einem wahren Paroxysmus zu.

Ein nicht geahnter Besuch von herzlichen und verehrten Strassburger Freunden drängte glücklicherweise in den ersten Tagen des Septembers den Ludwigstag in den Hintergrund. Bei meiner Nachhausekunft fand ich eine Karte von Alfred Renouard de Bussierre vor, der mit seiner jungen Frau und seiner Schwägerin, Adele von Coehorn, aus dem nördlichen Italien und der Centralschweiz zurückkehrend auf der Heimreise begriffen war. Seelenfroh eilte ich ins «Schwert», sie waren schon ermüdet zu Bette gegangen, doch am andern Morgen, einem Sonntage, stellte ich mich ihnen zur Verfügung, führte sie in den öffentlichen Gottesdienst, auf die Promenaden der Stadt und Nachmittags auf den Höckler. Es war ein Jubeltag für mich, eine Erfrischung, die sich in meinem Tagebuch durch hyperbolische Ausrufungen Luft machen konnte. So unbedingt und tief gewurzelt war damals diese Hingabe, dass spätere trostlose Erfahrungen die Neigung nie ganz ausmerzen konnten.

Auf dieser kurzen Durchreise wurden die gegenseitigen Erlebnisse seit den letzten drei Monaten besprochen. Sie, durch ihre Erzählung und Besprechung der norditalienischen Reise, des Lago Maggiore und seiner Feeninseln verdoppelten meine masslose Sehnsucht nach dem gelobten Lande. Ich schalt mich einen Thoren, nur einen Augenblick an meiner physischen Kraft gezweifelt zu haben, ich verlachte die trüben Erfahrungen des verflossenen Monats und nahm mir selber den Eid ab, gepanzert zu bleiben gegen eventuelle Misshelligkeit.

Wir trennten uns in später Abendstunde; sie reisten gegen Norden der Heimath zu, wir vorerst gegen Westen, dem Grafen und meinem Zögling entgegen, wir sollten sie in Bern treffen.

Unsere erste Station war vorläufig im aargauischen Baden, wir reisten zusammen mit der Familie Meister. Ich war in einem Zimmer an der Limmat einquartirt und benutzte die achttägige Rast zu Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung, die in ihrer mannigfachen Lieblichkeit mich die Grösse der kaum verlassenen Seen- und Alpenlandschaften nicht vermissen liess. Ein treffliches Vademecum fand ich in dem Lokalwerke von Huss, in geschichtlicher, topographischer und balneologischer Hinsicht lässt es nichts zu wünschen übrig,

einige geschmacklose Beigaben französischer Verse und ähnlicher Allotria konnte man dabei hinnehmen. Von den Thermen hütete ich mich wohl einen Gebrauch zu machen, ich hätte mich nach erlittener Doktorei an mir selber zu versündigen geglaubt. In der Nacht ergötzte ich mich an dem Rauschen der Limmat und dem Gelispel der Nachtwinde in den dichten Baumalleen unter meinem Fenster. Es war eine Zeit erwünschter Ruhe und Erholung. Die intellektuellen Resultate des Züricher drei monatlichen Aufenthalts konnte ich rekapituliren, sie waren zwar für Italien nicht erheblich: in Sismondis gedehnter, aber gewissenhaften Histoire de républiques italiennes war ich nicht viel weiter als vergangenen Winter gerückt, die Bände, die ich von der Züricher Bibliothek geholt, lagen beinahe unberührt auf meinem Tische; dagegen hatte ich mich in der Schweizergeschichte und in den statistischen, topographischen Werken über alle Kantone eingehend umgesehen. Herr Meister's Bibliothek bot mir in dieser Hinsicht vieles und der ehrwürdige Greis konnte meinen «übertriebenen» Eifer für dieses Fach kaum begreifen. Er mochte kaum errathen, mit welchen Opfern ich damals mir feste, bürgerliche, modeste Stellung in irgend einem Kantone erkauft hätte. Mit Virgils Aeneis hatte ich mich wieder eingehend befasst, ich vermuthete, der Graf würde mir vor allem diese Lektüre mit meinem Zögling befehlen. Meine für helvetische Geschichte erworbenen Kenntnisse liess er kaum gelten und bestritt vom kritischen Standpunkte aus Zschokkes lebhafte Darstellung des Graubünder Aufstandes, was mich nicht verhinderte, als wir den Kanton durchzogen, an jenen legendenhaften Fabeln festzuhalten. Das Italienische hatte ich ebenfalls betrieben, in ältern und neuern Dichtern mich umgesehen, mit Ugo Foscolo, der — sei's im Vorübergehen erwähnt — in Zürich üblen Nachruf hinterlassen, in seinen Sepolcri und seinem Jacobo Ortis mich befreundet, der letztere indess schien mir, nach Werther, ungemein deklamatorisch, retrospektiv ahnte ich die Tiefe und die ungeschminkte Leidenschaft des vaterländischen Dichters.

Einen Besuch im nahen Kloster Wettingen, oberhalb Badens an der Limmat, machte ich mit der gnädigen Gräfin und Frau Zeerleder. Wir wurden von einem gefälligen, jovialen Konventbruder in die Sakristei geführt und mussten dem Auseinanderlegen einer Masse von Prälatenkleidungen und Schmuck unsere Bewunderung zollen. Frau von Zeerleder ermangelte nicht der hohen «katholischen» Abkunft der Besucherin zu erwähnen, ein Umstand, der nicht wenig zu der Höflichkeit des Klosterbewohners beitrug. Ich bemerkte, obgleich mir diese Kunstpartie damals völlig fremd, die zahlreichen Glasgemälde in

verschiedenen Theilen des Konvents. Ein zweiter Mönch, dem wir im Hofe begegneten, zeigte uns nicht die freundliche Miene seines Klosterbruders; er schien finster und hätte mich vom Eintritt in die Gemeinschaft abgeschreckt, wäre mir solche im Sinne gelegen.

Soviel mir von der näheren Umgegend von Baden erinnerlich, waren es besonders die hügeligen oder in Schluchten sich verlierenden Waldpartien, die mich anzogen. Ob in dem langen seitdem verflossenen Zeitraum sich nicht alles verändert, ob die wilden Laub- und Nadelholzgruppen nicht in zahme Parks und Promenaden umgewandelt oder gar ausgereutet worden, wüsste ich nicht zu sagen. Obgleich ich einigemal noch durch Baden zog, war es vorübergehend und eiligst, der September 1825 gewährt mir somit einen eignen ungetrübten Rückblick.

Auch einer Theatervorstellung wohnte ich dort bei, selbstverständlich einer Exhibition, die mit den Uranfängen der Kunst sich messen durfte. Es war eine herumziehende Komödiantentruppe, zu der uns Herr Meister, ich glaube in einer zugerichteten Scheune, einlud. Man gab das «Donauweibchen»; die Nixen im Bade hätten auch den erregbarsten Novizen kalt gelassen. Was mich aber seltsam rührte, war die ehrbare Frau des Theaterdirektors, die jedesmal, wenn ihre Rolle als Donauweibchen sie in die Koulissen herabliess, einen Strickstrumpf vornahm und, mir von der Seite her sichtbar, ihrer häuslichen Beschäftigung oblag. Ich musste fürchten, Skandal zu erregen, hätte ich mir beikommen lassen, die ökonomische Frau heimzusuchen. Der Mann dagegen hatte das Aussehen eines Galgenschlingels und mag aus seiner weiblichen Waare auch in der sittenreinen Schweiz Profit gezogen haben.

Ein anderer Umstand blieb mir aus diesem seltsamen Theaterabend bemerkenswert. Ich kam neben eine junge Zürcherin aus einer bürgerlichen Familie zu sitzen und erlaubte mir, eine unverfängliche Unterredung mit dem Mädchen anzuknüpfen. Da konnte ich leider augenblicklich den unendlichen Abstand in Bildung und Benehmen zwischen Emilien und dieser «Citoyenne» einsehen. Ich war augenscheinlich vom Zufall begünstigt, der mich sogleich nach Kilchberg und an das Krankenlager einer Dulderin geführt.

Auf dem Wege nach Bern kam ich zum zweitenmal nach Königsfelden, über die geschichtlichen schlecht versorgten Ueberreste etwas ergrimmt, doppelt entzückt über die von drei Flüssen durchströmte Gegend, die ich diesmal ruhig genoss, nicht mit Fieberhast wie vor drei Monaten. In Bad Schinznach wurde gerade damals ein neues Gebäude aufgeführt. Gerne wäre ich auf Habsburg gestiegen, gerne hätte ich die Lage von Windisch

(Vindonissa) des nähern besehen; aber wie selten konnte ich über meine Persönlichkeit verfügen! In Aarau, während dem Halt im Gasthof, erfrug ich die Wohnung der Gebrüder Frey, die ich in Lausanne vor sechs Jahren gekannt, traf aber nur ihren Vater, dessen Gesicht mir lebhaft des ältesten Sohnes Züge abspiegelte. Die Söhne waren, wenn ich mich recht entsinne, in Schaffhausen; wie gerne hätte ich die ehemaligen Spaziergenossen wieder gesehen! Auch bei Zschokke klopfte ich an, der berühmte Schriftsteller war in Luzern. Ich hätte es in meiner damaligen guten Stimmung leicht gewagt, mich als mehrjährigen Verehrer seiner literarischen Thätigkeit vorzustellen. Waren mir doch seine vorzüglichsten Romane familiär und hatte ich doch in dem kaum verflossenen Sommer seine populäre Schweizergeschichte mir angeeignet. Frühere periodische Zeitschriften mit seinem Namen auf dem Titelblatt waren schon in meinem elterlichen Hause zu finden. Es hatte mich in Zürich geschmerzt, dass dem freisinnigen Manne im theologischen Studienkreis nicht die Anerkennung zu Theil wurde, auf die ich für ihn Anspruch machte.

Im wohlhabenden «Morgenthal» mussten mir die ländlich-elegant gekleideten Bäuerinnen auffallen, die sich in den Strassen des Dorfes am öffentlichen Brunnen und am Wirtshause zeigten. Bei Alten schob sich der lange Felsrücken des Jura wie ein Riegel vor, der mir die weitere Aussicht in den heimatlichen Horizont verbarg. Auf einem isolierten Kegel sah ich die Feste Aarburg mit dem Städtchen am Fusse in deutlichster Nähe und im klassischen Grauholz, wo sich 1798 die Truppen der französischen Republik mit den Schweizern schlugen, erkannte ich ganz genau eine Stelle, die mir persönlich nichts Erfreuliches zur Erinnerung brachte. Vor siebthalb Jahren war ich dort nach einem heftigen Wortwechsel mit einem unverschämten, unsittlichen Reisegefährten ausgestiegen, meinen Zorn durch Vorauslaufen zu beschwichtigen. Ich setzte mich auf den Kutschenbock, den widerlichen Menschen wollte ich durchaus vermeiden.

Diesmal gestaltete sich die Ankunft zu Bern ganz anders. Frau Wittwe Zeerleder, indem sie mit Eltern und Freunden ihr verödetes Haus betrat, konnte auch in unserer Gegenwart den Schmerz, der sie überwältigte, nicht bezwingen, sie stürzte mit hervorbrechenden Thränen in ein Nebengemach, wir alle waren heftig ergriffen; die Dame, die mir selbst nicht gerade sympatisch gewesen, wurde mir hochschätzbar und verehrungswürdig.

In der komfortablen Patrizierwohnung wurde mir wie in Zürich ein guter Empfang. Ich zog es indess vor, gleich am nächstfolgenden Tag mit einer Landdiligence nach Thun zu

fahren und, soviel es einige Tage zuliessen, ein Stück des Berner Oberlandes mit hinzunehmen. Die Diligence war mit Schweizeroffizieren vollgepropft, ich bekam wenig von dem pittoresken Wege zu sehen und war froh, von der unerquicklichen Reisegesellschaft zu scheiden. Auf den frühen Morgen bestellte ich gemeinschaftlich mit einem Neuchateler Maler einen Kahn und schwelgte dann im Anschauen einer der schönsten Schweizeridyllen. Der Tag liess sich herrlich an. Morgennebel auf der Aar hatten zuerst die Ferne verschleiert, bald aber erhob sich rechts Stockhorn und Niesen und die fernere Blümlisalp in all ihrer Felsen- und Gletscherglorie, und auf dem linken Ufer folgten sich Villen, Dörfer und waldige Buchten in all' ihren unvergleichlichen Reizen. Als ich im Kahne vor der altertümlichen Schadau vorüberglitt, hatte ich nicht die allergeringste Ahnung, dass mir beschieden sei, nach 8 Jahren in dieser Umgebung schöne Ferientage hinzuleben. Nunmehr war ich ganz befangen in der Gegenwart. Der Neuchateler mit einer etwas überreifen Tochter, ebenfalls einer Porträtmalerin, erwies sich als ein ganz bequemer Schiffsgenosse; nur wollte mir nicht behagen, dass er und seine Tochter sich über Zürich, dessen Bewohner und Gewohnheiten unliebsame kritische Aeusserungen erlaubten. Zwei junge Handelsleute von Basel, die geläufig Italienisch sprachen, hatten sich bei der Abfahrt auf der Aar zu uns gesellt und suchten uns für ihre Schnelltour ins Oberland zu gewinnen. Ich war schnell bestimmbar. Die Neuenburger richteten sich gegen Brienz. In Unterseen, wo damals eine weitberühmte superbe Schifferin als Frau des beinah hässlichen Gastgebers thronte, mieteten wir ein Wägelchen nach Lauterbrunnen und Grindelwald und fuhren am Schloss Unspunnen vorbei in das Lütschinenthal hinein. Ich glaubte durch den Aufenthalt an dem Genfer- und Zürichersee und durch die neulichen Rigireisen beinah abgestumpft zu sein für grossartige Berg- und Felsenszenen. Wie gross war mein Erstaunen, hier in neuen, womöglich noch grossartigeren phänomänalen Thalwänden meine Erwartung übertroffen, meinen Zweifel an der Originalität des Berner Oberlandes beschämt zu sehen. Auch meine zwei Schweizergefährten brachen in öftern Jubel aus. In einer einfachen Herberge an dem Scheidepunkt beider Lütschinen liessen wir vorerst das Wägelchen zurück und durchzogen zu Fuss das Lauterbrunnenthal bis zum Staubbach, der gerade nicht reichhaltig an Wasser und in der Nachmittagsstunde ohne Iris, mir dennoch eine der wundervollsten Ansichten der Schweiz vor Auge führte. Die vor Jahren hochgeschätzten Reiseerinnerungen von Friderike Brun vergegenwärtigten sich; ich dankte retrospektiv der berühmten Reisenden,

der Freundin von Bonstetten, Mathisson und Salis, mich auf diese Genüsse vorbereitet und eingeweiht zu haben.

Vor dem Lauterbrunner Wirte, der für einen Raubritter galt, eilten wir im Hin- und Herwege vorbei, obgleich er uns mit submissem Blicke nachsah. An der Scheide der beiden Lütschinen bestiegen wir wieder das offene Wägelchen und hatten im Aufwärtsfahren gegen Grindelwald überall gegen bettelnde Kinder anzukämpfen. Das Plünderungssystem war schon damals im Gange. Der Grindelwalder Gletscher-Eisportikus ward alsobald besucht; vom Weiteraufklimmen konnte bei einbrechendem Abend nicht mehr die Rede sein; bei mir beeinträchtigte überdies die bedeutende Luftabkühlung und Ermüdung den Genuss des neuen Schauspieles.

Ich enthielt mich der Wirtschaftstafel, vernahm vom Bett aus das obligate Jodeln und setzte am folgenden Morgen zu Pferde die Tour gegen Rosenlani fort. Im Dorfe Grindelwald sah ich den Pfarrer in propria persona das Heu auf dem Kirchhof einheimsen und am obern Gletscher sah und hörte ich den Fall einer Lawine, ebenfalls ein obligates Schauspiel, das jedem Touristen zum voraus verkündet wird.

Meine gestrigen Reisegefährten waren mir voraus geeilt und hatten mir durch ein unterwegs geschriebenes Handbillet von meinem ferneren Voranschreiten abgeraten. Sie wollten evident einen unbequemen Kumpan, der nicht wie sie gut zu Fusse war, von sich abschieben; ich war ein grosser Thor und zürnte in petto gegen ihr ganz natürliches Verfahren. So sah ich bei meiner Ankunft im niedlichen Rosenlani-Bad den Rücken der Abwärtseilenden; sie einzuholen, glaubte ich mich halbweg verpflichtet und besah mir nach frugalem Frühstück nur im Fluge die imposanten Wasserfälle (Reichenbach etc.), bis ich in Meyringen endlich das Nachjagen aufgab und die improvisierte ephemäre Freundschaft belächelte. So gross die Naturszene, so erträglich die etwas umflorte Herbstwitterung, so war dennoch der Tag eher zu den verlornen zu rechnen, mir selber hatte ich das ruhige Anschauen der Gletscher und der Wasserstürze vergällt, in wirrer Hast wie ein blasierter Engländer war ich vor all dem Herrlichen, Wundervollen vorbeigejagt, da es nur Aufschauen gekostet, nur ein momentanes Ausschnaufen, um Erinnerungen für das Leben mitzunehmen.

An den verschiedenen Stufen des Reichenbachs traf ich Touristinnen und Maler, die tausendmal vernünftiger als ich, entweder in dem Gischt sich wie in einem gesunden Kühlbad gefielen oder in ihr Skizzenbuch die ersten unbezahlbaren Eindrücke hefteten.

Die vulgäre Alleweltsstrasse von Meyringen nach Brienz

durchritt ich wie ein müder schlotternder Schneidergeselle und warf nur flüchtige Blicke auf die Wasserfälle, die links von den etwas fernen Felsenwänden herabfielen. Brienz war ein heissersehnter Ruhepunkt. Nur liess mich im reinlichen, von schmucken Dirnen bedienten Gasthof der wenig korrekte nächtliche Lärm im Hausflur nicht zum Schlafe kommen. Es fanden sich jugendliche egoistische Touristen vor, welche der anderen Gäste gänzlich vergassen und eines der zehn Gebote fast ungebührlich übertraten.

Am frühen Morgen fand sich eine zusammengewürfelte Gesellschaft in der für den Giessbach bestimmten Barke, unter den Anwesenden traf ich einen jungen Avocat stagiaire von Colmar, einen Freund von Verny, mit dem ich schnelle Bekanntschaft schloss und der mich nicht wie die Basler gleichsam abschüttelte.

Unten am Giessbach blieb ich, zurückgehalten nach dem Parforce-Ritt des vorigen Tags, und begnügte mich, die Beschreibung der Zurückkehrenden entgegenzunehmen. Die Fahrt auf dem Brienzersee bot keinen andern Incidenzpunkt als die hysterischen Ausbrüche eines Novizen, der weniger von den unbestreitbaren Reizen der idyllischen und grandiosen Umgebung als von den Reizen der Gasthofdirnen sprach. In einer Bucht des Thunersees nahm er mit dem Kolmarer ein herbstliches Bad, um welches ich sie beneidete. Die Landhäuser des linken Seeufers betrachtete ich, nicht in Ferne ahnend, dass ich nach einigen Jahren schöne Sommer- und Herbsttage in diesem Gelände zubringen würde, und kam spät Abends nach Bern, einem freundlichen Ausflug entgegensehend. Der Graf und mein Zögling waren indessen noch nicht angelangt, es herrschte sogar einige Beklemmung deshalb im häuslichen Kreise. Auch die Gräfin hatte mittlerweile Thun berührt, mit ihrem greisen Verehrer, Herrn Meister, die Schadau und die Karthause besucht und sich gnädigst im Gasthof nach mir erkundigt. Nun verflossen einige Tage, an die ich freudig zurückdenke. Die Ungeduld über die verspätete Rückkehr des Familienhauptes zu beschwichtigen, wurden öffentliche Gebäude, Hospitalanstalten und selbstverständlich die Bären und die Münsterterrasse mehreremal zum Ergötzen der Mädchen besucht und eine Fahrt nach Hofwyl zu Fellenberg veranstaltet. Der geniale Gründer und Vorsteher führte die Gräfin in die Lehrsäle und Annexe des beträchtlichen Pensionats ein. Mir imponirte Fellenbergs Persönlichkeit über die Massen, sein Adlerblick, soll ich es nur gestehn, schien meine Wenigkeit zu durchbohren, und ich konnte nicht umhin, in der ganzen Anlage einen, wenn auch reduzirten Abdruck und Abglanz des grossen Pädagogiums zu

finden, welches Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren geschildert. Besonders anziehend war mir der Musikunterricht in der freundlichen lichthellen Rotunde. «Es versteht sich», sagte der Führer beim Eintritt in jede Klasse, «dass man uns nicht beachtet; wir stören niemanden.» Auch die Gräfin sah ich tief ergriffen von dem natürlichen, ungezwungenen Wesen des Introduktors, der Lehrer und der Schüler. Auch die freien herrlichen Anlagen wurden besichtigt; Herr von Fellenberg beklagte sich über den herbstlichen Dunstkreis, welcher die Fernsicht der Alpen verhinderte. Aus den Schulanstalten für die ärmeren Kinder in das grosse Empfangszimmer zurückgekehrt, erging er sich in der fasslichen Darlegung seines Erziehungssystems und setzte es in Parallele mit dem System der französischen Lyzeen. Mehreremale betonte er seine Grundideen: er halte weniger, viel weniger auf die frühzeitige Entwicklung der Intelligenz, weniger auf das Anhäufen abstrakter Sach- und Sprachkenntniss als auf die gymnastische Sorge für den Körper und die prophylaktische Entwicklung des Charakters. Er hatte den Sohn einer Freundin der Frau von St. Aulaire herbeigerufen, man wollte sich des Wohlseins des Knaben vergewissern und der Mutter schriftliche Nachricht geben. «Sehen Sie, Frau Gräfin», sagte Fellenberg, als er den Jungen mit einem väterlichen Pfuff auf die Schulter entlassen, «sehen Sie, wir hatten aus dem sonst guten Knaben mehrere Teufel auszutreiben; aber er wird total gereinigt in seine Familie zurückkehren.» Die Prophezeihung des erfahrenen Kenners der Jugend und des Alters sollte genau in Erfüllung gehen. Er, der Sohn eines braven französischen Generals, war keine blendende Individualität, aber ein freisinniger, kerngesunder Mensch, der seinem Pädagogen in den öffentlichen Aemtern, in der höhern Verwaltung und in den Kammern alle Ehre machte. Ich lernte ihn und seine ehrenwerthe Familie später kennen und blieb dem patriarchalischen Hause in stiller Treue ergeben.

Die ganze Unterredung Fellenbergs sprühte ungesuchte Geistesfunken aus. Es war indess eher ein Monolog. Frau von St. Aulaire, einem genievollen, praktischen, keineswegs belletristischen Mann gegenüber, war sichtlich überrascht, hatte sich im ersten Augenblick nicht zurechtgefunden und sagte mir im Nachhausefahren durchaus nicht unwillig, sondern anerkennend: «Sa conversation se passe en têtes de chapitre.» Ich war in meinem Innern beschämt über die stumme Rolle, die ich gespielt und spielen musste. Als ich beinah zwei Lustren später mich weniger flüchtig ihm gegenüber befand — ich hatte einen Zögling dort abzuholen — gestaltete sich das Verhältniss bedeutend anders, doch ebenfalls nicht ganz zu meinen Gunsten.

Herr von Fellenberg war ein Repräsentant der Opposition im Bernerland geworden, seine freisinnigen Ansichten harmonirten nicht mit den Prinzipien, die sich während meiner zweiten Italiener- und Römer-Reise in mir befestigt, und ich hatte die Aufrichtigkeit, das Urtheil des trefflichen Mannes über die französischen Zustände zu bekämpfen. Ich bereue mein Gebahren nicht; aber es stand geschrieben, dass ich 1825 und 1832—1833 dem grossen Pädagogen in trübem Lichte und sehr kleinem Mass erscheinen sollte.

Einen andern weniger bekannten, doch immerhin rührigen und ausgezeichneten Mann ward mir mehreremale zu sprechen gestattet. Es war Prediger Baggesen, der Sohn des berühmten deutschen und dänischen Dichters. Als enthusiastischer Verehrer des Literators fand ich bei dem Sohne herzliche Aufnahme. Der Theologe Baggesen war orthodox, mochte somit weit abweichen von den Prinzipien des Vaters, den mir Professor Gottfried Schweighäuser als leichtlebig geschildert. Widerstehn konnte er aber nicht meiner genauen Kenntniss auch einzelner Versuche und Produkte des Verfassers der «mittelmässigen» Parthenäis. Die Betrachtungen, die Baggesen auf der Münsterplattform von Strassburg anstellt, seine Beschreibung meiner Vaterstadt, hatten mich in meinen Knabenjahren bezaubert und kamen mir jetzt zu Gute. Baggesen Sohn beschenkte mich mit einem Faszikel seiner gehaltreichen Predigten, die mich vielfach an Timotheus Emmerich gemahnten. Er liess es sich nicht nehmen, ein Porträt seines gefeierten Vaters, das schon zur Uebersendung an einen fernen Freund verpackt und sorgsam eingehüllt war, mir vorzuweisen. Auch den Fortsetzer von Johann von Müllers Schweizergeschichte, Glutz von Blotzheim, entsinne ich mich in einer höchst aristokratischen Berner Abendgesellschaft gesprochen zu haben. Bei Tage lief ich viel unter den Arkaden mit einem andern Kolmarer Bekannten herum und streifte auf alle vier Seiten des Horizonts in der hügeligen, waldreichen Umgebung der Stadt; ich trug in der That ein kompletes Bild der originellen Lage von der rauschenden Aar, der Enge etc. mit mir davon und langweilte mich keineswegs bei der Verzögerung der fernern Reise. Als endlich in später Nachtstunde des vierten oder fünften Wartetages der Hausherr von dem Gasthofe herüber noch seine Familie begrüsste und die Ursache des Aufschubs durch einen höchst tragischen Vorfall bei einer nächtlichen Fahrt über die Loire in der Auvergne erklärte, erfolgte von Seiten der gastfreundlichen Berner ein dringendes Begehren um Aufschub; es wurde ebenfalls aus dringenden Gründen nicht genehmigt; der folgende Morgen traf uns auf dem Wege

nach Zürich. Von Herrn Meister, der in entgegengesetzter Richtung an den Genfersee zog, hatte ich auf der Strasse Abschied genommen. Der rüstige Greis war tief erschüttert; er hatte sich durch die beinahe viermonatliche Gegenwart einer bezaubernden Pariserin wieder in die schönsten Tage seiner Jugend und des besten Mannesalters zurückgedacht; er glaubte jetzt bestimmt zu ahnen, er werde die lieb gewordene Dame nicht mehr sehn. Mir sagte er mit innigem Händedruck: «Ich finde Sie ungemein glücklich, in solchem Kreise zu leben.» Was ich denn auch, mit sehr geringem Vorbehalt, bejahen konnte. Er schied auf immer; im folgenden Jahr war er nicht mehr unter den Lebenden.

Ich ging einem total veränderten Zustand entgegen. Das Interim hatte mich in der That verwöhnt; nicht dass ich die Tage in Müssigkeit zugebracht, doch war die Regel bei der weiblichen Umgebung nicht streng eingehalten. Der Graf hatte auf der Reise — ganz gegen meine unmassgebliche Meinung — die Maxime «nulla dies sine linea» sich und seinem Sohne als Gesetz vorgeschrieben; nur hielt er zur Lektüre eines Klassikers oder sonstigen Buches im Wagen auf der Durchfahrt durch die schönste, bedeutendste Gegend. Nicht den geringsten Einwurf hätte ich erhoben, wäre die Beschäftigung an Haltepunkten, im Gasthof an den frühesten Morgen- oder spätesten Abendstunden geboten gewesen; so aber zersplitterte sich unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Schülers und des Lehrers, und theilweise ging die Ausnutzung der Reise selber zu Grunde. In der imposantesten Alpengegend oder auf den staubigen Strassen Italiens wurde zu gutem Anfang Virgil vorgenommen. Warum machtest du keinen Einwurf?? Weil meine Lage und mein Individuum nicht für Einwürfe sich eigneten, weil ein Einwurf als Aequivalent von Ueberdruss und Faulheit gegolten hätte, weil der gebildetste Franzose in den ersten Dekaden des laufenden Jahrhunderts im Grunde das Naturgefühl nur als etwas Angelerntes, nicht Angebornes mit sich trug. So konnte ich gleich bei unserer ersten Etappe, als ich mit Herrn von St. Aulaire entweder den beiden Wagen vorauslief oder zu Fusse nachfolgte, herausbekommen, dass er meine fast exklusive Beschäftigung mit der Schweiz während des Internats eher tadelte als belobte. Er hatte in der That volles Recht, dass ich z. B. die Kunstgeschichte nicht direkt angegriffen; mir war der eigentliche Sinn dafür noch nicht aufgegangen, und ich hatte in Zürich Winckelmann unbenützt liegen lassen. Das Italienische sprach mein Patron geläufig, mir war es noch eine Büchersprache. Er suchte vor allem den Verkehr mit Menschen und liess die Berge Berge sein; ich in meinem Traumleben, das wohl oft in

meiner Umgebung als Affektation angesehen wurde, ging mit Leib und Seele in der Natur auf. Wenn ich verstohlen zum Wagen hinausblickte und einen Bergstrom an der Seite rauschen hörte oder Wasserstürze an den Felswänden nah oder ferne im Morgen- oder Abendlichte glänzend erschienen, da wünschte ich mich zum Fusswanderer mit dem Bündel auf dem Rücken umgewandelt. Bei solcher Stimmung wird es leicht begreiflich, dass ein guter Theil des Genusses auf der Reise geschmälert wurde, bisweilen ganz verloren ging.

Wir fuhren mit Herbstwetter von Bern weg, doch heiterte sich mehreremale der Horizont auf und liess den Fernblick auf einen Theil der Gletscher-Reihe offen. Die nunmehr bekannte Gegend durchwanderte ich zum Theil mit dem Grafen zu Fusse; zum Theil blieb ich mit der Kammerzofe Augustine und der kleinen Paula im geschlossenen Wagen eingepackt. Wie bei der Hinreise nach Bern erweckte der Jura einen Anflug von Heimweh nach dem nahen Elsass. Es wurde zu Suhr in einem niedlich-reinen Wirthshaus übernachtet. Dort wie in Herzogenbuchsee zog die für Bauerndirnen kokette Kleidung meinen Blick uneigennützig auf sich.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, ward zu Baden in einem mir fremden Gasthof Halt gemacht, drauf am rechten Ufer der Limmat nach Höngg zu Bürklis gezogen. Unterwegs ward mit Louis unsre künftige Reisebeschäftigung durch Virgil und Tassos Gerusalemme inaugurirt. In Zürich kamen wir noch ziemlich frühe in unser altes Quartier; ich konnte noch Meyer besuchen und Louis oberflächlich an den Hauptpunkten der Stadt herumführen. Man sagte mir, dass noch 36 Stunden Aufschub zur Ordnung des Reiseapparats zugegeben worden.

Die Ankunft der Familie im Meisterschen Haus hatte ein geängstetes Familienmitglied beruhigt und beglückt. Julienne, eine zwischen einer Bonne und Gouvernantin schwebende etwa dreissigjährige Angestellte, allein zu Hause geblieben, war durch den verzögerten Aufenthalt in Bern in die grösste Unruhe gerathen. Sie war mit der Familie seit zehn bis zwölf Jahren verschmolzen; mein Zögling bezeugte ihr eine unbedingte zärtliche Anhänglichkeit, und die treffliche, einfach naive Halberziehrin, mir ebenfalls herzlich ergeben, vermittelte mehr als einmal zwischen ihm und mir. Augustine, die Kammerjungfer, wenn ich nicht irre, etwas älter, war ebenfalls durch ihr Zusammenleben und vielfaches Zusammenreisen mit der Gräfin zum integrirenden Theile des Hauses umgewandelt. Es war ein Hereinragen der patriarchalischen Zeit vor der Revolution. Viel weniger angenehm und einem heterogenen Auswuchs vergleichbar schien — mir wenigstens — der Kammerdiener Thomas, ein fetter Pole,

keineswegs mit den brillanten Eigenschaften seiner Nationalität begabt. Er hatte während unsrer Sommerresidenz als Koch und Halbintendant fungirt. Ich möchte dem vermuthlich seit langen Jahren ad patres Gegangenen keinen üblen Nachruf halten, vermag aber nicht zu vergessen, dass er während den beiden italienischen Reisen (1825—26 und 1831—32) sich selber mehr als seinen Herrn pflegte und selbstverständlich den Gouverneur oder Präzeptor am wenigsten. Solches war der accessorische Bestandtheil der Karavane, die sich am 20. September 1825 in zwei Wagen, einer geschlossenen und einer offenen Kalesche, früh Morgens durch das Thal von Winterthur fortbewegte.

Ich hatte bei meiner Ankunft in Zürich Briefe von meinem Pariser Bruder Eduard, von Lebert und Verny vorgefunden, erwartete in Konstanz poste restante Nachricht von meinen betagten Eltern. Es war eine gemischte, halbfreudige, beklommene Verfassung. Der Abschied in Zürich verlief zwar leidlich; ich konnte und musste mich beruhigend äussern, doch bleiben solche Momente immer fatal und lassen eine mehr oder minder tiefe Narbe zurück.

Bereits unter dem Thore von Zürich entspann sich eine widerwärtige Diskussion zwischen dem Grafen und den Schweizer Hauderern, die bis nach Bellinzona über den Bernhardin gemiethet waren. Im Kontrakte war nicht bestimmt, wem das Wegegeld zu bezahlen obliege, der Herrschaft oder den Kutschern. Also kaum einige hundert Schritte von unserer lieben temporären Wohnung entfernt, am Zollbureau, bot sich der Anlass. Mit Recht war Herr von St. Aulaire empört über die prellerische Forderung des schweizerischen Vetturins. Da sich dieser letztere schwerfällig im Französischen ausdrückte, rief mich der Graf zu Hülfe; ich wüsste in der That nicht mehr, welche Entscheidung oder welches Uebereinkommen getroffen ward: ich warf den Geldgierigen ihre evidente Unredlichkeit vor und brachte es, glaub ich, zu einer Theilung der Spesen. Die Strafe folgte für die betheiligten Forderer auf dem Fusse nach. Sie hatten zuversichtlich gehofft, in Bellinzona für ihre Retour gemiethet zu werden, und mussten dort leer ausgehn.

Die Vertheilung der Reisenden in beiden Wagen wechselte beständig; sie richtete sich nach der fragmentarischen Beschäftigung meines Zöglings und seiner Schwestern, nach den Launen der Witterung und den Bestimmungen der Eltern. Es fiel mir oft zu, mit den beiden weiblichen — ich kann nicht sagen Dienstboten und auch nicht Gesellschafterinnen — in der Kalesche mich zu befinden und bei mehreren Gelegenheiten die wenig komfortable Verfassung der etwas veralteten, morschen

Kalesche zu erproben. Mir war es, auch bei ungünstigem Wetter, ein erwünschter Aufenthalt der Umschau wegen; nur sollte ich für diese Vorliebe mehr als einmal Einstand bezahlen.

Im Herbstnebel hatten wir Zürich verlassen, vom beinah zur Heimath gewordenen See konnte ich keinen Abschied nehmen. Ueber dem Thale, welches die Töss bewässert, erheiterte sich der Himmel; ich erwartete keine Ueberraschung, umsomehr befriedigte mich dies fruchtbare Ackerland und die Wiesen. In Winterthur, das sich von Ferne mit Pappelalleen ankündigte, hätte ich gerne Briefe abgegeben, die mir noch Hickel in Paris zugestellt, gerne hätte ich Hegel, dem Verfasser der «Molkenkur» und der «Bergreise», meine Aufwartung gemacht, so blieb mir nur von Menschenkindern die Erinnerung an eine Reihe von Ladendienern, die uns durch ihre Boutiken heraus angafften.

In Frauenfeld besuchten wir Rathhaus, Promenade und einen Römerthurm, der auf einer Hühnerleiter bestiegen, von oben herab eine liebliche Fernsicht über kleine Rebhügel, Wiesen, Bleichen und ein Kapuzinerkloster gewährte. Nach den grossen Bergszenen der Central-Schweiz fand ich im Anblick des fruchtbar anmuthigen Thurgaus einen Ruhepunkt, etwas Besänftigendes. Die Sonne ging unter, als wir uns dem Zellersee naheten; unter dichten überhangenden Obstbäumen, deren Früchte, Aepfel und Birnen, oft durch Berührung der Wagen zu unsern Füssen herabfielen, zogen wir bei Mondlicht an der silberhellen Fluth hin.

Bei Steckborn, auf einer Anhöhe, trennten wir uns, d. h. Louis, seine frühere Erzieherin und ich, von der Familie und gingen zu Fuss nach dem Dorfe Ermatingen. Graf St. Aulaire wollte der ehemaligen Königin von Holland, Hortensia Gräfin von St. Leu, seine Aufwartung im Schloss Arenenberg machen und nicht in später Abendstunde alle seine Angehörigen vorführen, ehe er wusste, ob in dem besagten Schloss Unterkunft für alle bereit sei. Kaum waren wir etwa zwei Stunden in der Fuhrmannsherberge von Ermatingen angelangt, als ein Bote von dem herrschaftlichen Sitze herabkam und uns dorthin einlud. Wir waren alle schon bereit, uns den schändlich unheimlichen Federbetten anzuvertrauen und fanden es bequemer, überzeugt, dass man uns nicht vermissen würde, in der stark vorgerückten Nachtstunde an unsrer Stelle zu bleiben. Ganz gegen meine Erwartung erklärte mir auch Louis de St. Aulaire, dass er es vorziehe, mit mir einen Theil des nachfolgenden Tags in Konstanz zu verbringen, da ja der mündlichen Einladung von Arenenberg kein Billet seines Vaters beiläge. Ich glaubte ebenfalls oder wollte an ein Missverständniss glauben. Es lag mir daran,

die welthistorische Stadt Konstanz, die mir durch die Geschichte des Konzils (in Sismondis Républiques italiennes) und durch frühere Gymnasialerinnerungen an Huss werth geworden, genau zu besichtigen. Der Prunk des fürstlichen Arenenberg wirkte eher abschreckend auf mich in meiner angebornen Schüchternheit.

Ein morsches Bauernwägelchen hatte uns in früher Morgenstunde durch Herbstnebel in die alterthümlichen Konstanzer Strassen gebracht; gewissenhaft führte ich Louis in den merkwürdigen Konziliumssaal mit der Wachsfigur des Märtyrers und an den angeblichen Ort, wo der Scheiterhaufen ihn verzehrte. Auch die übrigen Lokalitäten, das Münster, die gedeckte Brücke, wurden besichtigt; auf mich übte die breite Wasserfläche des Sees die bewährte Anziehungskraft. Wir waren in den unansehnlichen Gasthof zurückgekehrt und standen nach aufgehobener table d'hôte unter dem Thorweg, als Prinz Louis Napoléon in vollem Galopp herangesprengt kam, mit eleganter Leichtigkeit sich vom Pferde schwang und meinen Zögling begrüsste: «Vous êtes le fils de Mr de St. Aulaire?» Nun folgte die obligate Vorstellung und wiederholte Einladung nach Arenenberg. Wenig Minuten darauf kamen ebenfalls die Herrschaften in zwei Wagen angefahren, die Gräfin von St. Leu machte ihren Gästen die Honneurs der Stadt. Es war immer noch die schöne, stattliche Dame, die vor anderthalb Dezennien die grösste Zierde des Napoleonischen Hofes gewesen.

Die graziöse Einladung, die sie an den noch knabenhaften Sohn ihres Verehrers vom offenen Wagen herab ergehen liess und für meine Wenigkeit wiederholte, benahm in einem Augenblick meiner Scheu das Beklemmende durch die erste Ueberraschung. Die gute Julienne, die wir diesen Tag auf ihr dringendes Verlangen mit uns durch geschichtliche Szenen geschleppt, die ihr wildfremd waren und blieben, hatte sich beschämt und schüchtern hinter uns gestellt. Mit der ihm natürlichen desinvolture rief sie Graf St. Aulaire herbei und sagte seiner hohen Gönnerin und Freundin: «voici la bonne, que mon fils a toujours beaucoup aimée.» Auch für diese hübsche Dienerin hatte die wahrhaft fürstliche Frau ein anmuthiges, seelengewinnendes Lächeln.

Wir trollten, halb zu Fuss, halb in dem unscheinbaren Karren, nach Ermatingen und wurden von der hohen Gesellschaft auf einer Rebenanhöhe überholt. Als wir beide zu Fuss auf dem Schloss anlangten, hatte ich alle Mühe, den Kammerdiener Thomas zu finden und mir meinen Frack herausgeben zu lassen. Während dieser zeitraubenden Beschäftigung, die sich in einem schweizerartigen Chalet, einer Annexe des Hauptgebäudes, vollzog, kam der junge Prinz selber und entschuldigte

sich höflich, dass mir nicht auf der Stelle das Zimmer seines abwesenden Gouverneurs, Herrn Lebas, angewiesen worden.

An der glänzend besetzten Tafel kam ich neben Louis Napoleon zu sitzen; sein Benehmen war in hohem Grade korrekt, aber auch keinen Grad darüber; meine Schüchternheit war nicht einladend für ihn, irgend ein Gespräch anzuknüpfen. Es mochten etwa sechzehn geladene Gäste gegenwärtig sein, Thurgauer, worunter ich eine alte lokale Magistratsperson mit einer jungen hübschen Frau bemerkte. Das Gespräch wurde hauptsächlich zwischen der Eigenthümerin des Schlosses und dem Grafen St. Aulaire geführt, über geschichtliche Sujets, wovon mir Maria Stuart noch vorschwebt, und dem bevorstehenden Aufenthalt in Rom. Auch die Gräfin von St. Leu wollte einen Theil des Karnevals von 1826 dort zubringen, man sollte sich dort wieder treffen. Praktische Rathschläge über die Benutzung der Reise wurden gegeben. Nach Tische begab sich die ganze Gesellschaft in die vom Mond beleuchteten Gartenanlagen und Boskette, die sich vom Schloss zum Zellersee hinunter dehnen. Ich hatte kaum Zeit gewonnen, im Salon mich nach den Bildnissen kaiserlicher Celebritäten umzusehen. Meinen Zögling und mich begleitete auf dem dämmerigen Spaziergang ein Menin des Prinzen, gesprächig über nähere und fernere Umgebung sich auslassend, die Wasserfahrten im kleinen und grösseren See, auch Reichenau und Mainau als Naturdilettant beschreibend. Den Namen des Begleiters konnte ich nicht ermitteln. War es Persigny, der damals schon, wenn ich nicht irre, mit der Familie vertraut sein mochte? Der Gräfin St. Aulaire hatte der junge Mann nicht zugesagt.

In meinem eleganten Zimmer blieb ich noch lange wach und schrieb einige Strophen, denen in Ludwig Lavaters Gedichten noch eine Seite vorbehalten blieb (1839). Es war ein ganz spontaner Ausbruch meines tiefinnersten Gefühls.

Der Spaziergang im Mondschein durch die herrlichen Baumgruppen hatte mir, wenn ich meinem Tagebuch Glauben schenken darf, ähnliche nächtliche Besuche in den Bosketten von Ittenweiler vergegenwärtigt, für mich ein Beweis des unverwüstlichen Andenkens an jene erste Jugendperiode, denn vergleichen liess sich in der That die Umgebung des elsässischen Landsitzes nicht mit dem Zauberschlosse von Arenenberg.

Mitternacht war herbeigekommen, der Herbst hatte sich angekündigt durch heftigen Wind, das Mondlicht hatte sich verhüllt, und der verflossene Abend lag wie ein kurzer Feentraum.

Im Regen fuhren wir am frühen Morgen von Arenenberg ab. Der Schlossintendant hatte zum Abschied mit köstlichen

Früchten gefüllte Körbchen in beide Wagen gestellt und, wie mir der Graf sagte, hartnäckig jede Vergütung abgeschlagen. «C'est princier», fügte er hinzu, d. h. es waren noch ächt kaiserliche Traditionen im Exile vorherrschend.

Den Eindruck des Besuches in Konstanz nahm ich in voller Frische mit. Das Sehenswerthe im Konziliumssaale hatte ich mir genau verzeichnet und zwang dem Grafen durch meinen kaum verborgenen Häretiker-Enthusiasmus ein Lächeln ab.

Die Tagesathmosphäre war nicht einladend, Konstanz blieb im Nebel verhüllt. Auf beiden Seiten der Strasse Obstgärten, hinter welchen der See hin und wieder durchschimmerte, Wolken bedeckten die Ferne, es war beinah die Ansicht eines verfinsterten Meeres.

Bei Arbon heiterte sich der Himmel etwas auf; in Rorschach genoss ich, theilweis wenigstens, den Anblick der schönen Lage. Im Gasthof, den ich zwölf Jahre später in ganz andern, beinah verhängnissvollen Umständen wieder betreten sollte, fiel beim Abfahren eine etwas unangenehme Szene vor. Der Wirth hatte eine ungebührlich hohe Rechnung gestellt. Vermuthlich war er bei der zahlreichen, von Arenenberg kommenden Familie über die muthmasslichen Renten der Reisenden in Irrthum geführt und mochte sich zu hoher Forderung berechtigt glauben. Er stand abschiednehmend, chapeau bas, unter dem Thorweg. — «Sagen Sie ihm», rief mir die gnädige Frau aus dem geschlossenen Wagen herüber, «sagen Sie ihm, dass wir sehr unzufrieden sind.» Ich verdeutschte den Auftrag, vielleicht in noch herberen Ausdrücken. Der Gastwirth zeigte sich entrüstet und wir fuhren ab, nicht mit Segenswünschen zur glücklichen Reise begleitet.

Beim Mittagessen war mir die Abwesenheit Julienne's aufgefallen. Da ich allein mit der Kammerjungfer in der schlecht gegen Wind und Wetter bewahrten Kalesche blieb, fragte ich theilnehmend nach der Ursache. «Julienne ist sehr kränklich, mehr als sie selber und als die Herrschaft glaubt. Sie erreicht gewiss kein höheres Alter.» Ich glaubte nicht an die unheimliche Prophezeiung. Und doch hatte meine Reisegefährtin richtig gesehn. Die Gesundheit der Armen war schon in der Wurzel angegriffen, und ich sollte sie noch hinwelken sehn.

Die Nähe von Lindau, das aber hinter dem Wolkengürtel unsichtbar blieb — rief mir die mit dem Lausanner Baierischen Freund verlebten Tage ins Gedächtniss; es war eine wehmüthige Empfindung, die ganz zu dem eben geführten Gespräche und dem verfinsterten Horizont stimmte.

Bei Rheineck überfiel uns die Dämmerung. Von Sankt Margarethen tönte die Nachtglocke herüber. Den Rhein be-

grüsste ich durchs Nachtgrau. In Altstetten, am Fusse des Appenzellerlandes, wurde übernachtet. In demselben Zimmer, worin der Graf und sein Sohn schliefen, war mein Quartier. Mehr als einmal sollte sich dies auf der Reise wiederholen. Bevor sich Vater und Sohn zu Bette legten, verrichteten sie kniend ihr Gebet. Ich fragte sehr naiv Herrn von St. Aulaire am folgenden Tage, warum er sich dazu bequeme. Seine Antwort war in den gemessenen einfach ruhigen Ausspruch zusammengefasst: Weil der Mensch ein Doppelwesen und der Körper nur durch eine derartige tägliche Angewöhnung seine Unterwerfung unter ein höheres Gesetz und einen höhern Schutz bewähre.

Meist pflegte der Graf eine Stunde vor der Nachtruhe entweder mit Louis eine gemeinsame Lektüre oder seine eigne Korrespondenz vorzunehmen. Ich schrieb gewissenhaft an meinem Tagebuche und bat, sofern ich nicht störte, um die Erlaubniss, meine Schreiberei etwas länger fortzusetzen. — «Das steht Ihnen ganz frei,» erwiderte mit unsäglicher Liebenswürdigkeit der feine Weltmann. «Sie werden mich nicht vom Schlafe abhalten und Louis auch nicht.» Somit war unsre Uebereinkunft besiegelt; ich befliss mich indess, nicht überlästig zu werden.

Gleich nach dieser ersten Nachtruhe gab ich meinen Bettnachbarn zu lachen. Frühmorgens vor Tagesanbruch erwachte ich mit einem heftigen Schrei. — «Was ist Ihnen?» fragte man nebenan; mein unfreiwilliges, aber ungebührliches Gebahren hatte die Morgenruhe der andern gestört. «Ein Alpdrücken», erwiderte ich, um Entschuldigung bittend. Ich wusste nicht zu sagen, ob die Erregung der vorigen Tage sich in diesem Schmerzensschrei zusammendrängte; genug, ich wurde gefoppt und ertrug geduldig die Neckerei. Genau zwölf Jahre später, als ich im Appenzellerland verweilte und vom Stoss herab tief im Rheinthalgrunde das alterthümliche Altstetten liegen sah, vernahm ich den Angstruf wieder, ein dumpfer Glockenton aus vergangener Zeit.

Auch der nächste Tag brachte stromweise Regen. Durch einen engen Felspass und Reute, kamen wir nach Sennwald am Fusse des Kamor und Hohkasten. Auf der andern Rheinseite entschleierten sich die Alpen des Vorarlbergs und Montafuns. Mit dem Grafen entspann sich eine lebhafte Diskussion über die muthmassliche Entfernung der Berghöhen, die ich nach oft erprobter früherer Beobachtung weit entlegener angab, als mein Patron mir zugestand. Ich appellirte an vorübergehende Landbewohner, mein Ausspruch wurde bestätigt. Der Graf verzog die Miene; er war dagegen immer ironisirend froh, wenn er mich beschämen konnte.

Mit jeder Minute wechselte die Beleuchtung; beinah immer geschlossen blieb die Bergwand rechts; links, d. h. östlich, öffneten sich viele Thäler. Schloss Werdenberg, in pittoresker Lage, schaute uns entgegen; vor dem Mittagessen erklomm ich rasch die Anhöhe, erinnerte mich an den Bauernfreund Rudolph von Werdenberg. Der Regen verscheuchte mich.

Bei Sargans thürmten sich die Berge immer höher, frischgefallener Schnee bedeckte manchen Gipfel. An der linken Thalseite zeichnete ein Regenbogen sich magisch ab und verschwand, da wir näher rückten. Ich hatte die misanthropische Impertinenz, die Erscheinung mit dem Weibe zu vergleichen, dessen Engelreich bei näherer Bekanntschaft erblasst. Dem Gedanken Worte zu leihen, hütete ich mich wohl; während dieser Tagereise hatte ich von der Gräfin eine nicht sehr angenehme Bemerkung hinzunehmen über den «leichten Sinn, mit dem ich von der Schweiz und deren weiblichen Insassen Abschied genommen».

Bereits bei Ragaz überfiel uns die Nacht, mir zum Verdruss. Die zahlreichen Burgen, die an den Bergabhängen hervortraten, hatten die Geschichte Graubündens in mir wachgerufen. Die Ironie des Grafen über meine kritiklose Annahme mancher Fakten in der Schweizer Geschichte von Zschokke that meiner Anhänglichkeit an oft halb legendenhafte Erinnerungen keinen Abbruch. In petto durfte ich mir sagen, dass mein Gegenpart andre Legenden und Mythen gelten lasse, die für mich ins Fabelreich geschrieben waren.

Die wechselnden Gemälde dieses halben Regentages sind nach dem langen Zwischenraum nicht erloschen. Die Konturen und die Schlaglichter, die auf die Bergriesen fielen, blieben mir immer gegenwärtig, ebenso die Staffage. Am öffentlichen Brunnen in Ragaz, wo sich damals noch keine Prachtgasthöfe breit machten, besorgten noch in später Abenddämmerung Frauen und Mädchen des Orts ihre Haushaltswäsche und hefteten neugierige Blicke auf die vorbeifahrenden «glücklichen» Fremden. Ihre Grüsse folgten uns nach.

Ueber der Rheinbrücke am Zollhaus spiegelte sich das Mondlicht im tobenden Fluss und zeichnete deutlich die grossen Bergmassen. Der Weg nach Chur durch Zizers führte in der Nähe der Hauptstadt Graubündens an einer Felsenreihe hin, die mir einen fabelhaften Eindruck hinterliess. Die Thore der Stadt waren schon geschlossen. Ich verliess in der zehnten Nachtstunde den Gasthof und irrte in der Vorstadt umher. Blendend schimmerte der Schnee vom Calanda herunter, auch über die andern um Chur gelegenen Berge breitete sich ein durchsichtiges Leichentuch. In frühester Morgenstunde besuchte

ich die innere alterthümliche Stadt, besah von aussen den bischöflichen Palast und die Kantonsschule, das flüchtige Durchreisen bejammernd und meinen Pariser Bruder zu mir her wünschend, mich mit ihm in diesem originellen Kantone mit Musse zu erfreuen.

Durch Ems fuhren wir nach Reichenau, rechts der Calanda mit Felsen und Schnee, links angebaute Berge, mitten im Thal querüber oft drei bis vier parallele Hügel. Wo sich der Weg gegen Reichenau wendet, ist der Anblick hinreissend schön. Das Schloss der Planta wurde besucht. Man erinnerte sich an den Aufenthalt des jungen Herzogs von Orléans in dieser abgelegenen Lokalität; doch wurde seiner von meinen Gönnern nur mit halb hingeworfenen Worten gedacht. Ich sollte etwa sieben Jahre später noch einmal dieselbe Stätte betreten.

Zum erstenmale las ich hier an der gedeckten Zollbrücke über den schäumenden Rhein ein offizielles italienisches Plakat: qui si paga il dazio. «Prosaisch», zeichnete ich in mein Tagebuch; allein es ist in der «Göttersprache» geschrieben, und auch ich habe schweren Zoll entrichtet, mir die Reise nach Italien zu ermöglichen.

Seit einem halben Jahrhundert haben wohl unzählige Touristen, Naturforscher und Handelsleute die altberühmte Strasse, die via mala hinter Thusis betreten; es war, da wir sie durchzogen, eine neue Kunststrasse seit einem Jahr im Gang, der Eindruck muss aber für jeden empfänglichen Sinn überwältigend sein und bleiben. Ich weiss sehr wohl, dass die Ankunft auf Rigistaffel und Rigikulm mich nicht mehr ergriff als dieser so leicht ermöglichte Durchzug durch die finstre Schlucht. Das Wetter hatte sich völlig geklärt. Hoch über dem Hinterrhein zeigte sich das Schloss Rhaezüns, in scheinbar unersteiglichen Lagen Raubschlösser in Ruin; über Bonaduz stand damals noch ein Galgen und mahnte an Italiens Nähe. In Tussi, am Fuss eines thurmartigen Felsenvorsprungs gelegen, war gerade ein belebter Viehmarkt. Am Eingang des Städtchens sprang mir der Graf, der wie ich dem Wagen vorausgeeilt war, mit ausgebreiteten Armen jubilirend entgegen. Diesmal war auch er von der fürchterlichen Herrlichkeit der Umgebung ergriffen und kehrte zu seiner Familie zurück, zum Beschleunigen der Durchfahrt durchs «verlorne Loch» und zur eventuellen Beschwichtigung der Gräfin, denn hier war über der tosenden, durch Felsen tief unter der Strasse sich zwängenden Fluth, für erregbare Nerven die Beklemmung selbstverständlich und verzeihlich. Auch mag bei stürmischem Regenwetter, wenn Gerölle an den überhangenden Steinmassen sich löst und durch die Tannen an den Felsschrunden die Bergwasser sich Bahn

brechen, der Weg mit einiger Gefährlichkeit verbunden sein. Kaum sichtbar blieb ein Himmelsstreif und immer enger wards, bis eine Gallerie den Reisenden in Nacht einhüllt und mit herabsickerndem Wasser empfängt. Hinter der Gallerie führt der Weg in wenig Minuten über drei Brücken, kühn geschwungen; erst bei Zillis, wo das Schamserthal das Domletschger ablöst, wurde die Gegend wieder hell und breit und die Gletscher sahen hoch herab.

Die Kontraste häufen sich auf dieser Splügen- und Bernhardinerstrasse, in kurzen Zwischenräumen, so schon vor der Ankunft in Thusis, am Fusse des schönen Heinzenberges, der noch auf seiner obersten Höhe ein Dorf beherbergt, und dann hinter der via mala wieder der Eintritt in das freiere Wiesenthal.

In Andeer, wo wir frühstückten, wurde Italienisch gesprochen. Eine niedliche Kellnerin trat herein: «La minestra è furnita» klang doppelt lieblich von den schönen Lippen. Auch der Ortsgeistliche, der sich selber einführte, sprach eine reine Büchersprache, allein er befriedigte weniger als dies anmuthige Mädchen. Oder war es blos die Neuheit der Szene?

Unverwüstlich blieb mir die Erinnerung an jenen allzukurzen Nachmittag. Bis Splügen hatte der Weg streng aufwärts geführt, immerfort abwechselnd, wild, zackig und zerrissen das Thal, wild, schäumend und Wasserfälle bildend der Rhein, blau und klar der Himmel über den Bergen. Ein Trupp herabsteigender Köhler, schwarze Gestalten, hatte die am Wagen hergehende Julienne — denn wir alle waren meist zu Fusse — in einem Tannenschlunde aufgeschreckt, die Arme hatte mit einem Schrei des Entsetzens die rohen Gesellen erblickt und war mit Hohngelächter zu ruhigerem Bewusstsein zurückgeführt worden.

In Splügen überfiel uns die Nacht. Von hier ab wendeten wir uns rechts ab, gegen Novena (Nüsenen) der Bernhardinerstrasse zu.

Die Gletscherreihe des Hinterrheins, zuerst aus sieben Kuppen bestehend, zuletzt den ganzen südlichen Horizont abgrenzend, stand da, geisterbleich im Mondlicht, die untern schwarzen Tannenwaldungen bildeten den Rahmen zu dem Nachtgemälde. Ich fühlte, dass auch das Schönste, das mich in Italien erwartete, nicht diese ernstreligiöse Stimmung auslöschen könne. Bis in die späte Nacht hinein genoss ich das erhabene Schauspiel. Vielleicht hätte ich sie halb durchwacht, wenn ich in einem vereinzelten Zimmer untergekommen wäre. So trieb mich la civilité puerile et honnête in das enge Holzwirthshaus zurück.

Mit dem Sonntag, 25. September, überschritten wir die

Alpen, von Nüsenen aus folgten wir noch eine Stunde lang dem jungen Rhein, im Hintergrund des Thals schimmerten im Frühroth die Gletscher des Rheinwalds. Hinter dem letzten Dorf beginnt die Spiralstrasse des Bernhardins, zuerst zwischen kümmerlichen Tannen, darauf zwischen Moos, zuletzt zwischen nacktem Fels. Unter uns das wilde Thal mit zerstreuten Hütten, Schneekuppen, kleinen Tannenwälder, über uns reiner blauer Himmel, scharfe, schneidende Luft. Auf dem Gipfel am Bergsee ein Zufluchtshaus. Zwei Waldströme haben von dort ihren Abfluss; der eine wendet sich zum Hinterrhein, der andere zum Misoccothal hinunter. So lang ich noch den vaterländischen Rhein neben mir schäumen sah, glaubte ich mich der Heimath nahe; dort oben begann die wahre Scheidelinie. Die Gletscher gegen Westen hin schienen bei der reinen Luft in die nächste Nähe gerückt. Auch ein geübtes Auge mochte sich trügen. Die gute Julienne wollte durchaus denselben nahe treten, nur mit Mühe liess sie sich überzeugen, dass es in der kurz zugemessenen Zeit unmöglich. Eine köstliche, kindliche Naivität.

Einen Theil des Wegs, den Berg hinauf, hatte ich in der Kalesche zugebracht, flüchtige Verse über Graubünden hinkritzelnd. Wenige Jahre nachher hätte ich mir eine solche Naivität nicht mehr erlaubt, mich nimmermehr dem kaum verhaltenen spöttischen Lächeln meines Patrons ausgesetzt.

In einer ärmlichen, schon südlich gelegenen Kirche (zu San Bernardino) wurde die Sonntagsmesse von der Familie angehört, in einer der Hütten ein frugales Mahl eingenommen. Abwärts ging es nun selbstverständlich schnell, am Wege erinnerten noch verdorrte Alpenrosen an die hinter uns liegende Schweiz.

Bei Misocco zeigten sich die ersten Nussbäume, weiter herab Kastanien, bei Grono die Reben. Mehrere Wasserfälle stürzen ins Thal herab; so der Rio di Buffalora bei Misocco mit prächtigen Wassergarben, die ich nur gegensätzlich mit den fusées volantes in einem Feuerwerk vergleichen möchte.

Auf den obersten Felskuppen des pittoresken Thals weilte noch röthlich die Sonne, da hingegen schon der Thalgrund in Dunkel gehüllt lag.

Das nahe Thal kündete sich an durch indiskrete Wegelagerer, welche die buona mano begehrten. — Zwischen Grono und Bellinzona ertönte zum erstenmal das felicissima notte alla sua signoria aus manchem Munde, als ich zu Fuss in der Dämmerung dem Wagen vorausging. Ein wahrer, unentheiligter Genuss lag in dieser ersten Begrüssung. Hinter den Kuppen stieg der Mond empor und beleuchtete magisch das reizende Thal. Immer milder wurde die Luft und bestätigte

gleichsam den vollzogenen Uebergang. Unter hochgezogenen, über die Strasse sich biegenden Rebengeländen fuhren die Wagen hin. Bei Bellenz erkannte ich noch die drei Schlösser, in der Stadt eine elegante Kirche, eine mit Arkaden umgebene Piazza. Aus meinem diesmal einsamen Zimmer sah ich hinaus in die abgerundeten Berge.

Nachwort.

Hier endet das Manuscript Spachs, das Professor Kraus uns gütigst zur Verfügung gestellt hatte. Er selber hatte sich vorbehalten, dieser Veröffentlichung aus seiner langjährigen vertrauten Bekanntschaft mit Spach noch begleitende und erläuternde Anmerkungen mit auf den Weg zu geben, darum bat ihn und uns sein Tod gebracht. Es sei deshalb hier nur noch bemerkt, dass das überaus flüchtige und unleserliche, namentlich in den Namen oft ganz unverständliche Manuscript in einer sauberen Abschrift Herr Kanzleirath Fastinger, dem dafür Dank und Anerkennung gebührt, erst für den Druck hergerichtet hat und dass die Revision des Ganzen von Herrn Archivassistenten Dr. Kaiser und Archivdirektor Prof. Dr. Wiegand besorgt worden ist.

IV.

Pfalzburg zur Zeit des jungen Goethe (1770).

Von

Dr. Wilhelm Kahl.

Am 23. Juni 1770 begab sich Goethe mit seinen beiden Freunden Engelbach und Weyland zu Pferd von Strassburg nach Zabern. Hier erregte besonders das bischöfliche Schloss mit seinem prachtvollen Park die Bewunderung der

---

Meinem Aufsatze liegt ein Vortrag zu Grunde, den ich am 6. März 1899 in Pfalzburg zum Besten des Strassburger Goethedenkmals gehalten habe; ich habe ihn besonders an den Stellen gekürzt, für die ich ein allgemeines Interesse nicht glaubte voraussetzen zu dürfen.

Leider gibt es noch keine brauchbare Geschichte Pfalzburgs. Neben einigen Arbeiten von Dagobert Fischer (Die Stadt Pfalzburg 1865, abgedruckt aus dem Els. Samstagsblatt 1865 Nr. 1. 5. 9. 13, und Revue d'Alsace 1880, 95 fg.) und von Lepage (vgl. besonders Communes de la Meurthe II, 273 fg.) kommen fast nur die Aufsätze von Arthur Benoît in Betracht, der sich um die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit Pfalzburgs grosse Verdienste erworben hat: 1. Phalsbourg et ses monuments. Nancy 1870 aus: Mémoires de la soc. d'archéol. Lorraine XX; 2. Nouvelles recherches historiques sur Phalsbourg et ses environs. Nancy 1871, aus Mémoires etc. XXI; 3. Quelques lettres de George Jean, comte palatin de Veldenz et Lutzelstein. Jahrb. für lothr. Gesch. u. Altertumskunde. 1891 III, 17. — Ausserdem leistete mir wertvolle Dienste das Buch: A. Benoît, Vers les Vosges. Phalsbourg et Sarrebourg et leurs environs 1876, in dem Benoît mit wahrem Bienenfleiss allerlei Notizen auch über Pfalzburg aus älteren und neueren Geschichtsdarstellungen, Memoiren, Briefen, geographischen Werken, Reisebeschreibungen, u. s. w. zusammengetragen hat. Benoîts Buch ist ziemlich selten, da es nur in 70 Exemplaren gedruckt wurde.

Reisenden. Am 24. Juni 1770,[1] einem Sonntag, verliessen sie Zabern in aller Frühe und kamen, wie Goethe selbst sagt, (Dichtung und Wahrheit, Buch X): «zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit.» Nachdem Goethe die Steige näher beschrieben hat, fährt er fort: «So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mässigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichem Felsen von gleichem Gestein erbaut; die mit Kalk weiss ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Grösse der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugnis. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmässig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Strassen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirtshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die grosse Teuerung, ja durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen nicht irre machen liessen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brot auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften. Sehr gern ritten wir wieder die Steige hinab.»

Mit ziemlicher Sicherheit darf angenommen werden, dass Goethe zu seiner Schilderung tagebuchartige Aufzeichnungen benutzte; sie spiegelt also die ursprünglichen Eindrücke wieder, die Goethe in Pfalzburg am 24. Juni 1770 empfing.

Er und seine Freunde zogen durch das heute noch in seiner alten Form stehende Deutsche Thor in Pfalzburg ein. Sie durchritten zuerst die äussere Umwallung und gelangten durch den Thorgang in das Innere der Stadt. Am Thore mussten die Pässe vorgezeigt werden; waren diese in Ordnung, so stand dem Betreten der Festung nichts im Wege. Schwieriger war es, bei Nachtzeit nach Pfalzburg zu kommen.[2] Dann war die

---

[1] Die auf Veranlassung der Pfalzburger Vogesenklubsektion am deutschen Thore angebrachte Gedenktafel «zur Erinnerung an Goethes Besuch in Pfalzburg» trägt in Folge einer falschen Angabe des Goethearchivs zu Weimar als Datum den 23. Juni 1770. Dass Goethe am 24. Juni 1770 in Pfalzburg gewesen sein muss, hat Froitzheim nachgewiesen: Zu Strassburgs Sturm- und Drangperiode 1770—76 (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothringen, Heft 7 1886) S. 7; vgl. auch Strassburger Post 1899, Nr. 206 u. 226.

[2] Vgl. die anschauliche Schilderung aus Dibdin, Voyage bibliographique 1825, IV, 279 bei Benoît, Vers les Vosges, S. 7.

Zugbrücke aufgezogen. Auf dem Walle ging eine Wache auf und ab, die das Nahen von Reisenden zur Thorwache hin meldete. Der Wachthabende forderte dann die Reisenden mit lauter Stimme auf, ihm Namen, Stand, Herkunft und Ziel der Reise anzugeben. Darauf begab er sich zur Thorwache zurück und erledigte beim Platzmajor oder seinem Adjutanten die erforderlichen Förmlichkeiten. Dies beanspruchte oft mehr als 20 Minuten. So lange mussten die Reisenden draussen warten. Dann hörte man das Thor sich in seinen Angeln drehen; die Kette der Zugbrücke rollte nieder und schlug auf den Boden auf; die Pässe wurden abverlangt, und das Thor schloss sich wieder, nachdem der Wagen eingefahren war.

Die Festungsbauten, die Goethes Blick schon von weitem anzogen und seine Bewunderung erregten, waren das Werk Vaubans. Sobald Frankreich sich im Vertrage von Vincennes vom 28. Februar 1661[1] den Besitz Pfalzburgs gesichert hatte, liess Ludwig XIV. durch seinen berühmten Festungsbaumeister Vauban die alten Befestigungen gänzlich umbauen, da er zum Schutze der Zaberner Steige einer starken Festung bedurfte. 1679 wurden die alten Wälle, soweit es erforderlich war, abgetragen; am 6. August 1680 wurde der erste Spatenstich an den neuen Arbeiten gethan.[2] Leider hatten die Schwierigkeiten des Geländes zur Folge, dass Vauban seine Absichten nicht ganz verwirklichen konnte und seine ursprünglichen Pläne teilweise aufgeben musste. So enthielten die alten Befestigungen ein starkes Werk nach Norden hin, das Vauban durch eine Art Citadelle zu ersetzen suchte. Der Plan erwies sich aber als unausführbar, und bei den späteren Belagerungen der Stadt hat sich stets diese Stelle als die schwächste gezeigt.[3]

Trotzdem also Vauban in Pfalzburg nicht das leisten konnte, was er wollte, so trug doch das Ganze unverkennbar die Spuren seines Geistes und verleugnete die Aehnlichkeit mit den andern Schöpfungen des Meisters der Festungsbaukunst wie Saarlouis, Neubreisach, der Strassburger Citadelle u. s. w. nicht.[4]

Die ganze Festung bildete ein in die Länge gezogenes

---

[1] Bestätigt durch den Pariser Vertrag vom 21. Januar 1718; schon seit 1634 lagen französische Truppen in Pfalzburg: Benoît, Nouvelles recherches S. 11.

[2] Benoît, Phalsbourg S. 6.

[3] Benoit, Jahrb. f. lothr. Gesch. u. Altertumskunde III, 32.

[4] Die Pfalzburger Festungswerke wurden zu ihrer Zeit viel bewundert; doch fanden auch sie ihren Thersites. Guibert, der Verfasser eines s. Zt. vielgerühmten Essai général de Tactique, nannte die Werke: ouvrages sans capacité; er tröstete sich mit den Worten: Il est très incertain, que nous ayons jamais les Vosges à défendre; vgl. Benoit, Vers les Vosges, S. 42.

Sechseck; an den Ecken war je eine Bastion, dazwischen je ein Halbmond mit Courtine. Diese Werke erhielten 1771 durch den französischen Kriegsminister Marquis de Monteynard Namen;[1] so hiess Bastion 1 links vom französischen Thor Saint-Louis, 4 mit den Resten des pfalzgräflichen Schlosses,[2] der heutigen Militärbäckerei, Château u. s. w. Nach aussen führten 2 Thore, Porte d'Allemagne, das heutige Deutsche Thor, zwischen Bastion 4 und 5; Porte de France zwischen Bastion 1 und 2. Die Bastionen 3 und 6 enthielten Pulvermagazine, 5 das noch heute bestehende Zeughaus, links von 2, also auf dem Gelände des heutigen Bahnhofs, stand das Militärlazaret mit 250 Betten, das während der Belagerung von 1870 in Flammen aufging.

Die Festung hatte 2 Kasernen, die eine für Infanterie, das jetzige Landesarbeitshaus, die andere für Kavallerie, die heutige Kaserne A. Bei der Infanteriekaserne stand ursprünglich auch das Gouvernementsgebäude; später diente diesen Zwecken die heutige Kommandantur. Erwähnen wir nun noch, dass vor dem Deutschen Thor der Festungsbauhof (hangard et chantiers des constructions pour les ouvrages du roi) und gegenüber von Bastion 4 das Magazin für das fiskalische Brennholz war, so haben wir im wesentlichen aufgezählt, was die Festung Pfalzburg an bemerkenswerten militärischen Gebäuden enthielt.

Die Stadt war, wie Goethe schreibt, «regelmässig gebaut, wie sich's für eine Festung geziemt». Im Ganzen entsprach die Lage der Strassen und der Häuser dem jetzigen Zustande; auch einige Strassennamen (z. B. Moritzstrasse, Reiterstrasse, Zeughausstrasse) stammen noch aus jener Zeit.

Der Platz, jetzt Lobauplatz, früher place d'armes, erheischt noch einige besondere Worte.

Mitten auf ihm stand an der Stelle, wo sich seit 1859 das Lobaudenkmal erhebt, ein öffentlicher sechseckiger Brunnen;[3] er wurde von einer Quelle gespeist, die oberhalb Eichbaracken lag und deren Zuleitung unter der Kavalleriekaserne hindurchführte. Erst später wurde die Wasserleitung von Hültenhausen nach Pfalzburg gebaut.

---

[1] Benoît, Nouvelles recherches, S. 8.

[2] Der Gründer Pfalzburgs, Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein, hatte das Schloss 1568—1570 durch Michael Wiedemann bauen lassen; vgl. u. a. Benoît, Jahrb. f. lothr. Gesch. III, 19, wo es aber in der Anmerkung statt E 149 349 heissen muss. Das Schloss diente später den französischen Offizieren als Wohnung, ging aber 1714 dadurch, dass einer der Offiziere mit Licht unvorsichtig hantierte, z. T. in Flammen auf. Ein Turm und die unteren Gewölbe stehen noch; vgl. L. Benoît (Bruder von A. Benoît) Rép. archéol. du dép. de la Meurthe in den Mém. de la Soc. d'archéol. Lorraine 1862. S. 33.

[3] Benoît, Phalsbourg S. 12.

Der Platz diente, wie schon sein Name sagte, hauptsächlich militärischen Zwecken; auf ihm wurden auch die Hinrichtungen vollzogen.[1]

Die Häuser rings um den Platz und in den benachbarten Strassen waren meist niedrig und nur einstöckig. Ein sächsischer Arzt Dr. Grimm, der 1773, also 3 Jahre nach Goethe, Pfalzburg besuchte, hebt dies besonders hervor.[2] Auch erwähnt er, dass man die Stuben, in denen ihm die Holztäfelung auffiel, nach französischer Sitte mit Kaminen, nicht mit Oefen, heizte.

An den Platz stiess, wie noch heute, jenes einstöckige Gebäude, das jetzt das Bürgermeisteramt, die höhere Mädchen- und die Mittelschule beherbergt. 1770 befand sich hier im Erdgeschoss die Garnisonhauptwache, im oberen Stock das Gericht. Da, wo jetzt die Stadthalle sich erhebt, waren 1770 noch bogenartige Hallengänge, sog. Arkaden oder Lauben, wie wir sie auch aus anderen Städten (Strassburg, Metz, Bern), für Pfalzburg aber besonders aus Erckmann-Chatrians Erzählungen kennen. Zwischen der Garnisonhauptwache und den Arkaden lag der kleine Hallenplatz, auf dem der Weinmarkt abgehalten wurde. Sonst fanden die Märkte, wie auch noch jetzt, auf dem grossen Platze statt.

Um die Ordnung auf den Märkten, überhaupt in Handel, Gewerbe und Verkehr, hatte sich der Mann grosse Verdienste erworben, der 1770 lieutenant général de police war: Gérard.[3] 1769 hatte er genaue Bestimmungen für die Metzger und Bäcker erlassen; aus dieser Bäckerordnung erfahren wir, dass 1769 das Getreide sehr teuer war; diese Teuerung muss bis 1770 fortgedauert haben; denn Goethe hebt besonders hervor, dass sich die Bewohner weder durch die grosse Teuerung noch durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen irre machen liessen. 1769 erliess Gérard auch eine Marktordnung, aus der wir hier nur die eine Bestimmung hervorheben wollen, dass Fremde nur auf dem Markte und hier erst eine Stunde nach den Gastwirten Fische kaufen durften, weil Fische in Pfalzburg stets schwer zu beschaffen waren.

Andere Polizeiverordnungen verboten alle lärmenden Versammlungen, so das Charivari bei 20 Franken Strafe. Die

---

[1] So wurden hier 1602 bis 1628 8 Frauen und 9 Männer als Hexen und Zauberer durch den Henker Christmann verbrannt, vgl. Lepage, Communes de la Meurthe II, 278.

[2] Grimm, Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich u.s.w. Altenburg 1775 bei Benoît, Vers les Vosges S. 90.

[3] Benoît, Nouvelles recherches S. 10.

Tanzmeister oder Violinspieler durften in ihren eigenen Wohnungen keine Zusammenkünfte von jungen Burschen und Mädchen abhalten u. s. w. Alle diese Verordnungen musste der Gerichtsdiener, den der Stadttrommler begleitete, mehrmals im Jahre öffentlich verlesen.

Das Hauptgebäude am Platze war die katholische Kirche.

Die Stadt, die der Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein 1570 gründete, wurde fast ganz von Protestanten [1] besiedelt; für die wenigen Katholiken genügte die Kirche von Einarzhausen, das Filiale von Dann war. Als Pfalzburg lothringisch wurde, begünstigten die neuen Herren, die Herzöge von Lothringen, den Katholizismus und gegen Ende des XVII. Jahrhunderts war ganz Pfalzburg katholisch. Anfangs hatte die erweiterte Kirche von Einarzhausen genügt. Als aber die letzten Teile dieses Dorfes den Festungsbauten Vaubans zum Opfer fielen, wurde 1680 innerhalb der Umwallung eine katholische Kirche gebaut, da, wo jetzt das Haus der Frau Germain, das alte Eigentum des Barons von Parmentier, steht.[2] Sie war richtig nach Osten orientiert, während die jetzige Kirche nach Westen gerichtet ist; die Strasse, an die der Eingang der Kirche stiess, die jetzige Seminarstrasse, hiess rue Notre Dame; ein kleiner Kirchhof lag südlich von der Kirche. Der wachsenden Bevölkerung genügte diese Kirche bald nicht mehr, da sie nur 40 m lang und 16 m breit war. Man musste deshalb zu einem Neubau schreiten und zwar etwa an der Stelle der jetzigen Kirche, zu dem der Grundstein am 17. Juli 1738 gelegt wurde. So wenigstens besagt eine im Besitze des Kirchendieners Dürr sich befindende Kupferplatte mit folgender, bis jetzt noch nirgends veröffentlichter Inschrift: Hic praesens et primarius lapis ecclesiae urbis Phalsburgensis hodie 17 Julii 1738 benedictus fuit. NB. Supradicta ecclesia per obtentam a rege Ludovico XV nunc regnante concessionem aedificata est. Die in der Anmerkung erwähnte handschriftliche Chronik gibt dagegen 1742 als das Jahr an, in dem der

[1] Rathgeber, Die Schicksale des Protestantismus in Pfalzburg in den Deutsch-Evangelischen Blättern VIII, 1883 und Weiss, im Bulletin de la soc. de l'hist. du prot. franç XXXIX, 1890.

[2] Grandidier, Oeuvres historiques VI, 188; Benoît an verschiedenen Stellen der Schriften: Phalsbourg et ses monuments, und Nouvelles recherches; ferner: Le siège d. Phalsbourg de 1870, Nancy 1871, S. 29. Sehr wertvoll ist für diesen Teil der Geschichte Pfalzburgs, eine jetzt im Besitze der Frau Germain befindliche handschriftliche Chronik, die sehr wahrscheinlich den Kapuzinerpater Paul Bernet zum Verfasser hat. Benoît hat diese Chronik mehrfach benutzt; sie reicht bis in die Mitte des XVIII. Jhdts. und bringt ausser Auszügen aus Dom Calmet und anderen Quellen manche sonst nicht überlieferte Nachrichten.

Grundstein gelegt wurde; die Weihe sei durch den Pfarrer Bataille im Beisein der höchsten Militär- und Civilbehörden Pfalzburgs vorgenommen worden. Jedenfalls hat sich der Stadtpfarrer Bataille die grösste Mühe um den Bau gegeben, dessen Kosten der König bestritt; er weihte auch mit Genehmigung des Bischofs von Strassburg — denn Pfalzburg gehörte kirchlich zur Diözese Strassburg[1] — am 31. Mai 1743 das Tabernakel ein; sodann am 2. Juni 1743 die ganze Kirche, woran sich sofort der erste Gottesdienst im neuen Gotteshause anschloss.

Die Kirche, die der Belagerung von 1870 zum Opfer fiel, war der Himmelfahrt Mariä geweiht. Sie war ein schlichter Bau, der alle Effekthascherei vermied und mit einfachen Mitteln zu wirken suchte. Auf einem breiten Unterbau erhob sich ein viereckiger Turm; darüber wölbte sich eine Halbkugel, auf der ein Bild der Muttergottes stand, die segnend ihre Arme über die Stadt ausbreitete. Das Hauptschiff der Kirche wurde durch 5 Fenster erhellt, das Chor durch 2; ausser dem Hauptaltare hatte sie 2 Seitenaltäre; unter der Kirche war eine Cisterne.

Das war die Kirche Pfalzburgs, die Goethe ausdrücklich «geschmackvoll» nennt. Stellt man sie neben die jetzige katholische Kirche, so scheint der Vergleich zu Ungunsten der alten Kirche auszufallen, und schon wiederholt ist Goethes Urteil als zu günstig bezeichnet worden. Man darf aber nicht vergessen, dass der Baumeister an die gesetzlichen Bestimmungen gebunden war und die Kirche nicht zu hoch über die Wälle der Festung hinaufführen durfte. Um in dieser Hinsicht keinen Fehler zu begehen, lehnte er sich an die Kirche in der Citadelle von Strassburg[2] an, die auch 1870 zerstört wurde.

Mit ihren niedrigen, etwas gedrückten Verhältnissen passte die Pfalzburger Kirche aber sehr gut in ihre Umgebung von nur einstöckigen Häusern. Goethe hatte also nicht so ganz Unrecht, die alte Kirche als «geschmackvoll» zu bezeichnen, und Benoît, der mehrere Jahre vor 1870 in Pfalzburg Rentmeister war, gibt ihm ausdrücklich Recht; er hat sich mit dem neugotischen Stile der jetzigen Kirche nie aussöhnen können; sie passe weder im Baustile noch in den Grössenverhältnissen in ihre Umgebung,[3] und damit hat er nicht so ganz Unrecht.

Ausser der Stadtkirche und einer kleinen Synagoge besass Pfalzburg 1770 noch eine Klosterkirche im Kloster der Kapu-

---

[1] Und zwar zum Capitulum Bettburanum. Bettbur war ein kleines, jetzt untergegangenes Dorf bei Kleingöft; die Kirche steht noch; vgl. Clauss, Hist.-topogr. Wörterbuch des Elsass 1896, S. 116.

[2] Benoit, Nouvelles recherches S. 4.

[3] Benoit, Vers les Vosges S. 204.

ziner, dem heutigen Altbau des Seminars; die heutige protestantische Kirche wurde erst im XIX. Jahrhundert gebaut.

Die Kapuziner waren 1626 durch den Prinzen von Pfalzburg, Ludwig von Guise, den Gemahl der Henriette von Pfalzburg, nach Pfalzburg gerufen worden.

Am 23. Juni 1732[1] wurde der Grundstein zur neuen Kapuzinerkirche gelegt, deren Chor in dem heutigen Musiksaale des Seminars noch erhalten ist. Da das Kloster arm war, so mussten die Kosten des Baues aus milden Gaben bestritten werden, zu denen die Gläubigen der Pfarrei, ferner der Pfalzgraf von Lützelstein, der Herzog von Zweibrücken u. a. beisteuerten. Die Grafen von Leiningen-Dagsburg schenkten das erforderliche Bauholz. Am 1. September 1739 sangen die zehn Mönche zum ersten Male in der neuen Kirche die Metten und bezogen den fertig gewordenen Flügel des Klosters.

Wenden wir uns jetzt zu den Behörden und Beamten Pfalzburgs im Jahre 1770.[2]

In militärischer Hinsicht stand an der Spitze der Festung ein Gouverneur, der aber nicht in Pfalzburg zu residieren brauchte. Diese Gouverneurstellen gehörten zu jenen Sinekuren, mit denen der französische König seine Günstlinge belohnte. Der Gouverneur von Pfalzburg bezog jährlich 12000 Franken.[3]

1770 war Gouverneur Caesar Maria de Talaru, marquis de Chalmazel. Vor ihm hatte sein Vater diese Stelle bekleidet; er folgte ihm am 12. August 1756, 31 Jahre alt. Er war Oberst des Regiments, das seinen Namen trug, später Generalleutnant und Ritter des Grosskreuzes vom hl. Ludwig; ausserdem hatte er den Titel eines maître d'hôtel de la reine en survivance.

Harte Schicksalschläge trafen ihn während der Revolution. Das Haus der Talaru in Paris wurde der Familie genommen und in ein Gefängnis umgewandelt. Der alte Marquis wurde von Fouquier-Tinville angeklagt und in das Gefängnis des Luxembourg geschleppt. Am 22. Juli 1794 endete er sein Leben auf der Guillotine.[4]

Er war der letzte Gouverneur von Pfalzburg; wie seine Vorgänger weilte er nur selten in Pfalzburg. Die Amtsgeschäfte versah für ihn der lieutenant du roi als Kommandant der

---

[1] Ich folge hier der oben erwähnten handschriftlichen Chronik.

[2] Zum folgenden vgl. namentlich Stémer, Traité du département de Metz. Metz 1756 (mehrfach benutzt; so von Grandidier, Oeuvres hist. VI, 182; Lepage, Département de la Meurthe. S. 456); die Namen der Beamten u. s. w. sind teils dem amtlichen Alamanach royal für 1770 und 1771 entnommen, teils einigen Urkunden des Metzer Bezirksarchivs (meist Gehaltsquittungen), z. B. C 695, C 771.

[3] Benoît, Vers les Vosges, S. 5.

[4] Benoît, Phalsbourg, S. 20.

Festung. Diese Stelle bekleidete 1770 ein Chevalier de Seilhac. Zu den Offizieren der Festung gehörte ferner ein Kriegskommissar (commissaire des guerres), 1770 Charles François Fleury de la Philiponière; ein Platzmajor (major de la place) und sein Adjutant (aide-major), 1770 Sieur Mecquenem und Jean Baptiste de la Ricque. Die Garnison bestand gewöhnlich aus 2 Bataillonen Infanterie und 2 Schwadronen Kavallerie, über deren Kasernen schon oben gesprochen wurde. Innerhalb dieser Truppen fand ein sehr häufiger Wechsel statt, wie allein schon ein Blick in die gleichzeitigen Standesregister beweist. Jedenfalls lag 1769—1774, also auch noch 1770, hier das Infanterieregiment Royal-Suédois. Welche Kavallerie hier stand, konnte ich nicht sicher ermitteln, vielleicht das Dragonerregiment Lothringen. Artillerie lag in Pfalzburg nicht; dagegen gehörte zur Besatzung ein Oberstleutnant, lieutenant-colonel sous-directeur du corps royal d'artillerie, den die Artillerie-Direktion Landau nach Pfalzburg detachierte, mit einem Zeugoffizier (garde d'artillerie). Aehnlich stellte die Ingenieur-Direktion in Strassburg zum Geniekorps der Festung einen capitaine en second (Hauptmann II. Kl.), einen lieutenant en second (Unterleutnant) und einen Festungsbauunternehmer (entrepreneur des fortifications).

Für Löhnung und Verpflegung der Mannschaften sorgten ein Zahlmeister (trésorier des troupes) und ein Proviantbeamter (régisseur des vivres).

Das Militärlazaret, in dem, wie bereits oben erwähnt wurde, für 250 Betten Platz war, wurde von einem Chefarzt, 3 Stabsärzten und einem Assistenzarzt verwaltet, zu denen noch ein Apotheker gehörte.

Die katholische Militärseelsorge versahen die Kapuziner; für die Protestanten half, wie überhaupt für die Protestanten Pfalzburgs und der Umgegend, der evang. Pfarrer von Wintersburg aus.

Endlich sei noch erwähnt, dass in Pfalzburg eine Gensdarmeriestation war, zu der ein Brigadier und 3 berittene Gensdarmen gehörten.

Unter den Offizieren, die 1770 zu Pfalzburg in Garnison standen, haben sich einige einen berühmten Namen gemacht. So lebte hier als Hauptmann Baron Heiss, der in einer 1770 veröffentlichten Schrift von dem Rätsel des Mannes mit der eisernen Maske die Lösung gab, die heute als die wissenschaftlich allein berechtigte gilt.[1]

---

[1] Bröcking, Das Rätsel der eisernen Maske und seine Lösung 1898. Die Gemahlin des Hauptmanns Heiss muss sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut haben, da sie im Kirchenbuch fast bei keiner Taufe eines Soldatenkindes als Patin fehlt.

Ferner gehörte 1770 zur Garnison Pfalzburg und zwar zum Ingenieurkorps Latour-Foissac,[1] der Erbauer der ersten Pfalzburger Wasserleitung. Er liess in den achtziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts bei Hültenhausen Quellen in Stein fassen. Das Wasser wurde in eisernen Röhren in das Zornthal geleitet, durch Heber (siphons) über die Zorn hinübergeschafft und dann 116 m hoch nach Eichbaracken geführt. Von hier gelangte es in die Stadt, wo es einen grossen Brunnen auf dem Platze speiste.

Leider war bei der ersten Anlage der Leitung mancherlei versäumt worden, so dass sie in den Revolutionsjahren ganz zerfiel. Mit einem Kostenaufwande von 120000 Franken liess Napoleon I. sie 1811 wieder herstellen.

Wahrscheinlich stand hier schon 1770[2] Karl Eugen von Lothringen, Herzog v. Elbeuf, Prinz v. Lambesc, der sich dadurch berühmt gemacht hat, dass er am 12. Juli 1789 einen Ansturm der erregten Volksmassen auf die Tuilerien mit einer Abteilung des Reiterregiments Royal-Allemand schneidig zurückwarf.

Auf den Strassen und Spielplätzen Pfalzburgs tummelte sich 1770 eine muntere Schar Knaben, von denen mehrere später berühmte Offiziere im Dienste Napoleons I. wurden.[3] Denn in diese Zeit fällt die früheste Jugend jener Männer, um derentwillen Napoleon I. Pfalzburg une pépinière des braves nannte: Rottenburg, Gérard, Nevinger, Dupelin, Forty u. a. m. Der berühmteste unter ihnen aber, Marschall Lobau, war, als Goethe in Pfalzburg weilte, 4 Monate alt. Denn der Eintrag im Pfalzburger Kirchenbuch lautet: L'an 1770, le 21 février, est né Georges, fils de Joseph Mouton, bourgeois et maître boulanger de cette ville et de Cathérine Charpentier, son épouse, et a été baptisé par moi soussigné le même jour, ayant pour parrain Georges Mouton, bourgeois et maître boulanger de cette ville, et pour marraine Barbe Foltz, qui est signée avec nous.

Mouton, Barbara Foltz, Mouton,
Oberhauser, vicaire.

Wer etwas Phantasie hat, kann sich ausmalen, dass der Bäcker, bei dem Goethe und seine Freunde vergebens um Brot vorsprachen, Lobaus Vater oder sein Pate war.

---

[1] Benoît, Vers les Vosges, S. 150.

[2] Benoît, a. a. O., S. 149. 1773 kommandierte er in Pfalzburg das Dragoner-Regiment Lothringen, das vielleicht schon 1770 hier stand.

[3] Lepage, Département de la Meurthe II, 456. 1843 dienten an Pfalzburgern im französischen Heere: 5 höhere Offiziere, 30 capitaines und zahlreiche lieutenants und sous-lieutenants. Auch der Verteidiger Strassburgs 1870, General Uhrich, war ein Pfalzburger.

Wenden wir uns nun der Beamtenschaft Pfalzburgs im Jahre 1770 zu.

Im Pariser Vertrag vom 21. Januar 1718 hatte Leopold I. von Lothringen die Herrschaft Pfalzburg mit den Dörfern Lützelburg, Wilsberg, Hültenhausen und Haselburg endgültig an Frankreich abgetreten. Diese bildete mit der einen Hälfte von Garburg und Mittelbronn ein Amt (prévôté), in dem für die Rechtsprechung das alte Lützelsteinsche Recht galt.[1] Die Berufungen gingen an den oberen Gerichtshof (siège présidial) in Saarlouis, später in Metz, sowie auch hinsichtlich der Verwaltung das Amt Pfalzburg zum Departement Metz gehörte, erst seit 1790 zu Meurthe.

Zur prévôté Phalsbourg gehörten folgende Beamte:[2] ein prévôt royal und sein Vertreter, der lieutenant particulier; der procureur du roi, ein greffier, ein receveur des consignations qui est en même temps commissaire des saisies réelles, 5 avocats et procureurs, 4 notaires, 2 huissiers. Die Sitzungen fanden alle Freitage statt.

Die Staatsgelder verwaltete ein Beamter der Intendanz von Metz, der auch an den Zahlmeister, das Proviantamt und das Militärlazaret die Zahlungen leistete. Dazu kam noch eine recette particulière des domaines und eine recette particulière des bois. Da das Salz, wie noch jetzt in Frankreich, Staatsmonopol war, so befand sich in Pfalzburg auch ein amtlicher Salzschuppen unter einem saunier.

Seit 1756 war Pfalzburg auch Sitz eines Forstamtes, bestehend aus einem maître particulier, einem lieutenant particulier, einem garde-marteau, einem greffier, einem huissier, einem commis de la recette des bois und 2 arpenteurs.

Wie man sieht, ergab dies eine stattliche Anzahl von Beamten.

Recht umständlich wurde auch die Gemeindeverwaltung unter der französischen Regierung. Bis dahin hatte der Stadtrat aus einem Ober- und einem Unterschultheissen, dem Stadtschreiber und mehreren Schöffen bestanden. Jetzt erweiterte sich der Magistrat zu einem königlichen Bürgermeister und seinem Stellvertreter, 2 im Dienste mit einander abwechselnden Schöffen, einem dritten, nur auf Jahresfrist gewählten Schöffen, einem Prokurator, einem königlichen Advokaten, einem Kontroleur, einem Gemeindeschreiber und 23 Räten, von denen 11 conseillers-mains, 12 conseillers-échevins hiessen.

---

[1] Lepage, Département de la Meurthe I, 62.

[2] Absichtlich habe ich davon Abstand genommen, diese Beamtenbezeichnungen zu verdeutschen, da es meistens sehr schwer fällt, den richtigen deutschen Ausdruck zu treffen.

Der Gemeindebann umfasste ausser dem jetzigen Umfange noch die Häuser von Vierwinden, rechts und links der Strasse; die Bewohner Vierwindens waren aber schon damals in Dann eingepfarrt, wohin sie später auch eingemeindet wurden.

Dem katholischen Pfarrer von Pfalzburg standen 2 Vikare zur Seite, die noch Dann und Wilsberg versehen mussten;[1] 1770 war Pfarrer Gally de Pierreval, seine Vikare waren Oberhauser und Mathis, später Rumpler.

Ueber die Schulen war leider aus den Quellen gar nichts zu ermitteln;[2] die Kapuziner sollen eine Schule unterhalten haben, die auch Lobau besucht haben soll; doch war hierüber nichts sicheres festzustellen.

Für den Verkehr mit der Aussenwelt sorgte ausschliesslich die grosse Strasse von Strassburg nach Paris, für deren Unterhaltung ihrer hohen, auch strategischen Bedeutung wegen viel gethan wurde. Die Steige,[3] in der Goethe ein «Werk von unüberdenklicher Arbeit» erblickte, war 1728—1736 angelegt worden. Leider scheint sie nicht in allen Teilen mit der gleichen Sorgfalt gebaut worden zu sein; denn von 1741 an mehren sich die Klagen über den schlechten Zustand der Steige, das Vorhandensein von tiefen Geleisen u. s. w. Der Unternehmer, dem die Instandhaltung der Strasse übertragen war, liess es jedenfalls an der nötigen Sorgfalt fehlen, und so musste ihm im März 1770 gedroht werden, dass er seine Besoldung verlieren müsse, wenn er die Steige nicht gewissenhafter unterhalte. Dann wurde es besser.

Gegenüber diesen Klagen über die Steige werden wir uns nicht wundern, dass die andern Strassen wenig taugten. So hören wir, dass der Weg von Pfalzburg nach Dreihäuser auch bei gutem Wetter fast ungangbar war.[4]

Auf der grossen Strasse von Strassburg nach Paris, von der die Steige das wichtigste Stück bildete, fuhren nun neben vielen Privatfuhrwerken die königlichen fahrenden Posten, die sogenannten messageries royales, und die Briefposten. Bis 1791 war in ganz Frankreich das Postwesen an einen Generalunternehmer verpachtet.[5]

---

[1] Grandidier VI, 188.

[2] Maggiolo, Les écoles avant et après 1789 dans la Meurthe, la Meuse, la Moselle et les Vosges in den: Mémoires de l'académie de Stanislas 139, 200—281 und 140, 80—177 erwähnt Pfalzburg gar nicht.

[3] Adam, die drei Zaberner Steigen 1896; vgl. auch Stieve, Die Zaberner Steige, im Vogesenblatt 1897, Nr. 16. 17.

[4] Benoit, Vers les Vosges, S. 5.

[5] Löper, Zur Geschichte des Verkehrs in Elsass-Lothringen 1873, S. 51.

Die Briefpost kam täglich — mit Ausnahme des Dienstags — Mittags 12 Uhr[1] vor das bureau de la poste aux lettres in dem jetzigen Hause Teissier; Postmeister war 1770 Bernet. Eine wichtige Person war der Posthalter. In Pfalzburg befand sich die Posthalterei vor dem französischen Thore, woran noch der Name «Poststall» erinnert; 1814 wurde sie in die sogenannnte Alte Post vor dem deutschen Thore verlegt. Der Posthalter — 1770 hiess er Masson — genoss in Frankreich besondere Vorrechte. Er war von allen öffentlichen Abgaben und Lasten befreit, namentlich auch von der Einquartierung. Besass er, was meistens der Fall war, ein Gasthaus, so brauchte er hierfür keine Steuern zu zahlen. Ausserdem war er von der Führung von Vormundschaften und ähnlichen Verpflichtungen befreit; man wollte ihn eben ganz seinem schwierigen Amte erhalten.[2]

Den Personenverkehr besorgten die bereits erwähnten messageries royales,[3] deren Wagen jeden Samstag von Paris abfuhren und nach 12 Tagen in Strassburg anlangten; ebenso dauerte die Rückfahrt vom Dienstag bis zum Samstag der nächsten Woche. Dem Generalpächter des Postwesens war vom Staate auferlegt, für gute, bequeme, leichtfedernde Wagen zu sorgen, und es war genau bestimmt, wie viel Pferde jede Art von Wagen haben musste; so waren für die am meisten gebrauchten achtsitzigen Wagen 6 Pferde vorgeschrieben. Jeder Postwagen war von einem Schaffner begleitet, der einen Stundenzettel bei sich führte, der von Post zu Post durch den Posthalter mit der Zeit der Ankunft und der Abfahrt ausgefüllt wurde. Der Posthalter war verpflichtet, die Pferde, die ausgewechselt werden mussten, rechtzeitig bereit zu halten; auch musste er für gut geschultes Personal sorgen, da er für jede Betriebsstörung haftbar war. Alljährlich wurden deshalb auch die Postpferde untersucht und die untauglichen ausgemustert; konnte der Posthalter nachweisen, dass das Pferd ohne sein Verschulden untauglich geworden war, so leistete ihm der Staat Ersatz. Wir sehen also, dass man, so gut es ging, für die Interessen der Reisenden sorgte, wenngleich eine Postfahrt in jener Zeit nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört haben mag.

Die Lage Pfalzburgs an der grossen Strasse von Strassburg nach Paris brachte es mit sich, dass zahlreiche hohe Persönlichkeiten auf ihrer Durchreise von oder nach Paris in Pfalzburg weilten, so 1690 der Dauphin von Frankreich, der Sohn Ludwigs XIV., 1725 Maria Lesczinska, 1792 Lafayette, 1801 Mo-

---

[1] Alamanach royal 1771, S. 486.
[2] Löper, a. a. O., S. 53.
[3] Alamanach royal 1771, S. 512 Löper, S. 56.

reau, 1803 Napoleon I. mit Josephine, 1810 Napoleons zweite Gemahlin Maria Luise, 1814 Duc de Beny, 1828 Karl X. von Frankreich, 1839 Victor Hugo, Mai 1770 aber Maria Antoinette.[1] Ueber Maria Antoinettes Aufenthalt in Strassburg und die ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten hat uns kein Geringerer als Goethe unterrichtet. So glänzend wie in Strassburg, wo Maria Antoinette zum ersten Male den Boden des Reiches betrat, über das sie an der Seite ihres Gemahls gebieten sollte, wurde sie in Pfalzburg nicht empfangen. Aber man that, was man thun konnte. Der Magistrat hatte 6 Franken für einen Wagen ungelöschten Kalk zum Weissen der Aussenwände der städtischen Gebäude bewilligt. Levasseur, der das Schiesspulver in amtlichem Verwahr hatte, lieferte zu den Böllerschüssen 4 Pfund Pulver, ebenso viel, als an der Frohnleichnamsprozession gebraucht wurde. Den Männern, die die Böller zu bedienen hatten, hatten das Böllern und der Festjubel solchen Durst verursacht, dass sie für Getränk zweimal mehr liquidierten, als das Pulver gekostet hatte. Die Fürstin wurde mit heller Freude begrüsst; ihre gewinnende, liebreizende Erscheinung begeisterte das Volk immer wieder zu dem Rufe: «Quelle est belle! Qu'elle est charmante.»

Jean Levasseur aber wurde später Mitglied der Nationalversammlung und hat den Gemahl Maria Antoinettes zum Tode verurteilen helfen.

Solche Fürstenbesuche brachten in das sonst so stille und ruhige Leben der Bewohner Pfalzburgs einige Abwechslung.

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf die Einwohner Pfalzburgs zur Zeit des jungen Goethe!

Leider lässt sich die Zahl der Einwohner für 1770 auch nicht einmal mit annähernder Sicherheit bestimmen. Kurz vor der Revolution zählte man 230 katholische und 12 jüdische Familien;[2] die Garnison und die Vororte waren hierbei nicht mitgerechnet; für 1802 und 1822 sind uns für die Gesamtbevölkerung einschliesslich der Annexen 3100 und 3467 überliefert. Die Einwohner waren meist Handwerker und Gewerbetreibende — zahlreich sind aus den Standesregistern für 1770 die perruquiers nachweisbar — und zugleich Ackerbürger, die vor der Stadt einige Aecker besassen, die ihnen neben dem Handwerk oder dem Gewerbe den nötigen Lebensunterhalt abwarfen.[3]

---

[1] Ueber diese Fürstenbesuche vgl. namentlich Benoît, Vers les Vosges; über den Besuch Maria Antoinettes dortselbst S. 68.

[2] Grandidier VI, 187.

[3] Fabriken gab es auch damals in Pfalzburg nicht; dagegen bestanden hier 2 Bierbrauereien, die eine da, wo jetzt am Platze das Haus Defrance steht; die andere in der Bäckergasse, die früher rue des brasseurs hiess.

An Wirtshäusern, in denen schon 1770 die berühmte Pfalzburger Spezialität, das eau de Phalsbourg, verschenkt wurde, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben. Die berühmtesten Gasthöfe waren der «Basler Hof» und die «Stadt Metz» (jetzt Apotheke Wagner).

Wie noch heute suchten die Bewohner Pfalzburgs, indem sie das Nützliche mit dem Angenehmen verbanden, Erholung in ihren Gärten vor der Stadt. Sophie de la Roche, die Freundin Pfeffels, Wielands und Goethes, die 1786 in Pfalzburg weilte, hebt besonders hervor,[1] dass die Stadt mit einem Kranze reizender Gärten umgeben war, deren jeder ein Gartenhäuschen hatte. Wer aber keinen Garten sein eigen nennen konnte, dem boten die Wälle beliebte Spaziergänge mit schönen Ausblicken auf die nahen und fernen Wälder und Berge.

Die Unterhaltung wurde meist französisch geführt; schon 1628 wird besonders hervorgehoben,[2] dass in Pfalzburg fast nur französisch gesprochen wurde, und der Arzt Dr. Grimm, der 1773 in Pfalzburg war und auf dessen Mitteilungen wir uns schon wiederholt berufen haben, betont, dass nur die Arbeiter und die Dienstboten deutsch sprachen, dass überhaupt Lebensweise, Kleidung, Zimmereinrichtung, Zubereitung der Speisen u. s. w. französisch waren.[3]

So hatte denn die Stadt, die einst ein deutscher Fürst gegründet und mit deutschen Bewohnern besiedelt hatte, in verhältnismässig kurzer Zeit ihr deutsches Wesen abgestreift und französischen Charakter angenommen; in der Hauptsache wird dies der starken französischen Besatzung zuzuschreiben sein, die seit 1634 in Pfalzburg lag, noch ehe Pfalzburg rechtlich in den Besitz Frankreichs übergegangen war.

---

[1] Benoît, Vers les Vosges, S. 75.

[2] In den Colloques von D. Martin; vgl. Martin, Jahrbuch des Vogesenclubs XIII, 207; wenn Zeiller Recht hat, so sprach man allerdings kein feines Französisch; vgl. Zeiller, Zuegab von etlichen desz Heyl. Röm. Reichs Ständen, bei Merian, Topographia Palatinatus 1645, S. 14: allda (Pfalzburg) man neben der Teutschen allbereyt die Lothringische das ist eine grobe und verderbte Frantzösische Spraach redet.

[3] Benoît, Vers les Vosges, S. 90.

V.

Die Inschrift am St. Nikolausportal von St. Martin in Colmar.

Von

Th. Vulpinus.

Auf der Südseite des Querhauses von St. Martin in Colmar befindet sich das St. Nikolausportal, dessen Reliefs von Kraus (Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen II) als «das bedeutendste Skulpturwerk» dieser Kirche bezeichnet werden:

«In dem unteren Tympanon ist zwischen einem schlanken Säulenpaar der Patron St. Nikolaus dargestellt (als Bischof). Zu seiner Rechten gewahrt man drei Jungfrauen, von denen die dem Heiligen am nächsten stehende nach dem goldenen Apfel greift, den er ihr darbietet. In der Ecke kauert ein Mann. Der Sinn der Darstellung kann nicht zweifelhaft sein. Es ist die Szene, wo St. Nikolaus, um drei Jungfrauen vor der Schande zu bewahren, ihrem geldgierigen Vater, zu dreienmalen Goldstücke ins Haus wirft. Zahlreiche Legenden, Hymnen und bildliche Darstellungen zeugen von der Popularität dieser Szene . . . . Nicht so sicher ist die Deutung der Gruppe links von St. Nikolaus: Drei junge Männer, zwei mit umhängendem Sack, drängen sich an ihn heran . . . . man kann darin die drei Gatten sehen, welche der Vater mit dem geschenkten Gelde den Mädchen gewinnt, oder die drei unschuldig verurteilten Jünglinge, die der hl. Nikolaus vom Tode rettet (was in den Hymnen oft hervorgehoben wird); vielleicht auch die drei Schulknaben mit ihren Schultaschen nach dem Lied (Cahier I, 304): Trois clers aloient à l'école.»

Nach dieser Beschreibung des Bildwerkes gibt Kraus die Inschrift über dem Giebelfeld (S. 251; Abbildung des Portals selbst S. 232) in getreuer Nachbildung der Buchstaben und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

+ Dat · cultor · trini · tria · tris · ut · det · · · (sibi?) trini · fama · fames · scort · ut · cedant · celitus · ortus · aurea · virginibus · dat · tria · dona · tribus · eripis nos · morti · nicolae · necisque · cohorti · +

Diese Inschrift sei «an mehreren Stellen unverständlich und bilde nur in ihrem letzten Teil eine klare Illustration zu dem Relief.»

Wir wollen versuchen, sie doch zu verstehen.

Zunächst ist festzustellen, dass wir leoninische (innen reimende) Hexameter vor uns haben:

Dat cultor trini tria tris ut det . . . (sibi?) trini
Fama fames scortus ut cedant celitus ortus
Aurea virginibus dat tria dona tribus
Eripis nos morti Nicolae necisque cohorti.

(Die dritte Zeile ist allerdings verunglückt und zum Pentameter geworden!)

Sodann geht, wie schon aus dem Zweck der Inschrift an sich, aus dem zweimaligen trini in der ersten Zeile hervor, dass dadurch das Bildwerk erklärt werden soll: St. Nikolaus in der Mitte und je drei Gestalten zur Rechten und Linken.

Statt «sibi trini» ist jedoch in der zweiten Hälfte der ersten Zeile zu lesen: «tria trini» (TA · RINI ·). Die Spielerei mit «drei» ist augenfällig. Wir fügen Satzzeichen hinzu und erhalten also:

Dat cultor trini tria tris, ut det tria trini:
Fama, fames etc.

Zu deutsch: «Es gibt der Pfleger (Lehrer, Erzieher) der drei (Jünglinge zur Linken) drei (Goldgaben) den dreien (den drei Jungfrauen, tris = tribus), damit coelitus ortus (der Himmelssprosse, der Heiland) gebe, dass die drei Uebel des anderen Trinums (tria trini, der Jungfrauen zur Rechten), nämlich: schlechter Ruf, Armut, Unzucht entweichen. —

In der dritten Zeile wird dann statt dat (das T der Inschrift ist von zweifelhaftem Aussehen) dem «eripis» der vierten entsprechend, «das» (du gibst) zu lesen sein. Also: «Du gibst drei goldene Geschenke den drei Jungfrauen, du entreisst uns (wie sie) dem Tod, o Nikolaus,[1] und dem Heere des Todes.»

---

[1] Die Inschrift hat: incolae; Kraus schreibt aber, wohl einen Fehler des Steinmetzen vermutend: nicolae. Das wird — am Nikolausportal — richtig sein und passt besser ins Versmass, obgleich

Wer die drei Jünglinge (zur Linken) sind, muss dahingestellt bleiben. Sie entsprechen eben den drei Jungfrauen und werden — St. Nikolaus ist ja der Kinder- der Jugendfreund (cultor juvenum) — am einfachsten als drei Schüler (Jünger) gefasst, wie sie sich denn auch sichtlich (Kraus) «an ihn herandrängen». Dabei ist ja möglich, dass der Verfasser der Inschrift an die drei vom Tode erretteten Jünglinge gedacht hat. Vergl. die Nikolaushymnen bei Mone I, S. 451:[1] «hic tres juvenes Insortes morti destinatos Eruebat liberos» und S. 417 «tres ereptos vinculis» etc. Dass St. Nikolaus in Todesnöten angerufen wurde, erhellt aus S. 460: «Aufer mortis dispendia», aus S. 462: «Tuta me in mortis statu!» und aus S. 465 (deutsch): «Mangen hast du erlost Von des Todes arbait.»

Sehr geistreich ist die Inschrift nicht; aber es wird kaum gelingen, sie anders zu deuten.

---

auch incolae einen Sinn gäbe: mors incola, der uns einwohnende Tod, der Tod in der Sünde, als Gegenstück zur cohors des leiblichen Todes.

[1] Von den etwa 10 Stellen, die sich auf die drei Jungfrauen beziehen, sei die schönste hier mitgeteilt:

Ave, qui virginibus
auro subvenisti,
quas aeternae finibus
mortis abduxisti,
de domo spurcitiae
mundas eduxisti.
Nos a mundi faecibus
Tuis piis precibus
Duc ad domum Christi.

VI.

Matthias Ringmann

1482—1511.

Von

Th. Vulpinus.

Matthias Ringmann, genannt Philesius, ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unter den elsässischen Humanisten. Wer Näheres über ihn erfahren will, nehme den 2. Band der ausgezeichneten Histoire littéraire de l'Alsace von Ch. Schmidt zur Hand. Eine zusammenfassende Darstellung aus dieser Quelle gibt auch Knod im 1. Jahrbuch (1885) unseres hist.-liter. Zweigvereins nebst einer «freien» Uebersetzung eines von Schmidt mitgeteilten lateinischen Vogesengedichtes von Philesius. —

Schon dieses Gedichtes wegen verdient Ringmann, nicht vergessen zu werden. Aus demselben lässt sich aber auch recht wohl die nähere Heimat des Dichters nachweisen, über die man noch uneins ist. —

Ich gebe daher eine möglichst genaue Uebersetzung:

Die Vogesen.

Unser Vogesengebirge beginnt an den rhätischen Alpen,
Bis in der Trevirer Gau   streckt sich der grünende Kamm,
Welcher die gallischen Fluren von Deutschlands Ackerern scheidet
Und aus den Adern zu Thal   rauschende Wasser ergiesst.
Wo gen Westen es schaut, nach der sinkenden Sonne, da sieht's dein
Auge mit Fichten geschmückt,   prangend in ewigem Grün,
Mosel entsendend und Meurthe mitsamt der Mortagne und Seille
Aus reichsprudelndem Born   tief in das gallische Land.

All dies Wasser (ich kenne die Gegend[1]) vereinigt sich, ehe
Metz es erblickt in dem Gau mediomatrischen Stamms.
Hier heisst eigentlich erst es mit Recht die Mosel und fliesst nun,
Durch viel andres vermehrt, fort und zuletzt in den Rhein. —
Doch der Theil des Gebirgs, der den Aufgang schauet der Sonne
Und manch ragendes Haupt unseren Gegenden zeigt,
(Obgleich schattige Thäler es hier auch schmücken, und nirgends
Mangel an Baumwuchs herrscht bis an den Scheitel hinauf)
Bietet des Bacchus köstlich Getränk samt Gaben der Ceres,
Früchte verschiedenster Art, lachend in schwellendem Laub.
Hier wächst lieblicher Wein auf sonnengesegneten Hügeln,
Den man den Elsässer heisst, Elsässer, weil von der Ill.
Hier holt Baier und Schwabe den Sorgenverscheucher, ja schier ganz
Deutschland löscht sich den Durst gern an dem süssen Geschenk!
Hier rauscht Moder und Breusch und die Sauer herab aus der Quelle,
Hier fliesst Ill,[2] fliesst auch Du, mit dem Dörflein, o Scher,
Aus den Vogesen geschickt in die lachenden Matten als Dorfbach,
Der mein väterlich Haus streift in dem grünenden Thal! —
Welch ein Ergötzen, zu schau'n in der Fern' auf den Höhen die Burgen,
Die manch herrlicher Spross edelsten Blutes behaust,
Wo hoch oben Odilia schläft auf dem Gipfel des Berges,
Sankt Odilia, sie, unser, des Elsasses, Stolz!
Heil dir, Wasgau! Heil euch heimischen Bergen vor andern,
Reich an Gewässer und doch füllend die Becher mit Wein! —

Grandidier verlegt — ich weiss nicht aus welchem Grund — den Geburtsort des Dichters in die Gegend von Pairis bei Urbeis. Auch Schmidt neigt zu dieser Annahme. Mossmann dagegen denkt an Scherweiler und kommt damit der Wahrheit nahe; denn nach den letzten Zeilen unseres Gedichtes scheint mir die Scher ohne Zweifel der Heimatsbach Ringmanns zu sein. Ist es nicht bezeichnend, dass er nur unterelsässische Vogesenflüsschen anführt, mit der an sich ja unbedeutenden Scher abschliesst, sie allein mit du anredet und «cum vico d. h. mit dem Dörflein» hinzufügt? Und im Anschluss daran spricht er von dem Dorfbach (torrens villanus), der vom Gebirge in lachende Matten geschickt werde und in einem grünen Thal die heimischen Häuser (patrias domos) streife. — Aber Scherweiler kann das Dörflein nicht sein; denn es liegt nicht an der Scher (trotz des

---

[1] Er war wiederholt in Lothringen (St. Didel).

[2] Alsa hinc cum vico tu quoque Schara fluis. Es ist nicht einzusehen, was an dieser Stelle die schon oben erwähnte Alsa (Ill) soll. Sie kommt ja nicht von den Vogesen. Ich vermute einen Druckfehler für: Alta, das dann entweder zu origine in der vorhergehenden Verszeile zu ziehen ist (decurrit origine Sara—alta) oder zu Schara (Scher) gehört: die «alta Schara», die hohe (hochentspringende) Scher zur Unterscheidung von dem Bach bei Blienschweiler oder der kleineren Schernez.

Namens) und jedenfalls in der Ebene, während Ringmann von einem Thale singt und sich anderswo wiederholt einen Vogesengebürtigen (Vogesigena) nennt.[1] Nun denkt man zunächst an das Weilerthal, wozu namentlich der torrens villanus reizt. Aber die Verbindung der Scher mit diesem torrens in unserm Gedichte ist so augenscheinlich, dass nur ein und dasselbe Gewässer gemeint sein kann, und die Scher fliesst doch nicht im Weilerthal. Das Dorf an der Scher muss also anderswo gesucht werden und zwar am Oberlauf dieses Wassers, da wo es vom Gebirg in lachende Thalmatten geschickt wird und noch ein Giessbach (torrens) ist.

Vor einigen Jahren bin ich einmal vom Hohwald über den Ungersberg nach der Eisenbahnlinie Schlettstadt-Zabern gewandert und dabei durch Reichsfeld gekommen. Ich erinnerte mich später, dass durch dieses Dorf ein Bach fliesst, hart an den Häusern vorüber, und erkundigte mich schriftlich bei dem dortigen Hrn. Lehrer,[2] ob man dieses Wasser — den Oberlauf der Scher — in Reichsfeld Dorfbach nenne. Er antwortete mir: «Die Scher entspringt auf der Ostseite des Ungersberges in der Gemarkung von Reichsfeld. Sie hat drei Quellen, welche als sogenanntes Dorfbächlein vereinigt mitten durch Reichsfeld fliessen. Das Dorfbächel gilt allgemein als Anfang der Scher, heisst aber im Gemeindearchiv nur «ruisseau dit Bächel». Mit ihm vereinigt sich 100 Meter oberhalb der Hauptstrasse von Epfig nach Schlettstadt beim Forsthause Floretthal, ein weniger wasserreiches Bächlein, das durch Blienschweiler fliesst und wohl auch gerne als Quelle der Scher angegeben wird. Es entspringt an einem südlichen Vorsprung des Ungersberges. Soeben erwidert mir ein älterer Mann auf die Frage, ob er wisse, wie unser Dorfbächel heisse: Scher; habs noch nie anders gehört.» —

Blienschweiler kann nicht in Frage kommen; denn es liegt schon nicht mehr im eigentlichen Gebirge: nicht «penes alta cacumina». Aber bei Reichsfeld stimmt alles: der hohe Ungersberg, das grüne Thal, der Dorfbach, die junge Scher! —

Leider hat sich Ringmann nicht in die Heidelberger Matrikel «intituliren» lassen (vgl. Töpke, die Heid. Matr. Einl. XVI ff.), wie es im Mai 1489, 1492 und 1501 Martinus Abt de Scherwiler, Nikolaus Uwl de Scharwiller und Heynricus

---

[1] Sic ego qui Vogesi penes alta cacumina montis
Paganus viridi prodeo valle satus. (Schmidt II, 87, Anm. 3).

[2] Hrn. Lehrer Reithler sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt für seine Auskunft.

Kobelde ex Bleinswyler gethan haben! Aber wir wissen, dass er in der Musenstadt am Neckar gewesen ist, und sehen aus diesen Beispielen, dass Heidelberg ein beliebtes Ziel war für die Zöglinge der Schlettstädter Schule aus jener Gegend. Aber auch Ringmann hat diese Schule als Knabe besucht. Und die letzten Zeilen des Gedichtes, wo er die Umschau preist, die man in den Vogesen hat: die vielen Burgen und vor allem das Odilienkloster, wie weisen sie doch so deutlich gerade auf die Gegend des Gebirges, wo wir seine Wiege vermuten! Bis zum Beweise des Gegenteils behaupte ich also: Er war ein Bauernsohn (paganus) aus Reichsfeld.

Ob der Name Ringmann noch im Lande vorkommt? Ich habe darüber nichts erfahren können. Unser Philesius starb jung und unbeweibt 1511 an der Lungenschwindsucht.

Zum Schluss sei noch ein Epigramm von ihm mitgeteilt. Er war einmal kurze Zeit Lehrer der Münsterschule in Colmar gewesen, scheint aber dort — wie vorher schon andere — mit den Herren Schulpflegern üble Erfahrungen gemacht zu haben. Da schaffte er unter Anspielung auf den Kolben im Colmarer Wappen seinem Aerger Luft, indem er schrieb:

Kolbnarrensibus quibusdam. [1]

Si vocis primum fas est inquirere fontem,
Nomina sunt vestris vera profecto scholis!
Ex re nomen habent: vaco signat nempe scholazo
Et vestrae nimium saepe regente vacant.
Quare mansuram fugiat sperare quietem,
Post nos hunc sterilem quisquis arabit agrum!

Das ist verdolmetschet:

An etliche Kolbnarren.

«Schule», des Worts ursprünglicher Sinn wird klar dir in Colmar;
Namen und Sache, fürwahr, stimmen da schön überein!
Schola bedeutet ja «Musse» zunächst, faulenzen scholazein,
Ach, und in Colmar hat meistens die Schule — Vakanz,
Weil ihr der Rektor fehlt! — Gibs auf, hier Dauer zu hoffen,
Armer, der nach mir pflügt dieses verwilderte Feld!

---

[1] Hemistichia poetarum sententiosiora pro pueris (Strassburg bei Knobloch 1505).

VII.

Zum Falle Strassburgs.

Von

Dr. Karl Hölscher.

Die Herzogliche Bibliothek zu Gotha besitzt in einem Sammelbande (Dissertationes philosophicae 171, Nr. 20), ganz versteckt unter Abhandlungen philosophischen und belletristischen Inhalts, eine wertvolle deutsche Aeusserung über den Fall Strassburgs aus dem Jahre 1682, gedacht als Korrespondenz zwischen dem Strassburger und Wiener Turm. Obgleich das Stück schon teilweise bekannt ist,[1] verlohnt es sich doch der Mühe, das Ganze hier zum Abdruck zu bringen. Der Wortlaut der nur acht Quartseiten umfassenden Flugschrift ist folgender:

„Brieff-Wechsel / zwischen Deutschlandes vornehmsten Thurmen / dem Wienerischen und Strassburgischen eröffnet Aus Curieuser Leute Cantzley. 1682."

«Der Thurm zu Strassburg entbeut dem zu Wien alles Liebes und Gutes. Wiewohl ich allezeit gemeinet / dass / wie du dem Teutschen Reiche wider die Türcken / also ich wider die Frantzosen / statt einer Hut und Wacht dienen werde / und wie dir vorzeiten / wie ich vernommen / frey gelassen worden / wegen deiner Treue das Zeichen und Wappen des Türckischen Monden zu führen / also ich nicht weniger eine Lilie / so mehr eine Zierde meiner überwundenen Vater-Stadt / als des überwindenden Franckreichs / mir könte vor-

---

[1] Vgl. Hölscher, Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Strassburgs. München 1896, S. 117—119.

tragen lassen / in dem unlängst die Rede ergangen / als hätte dein Kayser und Ertz-Hertzog unsern Stösser[1] mit dem Nahmen Lilien-Feld / und mit einer Lilien Cron Bezierter / wegen guter Verrichtung und Erhaltung der Bürgerschafft / beehret. Denn das / wenn ein Unglück seyn soll / an Thürmen der Anfang gemacht werde / kanstu nicht allein ein Exempel an mir nehmen / sondern es hat auch vor Zeiten der Babylonische Thurm die Verwirrung der Völcker und Sprachen bedeutet; Ja vom Thurme zu Siloh ist durch ein Weib der König getödtet worden[2] / und haben schon längst die Traum-Ausleger angemercket / dass wenn einem von Thürmen träumet / der Zustand grosser Fürsten dadurch bedeutet werde. Die Warheit zu sagen / wir Thürme haben die grösste Gefahr von Winden und Wirbeln auszustehen: Ich habe von Sonnen-Untergang her Unglück gehabt / nehmlich daher / wohin sich mein Creutze kehret: Dir ist der Ostwind / ja auch durch unbekandte / bekandt / und vielleicht daher / wohin sich dein Mond wendet. Eines ist / welches ich dir in geheim schreibe / gleich wie mein Strassburg die Silbersucht gehabt / also ist mir ein gewisses Merckmahl deines künfftigen Untergangs / dass deine vornehmste 'Hofeleute eben an derselben Kranckheit liegen / und hat neulich / wo ich nicht irre / Seppenwill[3] eine grosse Summ Geldes deinem Verräther ausgezahlet. Ich Elender / der ich doch so viel Schuh höher bin als du / habe mein Unglück nicht übersehen können / aber ich habe einen höhern Bischoff zum General (Kayser) gehabt: Viel weniger wirst du dein Unglück von deiner Höhe zuvor sehen können. Derowegen fürchte dich vor den Bischoffen / nicht allein vor den nüchternen / sondern auch vor den Trunckenen / nicht vor den Klugen und Verständigen / sondern vor den Närrischen / und zwar vor dem jenigen / welcher nicht allein Oesterreich / Hungern und Deutschland verlohren.

«Aber weg mit dieser Muthmassung! Ich bin schon unter der Dienstbarkeit / unter welcher du ins künfftige seyn werdest, wird die Zeit lehren. Denn mit uns Thürmen ist es ietzund so beschaffen / dass wir / da wir vormahls herrscheten / itzund

---

[1] Vgl. über den aus altem Strassburger Geschlechte stammenden Rechtsgelehrten und XIIIer Gottfried Stösser, Edlen von Lilienfeld: Zedlers Universal-Lexikon, Bd. 40, Sp. 299 u. 684; ferner Strobel, Gesch. des Elsasses V, S. 229; Reuss, Fr. Reisseissens Chronik, S. 8; Marcks, Beiträge z. Gesch. v. Strassburgs Fall im Jahre 1681, ZGO., N. F. V; und ganz besonders Schulte, M. Ludwig Wilhelm von Baden. Karlsruhe 1892, I, S. 332.

[2] Leider weiss ich auch heute noch nicht, woher diese Worte genommen sind. [Vielleicht Verwechslung mit Sichem? Jud. 9, 53.

[3] Seppeville, der französische Gesandte in Wien.

zu dienen anfangen. Dieses glaube vor gewiss / dass ein vornehmer Astrologus, welcher solches alles vorlängst schon durch mein Fern-Glass gesehen / propheceyet hat / dass künfftiges Jahr deinem Oesterreiche sehr unglücklich (fatal) seyn werde / so gar / dass ich fürchte / wo du mir nicht schleunigst wieder schreibest / uns keine solche Gelegenheit mehr zu schreiben / übrig seyn werde. Gehab dich wohl. Gegeben den 2. Tag nach meiner Eroberung / im letzten Jahre der Freyheit / und im ersten der Dienstbarkeit. Vormahls dein Bundgenosse / nunmehr dein Nachbar der Strassburgische Thurm.»

«Antwort des Wienerischen an den Strassburgischen Thurm. Was du an mich von dir / deinen Bürgern und dererselben schändlichen Verrätherey schreibest / wundert mich nicht wenig / beydes weil es was ungewöhnliches und seltzames ist / dass Thürme schreiben / beydes weil ich es fast vor ein Wunderwerck gehalten / dass die vornehme deutsche Stadt / welche von Natur und Kunst befestiget / und an allen Sachen überfluss hat / eine Bunds-Genossin der Schweitzerischen Republic / und welcher die Dienstbarkeit unerträglich / sich so leichte dem Frantzösischen Joche unterworffen. Zwar deine Spitze / und darauff das Zeichen des Creutzes / kundte dich und die deinen nicht weniger / als mich und die Meinen / der Mond erinnern / dass wir der alten Tugend und Tapferkeit eingedenck seyn solten / wann die alten Christen vor Zeiten beständig vorgaben / dass man auff diess Zeichen nicht überwunden werde / sondern überwinde / und Treu und Glauben / nicht aber Untreu andeute. Deine Stadt hat mit weit grösserm Muth und Tapfferkeit vor Zeiten mit den Hunnen und dem Attila gestritten / als mit Ludwigen und den Frantzosen / da doch / dass auch denenselben könne wiederstanden werden / das fördere Thor und der weisse Thurm / und dessen Uberschrifft weiset / welcher / als Heinrich II. König in Frankreich / nach Eroberung der Stadt Metz / seine Armee in Deutschland führete / erbauet worden[1] / und nicht allein der Gewalt / sondern auch

[1] Die Inschrift am «Neuen Thore», wovon hier die Rede ist, lautete: «Henrico Gallorum Rege, militem in Carolum V. Imp. Aug. per hanc Germaniae partem ducente, S. P. Q. Argentinensis portam hanc aggere, et fossa muniri fecit, Anno 1552. Mense Majo.» Vgl.: «Eigentlicher Bericht von Bevestigung der so weit berühmten Stadt Strassburg.» Frankfurt am Main 1683, S. 10. Der Autor dieses «Berichtes» fügt, vielleicht in etwas ironischer Absicht, hinzu: «Und ist darauss abzunehmen | dass man sich dazumahl noch besser als heutiges Tages vorgesehen.» Am «Weissen Thurm» stand «mit güldenen Buchstaben» zu lesen: «Carolo V. Aug. Copias Germaniae in Turcam Pannonias invadentem ducente, Respub. Argentinensis portam hanc aggere, et fossa muniri fecit. Anno 1532.»

den Siegen der Frantzosen widerstanden / daher ich deine Verräther einer Lilie würdig halte / aber einer solchen / die man sonst den ärgsten Schelmen auff die Stirnen oder Rücken mahlet. Dass das Geldgierige Strassburg bissher die meisten Cörper der Deutschen eingenommen / ist höchlichen zu beklagen; aber es ist kein Wunder / indem die Frantzösische Seuche bey unserer Nation itzund und gantz gemein / und mit den Sitten die Kranckheiten eingeführet worden. Denn wie denen so die Frantzosen haben / meistentheils die letztere Artzney ist / dass die faulen Glieder abgeschnitten werden: Also were auch billich / dass denen jenigen / welche die Geldsucht eingenommen / die Kehle abgeschnitten würde. Ubrigens was du von deiner Höhe / von Bischoffen / Sternseher / und Oesterreichs Untergange erzehlest / sind alles Artzneyen der Feinde des Vaterlands. Denn nicht so wohl die Höhe und Zierde / als die Tapfferkeit ist lobwürdig und / wo mir recht / so weist du gar wohl / dass wie man stets davor gehalten / dass du höher / als ich / so habe ich doch den Ruhm der Stärcke und Beständigkeit gehabt. Daher ist leicht zu schliessen / dass dein Fern-Glass nicht weniger betrogen werde / als der Bischoff betreugt: denn solche Generale habe ich allenthalben / welche / wenn mir irgends eine Gefahr von weiten zuhängt / das Unglück zuvor zu sehen / und Unglück abzuwenden / die Betrüger nicht zu scheuen / sondern zu verlachen wissen / viel weniger kann von ihnen Oesterreichs Untergang herrühren. Es ist schon längst / dass ein Philosophus, in dem er an Himmel sahe / in eine Grube gefallen / und den Weibern dadurch Anlass zu lachen gegeben. Die jenigen Weissagungen seyn gewisser / welche melden / das Oesterreich / ob es schon auff allerhand weise und wege verhindert werde / dennoch das letzte in der Welt seyn werde. Denn der allerhöchste Rächer der Ubelthaten / die verstorbenen Heiligen / das Gebet der Frommen / die Hände tapfferer Leute / die Eintracht der Bürger / werden vor meine Wohlfarth streiten / dass ich mich ins künfftige von keinem Winde / weder vom Ost- noch Südwinde / weder von bekanten / noch unbekandten Feinden / es mag kommen wie es wolle / meine Verräther mögen tichten und vornehmen / was sie wollen / sie mögen Geld geben / oder nehmen / nichts werde zu befürchten haben. Das glaube nur sicher / dass ich so leichtlich meine Freyheit nicht werde lassen zu Grunde gehen / welche ich / dass sie meinem Oestereich eigenthümlichen sey / und ewig bleiben möge / wünsche und gläube. Gehabe dich wohl. Der Wienerische Thurm.»

Den ersten Teil der Flugschrift, das Schreiben des Strassburger Turmes, kennen wir bereits; das lateinische Original ist uns, zusammen mit einer Antwort des Wiener Turmes, die

gleichfalls in lateinischer Sprache abgefasst ist, doch erst aus dem Jahre 1684 stammt, in einem fliegenden Blatte erhalten mit der Ueberschrift: «Responsio Turris Viennensis ad epistolam Turris Argentinensis, nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata. Anno Christi 1684.»[1] Unzweifelhaft hat auch der Antwort des Wiener Turmes aus dem Jahre 1682 ein lateinisches Original, das als die vom Strassburger Turme verlangte schleunige Entgegnung zu betrachten ist, zu Grunde gelegen; das beweisen die mehrfachen ungeschickten Perioden. Der Uebersetzer wollte in seiner deutschen Gesinnung den Inhalt des Blattes den Massen des Volkes zugänglich machen. Man kann sich wirklich gut vorstellen, wie das kleine handliche Pamphlet in Quartformat auf Messen und Jahrmärkten von Kolporteuren unter die Menge verteilt worden ist.

Was nun den Inhalt der Wienerischen Antwort betrifft, so ist vor allem zu bemerken, dass im Jahre 1684 der Stephansturm aus dem Vollen schöpfen und dem der Reichsgemeinschaft entrissenenen ehemaligen Wächter im Westen mit eindringlichen Worten die Schmach, die dieser auf sich geladen, kundthun kann; hatte er doch gesehen, wie die seiner Obhut unterstellte Stadt Wien am 12. September des letzten Jahres heldenmütig ihre Belagerer davonjagte, während am 30. September 1681 in Strassburg von einer Belagerung gar nicht die Rede war! Das Schreiben des Jahres 1682 ist vorsichtiger: wie sich in Strassburg Verräter und Betrüger gefunden haben, worunter besonders der Bischof (Franz Egon von Fürstenberg), so kann auch Wien in gleicher Weise seinem Verderben entgegengeführt werden. Doch wird die Hoffnung ausgesprochen, dass die Weissagungen in Erfüllung gehen möchten, welche melden, dass Oesterreich das letzte in der Welt sein werde. Der Wienerische Turm baut auf Gott und die Heiligen, das Gebet der Frommen und die guten Eigenschaften seiner Bürger. Er findet es seltsam, dass Türme schreiben, im Jahr 1684 weiss er dagegen von der Beobachtung der Traumdeuter, dass in den Träumen der Türme das Geschick grosser Fürsten sich offenbare. Es ist leicht möglich, dass die Antwortschreiben des Stephansturmes in den Jahren 1682 bis 1684 noch mancherlei Versionen durchgemacht haben, die vielleicht noch der Auffindung harren. Sollten nicht die Worte aus der Ueberschrift des Flugblattes vom 1684 «nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata» darauf hindeuten?[2] Zweifelhaft

---

[1] Vgl. Hölscher a. a. O. S. 117—126.

[2] Von der handschriftlichen Version des Jahres 1684 ist in Hölscher, Die öff. Mein. u. s. w., S. 125 und 126 die Rede.

ist es, ob der oder die Verfasser der zwei Jahre von einander getrennten Flugschriften identisch sind. Nehmen wir einmal einen und denselben Schreiber an: was kann er 1682 von Wien sagen? Nur das, dass er nicht wünscht, dass das Unglück, das Strassburg von Westen her überfallen, seiner Stadt von Osten her drohen möge. Oesterreich und Wien schienen dem Untergang geweiht, Ungarn war im Aufstande. Hinter den Ungarn standen die Türken. Die Lage war verhängnisvoll. Der Schreiber kann Strassburg an seine glorreiche Geschichte erinnern, und trotzdem ist die Stadt gefallen; von der Stadt Wien kann er nur die Beständigkeit rühmen, die sie schon einmal zu zeigen Gelegenheit gehabt (im Jahre 1529); möge sie auch jetzt der gleichen Eigenschaft treu bleiben! Das sind aber alles nur Wünsche. Wie ganz anders kann er sich im Jahre 1684 aussprechen! Die Feinde aus Osten sind geschlagen, Wien und Oesterreich sind befreit, die verräterischen Anschläge Seppevilles, die Befürchtungen der Astrologen, die an die Erscheinung des Kometen im Dezember anknüpften, sind zu nichte geworden. Sehr wirkungsvoll ist der Gegensatz zwischen der Argentina, der Stadt Strassburg, die an der Argentangina, an der Silbersucht oder Geldklemme leidet und einen Fremden zum Erben aller ihrer Güter, der Befestigungen, des Staatsschatzes und des Zeughauses einsetzt, und der Vienna, die trotz der üblen Vorbedeutungen, trotz des Verräters, den sie in ihren Mauern beherbergt (Seppeville), der belagernden Feinde Herr wird und im Bewusstsein der wieder gewonnenen Freiheit der ehemaligen Reichsgenossin und nunmehrigen Nachbarin dienstbereit sein will.

Mit dem «Brieff-Wechsel / zwischen Deutschlandes vornehmsten Thurmen / dem Wienerischen und Strassburgischen eröffnet Aus Curieuser Leute Cantzley 1682» ist wieder ein Stück der so umfangreichen Flugschriftenlitteratur jener Tage bekannt geworden. Diesen Erzeugnissen auf allen Wegen nachzuspüren, ist ausserordentlich schwer, da nicht jede Bibliothek einen eigenen Katalog darüber führt, wie die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. In den meisten Fällen bleibt die Auffindung wirklich nur dem Zufall überlassen, wie bei dem behandelten Stücke. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, wenn die Bibliotheken einmal ihre Bestände auf derartige Stimmen hin durchgehen und diese ordnen wollten.

VIII.

Wie gewunnen, so zerrunnen.

Von

Wolfhart Spangenberg.

Neudruck von

E. Martin.

Ueber Wolfhart Spangenberg, den zahmeren Nachfahren Fischarts, hat Wilhelm Scherer gehandelt in unsern Strassburger Studien (1883) 374—378; vgl. auch J. Bossert, Allg. D. Biogr. 35, 46 ff. Auf den Titeln seiner Bücher übertrug er seinen Namen ins Griechische und fügte Andropediacus hinzu um seine Heimat Mansfeld zu bezeichnen. Ausgewählte Dichtungen habe ich als IV. Band der Elsässischen Literaturdenkmäler aus dem XIV—XVII. Jahrhundert wiederabdrucken lassen; einige griechische Dramen in deutscher Bearbeitung O. Dähnhardt für den Literarischen Verein in Stuttgart, Tübingen 1897/8. Während diese das akademische Theater in Strassburg, die beste Bühne jener Zeit in Deutschland, im Auge haben, sind andere scherzhafte Stücke Spangenbergs für die Aufführungen der Meistersänger in Aussicht genommen worden. So auch das hier folgende. (Strassb. Stud. I, 94.) Eine Abschrift aus dem Exemplar der Berliner Bibliothek, worin die letzten Blätter fehlten, ist inzwischen vervollständigt worden durch die Güte des Herrn A. Englert, welchem der Antiquariatsbuchhändler Herr Ludwig Rosenthal in München Hildegardstrasse 16, ein vollständiges Exemplar freundlichst zugänglich gemacht hatte. Die Zeilen 2. 3. 8. 10—12 des Titels sind im Original rot gedruckt. Die Schreibung und Interpunktion Spangenbergs behalte ich bei, übergehe die Custoden und füge der Signatur auch die Blattziffer bei; ebenso zähle ich die Verse.

Wie gewunnen, so zerrunnen.

Ein̄ kurtzweilig
Spiel, von der Weltkinder listigen Practick vnd Rencken Geldt zu gewinnen: Auch von der from̄en Arm̄en schweiss vnd Arbeit: vnd was ein jeder endlich fůr Glück darbey hat zu gewarten:
Zur Lehr vnd Warnung gestellet
Durch
Lycosthenem Psellionoros Andropediacum.

[Holzschnitt: Herr und Dame im Wald einander eine Börse überreichend.]

Nürnberg,
Bey Georg Leopold Fuhrmann, 1613.

Personen dieses Spiels. [12]

Warmund, redet den Prologum vnnd Epilogum.
Spiel Cuntz, ein verlohrnes Kind.
Seltenfromb, ein listiger Fuchs.
Fromm Man, ein armer Rebbawr.
Reichhart, der Wucherer.
Alfantz, der Lackey.
Murr Greth, dess Bawren böse Fraw.
Das Glück, in eines Engels gestalt.
Vielwitz, der Schultz:

Warmundt. Prologus.

GOTT grüss euch all jhr lieben Leut, [2]
Die jhr euch habt versamblet heut,
Vns zu Ehren, an diesem ort:
Ich bitt jhr wollet wenig wort
Von mir anhören allesamm.
Ich heiss Warmund, das ist mein Nam:
Vnd bin jetzt kommen da herein,
Dass ich auch bey dem Spiel möcht seyn.
Nun als ich wolt hierauff jetzt gehn,
Fand ich drauss für der Thüren stehn
Meister Klügling, den feinen Mann:
Der alle dinge tadlen kan:
Vnd dem man nichts kan machen recht,
Es ist jhm alles nur zu schlecht,
Wers gleich gemacht mit höchstem fleiss:
Das macht, er ist so gar Nasweiss,

Vnd kan doch selbst, von solchen Sachen,
Nichts nutzlichs noch lehrhafftigs machen:
Derselbig Meister Klügling nun,
Fragt mich, was ich allhier wolt thun?
Ich sprach: Ich will zum Spiel auch gehen,
Vnd dieser Action zusehen.
Bah! sprach er: was ists für ein Spiel!
Ein Weltlich ding: Es nutzt nicht viel. Aij
Es seynd nur leichtfertige Sachen:
Nichts lehrhafftigs kan man drauss machen
Es ist auch ärgerlich, dermassen
Dass man es wol hett bleiben lassen.
Seht! lieben Leute: solche wort
Trieb Meister Klügling an dem ort:
Diese Action zu verachten.
Aber, jhr sollet diss betrachten,
Dass bey einem Frommen kein ding
So schlecht seyn kan, noch so gering,
Das er jhm nicht könnt nützlich machen.
Also auch hier in dieser Sachen:
Ob schon das Spiel kurtzweilig ist,
Doch kan darauss ein frommer Christ
Die Warnung, Lehr vnd Trost fein merken,
Glauben vnd Lieb damit zu stercken.
Dann in der Christlichen Gemein,
Ist reinen Hertzen alles rein,
Demnach will ich kurtzlich hierneben
Bericht von diesem Spiel euch geben.
Ein ernste Warnung solt jhr haben,
Am Spiel Cuntz dem versoffnen Knaben,
Euch zu hüten für Spiel vnd Sauffen.
Das sollen mercken, in dem hauffen,
Zur Warnung alle Jung Gesellen,
Dass sie nicht kommen in die Höllen.
Aber dem Weibsvolck in gemein
Soll die Murr Gred ein Spiegel seyn:
Damit sie auch nicht also murren,
Vnd jhre Ehmänner anschnurren,
Wie es doch offt geschicht zur frist. [3]
Hüt euch: dann solchs nicht Christlich ist.
Die Reichen nehmen zu der Fahrt
Ein Exempel an Herr Reichhart:
Welcher auss Vnbarmhertzigkeit
Nicht hilfft dem Armen, zu der zeit:
Sondern ist geitzig in seim Sinn:
Zu letzt führts gar der Teuffel hinn.
Diss solt jhr alles mercken fein
Vnd euch lassen ein Warnung seyn.
Drey Hauptlehren mercket zur frist,
Vnter denen die Erste ist

Nemblich: Wie man ein Gut gewinnt,
Also es widerumb zerrinnt.
Wie jhr am Reichhart habt zusehn,
Vnd auch dem Spielcuntz wirdt geschehn.
Die Ander: Wer vertrawet GOTT,
Den lässt Er nicht in seiner Noth.
Wie der einfältig Fromm Mann thut,
Dem GOTT bescheret Geldt vnd Gut.
Die Dritt: Wann vns die Welt verlest,
So ist dann GOTTES Hülff die best.
Wie auch dem Fromm Man widerfehrt,
Weil er GOTT allein liebt vnd ehrt.
Der Trost gibt vns diese Bericht,
GOTT verlässet die seinen nicht.
Also der fromm Man GOTT vertrawt.
Vnd im Glauben auff jhn bawt:
Hat vnter seinem Creutz Gedult,
Ob er schon von seim Weib kein Huld Aiij
Noch kein Gunst kan haben: vnd zur frist
Von jederman verlassen ist.
Doch wart er seines Ampts mit Ehren:
Thut sich seiner Hand Arbeit nehren:
Strafft sein Weib wegen der Bossheit,
Doch fein sanfft mit Bescheidenheit:
Er denckt, soll er sie noch viel schlagen,
Den Teuffel damit ausszujagen:
So dörfft er wol hergegen zehen
Hinein schlagen. Wie offt geschehen.
Summa durch Glaub, Lieb vnd Gedult,
Erhelt der Fromman GOTTES Huld,
Der jhm auch endlich, in seym Leben.
Ein friedlichen Ehstand thut geben:
Vnd wendet all sein Creutz behend,
Zu einem Glückseligen End.

Der Erste Act.

I. Scena.

Spiel Cuntz.

Ey, ist dann all Vnglück gemein,
Diss Jahr zu mir kommen allein!
Ist dann kein Glück mehr inn der Welt?
Dass bey mir bleiben will kein Geldt!
Nun hab ich doch in einem Jahr,
Verspielt fünffhundert Gulden par.
Ohn was ich sonsten hab verzehrt.
Ey: wie hat sich das Glück verkehrt!

Nun war mein P a t r i m o n i u m [4]
Am Geldt nicht ein geringe Summ.
Das alles ist hindurch gebracht,
Welchs mein sauffen vnd spielen macht.
Jetzt bin ich arm vnd hab kein Geldt:
Vnd will mir niemand in der Welt
Mehr trawen, bey all meiner Ehr:
So hab ich auch kein Kleider mehr.
Dann schawt: wie geh ich nur zurrissen.
Der Teuffel hat mich gar beschissen.
Nun kan ich gleichwol solcher massen,
Mein fressen vnd sauffen nicht lassen.
Dann solt ich kein Geldt haben frey:
Vnd übel fressen auch darbey.
Das wer doch zu gar viel Unglück:
Wolan, ich muss auff List vnd Tück
Gedencken, vnd wie ich mit liegen
Etwan möcht gute Leut betriegen.
Botz Ess Zinck Tauss! wie kommt so fein
Der Selten Fromb jetzt dort herein.
Den muss ich da vmb Rath bald fragen:
Er weiss mir bald ein griff zu sagen.

Seltenfromb.

Spiel Cuntz, wie so trawrig? wie stehts?
Was thust du da? sag mir: wie gehts?

Spiel Cuntz.

Vbel genug: Ich hab kein Geldt.

Seltenfromb.

O es ist noch viel in der Welt. Aiiij

Spiel Cuntz.

Was hilffts: dass Geldt hab jederman,
Wann ich sein nicht geniessen kan.
Es will kein Heller mehr zu mir.

Seltenfromb.

Wie, wenn ich nur könnt helffen dir,
Dass du zu Geldt möchst kommen fein.

Spiel Cuntz.

Seltenfromb, liebster Bruder mein,
Weist du etwas verhalt mirs nicht,
Vnd gib mir dess guten Bericht
Ich wills widrumb vergelten dir.

Seltenfromb.

Wolan, wilt du versprechen mir
Halben theil, so es dir gelingt,
Das dir mein Kunst zu wegen bringt?

Spiel Cuntz.

Ja, warlich: schaw, bey meiner Ehr.

Seltenfromb.

Hast du sonst keine Kleider mehr?

Spiel Cuntz.

Nein, das sindt meine Lumpen all.

Seltenfromb.

So will ich dich auch in dem fall
Fein Hofmännisch herasser putzen,
Die Kleider mögen dir nichts nutzen.
Dann Ehrliche Leut trawen nicht [5]
Ein solch zurissnen Bösewicht.

Spiel Cuntz.

Was muss ich aber weiter thun?

Seltenfromb.

Das will ich dir jetzt sagen nun.
Es wohnt ein Mann in dieser Statt,
Der viel Geldt ausszuleyhen hat
Vmb Zinss: vnd auch vmb vnterpfand:
Der hat stets par Geldt in der Hand.
Derselbig soll dir leyhen frey
Ein hundert Cronen, oder zwey.

Spiel Cuntz.

Ja; worauff? Ich hab kein Pfand nicht.

Seltenfromb.

Hör doch zuvor meinen Bericht,
Vnd lass dich von mir recht bescheiden.
Gantz Hofmännisch will ich dich kleiden.
Deine Finger bestecken auch
Mit Ringen, recht nach Adels Brauch:
Vnd muss du dich bey ihm als dann
Aussgeben für ein Edelman.
Und jhn, nach Adelichen sitten,
Vmb eine Summa Geldtes bitten:
Die er dir wöll stellen zu hand,
Vmb ein köstliches Vnterpfand.

Spiel Cuntz.

Was meinst, dass jch jhm geben solt: A v
Ich hab weder Silber noch Goldt.

Seltenfromb.

Hör mir zu: Ich will dir darneben,
Ein übergülte Ketten geben:
Dieselb ist lauter Messing zwar:
Doch mit Goldt überzogen gar.
Vnd übergültet recht mit fleiss;
Vff rechte Alchimistisch weiss.
Es helt dermassen solche Prob,
Dass auch ein Goldtschmid zweiffelt drob.
Drauff leiht er dir, sag ich fürwar,
Zwey hundert Cronen also par.

Spiel Cuntz.

Ich weiss wol du kanst in der Sachen,
Mich bald zu einem Herren machen.
Dann du steckst voller Trug vnd List:
Dieweil du bist ein Alchimist.

Seltenfromb.

Wolan. es gilt gleich wer ich sey:
Ich will dir helffen. glaub mir frey.
Stell du dich nur fein Adelich,
Vnd lass fürs ander sorgen mich.
Doch soltest du auch bey dir haben,
Einen Lakeyen oder Knaben,
Der auff dich wart vnd dir nachtritt.

Spiel Cuntz.

In der eyl weiss ich keinen nit.

Seltenfromb.

Ich hab einen Lecker bey mir, [6]
Denselben will ich leyhen dir.
Der kam zu mir erst diese Mess.
Ein arger Schalck; ein rechts Tauss Ess.
Ist auf all Schalckheit abgericht.
Du könnst jhn besser wünschen nicht.

Spiel Cuntz.

Mein Bruder, ich seh dich, ohn schertz,
Viel lieber als mein eigen Hertz.
Ich bitt dich, lass vnns dieser Sachen
Jetzund alsbald ein Anfang machen.
Dann ich hab nun kein frieden nicht,
Biss ich den Handel hab verricht.

Seltenfromb.

So geh her bald, vnd folge mir,
Ich muss in der Sach geben dir
Noch weittere Instruction.

Spiel Cuntz.

Wolan: Geh fort: Ich folge schon.
Sie gehen beyde miteinander hinweg.

Scena II.

Fromm Man der Bawr.

A Ch: wie ists doch in dieser Welt
So arm Ding, wann man nicht hat Geldt.
Ich bin ja recht ein Armer Mann,
Der ich mich kaum erhalten kan.
Ob ich schon bin ein Bawrsman zwar,
Nun lenger dann wol viertzig Jar.
So hab ich doch mit grosser Noth
Gewonnen kaum das täglich Brot.
Was ist mir nun in diesen Landen
Für gross Vnglück gangen zu handen?
Mit Kriegsvolk, Brandt, Thewrung, Viehsterben,
Was solt einer dabey erwerben?
Müh vnd Arbeit war offt verloren,
Wann mir die Reben gar erfroren.
Vnd was ist mir geschehen zwar
Ein zeitlang her nun etlich Jahr.
Darob ich auch endlich zuletzt,
All mein Rebäcker hab versetzt.
Jetzt, da GOTT lob wol steht der Wein,
So ist kein Rebacker mehr mein.
Vnd hab darzu kein Geldt, dass ich
Sie wider köndt lösen an mich.
Ach, wenn ich doch zu dieser frist
Etwan ein frommen Christen wist,
Der mir Geldt auss Barmherzigkeit
Wolt leyhen, nur ein kleine zeit:
Biss ich den Herbst hett eingebracht,
Vnd biss ich hett den Wein gemacht.
Ich wolts ihm redlich wider geben,
Vnd auch ein Ohmen Weins darneben,
Mit grosser Danckbarkeit verehren,
Von meinetwegen zu verzehren.
Nun wist ich niemand in der Welt
Den ich ansprechen möcht vmb Geldt.
Ach: Ich bin leider gar zu arm, [7]
Vnd bin veracht dass GOTT erbarm!
Hab nichts denn Armut, Angst vnd Noth,
Kein Wein, kein Geldt, kein Frucht, kein Brot.
Ist kein wunder so ich entlauff:
Wann ich mich anschaw von Fuss auff,
Die Schu sindt zerbrochen vnd alt,
Die Strümpff zurissen gleicher gstalt,

Die Hosen auch fornen vnd hinden,
Glaub kaum dass ich würd einen finden,
Der mir umb diesen Kittel eben
Gerne würde sechs Plappert geben.
Was soll ich sagen von meim Hut,
Er ist doch weger auch nicht gut.
Vnd hab darneben auch nicht minder,
Nacket vnd bloss, viel kleine Kinder.
Die ich mit Arbeit vnd in Ehren
Gleichwol soll aufferziehn vnd nehren.
Ich mein! ich könn von Armut sagen.
Doch wolt ichs alls gedultig tragen,
Wann ich ein fromme Frawen hett.
Aber ich hab an meinem Bett,
So gar ein Marter böses Weib,
Die bringt mich schier vmb Seel vnd Leib:
Die mich zu Tag vnd Nacht stets plagt,
Vnd mir das Hertz im Leib abnagt.
Will mit gewalt mich dahin treiben
Ich soll lernen lesen vnd schreiben.
Vnd nun erst in die Schule gehn,
Dass ich auch könn ein Dienst versehn.
Vnd etwan Schaffnerey verwalten,
Ach GOTT! es thuts nicht mit vns Alten.
Ich bin nun mehr ein alter Tropff,
Vnd hab ein vngelehrten Kopff.
Doch weiss ich wol, sie wirdt mich plagen,
Vnd endlich in die Schule jagen:
Da werd ich müssen lernen schreiben,
Sie läst mich nicht daheime bleiben,
Vnd solt ich alls verlernen zwar,
Sieh da! jetzt wirdt das Sprichwort war:
Wenn man dess Wolffs gedenckt zur zeit,
So ist er gwisslich nicht mehr weit.

Murr Greth die Bäwrin.

Ey! stehst du noch da: du Vnflat:
Ich meint du werst schon in der Statt;
Vnd hettest die Sachen verricht.
Du nichtswertiger Bösewicht.
Dass dich botz krancket schend! geh fort.

Fromm Man.

Ey Murrgreth, Murr Greth, gib gut wort:
Bin ich doch jetzt schon vff der Reyss.
Was thust? was führst du für ein weiss?

Murr Greth.

Ich hör wol: Ich solt dir darneben
Noch viel guter wort darzu geben?

Du Bettler: was hab ich von dir,
Der du doch kaum erwirbest mir
Vnd dein Kindern das trocken Brot:
Bey dir leyden wir Hungers Not:
Vnd müssen auch noch Hungers sterben, [8]
Wann Du nichts anders wilt erwerben.

Fromm Man.

Mein Weib, hör was ich sag, ohn spott,
Schaw, es lebt noch der Trewe GOTT:
Denselben wolln wir ruffen an,
Er wirdt vns gwisslich nicht verlahn,
So ferrn wir Ihm im Glauben trawen.

Murr Greth.

Wilt aber auff dein Beten bawen?
Warlich, dein schönes Beten hatt
Mich noch niemals gemachet satt.
Du must lang beten in der Not,
Dass man dir bring zu Hauss das Brot.
Du hast gebett nun viertzig Jahr,
Es nutzet mich nicht vmb ein Har.
Ich habe sein noch nie genossen:
Dein Beten hat mich offt verdrossen.
Lug du dafür, wie du mit Bitt
Jetzt Gelt aufftreibst: damit wir nit
Gar vmb vnser Rebäcker kommen.

Fromm Man.

Es geht mir gleich wie allen Frommen:
In Creutz, Angst, vnd Trübsal ich leb.
O Weib: O dass dirs GOTT vergeb!
Treibest du darauss deinen Spott,
Dass ich embsig bete zu GOTT.
Beneben vnsern Kinderlein.
Ja, wann auch Du, neben vns fein,
Zu GOTT würdest beten fortan,
So wirdt es besser vmb vns stahn.
Aber, du bist ein böses Weib:
Vnd sorgest nur hie für den Leib,
GOTT geb wies vmb die Seele steh.
O! wie hab ich so böse Eh
Mit dir, weil du so gottloss bist;
Vnd betest auch zu keiner Frist.
Sobald du nur vom Bett auffstehst,
Im gantzen Hauss du vmbher gehst,
Vnd kanst nichts als zancken und fluchen:
Den Teuffel hindern Ofen suchen.
Was soll denn da für Glück auch seyn.

Murr Greth.

Ey wie kanst du predgen so fein:
Vnd bist doch nie kein Pfaff gewesen.
Wart, wart, du must mir lernen lesen,
Vnd inn der Schulen lernen schreiben:
Ich will dich wol zum Paren treiben.
Du must mir in die Schul hinein,
Oder must mein Mann nicht mehr seyn.

Fromm Man.

Was soll ich in der Schule thun?

Murr Greth.

Lesen vnd Schreiben. Merckts [*l.* Merckst] mich nun? [9]
Du must mir in die Schule gehn,
Dass du auch könnst ein Dienst versehn,
Vnd etwan noch ein Schaffner werden.

Fromm Man.

Ach GOTT! Ich glaub es sey auff Erden
Kein vngeschickter Mensch als ich.
Ich lerne doch nichts, sicherlich.
Was wilt du doch nur auss mir machen?
Die Kinder werden meiner lachen.
Ich lern doch nichts. Ich bin zu Alt.

Murr Greth.

Du must mir lernen mit Gewalt:
Vnd noch morgens Tags früh auffstehn,
Vnd in das nechste Dorff hingehn
Zum Schulmeister: mit dem ich hab
Schon alle ding geredet ab.
Kurtzumb, da wirdt nichts anders auss.
Oder komm mir nicht mehr zu Hauss.

Fromm Man.

Schweig nur, vnd gib zufrieden dich:
Ich will thun was du heissest mich.

Murr Greth.

Ich rath dirs du lassest dir sagen,
Wofern du nicht wilt seyn geschlagen.

Fromm Man.

Mein! Lass doch deine böse wort.

Murr Greth.

Wie stehst du da? wenn gehst du fort?
Wirst du kein Geldt aufftreiben heut.

Fromm Man.

Ja liebe Fraw, wo sindt die Leut. B
Die einem das Geldt also par,
Ohn Vnterpfand gleich leyhen dar?

Murr Greth.

Botz leyden! hab ich dir dann nicht
Heut gegeben gnugsam Bericht.
Du Stockfisch, geh hin in die Statt.
Zu Herr Reichhart, derselbig hat
Geldes genug zu leyhen auss:
Vnd weil ich auch in seinem Hauss
Gedienet hab, wol sieben Jahr,
So wirdt er dir solches fürwar
Nicht abschlagen, zu keiner frist:
Weil er unser Gefatter ist,
Vnd auch schier vnser Freund darneben.

Fromm Man.

Ich fürcht er werde mir nichts geben.

Murr Greth.

Nichts geben? Du must bey dem Alten
Nicht ablassen, sondern anhalten,
Vnd deine Not zum höchsten klagen:
Er kan dirs nicht so gar abschlagen.

Fromm Man.

Er gibt mir gwisslich nichts ohn Pfand?

Murr Greth.

Botz krancket: ist es nicht ein Schand?
Dass mir nicht folgen will der Bawr:
Ich sing jhm gleich süss oder sawr;
Geh! dass dich die Veitz Tantz besteh!

Fromm Man. [10]

Wie thust? Siechst nit dass ich geh?

Murr Greth.

Lug dass du mirs recht richtest auss,
Oder komm mir nur nicht zu Hauss.
Ich will auch wider heim gehn nun,
Vnd sehn was vnsre Banckhart thun.

Fromm Man.

Ich bin ein recht geplagter Man,
Mein Creutz ich kaum ertragen kan.

GOTT weiss, wie mir jetzt ist zu Sinn.
Wolan: Ich will gleich gehen hinn,
Vnd thun, wie mir mein Weib thet sagen.
Ich wills in GOTTES Nahmen wagen.
Vielleicht thue ich ein gute fahrt.
Schaw; da kommt eben Herr Reichhart.
Ach GOTT, gib dein Genad jetzund
Dass ich antreff ein gute stund!

Scena. III.

Reichhart.

Sieh da: Gfatter Fromm Man, wo her?

Fromm Man.

Auss vnserm Dorff gleich ohn gefehr.
Mein lieber Herr Gfatter Reichhart,
Ich wünsch euch Glück, Heil vnd Wolfahrt,
Vnd viel Gesundheit auch darneben,
Das woll der liebe GOTT euch geben. Bij

Reichhart.

Danck hab: lieber Gevatter Man:
Wie stehts Rebwerck in ewrem Ban?

Fromm Man.

Gar wol, GOTT lob, ich kan nichts klagen:
Ich hoff sie werden viel Wein tragen.

Reichhart.

So wirst du Hewr auch viel Wein machen?

Fromm Man.

Ja lieber Herr: wenn meine Sachen,
Ein wenig besser möchten seyn:
So wolt ich wol machen viel Wein.

Reichhart.

Wie so? steht dein Sache nicht recht?

Fromm Man.

Mein Herr, sie stehet zimblich schlecht.
Ich hab mein Rebäcker versetzt:
Vnd fürcht ich werde sie zu letzt
Den Schuldnern [*l.* Schuldenern] gar müssen lassen:
Drumb wolt ich euch bitten dermassen,
Ob jhr mir wolt behülfflich seyn,
Damit ich hewr behielt den Wein.
Solchs wolte ich, zu jeder zeit,
Euch vergelten mit Danckbarkeit.

Reichhart.

Womit solt ich dann helffen dir?

Fromm Man.

Ja, wann der Herr wolt leyhen mir [11]
Jetzt hundert Gulden auff die Hand.

Reichhart.

Ja: Hast du auch ein Vnterpfand?

Fromm Man.

Nein. Sondern wann ich Gelt nur hett,
So wolt ich alsbald auff der stett
Die Schuld ablegen, damit ich
Die Rebäcker brechte an mich.
Vnd welt sie alsdann euch verschreiben:
Doch dass mir dieses Jahr möcht bleiben
Der Wein, den ich diss Jahr wirdt machen.

Reichhart.

Mein Fromm Man, ich muss deiner lachen.
Ja wol: Es ist drumb mir nicht eben,
Dass ichs Geldt so hinauss solt geben,
Ohn Zinss, vnd auch ohn Vnterpfand.
O nein. Das ist nicht Brauch im Land.

Fromm Man.

Bey meiner Ehr: bey Leib vnd Leben,
Ich wills euch redlich widergeben,
Vnd die Rebäcker in gemein,
So viel deren nur mögen seyn,
Euch geben zu eim Vnterpfand,
So bald sie kommen in mein Hand.

Reichhart.

Ich kan dir nicht auff blose Hand
Etwas geben, ohn Vnterpfand. Biij

Fromm Man.

Ich will euch doch zum Pfand darneben
Alle meine Rebäcker geben.

Reichhart.

Was geben: Sindt sie doch nicht dein.

Fromm Man.

Ey ja, mein Herr, sie sindt noch mein:
Sie sindt verpfendt, doch nicht zu hoch:
Ich köndte sie fein lösen noch,
Wann ich hett hundert Glüden par.

Reichhart.

Ich kan dir nichts geben fürwar,
Die Rebäcker vor an dich löss.

Fromm Man.

Ach mein Herr, seyd doch nicht so böss,
Vnd thut euch doch über mich Armen,
Auss Christlichem Gemüt, erbarmen.

Reichhart.

Erbarmen hinn, erbarmen her,
Man gibt das Geldt nicht ohngefehr
Eim jeden, der da kommt gelauffen.
Es ligt mir wol daheim beym Hauffen:
Es wirdt ob GOTT will nicht dest minder.

Fromm Man.

Erbarmt euch meiner kleinen Kinder.

Reichhart.

Was gehn mich deine Kinder an: [12]
Dafür will ich dich doch [*tilge* doch] sorgen lan.

Fromm Man.

Ach last mich meines Weibs geniessen,
Mein Herr. Ach last euch nicht verdriessen,
Vnd thut auff ewre milde Hand,
Ich will euch GOTT geben zum Pfand:
Der wirdt euch noch in diesem Leben,
Ein dreyfachen Zinss dafür geben.

Reichhart.

Solt einer nicht dess Bawren lachen!
Wilt du GOTT zu eim Zinssman machen?
Ach nein, du richtest hie nichts auss,
Drumb zeuch nur wieder heim zu hauss
Vnd bring genugsam Pfand zu mir:
Als dann will ich Gelt geben dir.

Fromm Man.

Ach Herr, seht doch mein Armut an,
Ich bitt jhr wolt mir jetzt beystahn,
Vnd mir helffen in dieser Noth,
Damit ich doch das liebe Brot
Möcht haben: Ach, seht wie ich steh,
Vnd wie ich doch zurissen geh!

Reichhart.

An Federn sicht man wol zur frist,
Was du recht für ein Vogel bist,

Ein Bettler. Wer wolt dir doch trawen,
Vnd auff deine Rebäcker bawen Biiij
Du must han ein anders ansehn,
Vnd auch besser bekleidet gehn,
Wann du jetzt wilt auffnehmen Geldt,
Bey den Leuten, in dieser Welt.

Fromm Man.

Ach mein Herr Gefatter, ich bitt,
Vmb GOTTES willen, versagt mirs nit.

Reichhart.

Ich sags mit einem wort: Nein, nein:
Es kan, vnd mag, vnd wirdt nichts seyn,
Darumb lass mich zufrieden nun.

Fromm Man.

Ach, wie soll ich jhm dann nur thun?
Wenn mir kein Mensch gar nichts will borgen?

Reichhart.

Dafür lass ich dich selber sorgen.

Fromm Man.

Ey: so helff GOTT mir Armen Mann:
Weil ich je nichts erhalten kan.
Wie köndt jhr doch so hart nur seyn?
Ach, lieber Herr Gefatter mein.

Reichhart.

Ja hart seyn, Ey, jhr lieben Bawren.
Wer seyd jhr wol? jhr losen Lauren.
Ich mein ja jhr köndt auch hart seyn
Vff dem Marckt, beyd mit Frucht vnd Wein:
Ihr könnt auch trotzige wort geben,
Wann es euch nicht ist recht vnd eben.
Man muss auch offt ewr Liedlein singen: [13]
So muss man euch zur Demut bringen.

Fromm Man.

Ey so muss doch erbarmen GOTT,
Dass ich zum schaden hab den spott.
Kan ich dann je gar nichts erhalten:
So will ichs GOTT gleich lassen walten.
Vnd arbeiten, mit fleiss vnd ehren
Ich weiss Er wirdt mich auch ernehren.
Will Er mich han in diesem Leben,
So wirdt Er mir zu essen geben.
Wolan, ich will nun gehn zu Hauss,
Vnd weil ich nichts gerichtet auss,

So werde ich dem Weibe mein
Gewisslichen willkommen seyn,
Gleich wie ein Saw ins Judenbad.
Ein grossen Zorn ich auff mich lad,
Wann ich jhr dieses werde sagen:
Doch will ichs mit Gedult auch tragen,
Vnd hoffen, dass nach diesem Regen
Kommt Sonnenschein, vnd GOTTES segen.

Reichhart.

Ja lieber Bawr, zeuch du nur hinn,
Ein solcher Narr ich zwar nicht bin,
Dass ich mein Geldt solt leyhen dir.
Dann ich weiss wol: du hettest mir
Hundert mit fünffen nur verzinst.
Ich thät in ein solchen Gewinst. Bq.
Ich kans wol besser legen an
Vnd auch wol Acht per Cento han.

Der ander Act.

I. Scena.

Spiel Cuntz

kommt wider wol bekleidet: Sampt Alfantz seim Jungen.

Wo bist du Jung: tritt mir fein nach,
Vnd schick dich munter in die sach.
Du solt ein theil auch davon bringen,
Wann vns die Schantze wirdt gelingen.
Erst war ich in dem Bettler Orden,
Jetzund bin ich ein Juncker worden:
Ich muss in frembder Kleidung prangen,
Ein gut Beut dadurch zu erlangen.
Jung, wo bist du? Sag mir wolan,
Wie steht mir diese Kleidung an?

Alfantz der Jung.

Recht Hoffmännisch: bey meinem Eyd:
Ist schad, dass jhr kein Juncker seyd.

Spiel Cuntz.

Wer weiss, was ich noch werden kan.

Alfantz.

Schawt Juncker, dort steht gleich der Man,
Zu welchem ich euch führen solt:
Köndt jhn ansprechen so jhr wolt.

Spiel Cuntz.

Ich wünsch dem Herrn ein guten Tag.

Reichhart. [14]

Gnad Juncker: grossen danck ich sag
Ewr Veste: was ist jhr begehr?

Spiel Cuntz.

Gestern bin ich erst kommen her,
Mit zweyen Pferden, auss eim Zug,
Vnd lig zur Herberg bey dem Pflug.
Bin willens, noch in zweyen tagen
Nach Hauss: Muss doch dem Herren sagen,
Dass ich nit gern heim komm so schlecht,
Als nemblich nur mit einem Knecht;
Weil ich selb vierdte ritt darvon,
Das wer meim Ritterstandt ein hohn,
Wann ich so bloss heimkommen solt:
Darumb ich hier gern kauffen wolt
Zwen Gäul, die ich erst hab gesehn
Im Kuppelhof dort nidenstehn.
Nun geht am Geldt mir etwas ab,
Dann ich mich sehr entblöset hab.
Weil ich dann erst heut hab verstanden,
Dass der Herr hab viel Geldt bey handen:
Welches er ausszuleyhen pflegt:
So hat dasselbig micht (*l.* mich) bewegt,
Den Herren selbst zu sprechen an,
Ob er jhm wolt gefallen lahn,
Ein Summa Geldts mir darzu leyhen,
Damit mir möcht der Kauff gedeyen.
So wolt ich jhm ein Vnterpfand,
Jetzt also baldt, stellen zu Hand:
Vnd nach Jahr, Monden, oder Tagen,
Den Zinss so viel die Summ wirdt tragen.

Reichhart.

Ich weiss nicht: Ob ich kan gewehren
Ewr vest: wie viel thut sie begehren?

Spiel Cuntz.

Zwey hundert Cronen. Minder nicht.
Dran mir ein grosser Dienst geschicht.

Reichhart.

Was hat ewr Vest für Vnterpfand?

Spiel Cuntz.

Die Ketten: Schawt, nembt sie zu Hand.
Sie ist vier hundert Cronen schwer.
Vnd gut von Gold, bei meiner Ehr.

Reichhart,

machet seine Täschen auff: setzt den Brill auff die Nasen: zeucht ein probierstein herauss, streicht die Ketten, schüttelt den Kopff.

Ja, ja, vier hundert Cronen? Schawt!
Wer hetts der Ketten zugetrawt.

Spiel Cuntz

wirdt zornig: fehrt den Alten an vnd spricht:

Potz Marter! macht nicht viel der Possen:
Damit macht jhr mich bald verdrossen.
Wolt jhr eim Edelman nicht trawen??

Reichhart.

Ey; solt ich nit das Pfand vor schawen?

Spiel Cuntz. [15]

Schawt, vnd probirt, gleich wie jhr wolt,
Die Ketten ist von gutem Goldt:
So war als ich vom Adel bin.

Reichhart,

streicht die Kette noch ein mahl vnnd schüttelt den Kopff.

Ich weiss nicht wie mir ist zu Sinn,
Sie mag wol gut seyn. Nun wolan!

Spiel Cuntz.

Botz flamm? wofür seht jhr mich an?
Meint jhr ich treib mit euch finantz?
Ich rath euch: Habt acht auff ewr Schantz.
Der Adel lest nicht mit jhm schertzen.
Ich sags rund: Ich nembs hart zu hertzen,
Wann jhr mich mit ewrem probieren,
Erst wolt verachten vnd schimpffieren.
Ich leid es nicht. Ich werd mich rächen,
Vnd diss Rappier da durch euch stechen.
Gebt mir die Ketten her behend
Geschwind. Dass dich botz Marter schend.

Reichhart.

Ey vester Juncker: thut gemach.
Last doch recht reden von der Sach.
Die Ketten hat jhr recht Gewicht:
Allein ich hab ein Blöds Gesicht,
Drumb dunckte mich das Goldt so rot.
Erzürnt euch nicht: es hat kein not.

Spiel Cuntz.

Köndt jhr nicht sehen rechter massen,
Was macht dann die Brill vff der Nasen.

Wolt jhr sie nicht. Sagts mit eim wort.
Vnd geht mir vom Gesicht: Baldt fort.
Mir ist (sag ich) in all mein Jahren
Ein solcher Schimpff nie widerfahren.

Reichhart.

Ewr Vest zu gar gähzornig ist.

Spiel Cuntz.

Meint jhr dass ich mit Trug vnd List
Vmbgeh: vnnd wolle euch betriegen.
Wann jhr das sagt? So thut jhr liegen.

Reichhart.

Vester Juncker ich sags doch nicht,
Hört doch auch vor meinen Bericht.
Ich muss das Pfand ja auch vor schawen.

Spiel Cuntz.

Sagt mit eim wort, wolt jhr mir trawen?
Oder halt jhrs für ein Betrug?
Ist euch die Kett nicht Pfands genug?
Ists Goldt nicht gut auffs aller best?

Reichhart.

Edler Juncker ich bitt: Ewr Vest
Wöll mir das nicht so übel deuten.
Ich geh vmb mit mancherley Leuten.
Vnd ist noth dass ich wol auffschaw,
Vnd gleichwol nicht eim jeden traw,
Dann es sindt jetzund in der Welt,
Viel listige Leut die dem Geldt [16]
Durch mancherley Practick nachstellen.

Spiel Cuntz.

Halt jhr mich für ein solchen Gsellen?
Botz Marter! geht mir vom Gesicht.

Reichhart.

Vester Juncker vergächt euch nicht.
Ich will kein wort davon mehr sagen.
Ich kan über ewr Vest nichts klagen:
Vnd bin derselben jederzeit,
Willig zu dienen gantz bereit.

Spiel Cuntz.

Ich lass mich bald in Harnisch jagen.
Wolt jhr mir leyhen? thut mirs sagen.
Vnd gebt mir nur kurtzen Bericht,
Ob jhr es thun wolt oder nicht?

Reichhart.

Wie viel thut dann Ewr Vest begehren?

Spiel Cuntz.

Wolt jhr mich meiner Bitt gewehren,
So zehlt zwey hundert Cronen par:
Die Kett sey ewr Pfand. vff ein Jahr:
Als dann will ich sie lösen frey.
Vnd auch den Zinss legen darbey.
Wie viel Zinss muss vom hundert seyn?

Reichhart.

Acht Gulden, ist jetzt fast gemein:
Wann das Geldt rechten nutz soll tragen.
Doch muss ich ewr Vest gleich wol sagen,
Wann ewr Vest sie nicht löst vmbs Jahr,
So ist sie dann verstanden zwar.
Vnd werd ich sie behalten gantz
Ewr Vest verleurt als dann die Schantz.

Spiel Cuntz.

Wo ichs nicht löss vmb Jahres frist,
Als dann die Kett ewr eigen ist.
Handelt dar mit nach ewrem Sinn,
Der überrest ist ewr gewinn.
Solchs ich versprech (was wollt jhr mehr)
Bey meiner Adelichen Ehr.
Vnd will euch gleichwol auch darneben,
Als bald mein eigen Handschrifft geben.

Reichhart.

Will dann ewr Vest mit mir heimgehn?
So wölln wir nach dem Gelde sehn,
Wo wir die Müntz zusammen treiben.
Vnd kan ewr Vest die Handschrifft schreiben.

Spiel Cuntz.

Ja wol, mein Herr, sey wie jhr wolt
Doch will ich nichts dann lauter Goldt.
Vnd dass jedes hab sein Gewicht:
Was zu leicht ist das will ich nicht.

Reichhart.

Ewr Vest wöll nur vorahne gehn
Was billich ist das soll geschehn.

Spiel Cuntz. [17]

Lauff du in Kuppelhoff, Lackey,
Vnd lug wo der Rossteuscher sey;

Vnd bring jhn alsbald her zu mir,
Oder lass jhn gehen mit dir.
Vnd last euch langen ein Mass Wein,
Ich will bald in der Herberg seyn.

Alfantz der Jung.

Juncker wer soll das Geldt heim tragen?

Spiel Cuntz.

Geh fort: du darffst darnach nicht fragen.

Reichhart.

Wie? Vester Juncker. Gehn wir nun?

Spiel Cuntz.

Nur fort. Wir han hie nichts zu thun.

Scena II.

Alfantz der Jung
redet jhnen beyden nach, mit jhme selbst.

Ja zeuch nur hin du alter Gauch:
Du kennst noch nicht dess Junckern brauch.
Die Kleidung dich warlich verführt,
Das du noch nicht recht hast gespürt,
Was für ein Schalck stecke darinnen.
Du meinst du wollest viel gewinnen
Mit Geitzen, Wuchern vnd Finantz?
Du hast warlich verspielt die Schantz. C
Es schadet dir zwey hundert Cronen.
Solt einer auch der Leute schonen,
Die stetts mit schinden vnd mit schaben,
Ihr Geldt nur auff dem Wucher haben:
Bey denen doch der arme Mann,
Mit flehen nichts erhalten kan.
Wann nicht da ist ein doppelts Pfand,
So geben sie nichts auss der Hand.
Es soll alls tragen dopplen Gwinn,
Zuletzt führts gar der Teuffel hin.
Vnd können doch beschönen fein,
Vnd wollen auch gut Christen seyn.
Ja, wie der Teuffel ein zwölff Bot,
Ihr frombkeit wieget nicht ein Lot.
Solln sie im Himmel Erben seyn;
So komm ich g'wisslich auch hinein.
Doch wolln wirs mit einander sehen,
Wie es vns endlich wirdt ergehen.
Wo soll ich aber jetzt hinauss?
Er sagt ich solt gehn ins Wirtshauss.

Vnd auff jhn trincken ein Mass Wein.
Er mag mir wol ein Hudler seyn,
Der Lump, der Bettler, hat kein Geldt,
Vnd auch kein Glauben in der Welt.
Was solt er mir dann zahlen Wein?
Ich will gehn, zu dem Herren mein.
Er weiss vnser Hauss wol zu finden
Kommt er nicht: so bleib er dahinden.

Scena III.

Spiel Cuntz
kommt wider bringt das Geldt vnd ist frölich. [18]

I Vch! es soll in sein jungen Tagen,
An seinem Glück kein Mensch verzagen:
Dann das Glück kommt offt über Nacht.
Wie solt ich gestern han gedacht,
Dass mir heut Kleider vnnd auch Geldt
Solt werden? da doch in der Welt
Kein solcher armer Bettler war
Als ich. Aber nun hab ich zwar
Mit sonderbarer List vnd Tück
Erdapt das wanckelbare Glück.
Der Alte sah mir schier ins Spiel.
Ich dacht, der Possen mach nicht viel:
Vnd fieng da an mit jhm zu pochen.
Wie bald kam er zum Creutz gekrochen!
Vnd gab mir bald die besten wort.
Also gieng mir die Practic fort.
Wann einer will ein Weltman seyn,
Muss er den Handgriff wissen fein:
Wo sich der Fuchsbalck nicht will schicken,
Muss man ein Löwenhaut dran flicken.
Summa der Alt steht weit dahinden
Sein Geldt soll er wol nimmer finden.
Mein Gsell muss warlich gleicher massen
Die Kleider auch dahinden lassen,
Die will ich hier in diesem Leben
Ihm gewisslich auch nicht wider geben.
Ists jhm recht dass er mich lehrt liegen?
So ist mirs recht ihn zu betriegen. C ij
Es ist darumb kein übelthat.
Er hat nur geben solchen Rath:
Er hat mich ja instituirt,
So hab ichs erst an jhm probiert.
Ihm geschicht recht fein nach der Schrifft,
Vnglück [*l.* Untreu?] sein eignen Herren trifft.
Ich solt jhm geben halben theil.
Das lass ich wol: Er beit ein weil.
Ich geb jhm nicht ein Pfifferling.
Behalt darzu all seine Ring.

Jetzt, weil ich Gelt hab in der Hand,
So zieh ich in ein ander Land:
Dass kein Teuffel weiss wo ich sey.
Dann ich trag diese Sorg darbey:
Der Alt werd mir mit ernst nachfragen.
Weil ich jhm hab das Geldt enttragen.
Der alte Schalck lud mich zu gast,
Vnd bath mich auch darneben vast,
Die Nacht solt bey jhm bleiben ich.
Ich dacht. O Schalck! ich kenne dich:
Du woltst mich auffhalten der massen,
Vnd die Ketten vor schawen lassen.
Ich sprach, ich hett jetzt nicht der weil.
Vnd schrieb den Brieff in kurtzer eyl:
Nam mein Geldt vnd macht mich darvon,
Die falsche Kett hatt er zu lohn:
Weil er mir gut Goldt gab darfür.
Er stund zwar lang vnter der Thür,
Vnd sahe mir gantz fleissig nach,
Ich weiss, jhm gfiel nicht halb die Sach.
Er hett den Wolff recht bey den Ohren. [19]
Ich hab mein Schäflein wol geschoren.
Ich will gehn auff ein Dorff hinauss,
Vnd will heint recht leben im sauss,
Fressen vnd sauffen was ich mag.
Dann solch Glück kommt nicht alle Tag.
Huy! Spiel Cuntz, nun spiel, friss vnnd sauff
Dieweil du jetzt hast Geldt vollauff.
Ich will gehn vnd auff diesen Tausch
Trincken ein guten starcken Rausch.

Der dritte Act.

I. Scena.

Fromm Man

der Bawr kommt trawrig vnd spricht:

Nun will ich gehen heim zu Hauss,
Vnd was ich hab gerichtet auss,
Das darff ich meinem Weib nicht sagen,
Sie würde mich sonst übel schlagen.
Ich will jhr thun guten Bericht,
Ein Ehrenlügen schadet nicht.
Ich will sie überreden fein,
Wie dass der Herr Gefatter mein
Vns hundert Gülden wolle geben,
Inn viertzehn Tagen, so wir leben.
Sie da! kommt sie mir schon entgegen.
Jetzt spricht sie mir gewiss den Segen.

Murr Greth.

Geh fort: vnd hab dirs Hertzenleid
Du Esel: was bringst für bescheid? Ciij

Fromm Man.

Kein Geldt. Doch hat er mir darneben,
Gut Hoffnung vnd Vertröstung geben
Inn viertzehn Tagen will er zwar
Vns leyhen hundert Gulden par.

Murr Greth.

Ja wenns geschicht, so werd ichs sehen.

Fromm Man.

Ists GOTTES will, so wirdts geschehen.
Vnd uns kommen zu guten Nutzen.

Murr Greth.

Steh still, du Esel, lass dich putzen,
Seh hin, henck an diesen Schulsack:
Geschwind dich inn die Schulen pack.
Auss diesem Buch wirdt man dich lehren.
Das Stück Brot bhalt zum Obendzehren.
Dinten, Papier, Federn all drey
Gehören zu der Schreiberey:
Den Werckzeug hast du allesamen.
So geh nun hin in GOTTES Nahmen:
Vnd lern fleissig, dann ich sag dir,
Botz tausend krancket, wirst du mir
Nicht lernen schreiben in acht Tagen,
So will ich dich dermassen schlagen,
Dass du an Händen must erlamen.
So geh nun hinn, in GOTTES Nahmen.
Der wöll dir seinen segen geben, [20]
Dass du es lernest recht vnd eben:
Vnd dass wir alle beyd zugleich
Durch dein studieren werden reich.
Geh nun wol hinn, in GOTTES Nahmen!

Fromm Man.

GOTT geb dass dein Wunsch war werd. Amen.
Nun nimmt mich doch von GOTTE wunder!
Was mein Fraw jetzt anfängt besunder?
Dass sie mir gibt so gute wort.
Ach, dass sie wolt so fahren fort,
So hetten wir ein gute Eh.
Ich wolte auch das A B C

Viel fleissiger lernen als dann.
Nicht gnugsam ich mich wundern kan,
Dass sie jetzund so freundlich war.
Sie hett mir in eim gantzen Jahr
So freundlich niemals zu gesprochen.
Sonst ist jhr thun zancken vnd pochen.
Vielleicht will GOTT durch diese Sachen,
Hinfort mit vns ein anders machen.
Vnd vns mit Gnaden sehen an:
Dieweil vns doch verlassen han
All Freunde, in der gantzen Welt:
Vnnd will vns niemand leyhen Geldt.
Ich will lernen, vnd GOTT fein Ehren,
So wirdt Er mir auch Glück bescheren
Denn wer seim Ampt trewlich verricht,
Den wirdt auch GOTT verlassen nicht. Ciiij
Wolan es ist zeit, dass ich geh
Vnd anfang lernen A B C.

Spiel Cuntz

kombt ist blindvoll, schwancket von einer seit zur andern, juchtzet vnd spricht:

Huy! Huy! Juch, Juch: Hopass: frey toll
Jetzt hengt er den Kopff.
Ey der Wein: Huy! Ey, Ey, wie voll.
Der Wein; Ja den Wein hab ich soffen:
Gesoffen vnnd vnd bin entloffen.
Jetzt schwanckt er hinder sich, vor sich vnnd auff beyde seit.
Der Wein. Der Trunck, der Schlaff im Kopff.
Jetzt fällt er zu boden.
Oho, da ligst du voller Tropff.
Jetzt will er vffstehen vnd kan nicht.
Oho, huy, vff. Hoy vff behend.
Huy vff: dass dich potz Marter schend.
Jetzt fällt er wider zu boden.
Botz Marter, ich kan nicht vffstehn.
Ich kan, ich kan nicht weiter gehn.
Jetzt hengt er den Kopff läst ihn in schlaff sincken.
Schlaf, schlaf, schlafen, das wer mein Sinn
So, so, so, so schlaff ich dahinn.
Jetzt schläfft vnd schnarchet er.

Scena II. [21]

Alfantz der Jung

redet mit sich selbst.

Mich wundert wo doch Spiel Cuntz sey!
Dass er nicht wider kommt herbey.

Ich muss mir schier die Rechnung machen:
Er geh nicht recht vmb mit der Sachen
Wenn er betrogen hat den Alten,
So wirdt er gwisslich auch behalten
Meins Herren Kleider, sampt den Ringen,
Vnd jhm der keines widerbringen.
Er wirdt jhm einen Tuck beweisen.
Vnd gantz heimlich von hinnen reysen.
Meim Herren zwar gantz recht geschicht,
Weil er jhn selbst hat vnterricht,
Wie er mit Practiken vnd Liegen
Die Leut solt meisterlich betriegen!
So mag er jhm den schaden haben,
Die Grub hat Er jhm selbst gegraben.
Jetzt gibt er mir die Schuld allein,
Spricht, ich solt bey jhm blieben seyn:
Vnd nicht eh' seyn von jhm gegangen.
Biss dass er hett das Geldt empfangen:
Dann er solt meinem Herren eben
Den halben theil vom Gelde geben.
-Jetzt, da er nicht bald kommt herbey,
Sagt mein Herr, dass ich schuldig sey.
Vnd hat mich jämmerlich zuschlagen.
Er wolt kurtzumb, ich solt jhm sagen,
Wo Spiel Cuntz sey zu treffen an?
Oder er wolt mich hencken lahn. C v
Als bald er mir sagte vom hencken,
Da must ich ein Lügen erdencken.
Ich sprach: Ey Herr, Er ist beym Rappen:
Ich will jhn daselbst wol ertappen.
Vnd will jhn herführen mit mir.
Ich dacht, der Teuffel trawe dir:
Wächst solches Kraut in deinem Garten,
So will ichs hencken nicht erwarten.
Wie bald hab ich die Thür getroffen?
Vnd bin also von jhm geloffen.
Zu jhm komm ich fürwar nicht mehr,
Vnd wenn er gleich ein Juncker wer
Ich will leichtlich solcher gestalt,
Ein lumpen Herren finden bald.
Dann ich kan mich in allen Sachen,
Bey jedermann zutäppisch machen
Ich kan eim Herren auch dessgleichen
Den Fuchsschwantz auss der kunst recht streichen.
Wie ein Herr ist: So bin ich Knecht:
Ich bin auff all Sättel gerecht
Wes Brot ich ess: Dess Lied ich sing:
Mein theil ich allzeit darvon bring.
Hiermit gut Nacht, ist zeit, ich geh
Jetzt in ein ander Land. Ade.

Scena III.

Spiel Cuntz

ligt schläfft, vnnd kommt jhm ein wunderlicher Traum für, davon er im Schlaff redet.

O weh! weh! ich habs nicht gethan. [22]
Nein warlich nein /:/ Ach last mich gan /:/
Es ist kein Geldt /:/ Ich bin es nicht /:/
(Er leugt,) er leugt, mir gwalt geschicht. /:/
Ich bitt vmb Gnad: /:/ Ach lost mich leben /:/
Ich will euch alles wider geben /:/
Ach! wie komm ich jetzund inn noth /:/
O wie ein gantz schmählicher Todt /:/
Dass GOTT erbarm /:/ Ach meine Seel /:/
Mein arme Seel ich jetzt befehl:
Inn deine Händ; In deine Händ.
Ach Meister machet bald ein End:

Hiermit wüscht er auss dem Schlaff auff reuspert sich vnd spricht:

Ehem! hem! hem! Botz Element!
Den Alten mit der Ketten sehend:
Nein, nein: Ich will bey zeit aussreissen,
Der Teuffel dürfft mich wol bescheissen.

Er begehret auffzustehen.

Nun wolauff, auff du fauler Tropff.

Jetzt fällt er wider zu boden.

Ey wie ist mir so schwer der Kopff?
Mir ist entfallen all mein Sinn.
Ey, ey: Ich weiss nicht wo ich bin.

Jetzt begehrt er wider auff.

Huy Spiel Cuntz auff: du volle Saw.

Im auffstehen schleifft jm die Bulge mit dem Geldt von der Wehr der Mantel aber bleibt vff der Wehr hangen.

Ich kan kaum auffstehn, nun schaw!
Ich kan mit beyden füssen nit
Mehr thun ein satten steten tritt.
Ich glaub ich hab das Podagram:
Solt ich dann nun erst werden lahm.
Schaw, wunder schaw! wie thue ich schwancken.
Ey wo sindt doch nur mein Gedancken.
Ich bin auch so faul diesen Tag,
Dass ich mich kaum selbst tragen mag.
Der Dägen truckt mich auch so sehr:
Wie ist der Bettel dann so schwer.
Was ist das für ein schlimme Sach.
Ich will fortgehn doch fein gemach.

Der vierdte Act.

Fromm Man

kommt auss der Schulen.

Der Anfang ist GOTT Lob gemacht:
O hett ichs auch zum End gebracht!

Ich bin geschickt, als ich wol seh,
Ich kan nun fast das A B C
Ich bin gelehrt bey meiner Trewen.
Ich weiss es wirdt mein Weib erfrewen.
Ich hoff ich woll mit dieser Kunst,
Bey jhr erlangen Huld vnd Gunst:
Dass sie mir nicht mehr sey zu wider.
Allhier will ich mich setzen nider,
Vnd sehen ob ichs auch noch kan.

Hier setzt er sich nider: zeucht das Buch auss dem Sack vnd spricht:

Sag her: Fromm Man? wie heist es dann?
A, B, C, D, das kan ich fein. [23]
Was mag diss für ein Buchstab seyn?
Wart, wart: der Meister hat hier neben
Mir fein etliche Gleichnuss geben,
Durch welche mir wurde bekannt,
Wie jeder Buchstab sey genannt.
Nemblich, ich soll dencken hierbey,
Wo mein gröst Creutz vnd Leyden sey.
Mein gröstes Creutz ist in der Eh.
Jetzt weiss ichs. Der Buchstab heist. E.
Wie aber der? Der Meister sagt;
Wann dich die Fraw im Hauss vmbjagt.
So hüt dich, dass sie dich nicht treff.
Treff, eff: Ja recht, er heist auch F.
Weiter denck, wie die Frawe sagt
Als sie dich in die Schule jagt:
Dass dich all Krancket schend nun geh!
Drumb heist auch dieser Buchstab G.
Jetzt kan ich nun nicht weiter mehr:
Es ist genug auff eine Lehr.
Nun hab ich gleichwol auch gewist,
Was dieses für ein Buchstab ist.
Wolan ich bin ein armer Tropff,
Vnd hab doch ein gelehrten Kopff.
Ich will mich noch zum Doctor machen.
Ich muss doch warlich meiner lachen,
Ein Bawr, ein Doctor Ha, Ha, Ha!
Jetzt fällt mir ein, dieses heist. H.
Dabey lass ichs bleyben jetzund,
Zu viel studirn ist vngesund
Ich will nun widerumb auffstehn,
Zu meinem Weib vnd Kindern gehn
Behüt mich GOTT was ist dann das?
Schaw, schaw: was ligt da in dem Grass
Es ist ein lidern Häflein schwer,
Es ist Geldt drinn bey meiner Ehr.
Was soll ich doch von wunder sagen!
Wer hat den Hafen hergetragen?

Von Leder ist er frey gemacht.
Ey, wer hat doch die Kunst erdacht,
Wer kan so hübsche Häfen machen.
Der Kunst muss ich doch warlich lachen.
Nun seh ich frey ohn allen Spott,
Dass mir diss Glück bescheret GOTT.
Juch! O der Glückseligen stunden:
Ich hab ein Hafen mit Geldt funden
Jetzt, jetzt kan ich mich wol mit ehren
All meiner Schuldener erwehren.
Ich will (weil ich diss Geld nun hab)
All meine Schulden legen ab.
Vnd GOTT darumb auch dancken fein,
Daheim mit meinen Kinderlein.

Scena II.

Spiel Cuntz

kommt; ist trawrig, kratzt sich im Kopff vnd spricht:

Ey, ey, ey ey ich armer Tropff:
Jetzt muss ichs suchen hinderm Kopff.
Ey, ey, ey dess heylosen Thoren:
Jetzt such ichs Geldt hinder den Ohren.
Wo will ich mein Gelt wider finden? [24]
Ich habs gesucht fornen vnd hinden.
Aber ich find kein Geldt nicht mehr.
Ey sauff. dass du versauffst dein Ehr.
Pfuy Teuffel! was ists nun gemacht.
Das sauffen hat mich dahin bracht.
Es geschicht dir recht du volle Saw.
Dass dich potz Marter schend, nun schaw.
Im Traum hat man gewarnet mich.
Dann mir trawmte gantz eigentlich,
Wie mich der Alt ergriffen hett:
Vnd wolte mich gleich an der stett,
Von wegen dess Betrugs, der massen
An einen Baum auffknüpffen lassen.
Hilff GOTT: wie war mir da so bang:
Ich denck daran mein Lebenlang:
Was soll ich aber weiter thun?
Im gantzen Dorff hab ich erst nun
Durch den Schultzen vmbfragen lassen:
Ob jemand hier vff dieser Strassen,
Mein Satteldäschen hett gefunden?
Ja wol! die Bawren all da stunden,
Vnd schwuren all bey ihrem Eyd.
Nichts funden: das war jhr bescheid.
Der Schults sagt gleichwol auch darbey,
Dass noch ein Bawr verhanden sey.

Den wolt er heut für sich bescheiden.
Ich möchts bey meinem Eyd wol leyden.
Damit ich wist woran ich wär.
Schaw, da kommt gleich der Schults daher.

Schults.

Wie stehts Juncker: habt jhr noch nicht
Von ewrem Geldt weitern Bericht?

Spiel Cuntz.

Ach nein, ich hör davon kein wort.
Wär not, dass ich fragt weiter fort,
In andern Dörffern. Wann nur halt,
Der Elementisch Bawr käm bald.

Schults.

Er ist zwar nicht zu Hauss jetzund,
Doch hab ich gleich noch diese stund
Nach seinem Weib ins Hauss geschickt.
Mich dunckt ich hab sie schon erblickt.
Hola: Murgreth: Hola, hieher!

Murr Greth.

Herr Schultheiss, was ist ewr begehr?

Schults.

Da kommt ein guter Herr zu mir,
Derselb wolt Geldt lehnen bey dir,
Nur auff ein Tag zwen oder drey:
Vnd wolt zur Danckbarkeit darbey
Dir ein stattlich Verehrung schencken.

Murr Greth.

Ey, Herr Schults! was thut Ihr gedencken?
Ihr wist doch mein Armut vnd Noth.
Vnd dass ich offt kaum hab das Brot:
Welch's mir mit Noth kaum mag gedeyen.
Wie solt ich dann erst Geldt weg leyen?

Schults. [25]

Wenn ich in deim Hauss suchen solt,
Ich weiss dass ich Geldt finden wolt
Gedenckst du nicht der guten stunden.
Da du die Bulg mit Geldt hast funden?

Murr Greth.

Wer ich? Herr Schults, lugt, was jhr sagt.

Spiel Cuntz.

Ey Fraw, der Schults hat nur gefragt:
Ob jhr nicht etwan Geldt habt funden?

Murr Greth.

Botz krancket; vnd botz Hackstock wunden!
Wo solt ich Geldt gefunden han?

Schults.

Hat aber nicht etwan dein Man
Etwas gefunden, auff der Strassen.

Murr Greth.

Ich werd schier mercken welcher massen,
Ihr das Gespött nur treibt mit mir.

Schults.

Hör Murr Greth: lass doch sagen dir.
Wir wissen zwar nicht vmb die Sachen:
Doch must du dich so arm nicht machen.
Meinst nicht dass ich errathen kan,
Wie du beneben deinem Mann,
Hast Geldt gefunden auff der Strassen.

Murr Greth.

Schults jhr werdt mich zu frieden lassen. D
Ihr zeiget mich vnbillich hie.
Vnd gebt mir Schuld, daran ich nie,
Auch all mein Lebtag, hab gedacht.
Ich bitt euch last mich vnveracht
Ob ich ein arme Tröpffin bin.

Spiel Cuntz.

Fraw, jhr habt gar hitzigen Sinn.
Man fragt euch in der güte doch.

Murr Greth.

Ja in der güt: ich sag es noch.
Ihr veracht mich in ewrem Sinn,
Weil ich ein arme Tröpffin bin
Was geht mich an ewr übermuth,
Ob jhr gleich jetzt habt Gelt vnd Gut.
Vnd was ewr Hertz begehrt auff Erden,
Ihr köndt auch wol ein Bettler werden.

Spiel Cuntz.

Fraw, man sagt jetzund davon nicht.
Gebt was jetzt allein kurtz bericht.
Hat ewr Mann, oder auch gleich jhr,
Kein Geldt gefunden? das sagt mir.

Murr Greth.

Was habt jhr doch für vrsach? sagt:
Dass jhr mich vmb ein solches fragt.
Ihr treibt mit mir den Spott allein,

Vnd meint ich soll ewr Närrin seyn.
Aber ich sag, bey meiner Ehr,
Wann jetzt nicht hie der Schultes wer. [26]
Ich wolt euch, wegen dess vexieren,
Das Wapen rechtschaffen visieren.

Spiel Cuntz.

Ey, wer thut euch dann: Lieber schaw:
Ihr mögt wol sein ein böse Fraw.

Murr Greth.

Ich seh' nun wol zu dieser Frist,
Was du für ein Speyvogel bist

Schults.

Ey Murrgreth, Murrgreth: nicht also,
Wie redst du mit dem Junckern do.
Als hetst mit jhm gehütt der Säw.

Murr Greth.

Botz krancket: Ja, bey meiner Trew!
Er hatt mich gnugsam jetzt veracht;
Wer schad, wann man jhms besser macht.
Ach GOTT: wer weiss noch wer er ist.
Meinst drumb dass du vom Adel bist?
Wann man dich schon ein Junckhern heist?
Es ist nicht alls Gold was da gleist.

Spiel Cuntz.

Diss Weib will ich jetzt nichts mehr fragen
Sie solt eim wol die Warheit sagen.
Herr Schultheiss, wie thun wir jhm dann?
Ich wolt dass hie möcht seyn jhr Mann.

Schults.

Wo ist dein Mann? lug, wo er sey, D ii
Damit er komm als bald herbey.
Kommt er nicht bald in dieser Stund,
So straff ich jhn vmb 7. Pfund.
Was gilts es wirdt sich finden Geldt.

Murr Greth.

Was straffen? er ist über Feldt.
Ihr werdet jhn darumb nicht straffen.
Wann er was nötigs hat zu schaffen.

Schults.

Werd ich erfahren, dass er ist
Daheim gewesen dieser Frist:
So will ich deinen Mann wol finden

Murr Greth.

Bah: Ihr werd ihn auch nicht gar schinden.
Es gilt gleich er komm oder nicht.

Schults.

Troll dich, vnd geh mir vom Gesicht.
Oder ich will dich rechter massen
Inns Narrenhäussle setzen lassen.

Murr Greth.

Ihr habt gnug Spott mit mir getrieben.
Ich were wol daheim geblieben,
Mit grösserm Nutz, bey meinem spinnen.
Ich glaub jhr seyd nicht recht bey Sinnen.
Der übermuth hat euch verblendt,
Dass euch botz tausend krancket schendt.

Schults.

Seht ist das nit ein böses Kraut:
Ein rechte vngegerbte Haut.
Vnd hat doch so ein frommen Mann, [27]
Dem man nichts böss nachsagen kan.
Er ist gantz einfältig vnd schlecht.
Darneben redlich vnd vffrecht.
Er ist wol einer auss den Frommen.

Spiel Cuntz.

Für war: wann er nicht bald wirdt kommen
So muss ich nothalben weggehen
Vnd auch in andern Dörffern sehen
Wie ichs erfrag von Hauss zu Hauss
Der Bawr bleibt mir gar zu lang auss.

Der fünffte Act.

Schults.

Schawt! Juncker, dort kommt er gegangen.

Spiel Cuntz.

Ey, geh fort, dass du werst gehangen.
O, den seh ich nicht dafür an
Dass er mein Geldt wird funden han.

Fromm Man.

Es wär not, dass ich geh vnd schaw:
Wo ich werd finden meine Fraw.
Ich denck sie sey gerissen auss.
Dann als ich jetzund kam zu Hauss.

Da stunden alle Thüren offen.
O wer sie nur davon geloffen!
So käm mirs Creutz doch von dem Halss;
Ich wolt mich doch wol dieses Falls D iij
Mit meinen Kindlein jetzt ernehren:
So lang mir GOTT wirdt Gelt bescheren.

Schults.

Hör, Fromm Man: komm hieher zu mir.
Ich hab etwas zu sagen dir.

Fromm Man.

GOTT grüss euch Schults. Ein guten Tag,
Edelman Juncker ich euch sag.

Schults.

Danck hab, du kommst gleich recht. Dann wir
Haben beyd erst geredt von dir.
Dass du bey deim geringen Gut,
Dennoch hast so ein freyen Muth,
Vnd bist gedultig auch darneben.
Mein Fromm Mann, wovon thust du leben?
Dein Arbeit mags nicht tragen auss.
Lieber; sag! wovon heltst du hauss?
Versetzt sindt all Rebäcker dein:
Vnd hast viel kleine Kinderlein.
Dein Weib ist darzu träg und faul:
Vnd will doch gessen han das Maul:
Vnd ist schwere Zeit in der Welt.
Du must nur haben heimblich Gelt.

Fromm Man.

Ho: Ich ruff GOTT den Herren an,
Vnd glaub Er werd mich nicht verlahn.
Vnd weil ich auff sein Güte traw,
Im wahren Glauben auff jhn baw,
So thut Er mir täglich bescheren, [28]
Dass ich mich mag darmit ernehren.
Hab ich schon nicht viel Gelt im Hauss:
Mit wenigem kommt man auch auss.

Schults.

Es steckt ein ander Putz dahinden.
Du wirst auch Gelt bissweilen finden?

Spiel Cuntz.

Hast du nicht zu glücklichen stunden,
Etwan Gelt auff der Strassen funden?

Fromm Man.

Nur dreymal: inn meim gantzen Leben.

Schults.

Lieber, sags wie hatt sichs begeben?

Fromm Man.

Als ich noch war ein kleiner Knab,
Der Ross ich offt gehütet hab:
Vnd damals fand ich auff ein zeit,
Am Weg, von vnserm Dorff nicht weit,
Bey einem Brunnen, vnter wegen,
Ein hübschen krummen Fuhrmanns Dägen:
Vnd eine grosse Täsch daran.
Gott weiss, wer es hat ligen lan.
Vnd in der Täsch steckten fürwar,
Wol zehen Gulden also par.
Ich lieff heim: brachts meim Vatter gschwind,
Da war ich jhm ein liebes Kind.
Mein Vatter must der Täschen lachen,
Vnd liess mir zwilchen Hosen machen. D iiij
Also hab ich der Tasch genossen.

Spiel Cuntz.

Ey, was sagst vns von solchen possen.
Wir fragen jetzt zu dieser Stunden
Nicht was du damals habst gefunden,
Sondern was du vor wenig Tagen
Gefunden habst? das thue vns sagen.

Schults.

Sag, hast du nicht vor kurzer zeit,
Etwas gefunden. Gib bescheid.
Vnd uns fein ordentlichen sag,
Die Zeit, die Stund, vnd auch den Tag.

Fromm Man.

Vor kurtzer zeit, vnd ohngefehr.

Schults.

So kommst du recht; also fahr her.

Spiel Cuntz.

Was war es? wie? wann? hastus gefunden?

Fromm Man.

Morgens, zu erster Tages stunden,
Wolt ich ein mahl auch früh auffstehn,
Vnd in die Statt zu Marckte gehn:
Da fand ich zu nechst an der Strass,
Vnter eim Baum, im grünen Grass,
Ein hübschen schwartzen ledern Sack.
Darinn ein kleines Geiglin stack:
Vnd drey ReichsTaler auch darbey.

Ich kondt nicht dencken was es sey.
Doch nam ichs mit mir also bald, [29]
Vnd liess aussruffen, der gestalt,
In der Statt, bald zur selben stunden,
Aber es hatt sich niemand funden.
Der solches hett von mir begehrt.
Drumb dacht ich, GOTT hatt dirs beschert.
Weil es sonst niemand bey dir sucht.
Vmbs Geldt kaufft ich zwey viertel Frucht.
Die Geig kam mir leiden wol. Dann
Weil ich ein wenig geigen kan,
So kam sie mir gar wol zu stewr.
Wann mein Fraw aufieng vngehewr
Zu murren, schnurren vnd zu fluchen:
So thet ich bald das Geiglein suchen:
Vnd geigte einen Psalmen fein.
Vor Zorn so gumpt die Frawe mein.
Vnd gab mir viel der bösen wort.
Aber ich geigte immer fort.
Vnd that letzlich ein Täntzlein machen:
Dass sie endlich musst meiner lachen.
Also hab ich durchs Geiglein schlecht,
Mein Weib offt widrumb bracht zurecht.
Aber der Teuffel (als ich mein)
Hatt es ihr letzlich geben ein
Dass sie das Geiglein mir verbrennt.
Ey dass sie alles Vnglück schendt
Das böss Weib. Schawt: ists nicht ein schand.
Dass sie das Geiglein mir verbrandt
Das Geiglein, das so wol kondt geigen,
O hett ichs noch, ich wolts euch zeigen: D v
Wie ich so munter geigen kan.
Es geigt so wol, es glaubts kein Mann.

Spiel Cuntz.

Ey geig, dass dich potz Marter schend:
Müssen wir dann an diesem End
So lang zu hören diesem Narren.
Herr Schults, ich kan nicht lenger harren.
Ich wart zu lang. Muss warlich gehen:
Vnd auch in andern Dörffern sehen.
Mit dem Narren (als man wol sicht)
Wirdt meine Sach nicht aussgericht.
Es ist not dass ich geh vnd eyl.

Schults.

Juncker verzieht ein kleine weil
Ich will jhn nur noch eines fragen.
Hör Fromm Man, du must weiter sagen;
Was hast du nun zum dritten funden?

Spiel Cuntz.

Was fragt jhr jhn viel: potz Kühwunden?
Weil ich zuhör den Fabeln seyn,
So komm ich wol gar vmb das mein.

Fromm Man.

Ey Juncker; hört das dritte auch.

Spiel Cuntz.

Was frag ich nach deinem Geschwetz, du Gauch.
Ade! Herr Schults, bewar euch Gott.

Schults.

Ey Juncker, wartet ohne Spott:
Er muss vom dritten auch vor sagen. [30]
Sag Bawr: wie hat sichs dritt zutragen?

Spiel Cuntz.

Was solt es seyn. Er ist ein Narr.

Schults.

Der Juncker, noch ein kleines Harr.

Spiel Cuntz.

Ich hab zeit. Ich muss warlich fort.
Hör Bawr: sags kurtz, mit einem wort:
Vnd mach nicht viel Gschwätz dieses falls:
Oder ich schlag dich an den Halss.
Ich glaub du meinst, wir seyen Narren:
Dass wir auff dein Geschwetz da harren.

Fromm Man

O Juncker: wann jhr mich wolt schlagen,
So will ich kein wörtlin mehr sagen.

Spiel Cuntz.

So halts Maul; oder sag es frey
Herauss, mit eim Wort oder drey.

Schults.

Mach nicht viel Wort. Sag her Fromm Man.

Fromm Man.

Ich wills sagen, so kurtz ich kan.
Das dritte so ich hab gefunden,
Zu einer Glückhafftigen stunden,
Das war ein Ledern Hafen fein.

Spiel Cuntz.

Ey, meinst du dass wir Narren seyn:
Dass dich botz Marter an dem End,
Mit deinem ledern Hafen schendt!

Kommst abermals mit losen zotten.
Du Hudler, thust nur vnser spotten
Warumb schlag ich dich nicht ins Gfräss,
Dass du dich setzest vffs Gesäss.

Schults.

Ey, Juncker, thut gemach: last doch
Hören, was er wird sagen noch.

Spiel Cuntz.

Was solt er sagen, der Phantast.

Schults.

Den Hafen den du funden hast;
War er läer? oder etwas drinnen?

Spiel Cuntz.

Was fragt jhr! er ist nicht bey Sinnen.

Schults.

Last doch nur hören was er sagt.

Fromm Man.

Ja, lieber Herr Schultheiss; ihr fragt
Ob etwas drin gewesen sey?
Voll Geldt war er: das sag ich frey.

Schults.

Voll Geldt, was warens dann für Sorten.

Fromm Man.

Herr Schults, ich sags mit wenig worten.
Es waren Goldpatzen darinnen.
So viel ich mich noch kan besinnen
Ich war so voller Frewden zwar. [31]
Dass ichs nicht recht besach fürwar.
Vor Frewden kondt ichs zehlen kaum.

Spiel Cuntz.

Ich glaub fürwar, er red im Traum.

Fromm Man.

Nein: Ich weiss wol, zu dieser stunden,
Dass ich selbst: ich selbst, habs gefunden.

Spiel Cuntz.

Was hast du dann gefunden? Sag.

Fromm Man.

Ein Hafen mit Geldt, auff den Tag.

Spiel Cuntz.

Wo hast dus funden. Gib bericht.

Fromm Man.

Auff dem Feldt, versteht jhrs dann nicht!
Zwischen diesem Dorff, vnnd der Statt.
Da es ein grüne Matten hat:
Daselbst hab ich, zur guten stunden,
Ein ledern Hafen mit Geldt funden.

Spiel Cuntz.

Ein ledern Hafen! was ist das ?

Fromm Man.

Ein ledern Hafen lag im Grass:
Ein Hafen von Leder gemacht.

Spiel Cuntz.

GOTT geb, wie ich dein Red betracht.
Ledern Hafen versteh ich nicht.
Wolan gib mir fernern bericht:
Was war im selben Hafen? sag:
Verstehst du mich, was ich dich frag?

Fromm Man.

Es war Golt, Gelt, Golt: es war Gelt
Ich red ja teusch; potz alle Welt!

Spiel Cuntz.

Wenn hast dus funden? das sag recht,
So kan ich dich verstehen schlecht.

Fromm Man.

Der Juncker soll mich recht verstehn,
Als ich solt auss der Schule gehn:
Da fand ich das Gelt auff der Strassen.

Spiel Cuntz.

Ich verstehs noch nicht rechter massen.
Wann giengst du auss der Schulen dann?
Meinst du dass ichs errahten kan.
Sag mirs teutsch, dass ichs recht versteh.

Fromm Man.

Als ich lernte das A. B. C.
Ich hat es auch gelernet Ja
Doch weitter nicht, als auff das H.
Da ich wolt heimgehn auss der Statt
Am Halss ich mein Schulsäckle hatt.
Vnd mein Namenbüchlein darinnen.
Vnter wegs thet ich mich besinnen,
Weil ich war in der Schul gewesen,
Wolt ich mein Letzke überlesen,

Vnd mir selbsten auffsagen wider: [32]
Drumb setzt ich in das Grass mich nider.
Wie etwan dieser zeit noch thun
Die kleinen Schulerbüblein nun,
Schawt Juncker! zu derselben stund,
Als ich mein Letzke so wol kund,
Vnd wolt nun widerumb auffstehen,
Da hab ich den Hafen ersehen:
Vnd demnach zu derselben stunden,
Ein Ledern Hafen mit Gelt funden.

Spiel Cuntz.

Ich wolt dass du hettest dessfalls
Den Ledern Hafen an den Halss,
Vnd hiengst am liechten Galgen hoch,
Mein lieber Herr Schults sehet doch,
Wie er treibt das Gespött mit mir.
Bawr, Bawr, potz Hertz, Ich sage dir,
Der Bossen mir nur nicht viel mach.

Fromm Man.

Es ist mir je ein seltzam Sach,
Dass ich nicht soll die Warheit sagen,
Von dem, so jhr beyd mich thut fragen.

Spiel Cuntz.

Du sagst, du vngehenckter Bawr,
Die Warheit wie ein ander Laur.
Man fragt dich, was zu dieser zeit
Geschehen sey? So kommst du weit
Daher gezogen: Sagst zur Frist
Was vor viel Jahren geschehen ist:
Da du bist in die Schul gegangen.
Ich wolte dass du werst gehangen.
Ja, Herr Schultheiss, was soll ich nun
In meiner Sachen weiter thun?
Ich hett mein Sach schon lengst verricht,
Wer dieser loser Hudler nicht.
Aber Bawr, ich will dirs nicht schencken,
Es kommt die Zeit, ich wills gedencken!
Komm ich nicht wider zu dem meinen,
So will ichs suchen bey den deinen.
Ich will dir auff dein Haupt zur letzen,
Glaub mir, ein Roten Hanen setzen.

Schults.

Ey, Vester Juncker, thut gemach:
Was wolte das seyn für ein Sach.
Wolt jhr vns schädlich seyn im Land,
Vnd vns bedrewen mit dem Brandt.

Spiel Cuntz.

Nicht euch, sondern dem losen Lauren.

Schults.

Ey, das betrifft allsambt vns Bawren.
Die Sache gehet mich auch an,
Ich werd es nicht so bleiben lan.
Ich rath euch, lasset solchs ewr drewen:
Es möcht euch sonst zur zeit gerewen.

Spiel Cuntz.

Gerewen? Ha! ha! potz allment;
Ich hab wol eh' Bawren verbrennt.
Ich merck wol, wie es ist gespitzt. [33]
Ihr stehet bey dem Bawren jetzt.
Ihr habt jhn also vnterricht,
Damit er ja bekenne nicht,
Dass er mein Geldt gefunden hab:
Damit wolt jhr mich weisen ab.
Ihr seyd betrieglich lose Kunden,
Ewr einer hat mein Geldt gefunden.
Ich hab es endlich wol gemerckt
Das Ihr, Schults, habt den Bawren gesterckt.
In seiner Schalckheit. Dann da er
Vom Ledern Hafen sagt daher,
Da Schwieg der Schults, vnd red kein wort.
Vnd meint ich solt so gehen fort.
Vnd mein Geldt lassen frey dahinden.
Schults vnd Bawr was gilts ich will finden,
Ein ander Oberkeit, so bald,
Die mir zu recht helff der gestalt.

Schults.

Niemand vns zu gebieten hatt,
Als vnser Herren in der Statt.
Wolt jhr vns da verklagen eben.
Wolan! wir wolln euch antwort geben.

Fromm Man.

Er geht nur hinn als bald zur fahrt
Ich hab auch ein Freund Herrn Reichhart.
Der ist ein ansehnlicher Mann,
Der mir ein Beystandt leisten kan.
Verklag er vns nur: ist er keck. E

Spiel Cuntz.

Ey, dass euch all der Hencker streck,
Dich vnd deinen Freund Herrn Reichhart,
Vnd auch den Schultssen zu der fahrt:
Die jhr mein Geldt mir habt verholen,
Es ist doch gleich als wers gestohlen.

Fromm Man.

Wolan! wann dann das Geldt ewr ist,
Welchs ich fand zu derselben frist,
Als ich gieng auss der Schul: wolan!
So will ich euch zu recht drumb stahn,
Vnd wills euch alles wider geben.

Spiel Cuntz.

Ich rede nicht von dem Gelt eben,
Welchs du zur selben zeit hast funden.
Dann ich damals, zur selben stunden,
Noch nicht war zu der Welt geboren:
Viel wenger hett ichs da verlohren.
Aber ich merck doch so viel fast,
Dass Du mein Gelt gefunden hast.

Fromm Man.

Ich sag wie vor, Ists ewr Gelt eben:
So will ichs euch frey wider geben.

Schults.

Was darffs viel Wort. Der gute Mann
Weiters sich nicht erbieten kan.
Er sagt je alls, so viel er weiss. [34]

Spiel Cuntz.

Er leugnet mirs mit sonderm fleiss
Aber Bawr du wirst noch bekennen,
Wann ich dir werd das Hauss abbrennen.

Schults.

Was? Brennen? wilt vom brennen sagen?
Fromm Mann jetzt ists zeit drein zu schlagen,
Komm her, vnd steh mir trewlich bey,
Wir wollen dem Schufft zeigen frey:
Wie er uns soll mit Fewr bedrewen.
Komm her, lass vns jhn wol erplewen.

Spiel Cuntz.

Hola Bawr! hola Schults! halt, halt,
Ey was thut jhr mir für Gewalt.
Awe! Awe! ich armer Tropff:
Awe! mein Arm: Awe mein Kopff

Schults.

Gelt, gelt: Ich hab mich jetzt gerochen,
Wolst du mich, als den Schultheiss pochen.
Vnd auch die Bawren allzugleich.

Fromm Man.

Ey, ey, das war ein böser streich.
Ey! ey! Herr Schults: das ist zu grob

Er stirbet schon. Mir wirdt darob
Schier angst vnd bang. Ich glaube frey
Dass der arme Tropff schon tod sey
Ey wie dauret er mich so sehr
Ich fürchte auch darbey viel mehr
Herr Schults wir kommen beyd in Not. E ii

Schults.

Hey! ist er Todt: so sey er todt,
So will ich jhn lassen begraben.
Er hats nicht anders wollen haben.

Fromm Man.

Er ist gewisslich todt. Halt, halt,
Jetzund will ichs erfahren bald.
Wann noch ein Athem bey jhm ist.
So lebt er noch zu dieser frist
Ich merk kein Athem. Er ist still,
Doch noch ein mahl ich horchen will,
O lieber Herr Schults helffet mir.

Schults.

O mir geschicht gleich wie auch dir.
Wie geschwind laufft er davon. Schaw! schaw!
Der Teuffel diesem Lecker traw.
Ich meint der Todt hett jhn gestreckt:
Er hat vns beyd ja recht erschreckt.
Wie kundt er sich so tödlich stellen,
Ja, Ja, das sindt der rechten Gsellen,
Komm her Fromm Man, lass vns bald gehen,
Wir müssen auff vnser Schantz sehen,
Vnd fleissig beyd zu Tag und Nacht,
Auff Hauss vnd Städel haben acht:
Damit er nicht leg Fewr darein,
Ich wills anzeigen der Gemein:
Vnd die Wach gantz fleissig bestellen.
Ertapp ich den losen Gesellen,
So will ich jhn zeichnen dermassen: [35]
Dass Er vns soll zufriden lassen.

Fromm Man.

Ich hoff vns soll behüten GOTT,
Dass vns der Bub nicht bring inn Noth.
Wann er schon braucht viel Tück vnd List:
Ich weiss dass GOTT viel stärcker ist.
Der beschützt vns durch der Engel schar,
Dass vns nichts böses widerfahr
Wann wir beten in Christi Namen
So hilfft GOTT, das ist gewiss vnd Amen.
[Borte.]

Nachspiel.

Warmund, bringt die Glüchskugel [*l.* Glückskugel] auff den Platz.

Weicht doch ein wenig hindersich,
Lieben Leut: Macht platz! schawt, wie ich
Mich doch selbsten kan regen kaum,
Weicht doch ein wenig, gebt vns raum.
Es muss fürwar nur platz da seyn,
Wann sich das Spiel soll enden fein.
Weicht doch! vnd steht also fein still,
Vnd schawt, was ich jetzt machen will. E iij
Ihr werdet sehen wunder ding.

Jetzt soll er mit dem Stab in welchem vnten ein Kreiden steckend ein Zirckelrund vmb sich machen.

Seht dieses ist ein Zirckelring.
Darinn das Glück hat seinen Stand.
Nun will ich euch machen bekannt,
Wie nemblich nur allein die frommen,
Zum Glück warhafftig mögen kommen.
Diese Lini bedeut den Weg
Zum Glück, ist ein gerader Steg.
Wer nun in GOTTES furcht fein gleich
Gerad hinzu geht der wirdt reich.
Aber diese Linien beyde,
Zeigen vns an die Wegescheide:
Dann so man kommt an diesen ort,
Vnd gehet nicht grad, für sich fort:
Sondern weichet auff diese seit,
So kommt man bald vom Glück gar weit:
Bleibt nicht in der GOTTES furcht fein
Sondern will nur mit Geitz allein,
Mit gschwinder List, Practic vnd rencken,
Ihm selbst zum Glück ein weg erdencken
Daher jhm dann endlich geschicht,
Dass bey jhm das Glück bleibet nicht.
Er meint, er hab das Glück in Händen!
Aber es thut sich schnell vmbwenden.
An statt dess Glücks hat er den Schatten:
Vnd mag jhm sein Geitz gar nicht patten.
Also, wann man auff diese seit,
Vom weg abtritt, so kommt man weit
Vom rechten Glück: von Gelt vnd Gut, [36]
An Bettelstab vnnd in Armut:
So man die Gottsfurcht achtet nicht,
Vnd sich zum Spielen vnd Sauffen richt:
Begibt sich auff Betrug und Liegen,
Vnd will nur ander Leut betriegen:
Dabey kan fürwar kein Glück seyn
Man kommt ins gröst Vnglück hinnein.
Wer aber nach richtigem Steg,

In Gottsfurcht bleibt auff diesem weg:
Vnd geht in sein Beruff fein gleich,
Denselben macht Gott endlich reich:
Bescheret jhm auch Gut vnd Gelt.
So viel jhm noth ist in der Welt.
Vnd wirdt ihm endlich auch darneben
Durch Christum die Seligkeit geben.
So seyd nun still vnd mercket fein
Was jeder wirdt singen allein.
Der Reich: der Spieler: vnnd auch dann
Endlich der Bawr, der fromme Man.

Der Reichhart kommt, gehet die gerade Lini vnnd in der Weg scheide weichet er vff die recht seit, vnd bleibt neben oder ausser dem Ring stehen; vnd unter dem gehen singt er.

In der Lewen weise.

Das wanckelbare Glück auff dieser Erden,
Mag wol einer Kugel verglichen werden:
Welche nicht kan still stehen, E iij
An eim gewissen ort:
Sondern, wie man thut sehen,
Begehrt sie immer fort.
Ich hab von Jugend mich dahin begeben,
Dass ich möcht viel gewinnen hie im Leben:
Vnd auch mit andern dingen,
Viel Reichthumb Geldt vnd Gut,
Mit Geitz zusammen bringen,
Zu haben guten Muth.
Aber, es ist mir offtermals
Misslungen, mit meim Schaden:
Solchs hat mich auch gleiches falls,
Mit Kümmernuss beladen.
Wann ich schon viel Geldt thet zusammen scharren,
So ward ich doch betrogen von den Narren,
Die mir das han entragen,
Mit jhrem Trug vnd List.
Darumb darff ich wol sagen
O Glück! wie falsch du bist.

Spiel Cuntz kommt gehet auff die ander Seiten vnd singt.

In der getheilten Nachtigall.

Es ist kein Glück mehr in der Welt:
Mag ich mit Warheit singen,
Ob einer schon thut Gut vnd Geldt.
Mit List zu wegen bringen:
So ist doch kein bestand darbey:
Vnglück reists wider hinn.
Ich glaub dass ich, mit grosser Noth,
Zum Vnglück sey geboren: [37]
Der ich offtmals viel Geldt, mit Spott,

Liederlich hab verlohren.
Es will doch gar kein Glück mehr frey,
Gehen nach meinem Sinn.
Ob schon das Glück bissweilen,
Sich freundlich zu mir wendt.
Doch thut es plötzlich eylen,
Vnd laufft von mir behendt.
Denn wie einer sein Gut zur frist
Liederlich thut gewinnen,
Mit Spielen, Practic, List vnd Tück:
So thuts widrumb zerrinnen.
Wann du eim gantz zu wider bist
O wanckelbares Glück!

Fromm Man, kommt, gehet durch die Wegscheide vnd bleibt vnten am Ring stehen: singet gehend:

Im Gulden Thon. Hanns Sachsen.

Wol dem, der da recht fürchtet GOTT
Vnd ohne Spott
Glaubet, liebet vnd hofft darbey
Dass jhn Gott werd ernehren frey:
So fern er fein
Seines Ampts warten thut.
Solchs hab ich auch erfahren heut,
Ihr lieben Leut;
Schawt! wie das Glück kuglecht so rund, E v
Zu mir kommt jetzt zu dieser stund;
Doch nur allein
Durch GOTTES Segen gut,
Denn GOTT verlest die seinen nicht,
Wer glaubt, demselben guts geschicht.
Wie vns die heilig Schrifft bericht
Was GOTT beschert,
Bleibt vnerwert:
Glaub ich fürwar,
Darumb O Glück! weil du jetzt bist
Allhier verborgen zu der frist,
Vor der Gemein
So mach dich offenbar.

Allhier springt die Kugel entzwey: vnd richtet sich der Knab oder das Glück, (so darinnen verborgen ligt) auff, bleibt, in der Kugel stehen vnd spricht.

Das Glück.

Schaw! Fromm Man: jetzt siehst du mich klar,
Der ich dir vor verborgen war,
Inn die Kugel geschlossen ein.
Jetzund will ich stetts bey dir seyn.
Bey dir will ich wohnen jetzund,
Vnd auch hinfort zu aller stund.

Dann weil du bey der Armut dein,
Dir hast lassen genügen fein:
Hast nicht getracht nach frembden Gut.
Sondern, auch in gröster Armut,
Deines Beruffs gewartet recht,
In Gottesfurcht vnd Einfalt schlecht.
Hast gearbeit vmbs täglich Brot, [38]
Darneben in all deiner Noth
Deim trewen GOTT allzeit vertrawt,
Im Glauben, fest auff jhn gebawt:
Vnd dich getröstet GOTTES Huld:
Dein Creutz getragen mit Gedult:
Darneben nach Christlichem Brauch,
Mit dein Kindlein gebetet auch:
GOTT vnd die Oberkeit geehrt.
Wolan, so hat dir GOTT beschert
Diss Glück, welchs dir jetzt kommt zu handen.
Von Gott ist dir solchs zugestanden,
Der dich darmit jetzt thut verehren:
Dass du darmit dich mögest nehren,
Vnd ablegen all deine Schuld.
Nun wirst du haben Gunst vnd Huld
Bey deinem Weib; die wirdt hinfort
Dir nicht mehr geben böse wort:
Sondern all Ehr erzeigen dir.
Sie wirdt gar anders (glaub du mir)
Gegen dir jetzt gesinnet seyn,
Vnd dir hinfort auch folgen fein.
Du wirst haben ein frölich Eh'.
Darumb alsbald zu Hauss jetzt geh',
Vnd dancke GOTT, für die Wolthat,
Die Er dir heut erzeiget hat.
Vor allen dingen hüte dich,
Dass du ja nicht missbrauchest mich.
Vberheb dich nicht solches Guts,
Sey nicht geitzig vnd freches Muts,
Noch gegen die Armut so karg,
Wie dieser Schindfessel so arg.
Der dir in Noth nicht helffen wolt.
Schaw: jetzt hast du fein Geldt vnd Goldt.
Darnach hüt dich mit sonderm fleiss,
Damit ja nicht üppiger weiss
Diss Gut, so dir GOTT hat beschert,
Verspielt werd vnd ohn nutz verzehrt.
Hüt dich für spielen vnd für sauffen,
Vnd folge nicht der Schlemmer hauffen,
Die so schändlich verthun jhr Gut,
Vnd bringen sich selbst in Armuth.
Wie dieser Spiel Cuntz hat gethan.

Wie steht er da! Nun schaw jhn an;
Er ist worden zu Schand vnd Spott,
Vnd hat ein vngnädigen GOTT,
Ein böss Gewissen auch darneben,
Vnd hat kein Glück in diesem Leben.
Du aber jetzt, O Frommer Mann!
Nimb mich mit Danckbarkeit fein an.
Brauch meiner mit Bescheidenheit,
So wirst du Glück han allezeit.

Fromm Man.

Wolan du lieber Schatz: Komm her.
Du kommst mir recht nach meim Begehr
Weil dich GOTT mir heut thut bescheren:
So will ich dich halten in Ehren,
Vnd dich recht Christlich brauchen fein;
Vnd neben meinen Kinderlein
GOTT dancksagen zu jeder frist, [39]
O Glück: wie recht du kommen bist!
Da gleich die Noth am grösten war.
Jetzt komm ich auss aller Gefahr.
Nun will ich dich mit mir heim tragen,
Ey, Was wird doch mein MurrGreth sagen:
Ich weiss sie wirdt vor Frewden lachen,
Vnd mir die besten Küchlein bachen.
Da wolln wir dann, bei guten Kugen [*l.* Kuchen],
Den Newen Wein auch recht versuchen.
Wir wölln trincken den aller besten;
Ja Aepffel, Birnen, Nussen, Kesten,
Vnd Haselniss ein gantzen hauffen,
Will ich nun meinen Kindern kauffen:
Vnd jhnen frey zum besten geben,
Sie müssen auch ein mal wol leben.
Wolan: komm her in GOTTES Nahmen,
GOTT ist mein Frewd. Das glaub ich, Amen.

Der Bawr nimbt das Glück oder den Knaben auff seine Arme vnd gehet darmit darvon. Die zwo halbe Kugeln bleiben liegen, vnd Warmund, Reichard vnd Spiel Cuntz bleibt jeder an seim ort stehen.

Der Lackey Alfantz kommt vnd singt. Im süssen Regenbogen Thon. wie folgt.

Ey, was soll ich doch machen?
Was soll ich fangen an?
Wie thue ich meiner Sachen?
Weil ich kein Dienst mag han.
Ich lauff vmb hie im Lande,
Hab kein Herren, mit Spott,
Vnd muss darzu mit schande
Fressen für Hungers noth
Das Bettelbrot.
Nach dem ich bin entloffen

Vom Seltenfromb dem Herren mein,
So hatt allein,
Mich alles Vnglück troffen
Es will kein Glück noch Stern mehr seyn.

Alfantz sagt weiter.

Schaw! wer kommt jetzund da herein
Ich glaub dass diss mein Herr werd seyn,
Von dem ich heimlich bin entloffen,
O weh mir! hett ich mich verschloffen.
Vor jhm ich nun nicht sicher bin.
Wo soll ich auss? wo soll ich hin?

Spiel Cuntz.

Setz dich herein vnd sey ohn sorgen:
Hierinnen bleibst du wol verborgen.
Diss wirdt in kein Gefahr dich bringen.

Hiermit sitzt Alfantz in die halb Kugel, vnnd deckt Spiel Cuntz den andern halben theil über jhn.

Seltenfromb.

Hab ich nicht erst hie hören singen,
Den Vogel der mir ist entflogen.
Oder hat mich die Stimm betrogen.
Ich hab den Lecker hie vernommen. [40]
Wo ist er so bald hin gekommen?
Vnd wer sindt die zwen, die da stehn?
Mich dunckt ich hab sie mehr gesehn.
Nun kan ich sie nicht recht erkennen:
Noch sie bey ihren Nahmen nennen
Glück zu, ihr Herrn! was gibt es guts?

Reichhart.

Nicht viel; wir sind trawriges Muths:
Dann das Glück will vns gar absagen,
Darvon hetten wir viel zu klagen.

Seltenfromb.

Ja. es geht mir auch gleich also:
Das muss ich euch jetzt klagen do:
Ich hett ein Freund. den ich, ohn Spott.
Wolt helffen auss all seiner Noth,
Vnd damit er in dieser Welt
Widerumb kommen möcht zu Gelt
So stafiert ich jhn in den dingen
Mit Kleidern Ketten vnd mit Ringen.
Damit ist er davon gezogen:
Vnd hat mich vmb diss alls betrogen
Darnach so hett ich einen Jungen,
Der ist mir auch darvon gesprungen.

Vnd hat mir auch etwas entragen,
Hett ich jhn ich wolt jhn zuschlagen:
Dass er sein lebtag denck an mich.

Reichhart.

Nun duncket mich gantz sicherlich,
Ich hab den Herren mehr gesehn.

Spiel Cuntz.

Ich kenn euch auch nicht alle zwen.

Warmund.

Ihr müst haben gar blöds Gesicht,
Wann jhr einander kennet nicht,
Dann ich sag mit Warheit frey,
Dass jhr euch samptlich alle drey
Erst habt gekennt vor einer Stund.
Das kan euch sagen, ich Warmundt.
Schaw! setz die Brillen auff die Nasen,
Dann wirst du sehen rechter massen,
Wer dieser sey, vnd auch der Mann.

Spiel Cuntz.

Ja, jetzund ich recht sehen kan,
Die Brill offenbahrt den Betrug,
Doch hab ich jhrer gar genug.
Steckt sie widrumb ein ohn beschwerd
Damit sie nicht zerbrochen werd.

Reichhart.

Nein, lasst mich doch die Brill auch schawen.

Spiel Cuntz.

Ach nein; es ist jhm nicht zu trawen.
Ihm zittern die Händ, solcher massen,
Er möcht die Brillen fallen lassen.
Es wär schad wann sie solt zubrechen.

Reichhart.

Ey! jhr habt nichts darzu zu sprechen. [41]

Warmund.

Alter Herr vmb der Warheit willen,
Will ich euch leyhen diese Brillen,
Damit jhr auch dadurch möcht sehen,
Wer die seyn, so da vor euch stehen.

Reichhart.

Die Brill ist warlich klar vnd rein.

Spiel Cuntz

Botz Veltes Sucht! was soll das seyn?
Der Teuffel schlag dir in die Händ,
Dass dich das Vnglück schend vnd blend.

Reichhart.

O wen seh ich da vor mir stahn?
Das ist der falsch betrieglich Mann,
Der mit der Kett mich hat betrogen.

Spiel Cuntz,

Du leugst, sag ich, es ist erlogen.

Reichhart.

Du wirst es mir nicht leugnen bald:
Ich kenn dein Gsicht vnd gantze gstalt
Ja auch die Kleidung gleicher weiss.

Spiel Cuntz.

Jetzund ists zeit dass ich aussreiss.

Reichhart.

O lieben Leut haltet den Mann,
Denn ich jhn nicht erlauffen kan. F
Weil er jung ist vnd ich bin Alt.
Halt auff, halt auff, halt auff, halt, halt.

Seltenfromb.

Ich glaub beym hültzen Steffan frey
Dass diss Spiel Cuntz gewesen sey.
Mein lieber Mann gebt mir bericht:
Ist ers gewesen? oder nicht?

Warmund.

Ja er ists selbst gewesen frey:
Was gehts euch an ob ers gleich sey?

Seltenfromb.

Ach, es geht mich nur zu viel an.

Warmund.

Auss was vrsach: kennt jhr jhn dann?

Seltenfromb.

Ich kenn jhn freylich, nun viel Jahr.
Auss vnd innen kenn ich jhn zwar.
Sein Schalckhafftigs Hertz gleicher massen.
Ich weiss vmb all sein thun vnd lassen.
O hett ich jhn ich wolt jhn schlagen,
Dass man jhn für tod müst hintragen.

Warmund.

Warumb das? was hat er gethan?

Seltenfromb.

Der schalckhafft vnd betrieglich Mann,
Hatt mir Kleider vnd Ring entwend.
Ey! wo kommt er hinn so behend.

Warmund. [42]

Vielleicht wirdt er bald widerkommen.
Wo hat er ewer Kleider genommen?
Vnd ewre Ring das sagt mir eben.

Seltenfromb.

Ich hatte sie jhm selbst gegeben.

Warmund.

Ey, so habt jhr zuklagen nicht.
Vnd in dem fall euch recht geschicht.
Dann habt jhr jhn gekennet frey
Was für List vnd Trug in jhm sey,
Vnd habt jhm über das vertrawt,
Da heists ja auff ein Sand gebawt:
Vnd dürfft von seinem Trug nichts sagen.
Ihr habt über euch selbst zu klagen.

Seltenfromb.

Er betreugt mich der Bösewicht.

Warmund.

Euch kan ich zwar recht geben nicht,
Weil jhr euch selbsten habt betrogen
Ihr soltets besser han bewogen:
Vnd besser betracht han die Sachen.
Ja, jhr seyd wol werth ausszulachen.

Seltenfromb.

Was habt jhr mich zu tribuliren.

Warmund.

Ey ja! man solt euch nit vexiren: Fii
Das jhr die Schantz habt übersehen.
Ich sag, es ist euch recht geschehen.
Ein Schalck den andern hat betrogen.
Das heist die Katz durchn Bach gezogen.
Was wolt jhr aber nun drauss machen:
Fürwar jhr seyd werth ausszulachen.

Seltenfromb.

Was wolt jhr viel ausslachen mich,
Last mich zu frieden sage ich:
Oder ich werff euch diss an Kopff.

Warmund

Was woltst du thun du Armer Tropff

Seltenfromb.

Das solst du wol erfahren jetzt

Hiermit hebt er den einen theil der Kugel auff.

Ey dass dich potz Quinten, was sitzt
Allda? Schaw dess Leckers: Wolan:
Treffen wir hie einander an?

Alfantz.

Oho! gemach, ich bitt für Gwalt.
Ey ich geb mich auch nicht so bald
Last mich ein wenig nur verschnauffen
Herr, woln wir vmb die wette lauffen

Seltenfromb.

Halt, halt, jetzt will ichs machen dir
Hebt jhr Leut, hebt den Lecker mir.

Sie lauffen vnd jagen einander darvon.

Warmund zum Beschluss.

SEht lieben Leut? was soll ich nun
Bey diesem Spiel allein hie thun?
Weil all Personen so geschwind,
Von diesem Platz geloffen sindt.
Vnd haben mich allein gelassen:
So muss ich auch wol, gleicher massen,
Abtretten, vnd wider heim gehen
Was soll ich hier alleine stehen.
Doch, eh dann ich allhier trett ab,
Etwas ich vor zu bitten hab
Von euch Zusehern allensamen,
Vnd solchs von wegen vnd im Namen,
Aller Personen in gemein,
So in dem Spiel gewesen seyn.
Ob sie villeicht nicht alle Sachen
So artig haben können machen.
Wie es wol billich hett seyn sollen:
Jedoch sie darbey hoffen wollen;
Ihr werdet diss, so jetzt geschehen,
Von ihnen im besten verstehen,
Vnd auffnehmen in freundligkeit:
Etwan kommt bald ein ander Zeit,

Da sie es besser werden machen.
Dann jhr wist, dass in diesen Sachen
Die übung muss das beste thun:
Wann sie sich dann mehr üben nun.
So werdet jhr als dann auch sehen,
Dass jhr Spiel wirdt besser abgehen. F iij
Nembt jetzt für gut: Bitt ich von allen,
Vnd last euch also wol gefallen
Diese geringe *Action.*
Wers aber helt für Spott vnnd Hohn.
Der wiss, dass man sein auch nicht acht.
Hiermit Ade zu guter Nacht.

ENDE.

[Verzierung.]

Nürnberg,
Inn verlegung Georg Leopold Fuhrmanns.

1613.

IX.

Wallfahrtsblättchen zu den drei Aehren.

Wallfahrtsbilder wurden in den früheren Jahrhunderten wie jetzt noch an Wallfahrtsorten zum Kauf angeboten und von Pilgern in Gebetbüchern oder unter Glas durch Generationen hindurch als Andenken aufbewahrt. Sie sind, was die früheren Jahrhunderte anbelangt, Seltenheiten unter den fliegenden Blättern geworden.

Von solchen Andenkenzetteln des Wallfahrtsortes Drei-Aehren sind uns doch verhältnismässig viele in einzelnen Exemplaren erhalten geblieben. Die meisten, wovon das eine von dem berühmten lothringischen Kupferstecher J. Callot (1625) hergestellt ist, sind in dem Werke von August Reinhard[1] abgebildet.

Ein bisher unbekanntes Wallfahrtsblatt von Drei-Aehren, vielleicht das älteste, wird in der Stadtbibliothek zu Schlettstadt aufbewahrt, und verdanken wir die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Güte des Herrn Stadtbibliothekars Dr. Gény. Unsere Abbildung stellt den Moment dar, wo der Sage[2] nach der Schmied Dietrich Schöre von Urbeis am 14. September 1491 sich nach Niedermorschweier auf den Markt begeben will. Unterwegs erscheint ihm am Bildstock die Himmelskönigin mit drei Aehren in der einen Hand und einem Eiszapfen in der andern, Fruchtbarkeit oder Hagel verkündend, falls die Umwohner unbussfertig in ihren Sünden beharren sollten. Zwischen beiden Gestalten befindet sich das Wappen von Ammerschweier, oben die Inschrift:

Vnser frow zû den dri ahren.
. . . . [3] ablass :/: amerschwir ban

---

[1] Trois Epis et environs, 1892.
[2] Vgl. A. Stoeber, Die Sagen des Elsasses. Neue Ausgabe besorgt von C. Mündel I. Theil S. 88.
[3] Undeutlich; entweder ein Zahlenzeichen, etwa VIII oder vielleicht: will.


Helfer frow zů den dri aheren.

X.

Aus einem Arzeneibuch von 1796.

Mitteilung von

W. Teichmann.

Am 5. Juni 1818 wurde in Bischheim am Saum bei Strassburg im Alter von 60 Jahren der Ackersmann Johann Georg Hummel beerdigt. Das jetzt lebende Geschlecht seines Dorfes weiss nichts mehr von ihm; auch die Kirchenbücher und das Civilstandsregister verzeichnen nur mit den üblichen Worten die Hauptbegebenheiten seines Erdenwallens, Taufe, Trauung und Tod, und er würde so wenig als andre Ackersleute seiner Zeit zu der Ehre gekommen sein, in diesem Jahrbuch verewigt zu werden, wenn er nicht ein Buch geschrieben hätte, welches mit andern alten Sachen in meine Hände gekommen ist, und aus dem es sich verlohnt, den Lesern einiges mitzuteilen.

Das Buch, ein solider Quartband von 292 Seiten mit Lederrücken, ist überschrieben:

Arzeneu-Buch Vor Menschen.

Gehört Johann Georg Hum̃el, ackersmann zu Bischheim am Saum.

Anno 1796 geschrieben.

Wer nicht weiss, wie dem Bauern seine Pferde ans Herz gewachsen sind, ist nach dieser Ueberschrift etwas überrascht, als erstes Rezept zu lesen: «Wann ein Ross krank Ist dass man nicht weiss was ihm fehlt» u. s. w., worauf noch dreiundzwanzig Seiten mit Heilmitteln für kranke Pferde folgen, ehe mit dem Rezept «Vor den Husten der Jungen Kinder» das eigentliche «Arzneu-Buch Vor Menschen» beginnt.

Die einzelnen Anweisungen würden wohl nur den Mediziner interessieren. Sie stammen wahrscheinlich in der Hauptmasse aus einem Doctor-Buch, wie deren im 18. Jahrhundert manche mit der ausdrücklichen Bestimmung «für die von Medicis abgelegenen Land-Leute, welche mit Gemeinen Haus-Mitteln oder wenig kostenden Artzneien sich selbst curiren», erschienen sind.[1] Wenn dabei zu einem guten «Pulver vür Alte schäden» geraten wird: «nim̄ Muschlen die die Pilger Tragen auf den Hüten» —, oder der Fall vorgesehen ist: «So einer geschossen wird mit einem Pfeil,» so möchte man für die Vorlage ein gewisses Alter annehmen. Sie reicht wohl bis S. 172, wo es heisst: Ende dieses Buchs. Bei den folgenden Rezepten ist öfter am Rand die Herkunft angegeben, z. B.: von Georg Götz dahier, oder: aus Eisenmanns Buch; aus dem Buch der barmhertziger Samariter genannt; stadschlosser; Fratel die Jüdin; des catholischen Pfarrers von Bischheim Heil und Kühlpflaster vür alle hitzige Schäden. Zuweilen ist auch eine Geheimschrift angewendet, griechische Buchstaben für die Konsonanten, die Zahlen 1—5 für die Vokale. So konnten unberufene Augen nicht nachlesen, dass z. B. S23gελöhλ, wε3στερbεντ3vöλ, Sαλμiαcksp3ρ3t und ωλ3vενωhλ das Mittel bildeten, welches Vater Hummel gegen Rückenweh den «abgelegenen Landleuten» aus Bischheim und Umgegend verriet.

Wenn es aber gewünscht wurde, konnte er noch mehr verraten. Hier und da zwischen den Rezepten aus seinem Doktorbuch, die schliesslich nur aussprechen, was vor Zeiten einmal ernst gemeinte medizinische Wissenschaft war, stehen Anweisungen andrer Art. Früher noch mehr als jetzt war das Volk geneigt, für unerklärliche Uebelstände auch geheimnissvolle, übernatürliche Ursachen anzunehmen, von ebensolchen Mitteln sich Abhilfe zu versprechen. Was unserm Ackersmann auf diesem Gebiet bekannt war, hat er auch in sein Arzeneu-Buch aufgezeichnet, und liefert uns so einen Beitrag zu der Geschichte des Aberglaubens. Da kaum zu befürchten ist, dass seine Rezepte jetzt noch Unheil anrichten, lasse ich diejenigen folgen, die zur Veröffentlichung geeignet erscheinen.

S. 11. Vor wüthende Hunds biss

Schreib diese Wort auf ein bappier und gibs zu essen

Abirona Abirona Abirona

S. 27. Item wann etwass gestohlen wird

Rp. den 10ten Augusti morgens frühe vor sonnen aufgang, grab weisse wegwarten unbeschrauen und wan̄ Etwass gestohlen

[1] z. B. 1743 eines zu Strassburg bei I. R. Dulssecker von dem Hoch-Gräfl. Hohenloischen Leib-Arzt, Georg Heinrich Behr.

wird, so soll man es Ihm unter den Kopff legen, so kombt der im schlaff sichbarlich für Der es gestohlen hat Ist bewährt und brobirt mit gottes hilff.

S. 28. Vür dass fieber henck diese wort an den Halss 9 Tag lang, und am 9ten Tag, Thus wieder Vom Halss In der Stund darin̄en Du es angehenckt hast und solsts In ein fliessendes Wasser werffen Im Namen XXX amen, ohn beschrauen.

+ Arbulacum +	+ Abrahanum +
+ Arbulacu +	+ Abrahanu +
+ Arbulac +	+ Abrahan +
+ Arbula +	+ Abraha +
+ Arbul +	+ Abrah +
+ Arbu +	+ Abra +
+ Arb +	+ Abr +
+ Ar +	+ Ab +
+ A +	+ A +

S. 29. Ein gewaltige Kunst Vür dass leib schwinden

Item so einer an seinem gantzen leib schwindet genennt die schwindsucht, so soll er nehmen von einem Toden Baum darin̄en eine Kindbetterin gelegen ist, und von demselbigen ein stücklein an den Halss hencken, so würde er wieder gesundt. — p. est fere

S. 38. Item wann ein wütender Hund ein Menschen oder Fieh gebissen hat, so geb man Ihm diese wort auff einem Käss zu Essen oder In den Käss Jaram kyram affram gaffram
Jagaran straka

S. 106. Vür den Wurm

J o b lag in dem mist
da rueff er auff zu kryst
dass in die maden Essen,
Da verbot er ihnen dass muss
Also Verbiet ich dir Wurm das muss
in Gottes namen Amen

Gemeint ist der Wurm am Finger. Das Arzeneu-Buch kennt auch andere Wurmkrankheiten, den auswerfenden Wurm, den Haarwurm, den Herzwurm, gibt aber für dieselben keine Segen, sondern Rezepte. Das erste Wort heisst im Buch selbst, J e s; dies ist aber offenbar verlesen oder verschrieben für J o b. Wir haben einen Nachklang des alten Wurmsegens vor uns, welchen Müllenhoff und Scherer Denkm. XLVII, 2 anführen.

S. 109. Ein Blut stellung

So geh in einen Kirchhoff, da die Todenköpff am Wetter liegen, und siehe wo sie am allermeisten Moos haben dass schab herab dass ist die allerbeste Kunst die du haben kanst.

S. 175. Vor die fliegen.

Wann du die Ersten Jungen Gänss siehst, so stiehl eins, Rühr sie Aber nicht mit Blosser Handt an, Reiss es entzwey. Bestreich das fieh damit, es wird sich Kein mucken daran setzen.

S. 181. Vor das fieber zu Vertreiben

schneide von einer Nussbaum Wurzel die in dem Boden in dem Grund ist, ein stücklein hinweg Im Namen XXX dieses schneid zu 9 mahlen und sprich Alle mahl die 3 höchsten namen indem Du schneidest, Bind es in ein Tüchlein, hängs mit einer schnur an halss, wañ du es 9 Tag am halss hast, so wirff es in ein fliessent wasser in der nemblichen stund da du es angehängt hast unbeschrauen. NB. Du darfst aber hernach kein nuss Von solchem Baum mehr Essen.

S. 221. Wann ein mensch Närrisch würd
das einem im Trunk gegeben ist worden —

So nimmt man ein Hasselnuss die man ongefehr findt die ein loch hat, Thu sie voll quecksilber, darnach ein spiegel von einer Pfauenfeder die steckt man zu dem quecksilber hinein in die nuss, schmier das loch zu mit wachs und hencks dem menschen an, lass hencken biss der mensch wieder in gutem stand ist darnach wirfft man dass dings in ein fliessendes wasser, probat. est.

S. 226. Vor alle Ansteckende Kranckheiten

Grabe wenn im September Tag und nacht gleich sind zwischen 11 und 12 uhr mittags die sogenannte Michaelis wurtzel deren Blume man Zeitlos nennt und auf den Wiesen wächst Wiesenzeitlosen genannt, diese Wurtzel nähe in ein Tüchlein und hänge sie an den halss, so bist du vor aller bösen lufft und ansteckenten seuche befreyet.

S. 269. Eine zauberin zu erkennen

Hast du auf eine persohn einen Argwohn dass sie eine Hexe sei, so stecke galgenholtz über die Thür, so wird sie nicht Eher aus dem Hausse gehen können Biss du das Holtz wieder abgenommen hast.

S. 274. Wieder die Zauberei am Rind Vieh

Alle Zaubereien stehen unter den planeten des Saturns und Monds: es sollen daher die Hexen die solarischen Jovialischen gewächse nicht leiden können, zum Exempel nichts Rothes, keine rothe Corallen, keinen scharlach — Ist nun Jemand oder dein fieh bezaubert worden, so nehme er solche Antipathetische gewächse, Thue sie in einen neuen Topff . . . decke den Topff zu und bringe ihn nach und nach ans feuer: so wird die Hexe erscheinen und Capitulieren wollen.

Vergrabe Teuffelsdreck mit reiner Asche zwischen 2 reinen

stützen unter die schwelle darüber menschen und fiehe gehen, der zauberer wird bey gesundem leibe verdorren.

Soll er aber in dem Jahre noch sterben, wann er besonders die zauberei an einem Pferdt verübet hat, so schneide dem Pferdt aus jedem Hufe ein spänlein, und von jedem ohr die oberste Haare und über den Augen auch ein Wenig, binde es zusammen, und wenn man einen leichnam begräbt so lass dass Alles mit vergraben. Der Zauberer muss sterben.

vor menschen

Löse die rinde am stam̄e eines Holter Baums ab und bohre gegen aufgang der sonnen ein loch in den Baum, darein stecke das Abgeschnittene von deinen Näglen und füssen, auch von deinen Haaren . . ., alles in einem rothen Tüchlein verwahret, verzapffe das loch mit Weiss Hagendorn Holtz zu, Verbinde die rinde und lege die Erde von der Wurtzel des Baumes darauf, so soll die Zauberin viele pein erdulten müssen und kom̄en.

S. 177. Wann das fieh beängstigt wird dass es schwitzt wische es mit einem Tuche ab, und schlage mit einer Hassel Ruthe aufs Tuch, die Zauberin wird erscheinen die schläge fühlen, um Vergebung flehen, und dem fiehe hinfort ruhen lassen.

S. 278 Eine Persohn in dich Verliebt zu machen.

Verschlinge eine Muscatnuss, suche sie wieder und Reibe davon etwas ins glass woraus die Persohn Trincken soll.

2. lege ein Muscatnuss in . . . und lass βλ:t aus deinem γωλδ finger dazu, lass sie Abtrocknen gibs im Trincken.

3. Begiesse einen Rossenstrauch wen du zur Ader gelassen hast mit deinem Blut, und gib hernach der Persohn von den Rossen zu riechen.

4. Haare, und Faden von einem ungewaschenen hembte der Person, laulicht Warm gekocht.

Gegen Mittel.

3. Must Du wieder deinen Willen lieben und ihr nach lauffen, zo ziehe ein par neue schuhe an, gehe geschwind darinn dass die füsse schwitzen; darnach ziehe den rechten schuhe aus und giess bier oder wein darein und trincke sodann aus dem schuh.

S. 280. Vor dass Kopff Wehe.

Binde gestossene Wacholterbeeren, salz, Küm̄el und Brodt auf die stirne, und wen̄ solches Trocken vergrabe es. es Hilft.

S. 284. Kom̄t der krancke mit dem leben davon oder Nicht.

1. Reibe des krancken fusssohle mit speck, und wirff den speck einem Hungrigen Hunde vor. frisst er denselben, so kom̄t er davon.

2. Zähle die Tage vom 26ten Brachmonat Biss auf den Tag da der patient kranck worden und Dividiere diese herraus

gefundene zahl, der zahl der Tage mit 3. Bleibt 1 übrig, so wird er Lange kranck bleiben. Bleibt 2 übrig, sterben und geht es auf genesen.

3. Nim ein wenig Brod Woven der krancke gebissen Hat, und woran speichel geblieben ist, und lege es an einen ort, wo weder sonne Noch mäuse Hin komen können. Nimt die kranckheit zu, so wird das Brod imer Bräuner, stirbt er gar, so wird es sechs stunden Vor seinem Tode gantz schwartz sein.

4. Mache die Waffen Womit einer Verwundet worden warm, streue sodann sandel pulver und Blutstein darauf. Ist die kranckheit nicht gefährlich so bleibt das pulver Trocken; stirbt aber der Verwundete so Wird dass Waffen Blut schwitzen.

6. Lege einen schmaragt einem der die schwere kranckheit hat, auf die Brust, stirbt er daran, so springt er in stücken probatum est.

Wieder den Zauberischen schuss.

Diese werden mit dem schiessgewehr, schlehendorn, Eichenzweige, Nadlen, fischangeln, Näglen aus Rosshüfen, und durch alle Andern Dinge, die von natur kalt und Trocken und also dem Saturnus unterworffen verrichtet. solche geschosse anfangs zu heilen ist leicht. dan so bald man den Balsam von Hasselmispel auf den schaden legt, so läst der schmertz nach. Ist aber das glied schon Entzündet, so muss man die Hitze wie Bey anderen zauberischen schäden mit farrenkrautswurtzel und Eichenlaub löschen, und Hernach Erst obigen Balsam anwenden. so wird der patient genesen und vom grunde aus geheilet werden.

2. Wird Jemand geschossen es sey an welchem orte des leibes es wolle und hat diesen edlen und vürtrefflichen balsam nicht so nehme er seinen Eigenen Koth und Rothen Knoblauch, mische es mit einem span durcheinander und lege diese salbe der natur auf dass verwundete, doch nicht Tödliche glied, so wird es wenn es unter 7 Tagen aufgelegt wird zu keinem geschwür komen.

Vor die Zauberei Durch Bilder.

Die Zauberer formieren Wachs Bilder, und stellen sich darunter die person die sie verletzen Wollen vor Solches stellen sie auf einen Eichbaum und schiessen darnach welchen ort sie nun an diesem Bilde Treffen, der nemliche ort wird an dem der hier vorgestellet wird gelähmt werden Dass wollen einige als einen schlag fluss, aber ohne grund betrachten.

Wan die zauberer dass Bild machen können dass es in der gesichts Bildung dem menschen acurat gleich sieht so ists Recht bey ihnen verfertigt zu des anderen verderben.

Gegen Mittel

Nim̄ rothen Bircken schwam̄ der im schatten der Bircke wächst auch rothe Erdschwamm heist, nem̄lich mit dem was davon unter der Erde steht, grabe ihn mit einem linden holtz das spitzig ist im 1sten Viertel des monds Ja nicht mit einem Eissen, dan dadurch wird der zauberer nur noch mehr gestärckt, diesen rothen Erdschwam̄ muss man stossen und Auflegen, und Was man nicht braucht In einer zinnernen Büchsen verwahren.

2) Bringen sie dadurch zu Wege das einem dass Hertz brennen und er krum gehen muss: . . . Er durchsticht ein Wachs Bild In dem er sich Jemanden dabei vorstellt mit Eichen Holtz und drehet es hernach am feuer herrum. so lange es nun beym feuer ist solange Empfindet auch der mensch auf den es gemüntzet ist eine unausstehliche angst. Wird es Aber gäntzlich gebraten so muss der mensch sterben.

4) Ettliche machen ein Wachs Bild das sie mit nadeln schlehen dorn und Eichen holtz an Allen gliedern Durchstechen dan vergraben sie dieses Bild unter eine schwelle worüber der Arme mensch der geplagt Wird gehen muss dass einem solchen Elenden, Nägel nadlen und Dornen ausgeschworen sind.

Gegen Mittel.

Verbrenne dieses Bild wenn du es finden kanst so wird der Krancke in 14 Tagen genesen.

Alle Wunden und schäden Sympathetisch zu heilen.

Nim̄ [folgt ein Rezept zu einer «Schmeer»], damit bestreiche die Waffen womit einer verwundet worden, verbinde und leg solche an einen Reinen ort wo es keine bewegung gibt, so Heilet die wunde ohne schmertzen: die wunde aber wasche des Tags zweymal . . . auss und Binde sie mit einem Tuche zu, kan man aber die waffen nicht haben so streiche Etliche Tropffen Bluts auss der Wunde auf ein Höltzlein und dieses stecke in die salbe, so hat es eben seine Wirckung und Heilet, ob sich schon der patient hernach viele stunden Weit entfernet. —

Auch von diesen Geheimmitteln werden manche auf eine gedruckte Quelle zurückzuführen sein; andre wenigstens auf schriftliche Aufzeichnungen. Ich habe schon in verschiedenen Häusern auf dem Lande solche einzelne Blätter mit einem oder mehreren Segen, Geheimmitteln u. dergl. gefunden, welche nach Papier und Schrift zu schliessen ein ziemliches Alter besitzen, früher einmal in einer Nothlage für schweres Geld von einem klugen Mann erkauft, jetzt zuweilen noch sorgfältig aufgehoben; denn man kann ja nicht wissen, ob nicht doch etwas dran ist. Hummel scheint solche Anweisungen gesammelt zu

haben. Dass er zur Aufzeichnung seiner Mittel sogar die griechischen Buchstaben erlernte, verrät eine gewisse Energie und grosses Interesse für die Sache. Er hat sich auch nicht nur theoretisch damit beschäftigt. Hier und da nennt er die Leute, welche von seinen Kenntnissen Gebrauch gemacht haben. Dass er und seine Frau darunter nicht fehlen, zeigt seinen guten Glauben. Nach seinem Tode blieb das Buch in der Familie. Die schwarze Kunst ging auf andre Leute über, und ist bis in die neueste Zeit hinein in Bischheim ausgeübt worden.

XI.

Vom Strassburger Gimpelmarkt

Anno 1577.

Mitteilung von

W. Teichmann.

Alle Freunde von Alt-Strassburg kennen das Gedicht, in welchem Ehrenfried Stöber dem jetzt seinem Ende entgegengehenden Gimpelmarkt ein Denkmal gesetzt hat:

Do geht d'r Herr Pfarrer von Auene:
Do bschauene!

Weniger bekannt dürfte sein, dass wir aus der Feder des Strassburger Satirikers Fischart ebenfalls eine poetische Beschreibung wenn auch nicht des ganzen Gimpelmarktes, so doch einer Gimplerin und ihres Krames besitzen. Dieselbe findet sich im «Flöhhaz» von 1577 (in Goedeke's Ausgabe der Dichtungen von Johann Fischart von 1880 Vers 1370 ff.). Hauptmann Kachelprut beschreibt die Schicksale seiner vier Flöhregimenter auf dem Markt. Dabei erzählt er:

Ain alt Weib sas dort wie der Tod
Am Grümpelmarkt, hat wolfail war.
Die wol so alt als sie alt war.
Alt Lumpen, windeln, Birenschniz,
Guffen und Nadeln one spiz,
Alt Hufeisen, die man mit lachen
Soll können zu Rostig gold machen,
Stumpff krumme Nägel, die die Buben
Im rägen aus den lachen gruben,
Zerprochen gläser, Spindelspitzen,
Bauchzapfen, Römisch Müntz aus pfitzen.
Und ander meh selzam Gerümpel
Alles gestümpelt und verhümpelt . . .

1385 Dieselb hat nach alten gepräuchen,
Die her von Eve Belz solln raichen
Ain lätzen Belz um, sah daraus
Wie ain Schilt Krott aus irem Haus . . .
1407 Und weil sie unter sich hat gstellt
Ain alten Hafen für die Kält . . .
Dan sie inn der Glut Kästen protet,
Vnd weil sie ain Käst nicht het gschrotet,
1425 So ward dieselbig gar aufrörisch,
Vnd macht die ganze Glut Rumörisch u. s. w.

In der ersten Ausgabe von 1573 ist der Gimpelmarkt nur kurz erwähnt mit den Worten:

Ein alt Weib hett ein lätzen Beltz
Am Gümpelmarckt, nach jrem prauch,
Was inwendig vnd aussen rauch,

Bei der ersten Ausgabe hat Fischart den Matthias Holzwart von Horburg benützt. Dieser wird wohl den Colmarer Gimpelmarkt im Auge gehabt haben. Bei der zweiten Ausgabe that Fischart mehr von seinem Eigenen hinzu, indem er Holzwarts Andeutungen weiter ausmalte. Aus der einfachen Erwähnung des alten Weibes schuf er eine Gestalt, welche förmlich greifbar vor uns steht, und deren lebende Vorbilder sicher den damaligen Strassburger Gimpelmarkt zierten.

XII.

Bemerkungen und Berichtigungen

zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten Bd. I.

Von

A. Landau

(Wien).

Unter den «weitergehenden Abkürzungen» S. IX fehlt Bf. (= Benfeld).

Im Ortsregister fehlen: Ingersh. s. Masik 717 b s. Phisik 149. — Ndrsept. (= Untersept) 254. 697. — Schaffhsn. s. Landle 348. — Schlierb. s. Keck 429. — Steinbr. s. Karchle 467 b. s. mauschele 730 b. s. Knoblauch 547 b. s. Maüχ 646 b. — Winzenh. s. Gut 247. —

Im Quellenregister fehlt: Hirtz Ged. s. Krottenawwel 528. s. Mul 672.

aχilik 11 ist dasselbe wie e Chillig: es ist mir gleichgiltig 430b.

Ytr 83 ist jüdisch = Gewinn (von späthebr. jittur, das Hinzugefügte), also ironisch: e nëtte Ueter = Verlust.

Ox Box 85 b ist doch wohl Hocus Pocus.

Zu Karia 229 vgl. rotwelsch gari = penis bei Pfister Nachtr. z. Gesch. der Räuberbanden etc. (1812) 358. Falkenberg, Darstellung von Räubern etc. II, 399 (1818) gari(o) Grolman Wörterb. d. Spitzbubenspr. (1822). Freistädter Gaunerglossar im Archiv f. Kriminalanthropologie II, 246. aus zigeun. Kari Pott, Zigeuner II, 94.

Götsche 406 ist nicht Dem. von Jakob, sondern: Götz vgl. Götschli (1694) Alem. 23, 112. Götschel (1507) bei Scheid, Hist. des Juifs d'Alsace 78, und die alten Koseformen für Gott-

fried: Getze, Getzo, Gotschelin u. s. w. (13.—14. Jahrh.) Wormser Urkundenbuch I, 432—33. II, 6. 817.

Jantələ 408 ist nicht die jüd. Form von Ferdinanda, sondern Dem. des nicht seltenen jüd. Namens Jente, früher (13. —15. Jahrh.) Genta geschrieben, z. B. Ulrich, Sammlung jüdischer Geschichten, Zürich 1770, 187. 447.

jâsə 412 b ist jüd. jarschen(en) = erben s. Avé-Lallement D. deutsche Gaunertum IV, 383.

Patərškhiliš, Kalbin 416 von jüd. pattersch, schwanger, trächtig Avé-Lall. IV, 586, vgl. badersch Els.-L. Jahrb. 13, S. 176.

Khæilə 468 b ist nicht Koseform von Karoline, sondern der alte Name Kela z. B. bei Löwenstein, Gesch. d. Juden in d. Kurpfalz, Frkf. 1895 S. 151. 218 f. und öfter.

In Lo^{h}käs als abschlagender Antwort 473 b liegt wahrscheinlich ein Wortspiel vor, indem bei der ersten Silbe an jüd. lô, lau, nein gedacht wird. Aus demselben lau und dem hebr. lònu, uns, ist læilónə 538 zusammengesetzt.

Khæitərlə, Gefängniss 480 aus hebr. Cheder, Zimmer, Gemach, von den elsäss. Juden χéidər ausgesprochen. Jahrb. 12, S. 86.

Kleft, Kluft = Kleid 491 soll jüd. Ursprungs sein. DWb. 5, 1267.

Laip 542 b ist nicht = Leopold, sondern der jüd. Name Löb, Löw. In Kaiserurkunden von 1343: Lew, Leb. Lewe, Lebe öfter im 14.—15. Jahrh. Löwenstein a. a. O., 3. 22. 33. 287 u. öfter. Leibli 1716 ib. Leib im Elsass öfter. Revue des Études Juives 31, 87.

Lachedöuti 547 b hat nichts mit lĕschon hakódesch zu thun, ist vielmehr der Anfang des Refrains eines am Freitag Abend gesungenen Gebetes. Vgl. Heines Romanzero II. Buch Prinzessin Sabbath: Lecho Daudi Likras Kalle. (Von Heine unrichtig dem Jehuda ben Halevy zugeschrieben.)

Geklube^{n}s s. Lumpe 589—90 fehlt unter Klube^{n}.

Liŋkər, Dieb 598 b ist rotwelsch. Avé-Lall. IV, 567.

Ûralàpa 601 ist, wie aus den Belegen hervorgeht, nicht Ohrmuschel, sondern Ohrläppchen.

èltseχ s. lässig 612 gehört zu èltsiχ, ranzig 31 b.

Lastik in L.-schue^{he}, L.-sti^{e}fele 617 b ist vielleicht nicht Gummi elasticum, sondern das englische Lasting, ein Wollenstoff, aus dem Frauenschuhe (auch ohne elastischen Einsatz) verfertigt wurden und wohl noch werden. [Nein, es ist thatsächlich der Stoffgummieinsatz gemeint. Lht.]

Lustergrossel, Hebamme 621 b fehlt unter Grossel 282 b.

Zu Lèitš, Geldstück 630 b vgl. rotw. Etsch, Kreuzer, Pfister a. a. O. 217, Verkürzung von Etschkreuzer. Schmeller

I, 178. Laitsch, Christensen, Verzeichn. v. Räubern etc. (1814) 49. 54. Ehtsch, Loitsch, Laitsch, Grolman a. a. O., 18. 40. 43. Nedsch, Netscher Avé-Lall. IV, 578. Freistädter Glossar a. a. O. II, 234. Das n aus dem Zahlwort oder unbest. Artikel in den Anlaut gezogen; l für n ist nichts seltenes vgl. Lèšiærəs 618, lætrâl 629 b, Lotâri 794.

Naust = Hochzeit s. machen 641 fehlt als selbständiger Artikel.

Mètinə 652. hebr. medinah bedeutet nicht «Gesellschaft» sondern «Land».

Zu Melone 669 b wäre anzuführen das franz. (Chapeau) melon, nach Rigaud, Dict. du jargon parisien (1878) die im J. 1877 modische Form.

Zu E guets Mul han, etw. gegessen od. getrunken haben, von dem man einen guten Nachgeschmack hat, 672 vgl. frz. pour la bonne bouche.

Zu Minetti Katze 690 vgl. frz. Minette.

Druckfehler:

In dem Kinderreim: Eins, zwei, do u. s. w. 45 b muss im dritten Vers sechsmal statt fünfmal «fini» stehen, weil sonst eine der erforderlichen 20 Hebungen fehlen würde. Vgl. z. B. Germania 22, 189.

S. 198 s. gaudel statt gaudiu l. gaudium.

S. 204 s. güger st. membr. vaile l. virile.

Min Vatter ist kein Glaser 262 kann auch heissen: Din —

S. 281 st. Fingergas l. Fingergras.

S. 308 b s. Bockhüfel st. dass das vierte oben liegt: lies die vierte.

XIII.

Drei Volksmärchen

aus dem Gebirgsdorf Reipertsweiler bei Lichtenberg i. E.

Mitgeteilt von

Georg Martzolff.[1]

1. Der Mann mit den drei Hunden.

Vor Zeiten lebte eine Familie, die hatte einen Sohn. Als der Sohn älter wurde, sagte er zu seinem Vater: «Ich will jetzt fort in die Fremde und mir etwas Geld ersparen.» Und der Vater erlaubte es ihm und gab ihm zu seiner Reise drei Schäflein mit.

Als er nun auf der Reise war, begegnete ihm ein alter Mann. Der sagte zu dem Sohn: «Wo willst du denn hin mit deinen drei Schäflein?» Und der junge Bursche erzählte dem alten Mann alles, was er vor hatte. Als der alte Mann hörte, was er vor hatte, sagte er zu dem Burschen: «Gib mir deine drei Schäflein, so will ich dir meine drei Hunde geben; denn wenn du hier in den Wald kommst, geht's dir nicht gut. In diesem Wald sind Räuber, die werden dich tot schlagen. Wenn du aber diese Hunde hast, die werden dich aus aller Not erretten. Und die Hunde heissen: der erste Stahlbrecheisen, der zweite Merkauf und der dritte Geschwindwiederwind. Und dazu noch ein Pfeifchen, damit wenn du pfeifst, so können die Hunde sein, wo sie wollen, so hören sie's und kommen dir zu Hilfe». So geht er nun und gibt dem Mann die Schafe für die Hunde und zieht seinen Weg fort.

---

[1] In Satzbau und Wortstand dem Volke nacherzählt. Nur die mundartlichen Lautformen sind durch schriftdeutsche ersetzt worden.

Als er nun in den Wald kam, so wurde es Nacht. Und er kam an ein Haus und ging hinein und traf niemand als eine alte Frau an. Die fragte er, ob er nicht übernachten könnte. Sie sagte: «Doch!» Und er liess sich etwas zu essen vorstellen, und alsdann wollte er schlafen gehn.

In der Nacht kamen zwölf Räuber. Sie fragten die alte Frau, ob nichts angekommen wäre. Sie sagte: «Doch; aber der hat drei grosse Hunde. Und die würden euch alle zerreissen, wenn ihr ihn töten wollt. Aber,» sagte die Alte weiter, «wisst ihr, was wir machen? Er will morgen auch noch hier bleiben, und da werde ich ihn ein wenig fortschicken in den Wald auf die Jagd und mir einen Hasen schiessen lassen. Ihr haltet euch hier auf, und ich werde machen, dass er die Hunde hier lässt. So werdet ihr ihn schon bekommen!»

Als es Tag ward, so sagte die Alte zu ihm, dass er möge auf die Jagd gehen, einen Hasen zu schiessen, und die Hunde ihr zum Zeitvertreib zu Hause zu lassen. Und so geschah es auch. Nun ging er fort in den Wald. Und als er einige Meter fort war, so stürzten die zwölf Räuber aus dem Walde auf ihn zu und schrieen: «Nun haben wir dich doch!» Er aber hielt an und sagte zu den Räubern, ehe sie ihn töten, so möchte er noch auf den Baum steigen und ein Gebet verrichten. Sie erlaubten es ihm. Und als er auf dem Baum sass, zog er seine Pfeife heraus und pfiff. Aber die Hunde kamen nicht. Weil sie miteinander spielten, so hörten sie es nicht. Er pfiff noch einmal. Da sagte der Merkauf zu seinen Kameraden: «Hört, unser Herr ist in grosser Gefahr!» Die alte Frau hatte die Hunde aber hinter drei eiserne Thore eingesperrt. Und der Stahlbrecheisen sagte zu seinen Kameraden: «Wir wollen uns auf machen und sehn, was vorgeht.» Und der Hund zersprengte die drei Thore, und sie kamen zu ihrem Herrn. Und als er sie sah, sagte der Herr zu ihnen: «Nun macht euch einmal lustig mit den zwölf Räubern!» Und sie zerrissen alle zwölf. Nun ging er zurück in das Haus und hieb der alten Frau den Kopf ab, und die Hunde zerfetzten sie.

Nun ging er seinen Weg weiter und kam in eine Stadt. Die war schwarz verhängt mit Fahnen zur Trauer. Da fragte er, was das ist und was das bedeuten soll. Und die Leute sagten zu ihm: «Jedes Jahr wird die älteste Tochter in der Stadt von einem Drachen geholt, der sieben Köpfe hat. Und dieses Jahr ist's gerade des Königs Tochter.» Er fragte, ob sie nicht zu erlösen wäre. Die Antwort war: «Nein!» Er fragte, um welche Stunde; und es hiess, um zwölf Uhr.

Und er machte sich an den Platz, wo die Königstochter geholt werden soll. Als nun der Drache kam, so packte der

Geschwindwiederwind den Drachen am Schwanz, und die andern zwei hielten ihn fest. Und der junge Bursche hieb ihm die sieben Köpfe ab. So war die Königstochter erlöst. Er aber schnitt aus jedem Kopf die Zunge und nahm sie mit. Die Königstochter aber sagte, sie würde keinen heiraten denn ihn, und sagte ihm vielen Dank. Es war aber aus der Stadt ein Bursche nachgeschlichen, um zu sehn, was er mit dem Drachen ausführen werde, und lauschte, was die Königstochter zu ihrem Erlöser sagte. Aber der Erlöser versprach ihr, sie aufs nächste Jahr zu heiraten, und ging fort. Der andre trat nun zu ihr und sprach: «So du mir nicht versprichst, mich zu heiraten, so musst du doch sterben.» Er ging hin und nahm die sieben Köpfe des Drachen mit.

Auf ein Jahr kam der Erlöser wieder in die Stadt. Da war alles rot umhängt. Er fragte wieder, was das zu bedeuten hat. Und man sagte ihm, dass heute die Königstochter Hochzeit habe mit einem Burschen aus der Stadt, der sie voriges Jahr erlöst hat von dem Drachen. Da sagte er: «Ich wette mit euch, dass mein Hund den Trinkbecher der Prinzessin holt.» Er schickte ihn fort, und er kam und hatte ihn. Dann sagte er: «Ich wette, dass mein Hund den Ehering von der Hand holt.» Er schickte ihn wieder fort, und er kam gleich und hatte ihn. Die Prinzessin sagte das ihrem Vater, dass das die Hunde sind, die sie erlöst hatten. Da liess man den Burschen mit den drei Hunden her holen. Er kam und nahm Platz und lauschte, wie der andere, der die sieben Köpfe hatte, erzählte von der Erlösung. Da sagte er: «Welcher unter denen glaubt ihr, dass die Prinzessin erlöst hat, der die Köpfe hat oder der die Zungen hat?» Sie antworteten aber alle: «Der die Zungen hat.» Und so wurde der Betrüger mit vier Ochsen zerrissen. Und der die Zungen hatte und ihr Erlöser war, heiratete sie und wurde dann König.

2. Der Hühnerkuchen.

Ein Mann von Reipertsweiler war über Land mit Besen. In einem Bauerndorf kam er in ein Haus, worin gebacken wurde. Die Bauersfrau reichte ihm ein Stück Kuchen. Sie hatte aber auch noch Kuchen für die Hühner gebacken, damit sie viele Eier legen sollten. Der lag auf der Speichertreppe. Indem er hinausging, nahm er einen davon mit und ass ihn vor dem Dorfe. Jetzt musste er auch Eier legen und nachher gackern. Er erzählte später: Das Eierlegen hat mir nicht so leid gethan wie das Gackern.

3. Vom Mariannchen.

Es war einmal ein Förster und eine Försterin, die hatten eine Tochter. Der Förster starb jung. Die Försterin war aber ein sehr schönes Weib und hatte eine Wirtschaft. Und es kamen allerhand junge Herren zu ihr, die sich mit ihr verkurzweilten. Die Tochter aber wuchs heran und wurde noch viel schöner als die Mutter. Und die Gesellschaft sprach mehr mit der Tochter als mit der Mutter. Die Tochter war aber ein braves Mädchen.

Da bekam die Mutter einen heimlichen Hass über sie und gedachte sie töten zu lassen. Eines Tages sprach sie zu ihrem Knechte Johann: «Nimm Mariannchen und geh mit ihr in den Wald und töte sie.» Da erschrak er und sagte: «Ach, wie kann ich das thun, Mariannchen, ein so braves Mädchen, töten!» Sie aber versprach ihm: «Wenn du es thust, so heirate ich dich.» Und er antwortete: «Wenn es so ist, so will ich es thun.» Und sie sagte noch: «Zum Zeichen musst du mir beide Hände von ihr mitbringen.»

Des andern Tags sprach der Knecht zu der Tochter: «Komm mit mir in den Wald, wir wollen Reiser holen.» Und sie ging mit ihm. Als sie weit in den Wald kamen, sagte sie: «Ich weiss nicht, Johann, du gehst so weit in den Wald, dass wir nicht mehr hinaus kommen.» Er antwortete ihr: «Um Reiser brauchst du dich nicht mehr zu bekümmern, ich muss dich jetzt töten». Da erschrak sie sehr und bat: «Ach, Johann, du wirst doch das nicht thun!» Er aber sprach: «Deine Mutter will es haben.» Und sie sagte: «Ach, wenn meine Mutter das befohlen hat, so lass mich gehn; ich will ihr nicht mehr vor die Augen kommen.» Er sprach: «Ja, liebes Mariannchen, zum Zeichen muss ich ja deine beiden Hände mitbringen.» Sie sprach: «So haue mir sie ab und lass mich gehn.» Und er hieb ihr beide Hände ab und verband sie ihr noch gut und liess sie gehn.

Sie ging jetzt fort mit grossen Schmerzen immer weiter in den Wald. Endlich sah sie ein schönes Schloss und einen schönen Garten daneben mit allerhand Spalierobst. Und sie gedachte, wie sie sich da hinein schleichen wolle bei der Nacht und essen. Als es Nacht war und alles still, schlich sie sich in den Garten und ass von dem Obst. Weil sie aber keine Hände hatte, musste sie es von den Bäumen abbeissen. Des andern Morgens, als der junge König in dem Garten spazieren ging, sah er, dass das Obst alles so verbissen war. Da sprach er zu den Dienern: «Es ist ein wildes Tier in dem Garten gewesen; ihr müsst heute Nacht besser acht geben». Sie

kam wieder; aber sie wurden sie nicht gewahr. Des andern Morgens, als der König wieder spazieren ging, war alles noch viel mehr verbissen. Er wurde zornig und sprach: «Jetzt will ich selber wachen.»

Um Mitternacht hörte er etwas. Er rief: «Wer da? Ist es ein Mensch, so gib Antwort; ist es ein Tier, so schiesse ich.» Da vernahm er ein leises Schluchzen und er eilte hinzu. Als er hinkam, siehe, da war es eine Weibsperson. Er liess das Gewehr fallen und fragte sie, warum sie in den Garten gehe und warum sie das Obst nicht abpflücke. Sie antwortete, weil sie keine Hände hätte. Er nahm sie mit und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie erzählte ihm alles, und er verwunderte sich sehr über ihre Schönheit.

Des Morgens ging er hinein zu den Eltern und sprach: «Heute Nacht habe ich das Tier gefangen; aber solch ein schönes Tier habe ich noch nicht gesehn.» Und sie sprachen: «So zeige es uns!» Und er führte sie hinein. Als sie sie sahen, erschraken sie wegen ihrer Schönheit und gedachten wohl, dass er sie lieb gewönne. Er sagte: «Das soll mein Weib werden.» Sie wehrten aber ab und sprachen: «Weil sie keine Hände hat, wirst du sie überdrüssig werden.» Er antwortete: «Für das kann ich ihr Mägde geben.» Und er heiratete sie, und sie lebten in Frieden miteinander, und die Eltern hatten sie auch lieb.

Es trug sich aber zu, als sie kaum ein Jahr verheiratet waren, dass er fort in den Krieg musste. Sie war schwanger und gebar zwei Söhne. Und sie thaten es ihm zu wissen. Aber er bekam einen falschen Brief, dass sie zwei Hunde geboren hätte. Er schrieb, sie sollten sie laufen lassen, bis er heim komme; dann wolle er sich den besten wählen. Aber sie bekam diesen Brief auch nicht. Statt dessen bekam sie einen Brief, dass man die zwei Söhne töten und sie verbrennen solle. Als sie diesen Brief bekam und ihn las, wurde es ihr ohnmächtig, und die Eltern erschraken. Als sie wieder zu sich kam, fragte sie, was denn wäre und gab ihnen den Brief. Und sie erschraken und erzürnten sich über ihren Sohn; denn sie hatten Mariannchen lieb. Sie bat, sie sollten sie doch beim Leben lassen, sie wolle in den Wald gehen und nicht mehr ans Tageslicht kommen. Da machten sie ihr eine Einrichtung, dass sie die zwei Kinder anhängen konnte, eins auf den Rücken, das andere auf die Brust, und liessen sie gehen und gaben ihr noch viel Geld mit.

So ging sie nun fort und immer fort. Endlich kam sie an ein Wasser. Da machte sie ihre Kinder los, um die Windeln zu waschen, und nahm sie mit den Stumpen und schwengte sie. Als sie

sie so schwengte, gingen auf der andern Seite zwei Männer, Petrus und Lazarus. Und Petrus sprach zu Lazarus: «O die Bedauernswerte! Wäre es nicht gut, wenn sie ihre beiden Hände wieder hätte!» Da gingen sie hin zu ihr und fragten sie, ob sie denn ihre beiden Hände nicht wieder wolle. Sie antwortete, da wollte sie dem Herrn danken, wenn das noch einmal sein könnte. Und sie gaben ihr beide Hände. Sie dankte ihnen und sprach: «Jetzt will ich gehen und will arbeiten, dass mir das Blut aus den Fingern herausläuft.» Sie aber sagten: «Nein, hier an dieser Stelle sollt ihr bleiben, und wir wollen euch eine Hütte bauen, und hier werdet ihr euer Glück wieder finden.» Da sprach sie: «So will ich hier bleiben.»

Jetzt hatte auch der Krieg ein Ende genommen, und ihr Mann kam auch wieder glücklich nach Hause. Als er aber in den Hof kam, grüsste ihn kein Diener. Und als er in das Schloss kam, sassen da Vater und Mutter und machten ihm saure Gesichter. Er fragte, warum das wäre. Sie antworteten: «Wer kann dich grüssen, wenn man Frau und Kinder so unschuldig töten lässt!» Als er das hörte, wurde es ihm ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, fragte er, ob sie denn nicht mehr am Leben sei. Sie antworteten, sie wüssten es nicht, sie hätte gesagt, sie gehe in den Wald und wolle nicht mehr an das Tageslicht kommen. Und es wurde ihm noch einmal ohnmächtig. Dann zeigte er ihnen seinen Brief. Da sahen sie, dass alles Falschheit war.

Jetzt schickte er Briefe aus in alle Lande, ob Mariannchen nicht zu finden wäre. Aber er erfuhr nichts von ihr, und es war ihm sehr leid um sie. Da trug es sich einmal zu, dass er mit seinen Dienern auf die Jagd ritt. Er ritt ein wenig besonders von den andern weg und kam an eine Hütte. Mariannchen schaute heraus. Er dachte, man würde glauben, das wäre sein Weib, wenn sie nicht ihre Hände hätte. Es war auch ein Bänkchen vor der Hütte. Er fragte, ob er nicht darauf ausruhen dürfe. Sie erlaubte es ihm; aber sie fürchtete sich. Als er eine Weile auf der Bank lag, liess er seinen einen Arm herabfallen. Sie sprach zu Petrus: «Gehe hin und lege deinem Vater den Arm herauf, dass er nicht so müde wird.» Petrus sprach: «Du sagst doch, unser Vater ist im Himmel.» Sie antwortete: «Ja, mein Kind, aber das ist dein irdischer Vater.» Und er liess auch das Bein herabfallen. Da redete sie auch so zu Lazarus, und er fragte auch so. Jetzt konnte er sich aber nicht mehr länger halten und sprang auf und fragte sie, ob sie denn wirklich Mariannchen wäre. Und sie sprach: «Ja!» Da drückte er sie an sein Herz und weinte laut und sie auch. Er fragte sie, wo sie denn ihre Hände bekommen hätte, und sie

sagte es ihm. Und er erzählte ihr, dass alles falsch gewesen wäre mit den Briefen.

Er ritt zu seinen Dienern, dass sie heim ritten und einen Wagen holten. Als sie wieder kam, war grosse Freude im Schloss und in der ganzen Stadt. Sie hielten wieder eine Hochzeit und luden auch ihre Mutter dazu. Sie freute sich, dass sie zu des Königs Hochzeit geladen wurde, und kam. Als sie gegessen hatten, sprach der König: «Jetzt soll jeder Gast sein Urteil sprechen über solch ein Weib, das ihrer Tochter die beiden Hände abhauen lässt.» Und ein jeder sagte sein Urteil. Als die Reihe an sie kam, sagte sie: «Das ist alles nicht genug; so eine gehört alle Stunde mit feurigen Zangen gepfetzt und mit feurigen Ruten gepeitscht.» Da sprach der König: «So, jetzt hast du dir selber das Urteil gesprochen.» Und von Stund an wurde sie mit feurigen Zangen gepfetzt und mit feurigen Ruten gepeitscht. Dann liessen sie Mariannchen heraus.

XIV.

Dialektgedichte.

1. 'S Münster in d'r Owesunn!

Von

August Ziegel.

Wenn d'Sunnestrahle goldig leje
Am Owe-n üwer unsrer Stadt,
No duet's mich hin zuem Münster zeje,
Am Lueje wurr i dort nit satt!
Die alte Münsterstein, die gröje,
Die fange-n als ze glänze-n an,
Wie d'Farwe vom e Räjeböje,
Dass m'r's nit schöner treffe kann!

Ich mein als grad, die Bilder lewe
Un grüsse mich vom Durn eraa!
Viel schöni Engel sieh i schwewe
Am ganze Münster uff-en-aa!
Sie mache mit d'r Hand e Zeiche,
Wie wenn's e Gruess vom Himmel wär,
Duen vor de Heil'ge sich verneige,
De König, Kaiser, hin un her!

Wit offe stehn sie d'Kirchethüre,
M'r sieht wie's Fenster glänzt im Chor,
Grad wie wenn d'Engel jüwiliere,
So kumme schöni Tön evor!

Un d'Lit, wo welle gschwind und gschäfdi,
Verbej als gehn, die kehre-n um,
Ich sieh wie Mancher, still andächdi,
Dort nüwer luejt, in's Heiligthum!
Wie Kupfer glänze d'Stein, die glatte,

Dort bie d'r Ros, am Hauptportal!
Un d'Bilder werfe langi Schatte,
Die Süle, Dürnle, ohne Zahl!
Do luejt d'r Himmel eim ergeje,
Von unte, bis dort nuff in d'Kron!
Ich wott so gern in d'Höh nuff steje,
Min Herz dort drowe bete lon!

Un als meh hell wurd's jetz im Dunkle.
D'Stein wäre rot, wie vom e Brand!
De König ihri Krone funkle,
Un's Zepter glänzt in ihrer Hand!
D'ehrwürd'ge Bischöf, d'heil'ge Fraue,
Mit ihre Gsichter, fromm un fin,
Duen so verklärt erunter schaue,
Im Glanz von ihrem Heilgeschin!

Un üwer-m Lueje-n un Betrachte,
Ze merk ich dass d'Sunn untergeht,
Die gold'ge Strahle steje sachte,
Bis do, wo unser Heiland steht
Ich sieh wie dorte, ihm ze Füsse,
Zwei Engel sich jetz hingsetzt han,
Un während ne d'Apostel grüsse,
Fangt's Glockelite drowe-n an.

Jetz fange d'König an ze ritte!
Es wurd lewendi am Portal!
Ich sieh wie d'Heil'ge uffwärts ditte!
'S bewejt sich Alles üwerall!
Die steinre Bluemekelch, die zarte,
Die spinne nuff am Gotteshüs,
Un d'Thierer üs 'm Schöpfungsgaarte,
Die kumme zue de Stein erüs!

Ich steh un luej un kann nix saaue.
Vom Stüne wurd's m'r wohl un weh!
Ich mein 's duet mich en Engel traaue,
Uff sine-n Aerm, dort nuff in d'Höh!
Ich hör wie d'Königsmäntel rüsche!
Un während ich um d'Heil'ge schweb,
Duen sie e Gruess mitnander tüsche
Un lüpfe's Kriz un d'Hirtestäb!

Do wott i bliwe, wott nim nunter!
'S rueft mir e Stimm, vom Durn eraa:
Nimm unsre Seje mit erunter,
Sej uns willkumme, jede Daa!

De Lit in Strossburj kann m'r saaue,
Dass mir uff's Münster gewe-n Acht,
Mir helfe's bschütze, helfe's traaue,
Un duen for's bete, Daa un Nacht!

Ich steh als do, 's hört uff ze litte,
'S wurd finster während i noch luej,
Dort drüwe-n am Portal isch Fridde,
Un alli Bilder stehn in Ruehj.
Ich awer bet, dass d'Stein, die alte,
Uns heilig bliewe, gross un klein!
Dass Gott dis Münster möcht erhalte,
D'r Vadderstadt ihr Edelstein!

---

2. Gedichte.

Von

Eugen Fallot.

Der Dichter, der unter dem Namen E. F. Landsmann bis jetzt sieben Hefte seiner Gedichte veröffentlicht hat, ist am 27. August 1837 zu Mülhausen geboren als Abkömmling einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus den Cevennen (dem Vivarais) geflohenen Familie, die dann in Mömpelgard das Gerbergewerbe betrieben hatte. Er selbst hat als Druckzeichner bei Samuel Ludwig Schönhaupt gearbeitet. In Mülhausen stand er mit den Brüdern Stöber in Verbindung, und auswärts mit Claus Groth. Seine Gedichte geben den Gefühlen innigen Ausdruck, die das Familienleben in seinem Wechsel der Geschicke mit sich bringt, und solchen ernsten Gedanken, wie sie die Geschichte des Landes in der letzten Zeit wohl anregen mag: sie gewähren uns den Einblick in ein sanftes Gemüt, eine nachdenkliche Stimmung. Die Schreibweise des Dichters ist beibehalten worden, obschon sie von der gewöhnlichen ziemlich abweicht. Er selbst nennt die Sammlung ‚ShtupfälAArä‘ und ‚Achtsht Häft‘ seiner, Mīlhüüsärditshä Gedīchtär, gshrīīvä ganz viä mä räd fīr d gnaiä Khäntnus fo dr Shprooch‘. Also A = helles a; ī helles i; v = w.

D Shïndärgaslär.

(Vunsh.)

Dat Lęben is en Wannern,
Nix blifft dar bestahn,
Een folgt wi de Annern,
All mœt wie gahn.
Awer de Thorn wist na baben,
Na'n Hęben
Rop na en beter Lęben. . . .
Klaus Groth.

I mächt gaarn noch heerä ä n alämanish Liäd
Vo noch ufkhumä n ïsh üs äm ditshä Gebliät.
Fo voo sol s ärteenä, mi Haarz, sag mär, vohaar?
D Shtamshprooch fo dä Fatär ïsh dä Sïïn iäzä z shvaar,
Un blïïvä n ïsh nit mee as nur d Ärïnärung;
I dangk ärä drfïïr as sïï mär sïngt ä Rung.

Dr häärlig Alärheechsht vo sho nur si Namä
Aläs machtig umshliäst als d eevigä Ramä
Fo Hïmäl un Aardä, hat uns Färgangligä
In mïldä Liävä zaigt s Pfand fom Unshtaarvligä,
Un ä haarzligär Troosht und Müät välä shangkä
In dr eedlä Goob fom hailigä Gedangkä.

Nit haa n i ïn mim Sïn fo Fïïrshtä n un Groosä
Vo sitär d Üürzitä Land un Lit färloosä;
Um shtüünligä Häldä ïsh s mär vïïrklig o nït;
Färzeel mä vam mä vïl ïrä blüätigä Trït.

O frïndlig Gedangkä, düü vo aim leerä müäsh,
Mïïr ïnigä Gsälshaft so trailig laishtä tüäsh,
Dü sïïsh vas mïr foorshvaabt, als güätär Khamäraad;
Ia. dä vaish vas i main, s ïsh d altä Shtat fom Raad,
Däärt vo fom Baargläland d Il khunt üs ïräm Taal
Un friäiär trïïvä hat säks Mïïlä Shvaal an Shvaal.

Vo d Rïngmüürä n üsgeet ïn ä shtumfär Äkä
Un längsht andrä Hiisär dr Ziägälhoof däkä,
Vo d Bach zsamälaifä untä bim Volfäloch
Hïntr äm altä Shlachthüs, ä Paar. diä vïsä s noch,
Vo dr Tuurn rüäiig lüägt ïn si Gasä n aavä,
Iorhundärtägraai un fo dr Gshïchtä gshaavä,
Däärt vo n är uf si Oort bïs iäz vïl Achtung gaa
Hat är fo dr Altshtat d lätshtä Khïndär noch gsaa.

In dïïr aarmär Vïngkäl hat noch glabt d fräiä Buurg;
Klaibïïrgär, Handvarkslit. grïng Folk un nït ai Shuurk.
Vaar vaist, vaar khänt sä noch, diä eerligä Namä?
Vaar khaa sä fïr d Noozit ïn ä Büäch ufnamä?
Doch neetig ïsh das nït, sä sïn nït färloorä,
Viä d briämtshtä fo Room sïn sä n ufgshrïïvä voorä.

Dr Maishtär vo sïï alä hat machä z äntshtee
Un vo foor ïm gaar nit fom Gshäpf däärf untärgee,
Vïrd niämools färgasä s deemiätigshtä Shtraavä
Vo gnuzt hat züä sim Ziil, ïm eelandshtä Laavä
Fo daanä vo gshpïïlt han ïn Iüügändfraidä doo,
Änandär ghulfä n als un zlätsht furtgfiärt drnoo.
Doo sïn Glïkstaag duurä ïn Froosïn un Aifalt,
Un haisä Traanä n o bi Liävä shtïl un khalt.

Mït Eerfurcht sïït dr Frïnd da bshaidänä Boodä
Vo gvoont un gvandält han so färvantä Tootä.
Ish vool das Shtïklä Valt noo n äm Shïndär bekhant,
So blibt s doch fïr ä Tail s alärhailigshtä Land;
Maag d Züäkhumft ïr Shlaaiär no Lusht drïïvärhangkä,
«Doo ïsh diä Gasä gsïï,» häist s furt ïm Gedangkä.

Büävä fo salämools, geboorä däärt, gfalä
N ïm Laif fo n äirä Taag, ïch, dr shvächsht fo n alä,
Haa solä färzeelä n unsrä Liäväsioorä;
Iäz ïsh s io folbrocht un sitär Oovä voorä.

I vais, är lüägä züä. i vais as är loosä
Viä for fufzig Sumär, ïïr d Klainä n un d Groosä,
Vän als fo Mïlhüüsä n un o fo sinär Shprooch
Mïr traimt han, zsamäkrüpt un alä Khäpf so nooch,
Uf dr Hüstïïräplatä, vo s do ghaisä hat:
«Ä Shprooch viä unsrä doo hat gvïs khai andrä Shtat;
Doch sot mä sä shriivä ganz gnai viä mä sä räd.
Das ïsh vas am liäbshtä n ä ieedär fo n is hät;
Vän das nur äpär taat, vä mä vïl khaa mä vool,
S var soo n ä sheenä Sach; vaish vaas, mach düü s ämool.» —

Büävä fo salär Zit, geboorä däärt, gfalä
N ïm Laif fo n äirä Taag, ïch, dr grïngsht fo n alä,
Haa solä färzeelä n unsrä Liäväsioorä;
Iäz ïsh s dän folbrocht un sitär Oovä voorä.

Sä sïn also gshrïïvä un gshrïïvä n uf diä Aart
Gvunshä fo n äiräm Haarz un vardä soo bevaart;
Soo, är sï mär Ziigä, han grät unsrä n Altä,
Un äich, minä Liävä, mi Voort ha n i ghaltä;
Im Khamäraad si Shtïm sol ïvär d Tootsgraavä
Äich ärfraiä n ïm Glïk fom eevigä Laavä

18 Vïntärmoonät 1899.

D Shaarmiis.

Lüägä viä d Shaarmiis shaarä
Iväraal ïn dr Shtat
Un Shut un Shtaib üslaarä
As dr Vüächär Plaz hat.

O, lee mi numä griinä
Uf dAnä n altä ShtAi;
S vïrd mär khAi Taag me shiinä
In dAm i mi noch frAi.

Sä sïn alä n ïm Shvïndäl
Fo dr FärAndärung;
Fom Häär züäm äärmshtä Gsïndä
Ish s Näiä nuur ïm Shvung.

Gnaad hat nur khänä fïndä
Fo n ïrä n altä Brich,
Sïch geegäsitig z shïndä
Un z pflAAgä n ïrä Bich.

Sheens grïndä, Näis ufrïchtä,
Shiint nAt ïn vAm dra gvïnt;
S Eervïïrdigä z färnïchtä
Züä dAm ZvAk ïsh ä Sïnd.

Viä n ä Rotä mït SAkslä
N ä Gaartä viäsht färdäärbt,
Soo shandä sä n un vAkslä
S Bïld fo dä n Altä gäärbt.

Doch sïn sä meer z bedüürä
Fïr s Eedlä blïnd un taib,
As diä miäshdäktä Müürä
In ïräm lätshtä Shtaib.

Viä ïsh da Tïïrmäl z nänä
In danä Zitä doo?
Fo r Giz sïch s Hïïrn z färränä,
Das ainzig macht sä froo.

S ïsh fäärig, nAAi, sä khänä
Gaar nit me losä shtee;
Sä tAtä d VAlt färbränä
Fïr ä Par Groshä mee!

So meegä sä dän vuurgsä
An Giz un GAld un Güät.
Fol bïs an Hals dra gluksä;
Mïïr macht das khAi bees Blüät.

Doch dAA vo zäärsht hat baiä
Shtält äiär BAshlä shtïl;
OomAchtig miän är bshaiä
Vas är befïïlt un vïl.

Är liäbt noch viä for Zitä
Vas träi ïsh, rAin un voor;
Dr Shtolz vïïrft är uf d Sitä
Graad viä for taisig Ioor.

Dr Lusht tüät Khumär folgä,
Noo Nacht glAnzt Moorgäroot;
Uf d Sumärhïz gït s Vulkä,
Noom LAAvä n ïsh dr Toot.

Vas är noch vïrd gshAA losä,
Ä Näirung ïsh das nït;
Fo n eevig hat är bshlosä
Vas äs drnoo noch gït.

28 Häärbshtmoonät 1899.

XV.

Ludwig Alfred Erichson.

Lebensumriss

von

Aug. E.

Wenn der historisch-litterarische Zweigverein des Vogesen-Clubs den Wunsch gehegt hat, seinem Jahrbuch für 1902 einen Lebensumriss des im vergangenen Jahre verstorbenen D. Erichson einzufügen, so ist das gewiss berechtigt. Erichson stand ja eine Zeit lang mitten drin in dem Kreis als lebhaft interessiertes und thätiges Mitglied dieses Zweigvereins. Und dann — was noch schwerer wiegt — wie sollte überhaupt ein «Jahrbuch für Geschichte . . . Elsass-Lothringens» an dem Namen und an der Gestalt des langjährigen «Studiendirektors» vorbeikommen! In den letzten 30 Jahren hat wohl keiner mehr als er der elsässischen Geschichte gedient; da kehrte kein irgendwie wichtiges Datum aus unserer oft so bedeutenden Vergangenheit, zumal aus der Reformationszeit, wieder, das er nicht auf Grund eifriger und eingehender Forschung in grösseren oder kleineren Veröffentlichungen, in Zeitungen oder Zeitschriften, in deutscher oder französischer Sprache gebührend gewürdigt hätte. Und fast durchweg machte er bei seinen Arbeiten dem Vogesen-Club Ehre: Er war ein rechter Pfadfinder, der an den lange verschütteten Anfang eines manchen Weges einen neuen Wegweiser setzte, also dass von ihm wohl mehr Anregung ausging, als sich je nachweisen lässt. Die einschlägigen Artikel von seiner Hand sind zahllos; er hat sie für sich gesammelt und in vier Quart-

bänden hinterlassen. Die Broschüren und Bücher, die er verfasste oder an denen er mitgewirkt hat, stellen wir anhangsweise zusammen.

Ludwig Alfred Erichson war geboren am 16. Juni 1843 in Münster im Ober-Elsass; sein Vater war durch viele Jahre hindurch Kassierer in dem bekannten Hause Hartmann. Die väterliche Familie war schwedischen Ursprungs, doch schon an die 200 Jahre im Elsass ansässig. Die drei letzten Geschlechter



Ludwig Alfred Erichson.

der Vorfahren hatten in elsässischen Pfarrhäusern gewohnt und gewirkt; so Erichson's Grossvater in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in Baldenheim bei Schlettstadt. Früh zeigte sich auch bei dem aufgeweckten Knaben Neigung zum geistlichen Amte. Seine Schulbildung gestaltete sich dem entsprechend. Nachdem Pfarrer Steinbrenner aus Münster mit Privatunterricht ausgeholfen, besuchte Erichson das Lyzeum von Colmar, das er rasch durchlief, immer erste Preise sich erringend.

1860 zog er nach Strassburg an die theologische Fakultät.

Der erst Siebzehnjährige mit seinem welligen Haar sah schier noch knabenhaft aus; dabei erfüllte ihn aber gewissenhafter Ernst und eifrige Strebsamkeit, die ihn sein ganzes Leben lang zierten. Doch fehlte auch der frische und fröhliche Sinn nicht. So schloss er sich der Studentenverbindung «Wilhelmitana» an, der er stets treu blieb und deren Wahlspruch: Frei! Froh! Fromm! ihm allezeit ein Ideal war.

Im Jahre 1865 bestand der junge Kandidat sein theologisches Examen. Das Thema seiner These lautete: «Jésus et les questions sociales.» Vorübergehend verwaltete dann Erichson eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen Waldner de Freundstein in Sulz im Ober-Elsass, bis ihm, dem Wissens- und Bildungsdurstigen, auf Grund einer Preisarbeit ein Reisestipendium den Besuch der Haupt-Universitätsstädte Deutschlands ermöglichte. In die Heimat zurückgekehrt, versah er Vikarsdienste bei Inspektor Lange in Schiltigheim. 1867 wurde er Pfarrverweser auf dem Evangelisationsposten in Kaysersberg. Hier gründete er seinen Hausstand mit Lina Heyler, Tochter des Pfarrers und geistlichen Inspektors Heyler zu Beblenheim. 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, siedelte die junge Familie in's Pfarrhaus von Hürtigheim in der Nähe von Strassburg über.

Schon in diesen ersten Jahren selbständiger pfarramtlicher Thätigkeit fand Erichson Zeit, seinem wissenschaftlichen Drang nach seiner Anlage und Begabung gerecht zu werden; mit peinlicher Sorgfalt ging er der Vergangenheit seiner Gemeinden nach, und was ihm die Archive darüber enthüllt, erzählte er dem Volke in zwei Broschüren: «Le protestantisme à Kaysersberg» (1871) und «Eine elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mitteilungen über Hürtigheim» (1872). Mit diesen Erstlingsveröffentlichungen hat er die ersten Spatenstiche auf dem Acker gethan, den er darnach so oft und oft so glücklich bearbeitete.

Reichliche Gelegenheit zu solcher Arbeit bot das neue Amt, zu dem Erichson 1873 von Hürtigheim aus berufen wurde. Wohl nahm er es ernst mit seiner Stellung als Direktor des theologischen Studienstiftes St. Wilhelm. Davon zeugen ein paar Zeilen aus einem Briefe vom 3. Juli 1873: «In den nächsten Tagen soll das Direktorium meine Ernennung als Direktor des Studienstiftes bestätigen. Mit dem grössten Ernst und mit Vertrauen auf Gottes Hülfe sehe ich diese neue Laufbahn sich mir eröffnen. Dabei werde ich nicht Propaganda treiben, nicht aufzwingen wollen, sondern immer suchen und ringen, zum Studium auffordern, zu einem ordentlichen Wandel, wie er jedem christlichen Studenten und Diener Christi in

jedem Amt und Stand geziemt, anhalten.» Und zu dieser eigentlichen Berufsarbeit kamen nun in Strassburg so mancherlei Nebenämter. Er war erst, bis 1878, Vikar an St. Thomae bei Prof. Baum, seinem verehrten Lehrer und väterlichen Freund; dann, seit 1882, «Freiprediger». Seit dem Tode von Charles Schmidt lag ihm die Verwaltung des Thomas-Archivs ob. Wie manche Zeit wurde auch in Anspruch genommen durch dieses und jenes «Comité» in diesem und jenem Verein (Gustav Adolf-Verein, Bibelgesellschaft, Union libérale, Evangelisch-protestantischer Verein, Evangelischer Bund, Société pour la conservation des monuments historiques u. a.). Wie viel Kraft und wie manche Stunde erforderte auch die Arbeit am «Evangelisch-protestantischen Kirchenboten», den er 1872 mit begründen half und an dessen Herausgabe er bis zur Stunde seines Todes mit Leib und Seele beteiligt war.

Aber bei aller Thätigkeit in der Gegenwart fand er, der wie selten einer jede Sekunde auszukaufen verstand, immer noch Zeit, auch in unserer elsässischen Vergangenheit zu leben, um dieselbe mit seiner Feder neu erstehen zu lassen. Wir gehen auf die einzelnen Publikationen hier nicht ein; wir verweisen dafür auf das angefügte Schriftenverzeichnis. Ein aufmerksamer Blick in dasselbe bietet die Erklärung und ausreichende Rechtfertigung dafür, dass im Jahre 1885 die Theologische Fakultät von Zürich Erichson das Licentiaten-Diplom zustellte, und dass die hiesige Theologische Fakultät ihm 1896 den Doktorgrad verlieh.

Hervorgehoben sei nur die grosse Ausgabe der Werke Calvin's, die, einst in den Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Reuss, Cunitz und Baum begonnen, von Erichson nach zwölfjähriger Arbeit im Herbst 1900 gerade vor seiner Erkrankung mit dem 59. Bande abgeschlossen wurde. Mit dem letzten Bande und als Anhang zu diesem grossartigen Werke erschien auch die Bibliographia Calviniana, darinnen er mit unglaublich geduldigem Fleiss alle Ausgaben von Calvin's Büchern und dazu alles das zusammengestellt hat, was bis 1900 über Calvin geschrieben worden. Wahrlich «unser Stiftsdirektor» hat den Namen verdient, den ihm einmal einer seiner Kritiker gab, — «der Benediktiner vom Thomasstaden». Von seinem Benediktinerfleiss legt auch eine reichhaltige Excerptensammlung Zeugnis ab, deren Stoff er im Laufe der Jahre beim Durchstöbern der Bibliotheken und hauptsächlich der Archive Strassburgs und anderer Städte zusammentrug und nach Stichworten alphabetisch ordnete; dieselbe ist nach letztwilliger Verfügung der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek einverleibt worden.

Ja, das war ein hervorstechender Zug in seinem Bilde — der rastlose, in aller Bescheidenheit emsig forschende Fleiss, der Erichson zu einem Gelehrten gemacht hat, dem auf dem Gebiete unserer Reformationsgeschichte schliesslich keiner gleichkam. In dieser seiner Schaffenskraft trat ein echt elsässisch-alemannischer Zug zu Tage — die eiserne, zuweilen auch einmal trotzige Beharrlichkeit, die unbekümmert um alle Hindernisse in aller Stille nur ihr Ziel verfolgt; diese stille Beharrlichkeit ist es auch vor allem gewesen, die, wie Prof. D. Holtzmann in seiner Gedenkrede am Begräbnistag in der St. Thomaskirche so richtig urteilte, Erichson innerhalb unserer Landeskirche als Vertreter des Liberalismus eine grosse Bedeutung verschaffte. Der herrlichste Zug aber in seinem Wesen war ein echt christlicher — eine Dienstfertigkeit ohne Grenzen. An die 600 Stiftler haben ihn zum Direktor gehabt (hat er doch 1898 sein 25jähriges Stiftsjubiläum feiern dürfen); wer aber von alle denen ihn je brauchte, hat niemals vergebens angeklopft. Und in gleicher Weise war er oft nach allen Seiten hin ein williger «Nothelfer», auch über die Grenzen unseres Landes hinaus.

Der Tod ereilte ihn ausserhalb dieser Grenzen. Von schwerem Leiden, das nach gewagter Operation gehoben schien, suchte Erichson im sonnigen Süden völlige Heilung. Die Genesung machte auch sichtlich Fortschritte. Da setzte unerwartet, als er schon auf der Heimreise begriffen war, in Genua ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel; er starb auf der Fahrt vom Bahnhof an der Seite seiner Gattin am 12. April 1901. Mit der Mutter trauerten vier Söhne, von denen der erste Arzt in Münster ist, der zweite Apotheker in Strassburg: der dritte steht am Ende seines theologischen Studiums, während der vierte im Hause Hartmann zu Münster die kaufmännische Laufbahn verfolgt.

Am 19. April 1901 haben wir, nach einer kirchlichen Feier zu St. Thomae, in grosser Schar seinen Sarg zu Grabe geleitet.

Verzeichnis der Schriften von L. A. Erichson.

1. Jésus et les questions sociales. 1866.

2. Le protestantisme à Kaysersberg. 1871.

3. Eine elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mitteilungen über Hürtigheim (mit einem Vorwort von Prof. Baum). 1872.

4. Ueber die Abnahme der Theologie-Studierenden in Elsass-Lothringen. 1875.

5. Die evangelische Gemeinde zu Benfeld in alter und neuer Zeit. 1877.

6. Matthäus Zell, der erste elsässische Reformator. 1878.

7. Das Marburger Religionsgespräch über das Abendmahl im Jahre 1529 (nach ungedruckten Strassburger Urkunden). 1880.

8. Hedio's Itinerarium. — 3 Briefe Butzers (Okt. 1529 — März 1530). — Separatabdrücke aus der Zeitschrift für Kirchengesch. 1880.

9. Denkschrift der theol. Studentenverbindung Wilhelmitana zu Strassburg, 1855—1880. 1881.

10. «Ein' feste Burg.» Entstehung, Inhalt und Geschichte des Lutherliedes. 1883.

11. Zwingli's Tod und dessen Beurteilung durch Zeitgenossen (zumeist nach ungedruckten Strassburger und Züricher Urkunden). 1883.

12. Zwingli und die elsässischen Reformatoren. 1884.

13. Das Strassburger Universitätsfest vom Jahr 1621. 1884.

14. Zur Erinnerung an den Brand des Collegium Wilhelmitanum (mit einer Rede von Prof. Baum). 1885.

15. L'église française de Strasbourg au XVI. siècle (d'après des documents inédits). 1886.

16. Stimmen über das Strassburger Gymnasium aus vierthalb Jahrhunderten. 1888.

17. Martin Butzer, der elsässische Reformator (3 Auflagen). 1891.

18. Notizen über den handschriftlichen Nachlass und die gedruckten Briefe Butzers. Verzeichnis der Litteratur über Butzer. (Mentz und Erichson: Zur 400jährigen Geburtsfeier Martin Butzers). 1891.

19. Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544—1894. 1894.

20. Die Calvinische und die Alt-Strassburgische Gottesdienstordnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Liturgie in der evangelischen Kirche. 1894.

21. Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. Ed. Reuss, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verf. zusammen mit Pfr. Lic. Dr. Horst. 7 Bde. 1892—1894.

22. L'origine de la confession de péchés dite de Calvin. 1896.

23. Das Duell im alten Strassburg. 1897.

24. Der alten Strassburger Hochschule erstes Jahrhundertfest am 1. Mai 1617. 1897.

25. Joannis Calvini opera, quae supersunt, omnia. Ediderunt G. Baum, Ed. Cunitz, Ed. Reuss. — Erichson Mitarbeiter und dann alleiniger Herausgeber, 1888—1900.

26. Bibliographia Calviniana. a) Catalogus operum Calvini chronologicus. b) Catalogus systematicus operum quae sunt de Calvino cum indice auctorum alphabetico. 1900.

XVI.

Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

IV. Bericht[1]

von

E. Martin.

Für das Jahr 1901 hat der Ausschuss dankbar zu berichten, dass Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach an Stelle des verewigten Grossherzogs Karl Alexander das Protektorat über die Denkmalsangelegenheit huldvollst anzunehmen geruht hat.

Der preisgekrönte Künstler, Herr Ernst Wägener, hatte für die Nebenfiguren die Gestalten des Götz und Faust ausgearbeitet, wünschte dann aber vielmehr die lyrische und die dramatische Muse aufzustellen, womit sich der Ausschuss nach der Besichtigung der schönen Entwürfe dazu gern einverstanden erklärt hat.

---

[1] S. zuletzt Jahrbuch XVII, 253 ff.

XVII.

Chronik für 1901.

28. Febr. Landesausschuss bewilligt die Geldmittel zum Wiederaufbau der Hohkönigsburg.

29. März. Geh. Reg. Rat Gymnasial-Direktor Kromayer in Weissenburg feiert sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum.

12. April. In Genua stirbt Stiftsdirektor D. Erichson (geb. 16. Juni 1843 in Münster).

10—13. Mai. Der Kaiser in Strassburg anwesend, 12. 13. Mai die Kaiserin. Am 12. legt der Kaiser den Grundstein zum Neubau der Hohkönigsburg.

6. Juli stirbt in Ragaz Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (geb. 31. März 1819 zu Rotenburg b. Fulda).

4—6. Aug. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hält seine XII. Hauptversammlung in Strassburg ab.

5. Aug. Staatssekretär v. Puttkamer tritt zurück, seine Stelle nimmt der Staatssekretär v. Köller ein.

21. Sept. Verbandstag der deutschen Touristenvereine in Strassburg.

1—4. Okt. Die 46. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner findet in Strassburg statt.

30—31. Okt. Versammlung des allg. protestantischen Missionsvereins in Strassburg.

3. Nov. Einweihung des Aussichtgerüstes auf dem Hahnenberg bei Grendelbruch.

30. Dez. In San Remo stirbt Geh. Reg. Rat F. X. Kraus, Prof. zu Freiburg i. B. Verf. von Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen Str. 1876—89.

XVIII.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandsversammlung

am 17. November 1901, vormittags 10½ Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Harbordt, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Euting, Kassel, Renaud, v. Schlumberger.

Laut Bericht des Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Martin, wurde je ein Abzug des 17. Jahrgangs des Jahrbuchs bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Statthalter, Sr. Excellenz dem Staatssekretär v. Köller und Sr. Excellenz dem Staatssekretär a. D. v. Puttkamer abgegeben. In einem Dankschreiben vom 17. Okt. 1902 hat S. Durchlaucht der Herr Statthalter wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuchs bewilligt.

Das Ersuchen des Bibliographischen Instituts um Ueberlassung eines Abzugs unsres Mitgliederverzeichnisses wurde mit Rücksicht darauf, das z. Z. ein solches Verzeichnis nicht vorhanden ist und nur mit grossem Zeitaufwande herzustellen wäre, abgelehnt.

Nach dem Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Buchhändlers Mündel, sind die Beiträge von 2490 Mitgliedern eingegangen. Er schlägt vor, in der allgemeinen Sitzung wiederum den Druck von 3000 Abzügen des nächsten Jahrbuches zu beantragen.

Als Ersatz für das verstorbene Vorstandsmitglied Herrn Stiftsdirektor D. Erichson soll Herr Gymnasialdirektor Prof. Lempfrid aus Hagenau empfohlen werden.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Beurteilung an einzelne Mitglieder übergeben. Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einem kurzen Nachruf für das verstorbene Vorstandsmitglied D. Erichson, zu dessen Ehrung sich die Anwesenden von ihren Sitzen erheben. Er berichtet sodann über die in dem letzten Sitzungsberichte erwähnten Tagungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner, denen der 17. Jahrgang unsres Jahrbuchs geschenkt wurde, sowie über die Versammlung der deutschen geschichtlichen Vereine in Freiburg, wo eine neue Sektion für Volkskunde gegründet worden ist.

Er teilt ferner mit, dass der 300-Mark Zuschuss wieder bewilligt worden ist und beantragt unter Hinweis auf die Mitgliederzahl vom neuen Jahrbuch 3000 Abzüge herstellen zu lassen, wogegen sich kein Widerspruch erhebt.

Zu Rechnungsprüfern wurden von der Versammlung die abwesenden Herren Dr. v. Borries und Dr. Horst ernannt, mit denen sich der Schatzmeister in Verbindung setzen soll.

Bei der nun folgenden Neuwahl dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Mitglieder die Wahl dankend an. Da aus dem Schosse der Versammlung ein Wunsch über den Ersatzmann für D. Erichson nicht geäussert wird, empfiehlt der Vorsitzende die Wahl des Direktors Lempfrid : dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

Zum Schluss hielt Herr Prof. Dr. Hollaender den angekündigten Vortrag über das Thema: «Ein Anschlag gegen die Unabhängigkeit Strassburgs im Jahre 1579».

Schluss der Sitzung: 12 Uhr.

2. Vorstandssitzung.

am 5. März 1902, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, Lempfrid, Renaud, v. Schlumberger, Stehle.

Die für das Jahrbuch eingelaufenen Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs des Jahrbuchs wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt.

Schluss der Sitzung: 4¼ Uhr.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XIX. JAHRGANG.



STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1903.

Inhalt.

Seite.

I.

Gedichte.

1. Heimat, wie hab' ich dich so lieb![1]

Von

August Dietz.

In Interlaken einst, an lauem Abend,
Sah ich das prächt'ge Glüh'n der Firnenhöh'n,
Es war ein Schauspiel herzerfreulich labend,
Ein Wunderpanorama, märchenschön:
Indes sich wob der Nacht verschwiegner Schleier,
Des Tages grandiose Abschiedsfeier.

Und wieder hab', in königlicher Reinheit,
Wie eine holdverklärte Himmelsbraut,
Hoch thronend über irdischer Gemeinheit,
Von Wengernalp die Jungfrau ich geschaut, —
Ein majestät'scher Anblick zum Entzücken,
Das schmerzensreichste Herz noch zu beglücken.

Auf Scheideck, wie erschütternd Donnergrollen,
An hundert mächt'gen Felsen allzumal
Das Echo weckend, die Lawinen rollen
Hört' ich ins abgrundtiefe Nebeltal,
Bei Grindelwald, bis an der Gletscher Grenzen,
Sah ich die Alpenrosen blühend glänzen.

Und ihr, o Abendfahrten, wunderholde,
Auf des Brienzer Seees Zauberflut,
Wenn, leuchtend wie in blassem Zwielichtgolde,
Darauf des Mondes Schimmer magisch ruht,
Noch schwebt ihr mir, trotz doppelter Verjährung,
Vor'm Geiste stets, im Glanze der Verklärung! . . .

---

[1] Aus der grössern, noch unveröffentlichten Dichtung «Romeo».

Und dennoch, Wasigen, auf Sehnsuchtsflügeln,
Trotz aller Gletscherfirnen stolzer Pracht,
Wie flog ich oft nach deinen trauten Hügeln,
Nach deiner Berge waldesdunkler Nacht,
Nach deinen Burgen, die die Berge zieren,
Träumend von Minnesang und Kraftturnieren.

Dort, in der Heimat eine Jungfrau blühet,
In hehrer Reinheit, keiner andern gleich?
Und minniglich dort eine Rose glühet,
Wie keine in dem weiten Alpenreich . . . .
Dir, einz'ge Heimat, bleib' ich treu ergeben
Dich, Elsass, liebe ich mit Leib und Leben . . .

---

2. Grauftal.[1]

Von

Hedera Helix.

Des Grauftals Felsen, staunt, sie lernten sehen,
Mit Menschenaugen schauen sie hinab.
Ihr spürt den Lebensodem kräftig wehen
Nicht aussen hier nur, auch im Felsengrab:
Das Lied vom Menschenleben — von den Wänden
Der Felsen klingt's, geweckt von Menschenhänden.

Was von der Wiege bis zur Totenbahre
Des Menschen Herz bewegt — dem engen Raum
Der Felsenhöhle weckt es wunderbare
Akkorde, selbst zu atmen wagt sie kaum.
Schaut: als gefühllos geltend — Felsenräume, —
Beschirmend hier der Armen Lebensträume!

---

3. Im Beinhaus zu Kaysersberg.

Von

Th. Vulpinus.

Alle Menschenherzen
Eins dem andern schulden:
Was die Kleinen dulden,
Soll die Grossen schmerzen.
Was die Grossen leiden,
Soll die Kleinen lehren,
Um die eiteln Ehren
Nicht sie zu beneiden. —

[1] Grauftal bei Oberhof im Zinseltale, bekannt durch seine Höhlenwohnungen in den Sandsteinfelsen.

Alle, Klein und Grosse,
Kommen doch zusammen,
Dem sie all entstammen,
In Frau Erdens Schosse.
Ob Gemein, ob Edel,
Nach dem letzten Jammer
In der dunkeln Kammer
Schädel liegt an Schädel. —

---

4. D' Storkeneschter.

Von

August Ziegel.

I denk oft dran, denn's isch zue schad:
In unsrer liewe Vadderstadt
Git's nim viel Storkeneschter meh!
Drum luej i aa nim gern in d'Höh.
Denn wenn i suech so manichs Nescht
Von unsre liewe Summergäscht,
Ze find i's nim, un's ärjert mich,
Wenn i die spitz'ge Sache sich,
Die mancher Vadder oder Sohn
Het uf d'Kaminhüet setze lon,
For d'arme Storke ze verdriwe,
Dass sie vom Hüs eweck müen bliwe.
Es isch jo wohr, i due's verstehn.
E Hüsherr het viel üszegstehn
Mit so 'me Nescht uf sinem Dach:
Dis bringt 'm halt viel Ungemach!
Do fallt e Hüffe Dings eraa,
Rutscht alles üwer d'Ziejel naa:
Feldsache, gross und kleini Ris,
Au Fuederabfall, doodi Mis;
Un's Spatzevolk, dis duet dran zopfe,
Dis alles duet de Nooch verstopfe.
Im Stork sim Nescht sieht's süfer üss;
Denn er wirft sine Mischt erüs.
Der fallt uf's Dach erab wie Schlim,
Klebt an de Ziejel grad wie Lim;
Und manchmol — wohr isch's, was i saa —
Fallt ebs d'rvon uf d' Lit eraa.
Was awer uf 'm Dach bliit leje,
Dis kann im Stork m'r nit verzeje.
Nadirli duet d'r Hüsherr brumme:
«Jetzt muess d'r Mürer widder kumme!
Ersch vor 'm Johr — es isch nim schön —
Haw i min Dach lon üwergehn;

Jetz het en End mini Geduld!
Die Storke sin an allem schuld.
I hab genue mit ihrem Dreck,
Dis Nescht muess mir vom Dach eweck!»
Un so isch's halt in Strossburj kumme,
Dass d' Storkezahl het abgenumme;
Nur wenni Neschter sieht m'r noch:
Mir alli liewe d'Storke doch!
Sie sin — 's het's einer richti gsaat —
's recht Wohrzeiche von unsrer Stadt.
Wie frait's uns doch im Früehjohr als,
Wenn's Storkepaar mit langem Hals
Uns klappre duet de Morjegruess;
Sie scheüe halt ken Rauch, ken Ruess,
Un bliwe-n-unsrer Stadt getreü,
Wenn als d'r Winter isch verbei.
Drum haw i do jetz noch e Bitt,
O nemme m'r's in üwel nit,
Ihr Burjerslit, wo jetz noch könne
E Storkenescht for eije nenne:
Han mit de Storke noch Geduld!
Un sin sie an de Koschte schuld,
For's Dach un d'Nooch ze repariere,
Bedenke, dass sie's Hüs au ziere,
Un dass, wer d'Storke nit verstört,
Der het viel Glück, oft hawi's g'hört!
Ebs will i do jetz noch vorschlaaue:
Ich mein, dass d'Stadt au ebs könnt traaue
Von dene Koschte, wo entstehn,
For so e Dach z-n-üwergehn.
No bliwe d'Storkeneschter, d'alte,
In unsrer liewe Stadt erhalte;
Au Storke gäb's d'rno viel meh.
Un ich luej widder gern in d' Höh!

II.

Daniel Hirtz.

Von

Ernst Martin.

Am 2. Februar 1904 sind es hundert Jahre, dass Georg Daniel Hirtz geboren ward. Damit ist ein äusserer Anlass geboten des liebenswürdigen und ehrenwerten Mannes wieder zu gedenken. Nicht als ob nun zu einer grösseren Feier aufgefordert werden sollte: dem bescheidenen Dichter selbst wäre dies als eine Uebertreibung erschienen. Auch ob etwa für eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus (Langestrasse 22) die nötige Stimmung vorhanden ist, bleibe dahin gestellt. Noch vor zehn Jahren war der Name Hirtz keinem, der sich mit elsässischer Literatur beschäftigte, unbekannt. Und als Vertreter der alten tüchtigen und für Dichtung und Wissenschaft keineswegs gleichgiltigen Bürgerschaft Strassburgs verdient er in der Erinnerung seiner Stadtgenossen fort zu leben.

Er war nicht der einzige Handwerker in Strassburg, der zugleich auch der Reimkunst oblag und damit die Prosa des täglichen Lebens sich und Anderen aufheiterte und schmückte. Der Theologe Eduard Reuss hat in der Vorrede zur ersten Sammlung der Gedichte von Hirtz 1838 diesen als einen Nachkommen der alten Meistersänger gefeiert, die im 16.—17. Jahrhundert auch in Strassburg ihre Meisterlieder gesungen und Komödien aufgeführt haben, bis sie in der französischen Zeit eingeschränkt wurden und kurz vor der grossen Revolution sich freiwillig auflösten. Hirtz selbst hat dann Nachahmer gefunden und heute noch freuen wir uns diese schöne Neigung zur Dichtung in der Strassburger Bürgerschaft fortwirken zu

sehen. Neben Hirtz stand der fünf Jahre jüngere Christian Hackenschmidt, der jedoch durch eifrige lebenslange Betätigung an christlichen Liebeswerken, vor allem an den Neuhofanstalt sich besondere Verdienste erworben hat.

Auch für Hirtz war in Leben wie in Dichtung jener protestantische Sinn massgebend, der von der alten Reichsstadt her auch unter der französischen Herrschaft fortbestand und in dem innigen Zusammenwirken der Geistlichkeit und der Bürgerschaft fest begründet war. Es war damals nichts Ungewöhnliches dass auch Söhne von Geistlichen sich wieder dem Handwerke zuwandten, weit häufiger freilich geschah das Umgekehrte. Das Protestantische Gymnasium wurde auch von denen besucht, die nach dem Knabenalter das Handwerk ergriffen. So war es auch der Fall bei Hirtz, der zwölfjährig die Schule verliess um Drechsler zu werden, wie es schon sein Vater und sein Grossvater gewesen waren. Aber während Hackenschmidt dieser Uebergang sehr schwer fiel, liess sich Hirtz auch nicht durch die Mahnungen derer bestimmen, die ihn zur geistlichen Laufbahn führen wollten. Das Handwerk erschien ihm lustiger und die Aussicht hier seinem Wandertrieb folgen zu können, mochte ihn schon früh locken.

Seine Wanderung trat er im Frühjahr 1823 an; sie führte ihn durch die Schweiz, durch Süddeutschland bis Wien, dann nach Berlin und Hamburg, endlich durch die Rheinlande und Ostfrankreich nach Paris. Er hat sie selbst beschrieben als «Des Drechslers Wanderschaft für Jung und Alt erzählt von Daniel Hirtz Drechslermeister zu Strassburg», Strassburg 1844. Das kleine Buch ist noch jetzt sehr angenehm zu lesen, nicht bloss wegen des frischen, natürlichen Tones, in dem Freud' und Leid eines Handwerksburschen in der — man kann hier das Wort gewiss anwenden — guten alten Zeit erzählt wird; und man begreift vollständig, wie auch unterwegs manch Unbekannter für den Verfasser rasch eingenommen war und ihm Gefälligkeiten erwies. Es ist zugleich ein Denkmal vergangener Zeiten, in denen das Wandern beschwerlicher war als heut zu tage, aber auch in die Natur selbst hineinführte. Freilich die Polizeiallmacht der Jahre vor 1830 tritt hier ebenfalls zu Tage und andrerseits die unbefangene Teilnahme mit der man damals noch im Volke die Schicksale der Grossen begleitete und das Schaugepränge öffentlicher Festlichkeiten verfolgte. Selbst das von Hirtz entworfene Bild der grossen Städte, die sich seitdem so gewaltig entwickelt haben, ist kulturhistorisch lehrreich. Einzelheiten aus diesem Wanderbuch sind öfters herausgehoben worden; der empfängliche Leser wird gern das Buch selbst zur Hand nehmen.

1827 zurückgekehrt machte sich Hirtz bald selbständig und heiratete ein Nachbarskind, dessen Liebe ihn schon unterwegs begleitet und verbunden mit seinem frommen Sinn ihn vor manchen Gefahren behütet hatte. 1829 führte er Sophie Stoll heim. Ihren Namen hat er in seinen Gedichten mit Rickele vertauscht, wie den seinigen mit Fritz: für den Vers mochten diese Namen besser sich verwenden lassen und wohl auch volkstümlicher klingen. Dreiunddreissig Jahre hat er ein glückliches Familienleben geführt und seine Kinder in der Werkstatt sich tummeln gesehn. In diese Werkstatt, Schiffleutstaden 43, kamen nicht nur die Mitbürger, die sich für den poetischen Drechslermeister interessierten, auch Fremde, teilweise von wohlbekanntem Namen suchten ihn auf: Uhland, Justinus und Theobald Kerner, H. Zschokke u. a.

In der Art des letztgenannten schrieb Hirtz mehrere Erzählungen, durch die er zugleich manches aus der Geschichte der Vaterstadt der Jugend nahe zu bringen verstand: «der Flüchtling» 1834, «Religion und Fanatismus» 1835, «der Jakobstag» 1838 und 1842, «der Odilienberg» 1839, «die Kurbengasse in Strassburg» (Kaiser Sigismund), «der Bauernkrieg» 1842, «die Reichsacht» 1843 u. a.

Zu solchen Erzählungen gab ihm besondere Gelegenheit die Schriftleitung des «Hinkenden Boten am Rhein», die er von 1849 bis 1891 führte und mit einem rührenden Gedichte abschloss.

Als Dichter war er besonders bei festlichen Gelegenheiten aufgetreten. 1838 beteiligte er sich an dem 300 jährigen Jubelfest des Protestantischen Gymnasiums, 1839 an der 500 jährigen Feier der Vollendung des Strassburger Münsters; 1840 an der ebenfalls halbtausendjährigen Erinnerung an Gutenbergs Erfindung; 1842 begrüsst er den Wiederhersteller der Münsteruhr Schwilgué. Er dichtet zu Ehrenfried Stöbers Andenken, und zur Aufführung von Arnolds Pfingstmontag 1842, einer Wohltätigkeitsvorstellung, wie er auch mit Hackenschmidt zusammen für den Neuhof Gedichte erscheinen liess. Daneben stehen Balladen, die namentlich Elsässer Sagen nach dem Vorbild der schwäbischen Dichterschule wiedergeben. Noch weiter zurück, auf Schiller, dessen Gedichte den Jüngling einst auf die Wanderschaft begleitet hatten, greift das Lied vom Drechsler, das an den Erzeugnissen seiner Kunstfertigkeit das menschliche Leben darzustellen sucht, wie seines grossen Vorbildes Lied von der Glocke.

Auch den Kriegsruhm Napoleons, an dem seine Landsleute so grossen Anteil genommen, verherrlichen einige dieser Gedichte. Aber der innige Wunsch des Dichters spricht sich

«In der Münsterkrone» aus, von wo er auf beide Ufer des Rheines herabblickt :

«Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Bei Gott, 's wär zu beneiden
Umschläng's ein festes Band!
Verwächst zu Einem Stamme
Dies Volk einst und dies Tal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmahl!»

Zeigt sich der Dichter in der hochdeutschen Form gewandt und gelegentlich auch zu begeistertem Ausdruck befähigt, so beherrscht er die mundartliche Dichtung meisterlich. Ihrem Wesen nach gebraucht er sie wesentlich zu scherzhaften Zwecken. Er bietet Sittengemälde aus dem bürgerlichen Leben Strassburgs. Die Freuden der Jugendspiele stellt er dar. Ein Gang über den Christkindelsmarkt preist die Herrlichkeiten wie sie den Kinderaugen erglänzen; nur der wälsche Prixfixe-Stand ärgert ihn. Auf dem Boden der Dialektpoesie versucht er sogar sein dramatisches Talent in der Familien-Szene «die Meisenlocker». Mit einem mundartlichen Gedicht «Rückerinnerung», für Hebels Rheinländischen Kalender 1894 gedichtet, hat er vielleicht seine literarische Tätigkeit abgeschlossen.

1893, am 20. April ist er gestorben, 89jährig und lebenssatt. Seinen in den letzten Jahren öfter geäusserten Wunsch so alt zu werden wie Kaiser Wilhelm, hatten zuletzt die Beschwerden des Alters ihm benommen. Er verlebte die letzten Jahre im Diakonissenhaus zu Strassburg. Seine Drechslerbank hatte er 1849 mit einer Schreibstelle im Direktorium der elsässischen Kirche Augsburgischer Konfession vertauscht, zuletzt auch diese aufgegeben.

Daneben bekleidete er früher kleine Nebenämter wie die des Kontrolleurs der Armenverwaltung im Theater, was ihm Gelegenheit gab Kinder seiner Freunde zuweilen auf seinen Platz mitzunehmen. Gern nahm er die Huldigung des jüngeren Geschlechtes entgegen und sein 80. Geburtstag wurde im Verein mit Altersgenossen wie Reuss, Kratz, Hackenschmidt von Verehrern des Dichters festlich begangen.

In seiner Familie hatte er die Freude, nach den Kindern auch Enkel und Urenkel heranwachsen zu sehen. Sein Sohn Daniel, 1830 geboren, stand als französischer Hauptmann am Senegal, trat später in deutsche Dienste als Steuerkontrolleur in Bischweiler und starb 1887. Auch er hat mit der Bearbeitung von Fabeln Lafontaines in der elsässischen Mundart sich als (1880) Dichter versucht. Seine Tochter heiratete Herrn Apotheker Bauer

in Ittenheim. Seine Schwester Marie (1832—1901) war an Pfarrer Grötzinger in Colmar verheiratet; ihre Tochter Marie an Gustav Schärr. Sie lebt als Witwe mit einer gleichfalls verwitweten Schwägerin Grötzinger in Nebraska U. S. A. Der Name Hirtz ist unter den Nachkommen nicht mehr vertreten.

Wer dem freundlichen Greis noch begegnet ist, wird ihn so leicht nicht vergessen; in der Geschichte der elsässischen Literatur ist ihm eine ehrenvolle Stelle gesichert.

III.

Aus dem Manuale Curatorum des Johann Ulrich Surgant.

Basel 1507.

Von

Th. Vulpinus.

In Stöbers Alsatia (Bd. VII, 1858—1861 S. 275—277) ist nach einer «Mitteilung des Herrn Pfarrers Zimberlin» die «Leichenrede des Edlen Johann von Mörsberg, gehalten von Johann Ulrich Surgant» aus dessen Manuale Curatorum abgedruckt.

Surgant war, wie Stöber (nach Athenae Rauricae, 102) dazu bemerkt, «in Altkirch geboren; 1466 zu Basel Baccalaureus der Philosophie, sodann in Paris Magister der freien Künste und 1479, wieder nach Basel zurückgekehrt, Doktor der Rechte. Er bekleidete viermal die Rektorwürde und dreimal das juristische Dekanat und war auch Kanonikus zu St. Peter. Er starb 1503». — Diese Jahreszahl ist unrichtig; denn die Vorrede des Manuale — ich habe das Exemplar der Colmarer Stadtbibliothek vor mir — ist datiert: Ex Basilea VIII idus septembris. Anno millesimo quingentesimo septimo. Fertig wurde das Buch aber — nach dem Schlusswort — erst im März 1508. —

Surgant bezeichnet sich in der Vorrede selbst als «utriusque juris doctor, curatus ecclesiae parrochialis sancti Theodori martyris minoris Basilee» und widmet das Buch seinen Gönnern (adjutoribus meis) Peter Kessler von Herten in Würzburg und Johannes Bruwiller in St. Gallen.

Das Buch will ein Handbuch sein für den Gebrauch der Seelsorger. Sein voller Titel lautet: «Manuale Curatorum predicandi prebens modum tam latino quam vulgari sermone practice illuminatum, cum certis aliis ad curam animorum pertinentibus, omnibus curatis tam conducibile quam salubre.»

Stöber sagt, die Leichenrede Surgants aus diesem Buche sei «wohl die älteste deutsche noch vorhandene Leichenrede, die im Elsass gehalten worden». Aber nicht nur dieses Bruchstück daraus, sondern das ganze Buch in seiner Zweisprachigkeit[1] ist der Beachtung wert als der wohl erste Versuch der Einführung einer Art deutscher Agende[2] im Bistum Basel, zu dem bekanntlich auch das Oberelsass gehört hat.

Der Abdruck der Leichenrede in der Alsatia entspricht nicht ganz genau dem mir vorliegenden Text. Da der Wortlaut aber auch sprachlich von Belang ist, wird ein neuer Abdruck nicht unwillkommen sein. Als Seitenstück dazu sei dann noch ein Trauungsformular aus dem Manuale mitgeteilt, das ganz den Eindruck einer auch einmal von Surgant gehaltenen Hochzeitsrede macht.

I.

Die Leichenpredigt.[3]

Nachdem der Verfasser einige Formulare für Jahresgedächtnisse und Beerdigungen mitgeteilt hat, gibt er als Probe einer freien Ansprache bei solchen Gelegenheiten den Wortlaut der Predigt («vide sequentem exhortationem»), die er «in villagio Heitwyler[4] prope Altkirch anno» 1475 «in die sancti Augustini» (28. August) als «novellus sacerdos et magister Parisiensis» auf die Bitte des Herrn Dekans des Sundgaues gehalten habe «in exequiis domicelli Johannis de morsperg». Es hätten der Beisetzung 70 Priester beigewohnt; denn der Verstorbene war «magnus fautor sacerdotum». Johannes, der Kurat von Hundsbach, ein bekannter Prediger, habe ihn, Surgant, um eine Abschrift ersucht, und diese habe er ihm unter seinen Augen geliefert.

«Cantavimus autem primo vigilias defunctorum; deinde quattuor missas: primam de spiritu sancto, secundam de ani-

---

[1] Es enthält übrigens, für die welschen Gemeinden des Bistums Basel, auch einige Formulare in französischer Sprache.

[2] 1513 liess auch Erzbischof Uriel von Mainz eine Agende drucken, die deutsche Bestandteile enthält.

[3] Libri secundi consideratio VIII, S. 91.

[4] Die Kirche in Heidweiler wurde 1374 von den Engländern zerstört. Neubau 1469 (Kraus II, 153.)

mabus scil. requiem, tertiam de beata virgine, quartam de sancto Augustino. Secundam autem ego cantavi ex ordinatione domini decani; et cum cantassem evangelium, ad populum in hanc sententiam dixi exhortationem sequentem:

„Andechtigen kinder christi / syt dem mal (sintemal) das ye ein mensch für das ander bittenn sol vmb das eins vnd das ander vnd wir alle miteinander selig werden / denn wir sindt alle geschüsterd oder gebrüdert in christo Jesu vnserm herren / vnd alle gottes heiligen im himel / alle christglöubigen selen so da sindt in pen des fegfürs / vnd alle menschen die in der liebe gottes von hinnen gescheiden sindt / vnd wir alle hie vff erden sindt alle gelider / vnd thunt alle einen lyb in christo / vnd christus ist vnser haubt / als der heilig apostel Paulus Rom. XII inquit: Omnes sumus unum corpus in christo ꝛc. Vnd ye ein gelid mag dem anderen zu hilf vnd stattem kummen. Glycher wyß als an dynem lyb hastu vil glider da ye eins ein besunder würcklich leblich ampt hat denn das ander sicut oculus videre, manus laborare, pedes ambulare etc.[1]

Also ouch geistlich sind wir vndereinander glider / mügent einander zu hilff vnd stür kummen. Die heiligenn in dem himel bittent gott für vns / vn erwerbent vns vil gnad vnd gütheit die wir sunst nit hettent / vmb ires verdienens willen. Vnd aber die selen im fegfüer die vmb ir teglich sündt oder vmb ir vergessen sünd die sie hie nit gerüwet oder gebychtet hond oder ouch nit gnüsame büß empfangen hatten. Oder ir büß nit gar vnd gantz volbracht hettenn. Darumb daselbs grosse schwere pyn hond. Do müssen wir gefegt vnd geleutert werden vsqz ad minimum quadrantem biß das sie lüter vn schön geschickt sindt in das rych der himel.

Et quum sunt extra statum merendi: nos vero in statu vie etc.[2]

Darumb sollen wir billich für einander bitten.

Vnd wann wir yetz began die begrebnyß völge oder ersten / wie man es dann nempt / vnd ouch den sibenden miteinander wylent des edlen frummen vnd vesten Juncker Hansen von mörsperg der kürtzlich vß disem ellend gescheiden ist / dem got der almechtig wöl gnedig vn barmhertzig syn der da ist ein verdienter man gewesen gegen aller meglich / also alle die so syn gemeinschafft oder kuntschafft gehebt handt / ime lob vnd rum noch sagent in mengerley tugent / sunders das er gotzforcht gehebt / vn mercklichen gotzdienst gefürdert het nach synem besten vermügen. Das ander / das er allen priestern vnd gottes dienern / er reverentz vnd fründt-

[1] Hier folgen in dieser deutschen Predigt fürs Volk neun Druckzeilen lateinisch!

[2] Hier desgleichen sogar 44 ½ Zeilen!



DANIEL HIRTZ 1804—1893.

schafft erzögt hat allen: ,alb wo er kond mocht. Ouch arme lüt beschütz vnd beschirmet hat. Hußarmen vn andern armen lüten vnd jederman fründtlich gethon hat. Vnd gegen aller menglich / gegen edlen / gegen vnedlen / gegen stattlüten / gegen dorfflüten / vnd gegen yederman sich gemeinsam vnd verdienlich gehalten oder gesyn ist. Darumb ein ieglichs frumbs hertz billich leid sol hon vmb sollich syn tod vnd abgang. Hie von so helffen mir gott den herren bester trüwlicher für in bitten. Bittet got den almechtigen hab er wider syn gotlichen willen je gethon / in einicherley wyß oder weg / darumb die sel in penen des fegfüers sy / das im gott der allmechtig genedig wöl syn / vnd in wöl setzen zu ewiger ruw ꝛc. ut supra". —

Dieser Leichenpredigt, auf die sich Surgant nicht wenig zu gute tat, folge nun aus dem Manuale noch ein Trauungsformular oder die von ihm einmal in X. gehaltene

II.

Hochzeitsrede.[1]

Alius modus. — Quum sacerdos conjunxit et manum sponsi copulavit, tunc remittunt et retrahunt ad se manus et sacerdos a sponso recipit anulum et tenet ante se in hunc vel similem modum dicendo:

„Andechtigen kinder christi / ir wissent oder sollent wissen, das das loblich sacrament der ee hat dryerley güter so die heilige geschrifft nempt. Fides / proles / sacramentum. Das ist trüw frucht vnd vnzerteilsamkeit. Diese dry güter bedütet vns der guldin mahelring. Zu dem ersten / also das gold gebirt fridliche gesunde froliche krafft, vn machet den menschen wacker / also sollent ir in eelicher trüw miteinander fridlichen leben ieglichs dem andern mit zimlicher vernufft vnd mit ordnung eelicher schuld zu ziemlichen zyten bezalen / vn in keinen weg das gesetz der ee über tretten. Hier umb Hans so erloub ich üch iunckfrow Adelheit / vnd verbüt üch alle ander frowen bild. Des glychen üch iunckfrow Adelheit erloub üch (ich) Hansen / vnd verbütt üch all ander mann vnd iüngling. Also das ir das erst gut der ee / das ist die eeliche trüw gegen einander stet haltent. Zu dem andern als das gold das edelst ertz vnd das kostlichest lieb gehebt ist von aller mengklich. Also ist proles das ander güt der heiligen ee / das ist die frucht gegen got das aller edelst. Dem selben nach sollent ir / ob üch got der almechtig frucht oder kinder verlyhen würt / die selben frucht got dem allmechtigen zu lob vnd eren in allen tugenden vnd

[1] Libri secundi consideratio X, S. 98.

guten christenlichen sitten vffziehen / wysen vnd leren. Vnd zu dem dritten also der ring unzerleglich gantz simwel (rund) vnd vnzerteilsam ist / ouch kein ende nit hat / also zögt er vns an das drit gut der heiligen ee Sacramentum genempt / das ist die vnzerteilsamkeit. Dann nun fürhin me so sollent ir syn zwü selen vnd ein lyb. Und sydt üch got der allmechtig züsamen hat geordnet / so soll üch nützet scheidenn weder lieb noch leid gesundtheit noch kranckheit / fründschafft oder fyndtschafft vntz an den tod inhall des götlichen rechten. Vnd darumb so gehört der mahelring von dem brütgom der gesponsen zü geben an das vierd fingerlin der linkenn Hannd / da das hertzederlin synn rechten gang hin hatt / in anzögung das üwer hertzen ganz miteinander vereint sollen syn als ein hertz vnd ein lyb / vnd bedütet vns das heilig sacrament der Ee / die vereinigung vnsers lieben herren Jesu christi mit der heiligen christenlichen kirchen welche kirch on all befleckung der sünden got den herren lieb sol han / als vnd er sie übertreffenlichen lieb hat. Vnd also sol üwer liebe in got gekrönet vnd geordnet syn mit einander tugentlich on alle befleckung der sünden ye mer vnd ye mer zü allen zyten beharren".

Et tunc sacerdos dat sponso anulum ad dextram dicendo: Nun gebent ir den rinck.

Et sacerdos capit sinistram sponse applicando ad digitum anularem. Et interim et sponsus imponit sponse anulum: sacerdos dicat: Anulo suo subarravit me dominus meus Jesus christus: et tanquam sponsam decoravit me corona. Et subjungit: Matrimonium itaque per vos contractum ratifico et confirmo: In nomine patris et filii et spiritussancti.

„Nun fürbaß kinder christi / die wyl es ein ernstlich ding ist vmb das loblich wirdig sacrament der Ee / so soll aller ernst vnd kein gespöt darzu gebrucht werden / dann es ist der siben sacrament eins des nüwen testaments. Welchs ouch als ein yeglich anders ein sunder gnad von got erlangen sol. Darumb so kerent üwer hertzen zü got dem allmechtigen. Ouch alle ir vmbstender / vnd bittet gott den herren / das er denn zweien menschen verlyhen vnd mitteilen wöl syn götlich genad zü einem güten anfang / vnd das sie also in dem eelichen stat leben syent in dem willen gottes / das sye nach dem staet diß lebens besitzen mügenn das rych der ewigenn selikeit. Bittent ouch got den allmechtigen was ich mit den collecten hie für sich bitten / ouch inn der meß vnd nach der meß / das inen got das erzöige vnd verlyhen wöl mit den wercken". Psalmus Levavi oculus meos etc. ut supra. — — —

Das Manuale ist in Basel gedruckt. Der Drucker ist nicht genannt; unter dem Titel befindet sich aber aber eine wappenähnliche Zeichnung: M†F, von zwei sprossenden Baumstämmen

eingerahmt mit zwei gekrönten Bären oben und zwei anderen Tiergestalten in den unteren Ecken. Es ist das Zeichen des Druckers.[1] — Das Buch enthält noch manches Interessante, namentlich im ersten Teil, der vom Predigen handelt, und ist, da die Abkürzungen nicht übertrieben sind, leicht lesbar.

Das Colmarer Exemplar trägt auf dem Titelblatt zweimal den Stempel: «dem Kloster Roggenburg» [2] Auf der vorderen Innenseite des mit gepresstem Leder überzogenen und mit Schliessen versehenen Holzeinbandes steht der Name: «F. Michael Roschman 1544», und auf der hinteren Innenseite der Satz: «Fr. (frater?) Michael Roschman est possessor hujus libri empti a Fra: Gregorio Keser plebano in Wallenhausen[3] Anno salütis 1544».

---

[1] Vgl. Heitz und Bernoulli, Basler Büchermarken 1895 S. 17 Nr II.

[2] Ehemalige Prämonstratenserabtei im bairischen Schwaben, 1802 säkularisiert.

[3] Pfarrdorf bei Neu-Ulm.

IV.

Eine zweite Colmarer Suso-Handschrift.

Von

Th. Vulpinus.

In der «Pfarrbibliothek» der evang. Kirche zu Colmar liegt (Nr. 321) eine alte Handschrift von Susos[1] «Buch der ewigen Weisheit», die Denifle,[2] der Herausgeber von Susos Werken, nicht zu Gesicht bekommen hat. Er sah nur die auf der Stadtbibliothek befindliche Handschrift (Nr. 266), die nach seiner eigenhändigen Aufzeichnung[3] nicht das Weisheitsbuch enthält, sondern das «Büchlein der Wahrheit, das Briefbüchlein mit elf Briefen, Susos Predigt Lectulus und drei Briefe aus seinem ungekürzten Briefbuch».

Nun gelten zwar Handschriften des Weisheitsbüchleins nicht als sehr grosse Seltenheit. Es war dieses, sagt Denifle,[4] «am Ende des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert wohl das gelesenste deutsche Andachtsbuch». Aber schöne, leicht lesbare Handschriften des 14. Jahrhunderts sind doch auch nichts Alltägliches, und darum wird es sich lohnen, diese zweite,

---

[1] Heinrich Suso (deutsch Seuse, Süss) der Dichter und Romantiker der deutschen Mystik geb. am 21. März um 1300 in Constanz, gest. 15. Januar 1365 in Ulm. Im Weisheitsbuch lehrt er in einem Gespräch zwischen der «Weisheit und ihrem Diener» die Nachahmung des Leidens Christi.

[2] Die Schriften des seligen Heinrich Seuse aus dem Predigerorden nach den ältesten Handschriften in jetziger Schriftsprache vollständig herausgeben von Pater Fr. Heinrich Seuse Denifle aus demselben Orden (München 1876 bezw. 1880 lit. Inst. von Dr. M. Huttler).

[3] Eingeklebt auf die vordere Innenseite des Umschlags der Handschrift. Hiernach ist also Anm. 2 auf S. XXIX seiner Einleitung zu ergänzen.

[4] Einleitung XX.

bisher unbekannte Colmarer Suso-Handschrift aus dem Winkel zu nehmen.

Zudem hat gerade «das Buch der ewigen Weisheit» eine eigentümliche Beziehung zum Elsass. Suso erzählt nämlich im 29. Kapitel seiner eigenen Lebensbeschreibung[1]: «Er war einmal gen Strassburg gefahren nach seiner Gewohnheit, und da er wieder heim wollte, fiel er in einen unheuern Arm des Rheines und das neue Büchlein mit ihm, dem der böse Feind gar feindselig war. Da er in der Todesnot, ohne sich helfen zu können, stark abwärts rann, fügte es der getreue Gott, dass auf dieselbe Stunde von ungefähr ein junger neuer Ritter von Preussen daher kam. Der wagte sich hinein zu ihm in das trübe stürmige Wasser und half ihm aus dem jämmerlichen Tod und auch seinem Genossen». Das «neue Büchlein», das den Teufel so ärgerte, war aber, meint Denifle, eben das von der ewigen Weisheit.

Unsere Handschrift hat einen starken, mit rotem Leder überzogenen Holzeinband mit je fünf metallnen Buckeln auf dem Vorder- und Rückdeckel. Auf letzterem befinden sich ausserdem noch zwei verzierte Schliessenhalter und auf ersterem die dazu gehörigen Metallstifte, während die ledernen Schliesser selbst abgerissen sind. Das Buch war also ganz «vornehm ausgestattet». Wer es besessen oder wer es geschrieben, ist leider nicht angegeben.[2]

Die ersten zehn Blätter (klein-Quart) sind nicht beziffert und enthalten (das ganze Buch ist von derselben Hand) eine auch dogmatisch interessante Anweisung, wie man (d. h. ein Geistlicher) sich Sterbenden gegenüber zu benehmen habe:

«In dem namen des vatters (rot geschrieben) etc. Dise noch geschribene Frogen sol man tůn dem sterbenden menschen als Sant Avgvstinvs schribet vnd die sol man mit flisse tůn diewile der mensche gůte vernvnft hat . . . . die erste froge zů dem krancken ist, dz man sol sprechen lieber hannes[3] oder wie der sieche heisset etc. etc.

Den Schluss dieser Anweisung bildet ein Geschichtlein «von einem bobest», der durch das Gebet seines «Cappelons» in den Himmel gekommen. Dieses Geschichtlein geht noch 7½ Zeilen lang auf Blatt 11 der Handschrift über, und un-

[1] Denifle I, S. 117.

[2] Auf dem der Innenseite des Deckels aufgeklebten Pergament steht hinten (aber verkehrt zur Schrift des Buches) der Name: «C (unleserlich) elltez zu Thüringheim».

[3] Vgl. oben bei Surgant den «Hannes und die Adelheid» im Trauformular.

mittelbar daran schliesst sich ohne jede Trennung, jedoch rot geschrieben:

dz register v̈ber der ewigen Wisheit bv̈ch.

I Dis ist dz register des bv̈ches der ewigen wisheit wie ein brediger[1] stv̈nd noch einer metten vor eime crvczifixvm vnd clagete gotte innenklichen, dz er nv̈t könde betrachten noch sime lidende.

II Von einre gesiht, die ime fv̈r kam. — usw. in 122 Abschnitten.[2]

Auf Blatt 13 beginnt dann (rot: Hie vohe an dz bv̈ch der ewigen wisheit) die Bezifferung der Blätter I bis CXXIII, worauf noch fünf leere Blätter folgen. — Das Schlusswort, welches «die aparten Büchlein der ewigen Weisheit haben»[3], fehlt auch in unsrer Handschrift nicht. Es sei hier als Muster der Schreibart mitgeteilt:

«Wer dis bv̈chelin dz mit flisse geschriben vnd geriht ist welle abeschriben der sol es eigentlichen an worten vn sinnen schriben also es hie stot vnd nv̈t dar zv̈ noch dar von legen noch die wort verwandelen vnd sol es denne ein mol oder zwirent her abe dvrnehtiklichen rihten vn sol denne nv̈t svnders dar vs schriben denne die hvndert betrachtvnge zv hinderst[4] die schribe dar vs obe er welle wer in iht anders tut der sol vörhten gottes roche wand der beröbet got des wirdigen lobes vnd die menschen der besservnge vnd den der sich dar zv geerbeitet het siner erbeit vnd darvmb wer es harvmb nv̈t enlot dz mv̈sse gerochen werden von der ewigen wisheit. amen»

---

[1] = Dominikaner.
[2] Dieses Register hat Denifle nicht.
[3] Denifle I, 504.
[4] Blatt CXI. Im Register: «Dz dritte teil hat die hvndret betrachtvnge mit kvrzen worten also man sv̈ alle tage mit andacht sprechen sol».

V.

Das Strassburger Schützenfest von 1473.

Mitgeteilt von Senatssekretär

Dr. Hagedorn-Hamburg.

Das Staatsarchiv zu Lübeck bewahrt das Einladungsschreiben, das die Armbrustschützen der Stadt Strassburg zu einem im Juli 1473 abzuhaltenden Schiessen ergehen liessen und dem Lübecker Rate mit der Bitte übersandten, es den Schützen der Stadt Lübeck und der umliegenden Orte zur Kenntnis zu bringen. Mit dem Schiessen waren ein Glückshafen und ein Pferderennen verbunden. Ueber die für diese Veranstaltungen getroffenen Bestimmungen gibt das Schreiben eingehende Auskunft. Es schildert höchst anschaulich, wie das Schiessen, bei dem vier Mitglieder des Rates der Stadt Strassburg in Gemeinschaft mit neun von den Schützen aus ihrer Mitte erwählten Personen etwa vorkommende Streitigkeiten zu schlichten und zu entscheiden sowie Zuwiderhandlungen gegen die Schiessordnung zu rügen und zu bestrafen hatten, vor sich gehen sollte; ebenso, wie die Lotterie eingerichtet sei und die Ziehung unter der Aufsicht des Rates stattfinden würde, und wie das Pferderennen abgehalten werden und zur Belustigung der Festteilnehmer dienen sollte.

Durch die Mitteilung des Details hierüber sowie durch die Angaben über die für die Schützen im Betrage von 800 Gulden ausgesetzten 39 Geldpreise, über die als Gewinne für die Lotterie bestimmten 51 Silberstücke, deren Wert einschliesslich der auf das zuerst und das zuletzt gezogene Los entfallenden Gewinne sich auf 400 Gulden belief, und über die Gaben, die bei dem Wettrennen den drei besten Reitern, aber auch dem zuletzt ans Ziel gelangten zu Teil werden sollten, ist das Schreiben, das zugleich eines der frühesten Zeugnisse für die Veranstaltung von Lotterieen in Deutschland enthält,[1] kulturgeschichtlich von

---

[1] Vgl. G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1, S. 468 f.

grossem Interesse. Einen besonderen Wert gewinnt jedoch die in Lübeck befindliche Ausfertigung der Einladung dadurch, dass auf dem unteren Rande des Blattes noch die in dem Schreiben erwähnte Schnur befestigt ist, die den sechzehnten Teil der Entfernung darstellt, auf welche jeder Schütze freistehend und ohne Auflage die ihm zukommenden 40 Schüsse mit der Armbrust abzugeben hatte. Es ergibt sich danach, dass die Entfernung, auf welche geschossen wurde, soweit sich diese, ohne die mehrfach zusammengelegte Schnur abzulösen, berechnen liess, rund 90 Meter betrug. Ferner ist auf der Rückseite des Schreibens, wie darin angegeben, mit dem Zirkel ein Kreis geschlagen, der das Ziel auf der Scheibe bezeichnet: es hatte einen Durchmesser von 14 Zentimetern.

Mit Rücksicht auf das Interesse, das dieses Schreiben, auf welches ich bereits früher an anderer Stelle hingewiesen habe,[1] in Anspruch nimmt, erscheint eine vollständige Wiedergabe desselben gerechtfertigt. Es ist vom 1. März 1473 datiert und nimmt ohne Absätze ein 58 Zentimeter hohes und 41 Zentimeter breites Blatt Papier ein. Von den beiden unten rechts in grünem Wachs aufgedrückten Siegeln ist das eine vollständig und das andere mehr als zur Hälfte abgesprungen.

Die Einladung, von der leider nicht ersichtlich ist, ob die Lübecker Schützen ihr entsprochen haben, hat folgenden Wortlaut:

Den fürsihtigen ersammen wisen burgermeister und rat der statt Lübeck, unsern lieben herren und gûten fründen, embieten wir, die gemeynen schieszgesellen der armbrostschützen der statt Straspurg, unser willig dienst. Und geliebent uwer ersamkeit zû wissen, das unser herren meister und rat zû Straspurg ein früntlich schiessen und kurtzwilen by ynen zû tûn geordent haben umb dise nachgemelten vierunddrissig goben inmassen hie nachgeschriben:

Zûm ersten achtzig güldin, item danach sibentzig und ein güldin, item sehtzig und zwen güldin, item fünfzig und zwen güldin, item viertzig und zwen güldin, item drissig und fünf güldin, item drissig und zwen güldin, item drissig und ein güldin, item zwentzig und aht güldin, item zwentzig und sehsz güldin, item zwentzig und fünf güldin, item zwentzig und vier güldin, item zwentzig und dry güldin, item zwentzig und zwen güldin, item zwentzig und ein güldin, item zwentzig güldin, item nüntzehen güldin, item ahtzehen güldin, item sybenzehen güldin, item sehtzehen güldin, item fünfzehen güldin, item viertzehen güldin, item drizehen güldin, item zwelf güldin, item eilff güldin, item zehen güldin, item nün güldin, item aht

[1] Mitteilungen des Vereins für lübeckische Geschichte 1, 1883, S. 84.

güldin, item siben güldin, item sehsz güldin, item fünf güldin, item vier güldin, item dry güldin, item zwen güldin.

Und welicher mit dem armbrost die meisten schütz gewinnet, dem sel man geben die best obentür und darnach yedem schützen, der die meisten schütz hat, die best obentür, bitz solich obgemelt obentüren alle uszgon werden.

Item darzů ouch vier goben, nemlich fünf güldin, item vier güldin, item dry güldin, item zwen güldin, umb dieselben vier goben werdent alle die, so nit obentüren gewonnen haben und ouch nit umb obentüren zů stechen komen sint, ein schutz tůn und stechen. Und welich vier schützen under denselben schiesgesellen mit dem armbrost dem zweck allernehst schiessen, den sollen dieselben vier obentüren, als ye dem nehsten die besten, folgen und werden.

Item darzů ouch dry güldin dem, so von dem verresten ende von schiessens wegen her gon Straspurg kompt.

Solich obgemelt goben und obentüren treffen sich allzůsammen ahthundert güldin. An derselben summen wellent unser herren meister und rat zů Straspurg geben drühundert güldin Rynisch fry vorusz und das ander werden bezalen nach glichem anzal gemeyn schieszgesellen, die dann umb die goben schiessen.

Und der sitz des schiessens wurt der hieby geschickten snůr sehtzehen lang. Man wurt ouch schiessen in den zirckel, als der hie ussen uff disen brief gezeichent ist. Und wer den zirckel růrt, behebt einen nohen, und sol man tůn viertzig schüsse.

Und wurt man zů solichem schiessen uff zinstag nach sant Ulrichs tag nehstkünftig[1] zů naht allhie zů Straspurg an der herbergen sin und morgens uff die mitwoch frůge, so es syben sleht, an dem schieszreyn dazů geordent sin. Und wenn gemeyn schieszgesellen dohin zůsammenkomen, so sollen dieselben gemeynen schieszgesellen usser inen kiesen nün personen zů den vieren, die die stat Straspurg von irs ratz wegen darzů geordent hat. Das sint zůsammen drizehen personen, die vor- und nachberůrter sachen, wo zweytracht wer, maht und gewalt haben söllen, vereynigung zů machen und ouch zů sprechen, ob sich in solichem, schiessen, und dwil es also weret, eynicher hande spenne und unwille under den schieszgesellen ufferstünde, das schiessen und solichs so zů schiessen gehört berůren wer, das alles sol zů denselben drizehen personen stan. Und wie sy solich spenn rihten vereynen oder entscheyden, daby sollen die parthen, die es berůrt, bliben, on intrag und on wyter uszzug ungeverlich und umb gůter fürderung willen der gemeinen schieszgesellen.

Wann sy also uff die egenant mitwoch frůge zů siben uren

---

[1] 6. Juli.

zů dem schieszrein komen, so sol man sy anschriben, umb den sitz loszzedel zů machen, indem als sy die egemelten nün kiesen, und danoch dieselben loszzedel uszgeben. Und welichem derselben zedel einer zůerst wurt, der sol sinen sitz nemen mitten in der hütten und donoch jeglicher, dem ein zedel wurt, sich setzen, ye einer uff ein sit und der ander uff die ander sit, bitz die loszzedel des sitzes alle genomen werden.

Und wenn der sitz also genomen und geordent wurt, so sol man danach anfohen, ein schusz zů tůn, und nach dem schusz die geschossen bôyltz anschriben. Und hat man es dann an dem tage, das man uff die zit desselben tages noch einen schusz getůn mag, das sol ston zů den obgemelten drizehen, des alszdann bescheit zů geben.

Und darnach uff den nehsten donderstag zů morgen, wann die glock siben sleht, oder welich zit dieselben drizehen des bescheyt geben, das schiessen anzůfohen und des obends, wann die glock vier sleht, uffzůhôren, und desglich donoch alle tage zů tůn bitz zů ende des schiessens.

Und sol ouch ein yeglicher schiessen einen geschriben boltz, der mit unser schriber hant geschriben sy, und welichem ein boltz zerschossen oder obe einer einen andern boltz schiessen wolt odder würde, der oder die sôllen solich bôltz bringen, sinen nammen daruff ouch anzůschriben.

Und sol ouch ein yeglicher schiessen uffrecht mit fryem swebenden arm und mit blossem wambsermel, das die süle die ahsel und die slüssel die brust nit rûre, und ouch uff fryem stůl on anlenen gantz on allen geverlichen vorteil.

Welicher das nit tete oder zwen bôltz einen schusz schüsse, der wer den andern gemeynen schieszgesellen sinen schieszgezüg verfallen und stünde donoch zů straffen nach erkennen der obgemelten drizehen personen.

Es sollent ouch solich obentüren denen, so die gewinnen, fry gegeben werden, also das sy weder zilern, pfiffern, trumptern, uszrůffern, schribern noch yemantz anders daby noch davon zů geben nit schuldig sin sollen in dheinen weg.

Ouch wurt man schiessen in ein umbwendende zylstatt, die von nuwem gemacht und darin vormals nye geschossen worden ist.

Es wurt ouch den obgenanten vieren der statt Straspurg ratzfründen enpfolhen werden, mitsampt geswor̃en schriber und zilern by dem zile und in den dingen glich gemeyn zů sin, jeglichem sin gebürlich reht zů geben on all geverde.

Ouch wôllent die egenanten unser herren meister und rat uszgeben dise nachgeschriben dryundfünfzig goben zů obentüren usz dem hafen oder veszlin:

Zům ersten ein silbernin vergüldt verdeckt becher mit eim

fûsz für fünffzig güldin, item ein silbernin vergüldten verdeckten becher mit eim fûsz für viertzig güldin, item ein silbernin vergüldten verdeckten becher mit eim fûsz für drissig güldin, item einen silbernin becher mit eim vergüldten gesprenge[1] uff einen fûsz für zwentzig güldin, item einen silbernin verdeckten becher mit vergüldtem gesprenge und eim fûsz für fünffzehen güldin, item einen silberin stachelehten becher[2] für zehen güldin, item einen silbernin stachelehten becher für zehen güldin, item einen stachelehten silbernin becher für zehen güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehsz güldin, item ein silbernin schale für sehsz güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für fünf güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für fünff güldin, item ein silberin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silberin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergüldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item silberin vergüldt beslegde zû eim frowengürtel für eilff güldin, item silberin vergüldt beslegde zû eim frowengürtel für eilff güldin, item

---

[1] Zierrat in durchbrochener Arbeit
[2] Ein Becher in glatter Arbeit.

silberin vergüldt beslegde zů eim frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zů eim frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zů eim frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zů eim frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zů eim frowengürtel für sehs güldin, item silberin vergüldt beslegde zů eim frowengürtel für sehs güldin. Item dem nammen, der zůerst usz dem hafen gelesen wurt, zwen güldin, er gewinne sust obentüre oder nit, item dem nammen, der zůlest usz dem hafen gelesen wurt, zwen güldin, er gewinne sust obentüre oder nit.

Und sol man eins yeglichen nammen, wie ein person gewônlich genant ist oder wie einer einen glimpflichen nammen bestympt, lassen schriben, und als dick er einen solichen nammen schribt, also dick sol er geben einen Behemschen oder blaphart oder sehsz pfennige Straspurger werung; und mag man, so dick ein person wil, einen nammen also inschriben lassen, es syent manne, frowen, junge oder alt personen, veren oder nohe. Und wer einen Rynischen güldin gibet, dem sol man zwenundzwentzig nammen schriben.

Man wurt ouch tůn die geschriben zedel in ein veszlin, und wie vil der geschriben zedel sint, so vil ungeschriben zedel wurt man in ein ander vessel tůn. Und usz den ungeschriben zedeln wurt man nemen so vil zedel, als der obentüren sint; daran wurt man schriben die obentüren und dieselben zedel wider under die ungeschriben zedel tůn und undereinander ungeverlich müschen und die veszlin besliessen und ersame personen von des ratz wegen und ouch gesworen schriber und leser zwischen die zwey vessel setzen, und der allwege nit me, dann einen zedel usz yeglichen vessel eins griffs ungeverlich nemen und die geben, offenlich zu lesen. Und wann man ein obentüre ergriffet under den ungeschriben zedeln, die sol man ouch offenlich lesen und fürderlich anschriben und des nammen, dem dieselb obentür gefallen ist. Und das tůn so lange, bitz die obgemelten dryundfünftzig goben oder obentüren alle heruszkommen.

Und sol man anfohen uff zinstag nach uszgang der statt Straspurg süngihtmesz[1] nehstkunftig noch dem morgenimbisz uff eim offen platz vor meniglichs angesiht in bywesen etlicher der stat Straspurg ratzfründe, die ernstlich zůsehen süllent, das die dinge redlich zůgangen und jeglichem reht geschehe, besonder wem goben gefallen. Wil der nemen das geschirre oder

[1] Hiermit wird nicht das Fest des Johannistags, sondern der um diese Zeit stattfindende Jahrmarkt gemeint sein. Da ferner nicht anzunehmen ist, dass die Ziehung der Lotterie an dem Tage vor dem eigentlichen Beginn des Schützenfestes ihren Anfang nehmen sollte, so wird unter dem angegebenen Datum der 13. Juli zu verstehen sein.

sin obgemelt summ güldin dafür, welhs er dann begert, sol man im ouch lassen folgen fry lidig.

Und wem silberin beslegde zů frowengürteln obgemelt gefellet, do mag dieselb persone, wer die ist, nyeman uszgenomen, solich beslegde zů eim frowengürtel uff sydin bort oder sust tůn machen und offenlich tragen nach sinen gefallen.

Darzů so wil die stat Straspurg nach uszgang ir obgemelten messz uszgeben ein gůt rot Lündsch tůch[1], darumb mit pferden zů louffen nach alter gewonheit, und sol ein jeglich pfert sin der grôsse, das es einen gewônlichen man in gewônlichen trabeharnsch über velt ungeverlich ertragen môge. Und daz von eins jeglichen louffen pferds wegen vorhingeben werden sol ein güldin dem, der dazů geordent wurt, es zů enpfohen, ouch die pferde vorhin zů besehen und inzůschriben.

Und wer sin pferd lasset anfohen zů louffen, der sol es gantz usz lassen louffen und nit uffhôren noch ablassen, er sy dann an dem zyle, uff das man sehen môge, welhs louffen pfert das lest ist. Und welhes louffen pfert züm ersten uber das zil kompt, dem sol man von dem tůch geben drissig elen und donoch dem andern nehsten sehsz elen und donoch dem dirten nehsten vier elen und dem allerlesten ein güldin für ein suw und ein venlin, daran ein suw gemolet sy.

Harumb, lieben herren, bitten wir uwer ersamkeit, disz uwern schieszgesellen zů verkünden und sy zů willigen, zů solichem obgemelten fruntlichen schiessen zů komen, und disz ouch uwern umbsessen zů enbieten, alszdann mit den uwern by uns zů sin. So wôllen wir in gůt geselschaft früntlich leisten und ouch gůtlich beholffen sin by dem zil und in allen obgemelten sachen, ouch in ander schimpf und kurtzwilen, so hie gepflegen werden. Wozů sy reht gewinnen, darzů wellent ouch unser herren meister und rat allen den, so ungeverlich zů solichen schiessen komen, trostung geben, solang solich schiessen und obentüren weret, in der stat Straspurg für meniglich, ouch dar und dannen, an jeglichs gewarsam für sy, ir burger, diener und die iren ungeverlich, uszgenomen ir vigende offen ehter übeltetige lüte und die, den ir stat Straspurg verbotten ist, und die uff derselben statt schaden gewesen und noch nit verrihtet sint, on geverde.

Zů urkund versigelt mit der strengen und vesten her Friderichs zům Růst und her Jacob Bocks, beyde ritter, ingesigel von unser aller wegen uff mendag nach sant Mathis dag apostoli anno etc. LXXIII°.

---

[1] Feines englisches Tuch, Tuch aus London; vgl. Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch s. v. Lundisch und Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch Bd. 2, S. 748.

VI.

Ein Prophet und Volksdichter am Vorabend der Bauernunruhen.

Von

J. Knepper.

Auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (PO. germ. 66[m]) befindet sich eine äusserst seltene [1] Schrift, die sich betitelt: Disses büchlein seit von dẽ geschwinden nuwen finden[2] / Unnd gebruch[3] der rechten / domit der arm gemein man beladẽ auch was bruch und mangel dar uss entstott / geteilt jnn ʒ fff schin unnd nüwen diss kinfftigen jors. Am Ende: Getruck zû strassburg uff grüneck. 12 Blatt (letzte Seite leer) 4°, Paginierung jedes vierten Blattes mit grossen Buchstaben (A, B, C). Lettern gotisch. («Uff grüneck» druckte B. Kystler).

Als Verfasser des Büchleins nennt sich gegen Ende des Gedichtes Friedrich Fürer. Er sagt uns dort zugleich, dass eigene böse Erfahrung ihm die Feder in die Hand gedrückt habe: «Der untruw hunt hatt in auch gebissen.» Und diese schlimme Erfahrung hat ihm auch während der Arbeit die Feder geführt. Freilich versichert er uns an der schon angeführten Stelle, dass er geschrieben habe:

Niemans zû schad, schand, schmoch noch for[4] — indessen der ganze Ton verrät, dass er «per experientiam, durch wissen»

---

[1] Weller, repert. typograph. Nr. 215 verzeichnet als einzigen Fundort obige Bibliothek.

[2] S. über das Wort im folgenden.

[3] Vergl. das über «Bruch» weiter unten Gesagte.

[4] mhd. vâr Hinterlist, Gefahr.

seine Klagen vorbringt. Mit diesen Klagen ist es ihm nun sichtlich bitterer Ernst, aber trotzdem wirkt das monotone Jammern auf uns häufig wenig ergreifend und oft beinahe komisch, zumal der Dichter nicht nur stofflich und sachlich sich ungemein oft wiederholt, sondern auch in seinem ganzen Stil und speziell in dem seiner Rührszenen fast jedesmal sein stereotypes Verslein in ewig sich wiederholender Melodie und beinahe gleichem Texte herleiert.

Damit habe ich den biederen Poeten als Meister seiner Kunst schon gekennzeichnet. Seine Verse sind, was Metrik angeht, sicher nicht schlechter als die poetische Durchschnittsware seiner Zeit; man kann oft sogar bei nicht zu schroffem Standpunkte einen gewissen Fluss und eine Art von Glätte konstatieren, aber freilich ein Dichter schlechthin ist Fürer nicht. Dafür fehlt ihm im allgemeinen der Schwung der Gedanken, die Schönheit der Form, die notwendige Erfindungsgabe, kurz es fehlt ihm die «Ader». Allerdings war ja auch der behandelte Stoff einer dichterischen Auffassung und Darstellung durchweg zu ungünstig, als dass wir hier hätten wirklich Grosses erwarten können. Dann hat der Poet auch sprachlich allerorten zu kämpfen, oft hart zu kämpfen, sodass wir ihm ob seines Kampfes nicht selten grollen möchten. Eine ganze Anzahl von bedenklichen Formen tritt uns da entgegen, Formen, denen man die Reim- und Versnot des Dichters ansieht. Mannigmal freilich scheint auch eine gewisse plumpe Nachlässigkeit obgewaltet zu haben, oder aber der Dichter hatte ein miserables Gehör, das ihn Bedenklichkeiten und direkte Ungeheuerlichkeiten formaler Art garnicht als solche empfinden liess.

Die Sprache Fürers weist nun nach ihrer Dialektseite hin eine Menge von Eigentümlichkeiten auf, die mehr oder weniger ausgeprägt alemannisch sind; viele seiner Wendungen und Ausdrücke begegnen uns z. B. sehr oft bei Geiler von Kaysersberg bezw. bei Brant und Murner. Vereinzelte Wendungen und Wörter Fürers sind allerdings ohne jede Analogie uud mir leider zum Teil unerklärlich geblieben. Fremdwörter hat er in Menge.

Die Heimat des Poeten und seine Lebensumstände überhaupt sind sonst in volles Dunkel gehüllt. An einer Stelle erwähnt er das «Rotwiler Hofgericht», doch lässt sich daraus — das kaiserliche Hofgericht daselbst bestand bis 1784 — natürlich gar kein Schluss ziehen. Auch der Stand Fürers ist zweifelhaft. Er kennt das Latein und kann es den Leuten «verdeutschen», ja er macht sich lustig über das Latein der «weltlichen», aber sonst scheint er nicht gerade sehr gebildet gewesen zu sein. Schon sein ganzer Stil verbietet eine gegenteilige Annahme, und dass er «der geschrifft ungelert» ist, sagt er selbst.

Ungleich mehr als die Form interessiert uns an Fürer die Sache, über die er handelt. Nach der Seite liefert er ohne Zweifel einen recht erwünschten Beitrag für die Geschichte der aufkeimenden Volksopposition im Anfange des 16. Jahrhunderts. Es ist zur Genüge bekannt und häufig genug dargestellt, dass diese Opposition hauptsächlich getragen wurde von der Erbitterung der breiten Masse über den mehr und mehr wachsenden Druck infolge der rücksichtslosen Geltendmachung der Grundsätze des römischen Rechtes. Dieses Recht mit seiner verwickelten Geschäftsführung, seinen dem kleinen Manne unfassbaren Motiven für die Rechtsprechung, seinem Tross von anrüchigen Helfern, Advokaten und Prokuratoren,[1] dieses Recht hatte auf allen Gebieten sozialen Lebens eine verhängnisvolle Verwirrung hervorgerufen. Daher die massenhaften, oft masslosen, aber für den Eingeweihten sehr wohl verständlichen Satiren auf dieses Recht von Volkesseite, die fortwährenden Pamphlete auf die Vertreter dieses neuen Rechtes, die oft handgreifliche Opposition gegen die Rechtfindung durch die neuen Paragraphen! Es genügt, für die literarische Seite dieses Kampfes an die Namen Brant und Wimpfeling zu erinnern.[2]

Dieser Volksstimmung gegen die «remsche cantzelij» gibt nun auch unser Gedicht den gebührenden Ausdruck,[3] und aus dieser Stimmung heraus will es verstanden und gewürdigt werden. Die ganze Wut des Poeten, der für seine Darlegungen das Gewand eines hochgelehrten Kalendermannes anzieht, richtet sich gegen die Aussauger des kleinen Mannes, der inmitten all der geldhungrigen Kapitalisten, der Advokaten — der «Paretlinslüte»[4] — mit ihren tausend Schlichen und Kniffen, der Prozesskrämer mit ihren niefehlenden Hinterpförtchen nicht ein noch ausweiss.[5]

---

[1] Deshalb forderte u. a. die sog. Reformation Kaiser Friedrichs III. in ihrem 4. Artikel die Abschaffung der römischen Juristen.

[2] Vergl. u. a. meine Schriften: Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsäss. Humanisten, Freiburg 1898 und Jakob Wimpfeling, ebenda 1902, passim.

[3] Die Volkslieder jener Zeit zeigen in Ton und Ausdruck natürlich manches Verwandte mit unserem Gedichte. In einem lesen wir gar (vergl. den Titel unseres Poems und über «fundt» weiter unten):

Die newen fünd
Yetz worden sind
In aller welt fürgeng.

Vergl. das Gedicht u. a. bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I[16], S. 271.

[4] Also der Leute im Barett d. h. der juristischen Doktoren.

[5] Was die eigentümliche Form der Mahnungen und Warnungen betrifft, die an den Kalender mit seinen Heiligenfesten gelehnt sind, so sei hier nur kurz darauf hingewiesen, dass wir dergleichen wunderliche Aufstellungen damals viele haben, wovon schon ein Blick

Die grosse Welt hat kein Erbarmen mehr mit den Kleinen und Gedrückten: man holt ihnen alles weg, schliesslich noch Kuh und Kalb aus dem Stall, sodass der Arme mit Weib und Kind der drückendsten Not ausgesetzt ist. Dabei führen die reichen Herren ein üppiges Prasser- und Schlemmerleben und kümmern sich wenig um Gottes Gebot. Auch die Priesterschaft ist angesteckt, und so wird es auch ihr einst schlecht ergehen, wenn der Tag der Abrechnung kommt und der grosse Messias-Kaiser erscheint. Besondere Wut hegt der Mann des Volkes gegen die «gestreiften Laien»,[1] d. h. die feinen Herren mit nur allzulangen Fingern, die sich gierig nach der Habe des Armen ausstrecken.

So sind die Ausblicke des Dichters auf die Zukunft düster, und kein Hoffnungsstrahl, als nur Gottes Güte und Barmherzigkeit, will ihm leuchten. Da schliesst er sich den Propheten jener Tage an, deren die traurige Zeit ja, wie es zu gehen pflegt, eine ganze Menge hervorbrachte.[2] Und diese, die da-

---

in Wellers repertorium typographicum überzeugt. Kalender, die den gewöhnlichen Sterblichen belehrten über «die zwelff zeichen und die syben planeten wie etlicher regieren soll» gab es in Menge. Ja noch mehr wurde geboten: «Danach — heisst es als Fortsetzung der obigen Stelle im Titel eines bei Hupfuff in Strassburg gedruckten Kalenders, Weller Nr. 277 — findet man die guldenzal, wie man den suntagsbuchstaben suchen und welcher adern man lassen soll». Die ganze Welt war damals voll von solchen «Praktiken» und nicht zuletzt griff der kleine Mann nach solchen «Auskunftsmitteln». In ihnen suchte und fand er Trost in seinem Elend — mehr wollte er nicht. Das Astrologische und Prophetische überwiegt oft durchaus die rein praktischen Fingerzeige, ja die deutschen Kaiserprophetien haben durchweg eine starke soziale Basis.

[1] S. weiter unten, namentlich das noch zu erwähnende Werk von Kampers passim.

[2] Ich kann hier auf diese Männer nicht näher eingehen, doch möchte ich vor allem erinnern an den sog. Kolmarer Revolutionär, einen Anonymus, der eine Menge von Zügen mit Fürer gemein hat, freilich in seiner radikalen Richtung weit über ihn hinausgeht, vergl. zu ihm meine Ausführungen in meiner Schrift Nationaler Gedanke u. s. w. passim. Dann möchte ich als Parallele Wimpfelings «Gebet des Volkes zu Gott» erwähnen, das in sehr düsterer Weise die Not des kleinen Mannes, zumal des Bauern, darstellt und ebenfalls «seiner ganzen Färbung nach die Beachtung des Historikers verdient und für die Stimmung am Vorabende der Bauernkriege höchst charakteristisch ist», s. darüber meine Wimpfelingbiographie S. 303 ff. — Uebrigens erinnern manche Stellen bei unserm Dichter stark an die sog. «Reformation Kaiser Sigmunds», die bekanntlich auch höchstwahrscheinlich einen alemannischen Demokraten, einen revolutionär gesinnten Kleriker, zum Verfasser hat. s. weiter unten. — Allgemeiner Natur sind die Ausblicke über Erscheinungen dieser Art — Prophetentum, Kaisersage u. s. w. — bei Bezold, Geschichte der deutschen Reformation 1890, S. 129 ff., vergl. dann speziell die vortreffliche Schrift von Kampers: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, 1896 und die Abhandlung Bezold's: Astrolog. Geschichtskonstruktion im Mittelalter (Deutsche Ztschrft. für Geschichtswissenschaft 1892, 29 fll.)

maligen apokalyptischen Ideen und Weissagungen wiederspiegelnde Prophezeiung schliesst wirkungsvoll das grau in grau gemalte Bild, das uns Fürer in seinen Versen entrollt hat. Der vorsichtig abwägende Geschichtschreiber kann solchen Bildern natürlich nur mit weiser Vorsicht seine Striche zu dem Gesamtgemälde jener Tage entlehnen, denn die subjektive Färbung des Ganzen liegt auf der Hand, aber als Stimmungsbild ist die Dichtung immerhin beachtenswert, ganz abgesehen von ihrem — allerdings nicht allzu hohen — Werte als Literaturprodukt. Ich lasse das Poem nun in seiner originalen Fassung folgen.

Behalter, schöpffer diser welt,
Dyn nam würt billich offt gemelt,
Süt du die himel treist enbor
Und diner krafft gantz nichts ist vor,
Vernunft, wyssheit dem menschen gist
Durch dyn geburt, herr Jhesu Crist,
Vatter, dyn crafft, wyssheit, o sun,
Heliger geist, dyn gnad hat tun
Mir auch zů stür[1] jn diss gedicht.
Maria, hilf, gib gůt bericht
Mir ungelerten der geschrifft,
Das ich ussleg die gall und gifft,
Do mit der arm ietz würt getrenckt,
Das durch die oberen würt verhenckt.
Harumb hilf, rot und uffenthalt[1]
Dyn armen diss jor vor gewolt,[2]
Des zal ist tusent und finffhundert
Zwey, der ab mich fast ser wundert,
Das der armen gülden zal
Sich ietz erzeiget also schmal
Und ij mol schmeler den den richen.[3]
In mynem sünn důt es sich verglichen:
Der richen hochmůt uberbochen[4]
Stot ietz i tag und vi wochen,
So ich es recht in mir betracht,
Zwischen rich und arm, ist es vastnacht,
Als ich die sach vernommen hab,
So schafft es B der bůchstab.[5]

---

[1] = Hilfe, Unterstützung («zu stür» sehr häufig bei Brant und Geiler). Vergl. zu dem Verbum das mhd. stm. ûfenthalt = Trost, Unterhalt (neben Aufenthalt).

[2] Vokaltrübungen und dadurch bedingte unreine Reime finden sich natürlich in Masse (für jene Zeit ganz selbstverständlich).

[3] Die goldene Zahl für 1502 ist 2.

[4] bochen = pochen («uberbochen» hat Geiler an einer Stelle für increpare s. Schmidt, Histor. Wörterbuch der elsäss. Mundart 1901, S. 365).

[5] Der Sonntagsbuchstabe für 1502 ist B.

Sonderlich hab ichs wol bedocht,
Das es ein finsterniss hatt brocht 2. Blatt.
Sonn Der sunnen, des bin ich gewiss,
Uff sampstag noch Michaheliss.[1]
Der arm der würdt vertruckt, veracht,
Achste Stephani[2] hat es gemacht,
gůt Das er glich hanget in der wog.
Ich sprich es sunder alle log.
Uff der hellgen drig künnig tag[3] oben,
gůt Drifft es der schütz, nůn her[4] gůt goben.
Ich melds hernoch uss friem můt,
Was dem armen schaden dut.
Mercken dar uff jn ųiii stucken,
Darin der arm man sich můss bucken.

Der erst nüw fundt[5] zů diser fart.

Von dem schribt uns sant Erhart.[6]
Am suntag darnoch würt man sin gwar,
Wo ich es frölich melden tar,[7]
Das ist, das sich der geistlich statt
Mit dem weltlichen verwickelt hatt.
Vor mittem tag noch i uren,
Man spürt es clorlich by den puren,
Ieglicher zicht jm (sich) ein Doctor,
Der jn zů zyten trag enbor,
So man in zů den reten setzt,
Dadurch der arm fast[8] würt geletzt.[9]
Ihr spruch der got vast uss den bůchen.[10]
Was soll sin nebenbrůder sůchen,
Der jm noch sprechen sol uff stundt,
Der widder stosset jm zů den mundt,
Ist gůt, er getar nüst anders jehen,[11]
Ich folgs, der umbstand[12] würds licht sehen,
Das sin red nit stind glich gemessen.
Dardurch so würt der arm vergessen,

---

[1] Michaelis = 29. Sept. Die Sonnenfinsternis fand wirklich statt.
[2] Stephanus = 26. Dez.
[3] Bekanntlich der 6. Januar. — Oben = Abend.
[4] hör.
[5] Vergl. mhd. vund stm. = Fund, Erfindung, Kniff (niuwe vünde = unerhörte Kniffe). s. oben; übrigens schon bei Königshofen.
[6] 8. Januar.
[7] Vom inf. turren (präes. tar) = sich getrauen, dürfen (mhd.), s. weit. unt. Getar u. dar.
[8] Hier noch in der mhd. Bedeutung «sehr stark».
[9] = verletzen (bei Geiler häufig).
[10] Daran gerade nahm man Anstoss, s. weit. unt.
[11] mhd. jehen = sprechen.
[12] = Die Umstehenden, die Beisitzer.

Das er kein grienen zwig erlang.[1]
O gott, es ist ein herter getrang
Das ich by miner worheit sag.
gût Sampstag vor sant Anthoni[2] tag,
Ist gût, der arm der mûss nochlossen,
Er kan die sachen nit mûtmossen
Gelich den gelerten in den rechten.[3]
Wan wir aber den bruch[4] bedechten
bruch An suntag vor Pauli conversio,[5]
Vormittag, würden wir nit fro,
Nün stund, so herb es darumb stot,
So man volgt der gelerten rott,
Die fürsten, herren, stett zû in setzen.
Den adel schwecht es und dût letzen
Manchen frummen bidder man,
Der sin urtel mit der hant bevestigen kan,
Do die gelerten den kopff druss zucken,
Ir anschlag blipt hinder dem ofen hucken.
In der sach kan ich mich gar nit lieben.
Diss dût den gemeinen man betrüben,
Der sinen lib für sie mûss setzen.
Wer weiss, gott würt sie es sust[6] ergetzen,[7]
Darumb so sprich ich on all frog
gût Fritag nach Paulii, in der wog
gût Uff liechtmess, im schützen mag ich betüten,
Es ist nytzt mit den paretlins-lüten[8]
Zû handeln vil in weltlichen rott.
Wer disen handel nit verstott, 3. Blatt.
Der schwig, biss er in auch versûch!
So entpfind er, wo jn druckt der schûch,
So er jn an sinen füssen treit.

Nüw — Sant Dorothea[9] hat geseit

Dor noch an mentag vor mittag,
Do es ylf schlûg, do hort ich clag
Von zweyen, detten einander fieren
Und retten von dem appellieren.
Das ist das ander herte stuck
Domit der arm lit grossen druck,

---

[1] Man denke an unser ähnliches Bild.
[2] 17. Januar.
[3] Also gleich den Juristen.
[4] mhd. stm. bruch = Bruch, Schaden, Mangel vergl. den Titel des Büchleins.
[5] 25. Januar.
[6] mhd. sus, sust, sunst adv. = so, sonst.
[7] mhd. ergetzen swv. = entschädigen.
[8] s. oben. Geiler hat das Wort ebenfalls (an mehreren Stellen, s. Grimm und Schmidt a. a. O.).
[9] 6. Februar.

Wurt umbezogen durch nid on not,
Das er unwissen jns stüblin got,
Do alt bübery stot in geschriben.
Unseren vorelteren wer es uberbliben,
Zů verhengen söllich můtwillig trowe.[1]
gůt Stolastica[2] (!), die heilige jungfrowe,
Die halt den widder in gůten mossen.
Der arm můss leider nochlassen,
Wie jn der gelert doctor anwiset,
Dem armen sin narung gar verriset,[3]
Biss jn der bruch lests[4] uberloufft
Und man jm küg und kelber verkaufft.[5]
bruch An zinstag vor sant Mathiss tag,[6]
Vor mittag, her ein ander clag,
Sobald es ffff hat geschlagen!
Ich můss etwas noch hin zůhin sagen.
Die weltlichen habens auch gelert
Und ire zungen gantz verkert
Und künnen auch latin schwetzen,
Verston sin glich als vil als die hetzzen.[7]
Die redden atzelo hüro zů aller frog.[8]
Es stott worlich in der wog
gůt Uff Matthie ein tag darnoch,
Der arm empfocht sin schad und schmoch,
Rich und arm würt so verhetzt,
Das recht geschwächet und geletzt
Durch zwifach zungen und sölch gesůch,
Sie fünden's geschriben jm schartzen[9] bůch
Folio nullo, als ich üch sag.
gůt Merk darnoch, am mentag
Lidet der arm ein sölchen schutz,[10]
Im würt erzeiget schmoch und trutz.
Getar nütz sprechen vor uberlast.[11]
gůt Das schafft der wasserman uff halp fast,
Der důt den richter also blenden,
Den armen rupffen, schinden, pfenden.
O gott, das lass dir gantz missfallen!

---

[1] = Drohung (Form allerdings kaum belegt).
[2] 10. Februar.
[3] = fortfallen s. weit. unten «entrisen».
[4] zuletzt oder für «letz» = «böse», gemein = alemannisch
[5] Eine recht deutliche Darstellung.
[6] 24. Februar. Zinstag das bekannte alemannische Wort = Dienstag.
[7] = Elstern, vergl. gleich darauf «atzelo» von atzel (agelster) mhd. = Elster.
[8] Eine sehr köstliche Stelle: Diese Halblateiner, verglichen mit schwatzenden Elstern, die gar nicht wissen, was sie eigentlich plappern! Eine dem Verfasser doppelt anstössige Gesellschaft.
[9] Ob für «schwarzen» ? (Das andere ohne Beleg).
[10] Unser «Schuss».
[11] = Uebermass, Vergewaltigung, Schaden

Der dritt nüv fundt düt also kallen.[1]

An zinstag vor Gregorij[2]
Her zû ein nuge trugnerij!
Zu ſy stund, schörpffer, als ich sag,
yI minuten noch mittag,
fürt man den armen hinder das licht.
So der rich die sach ansicht,
Verstet, das jm die urtel schwanckt,
Glich bald so nimpt er jm (sich) bedang[3]
Und sucht uff list ein advocaten,
Der dût jm disen anschlag raten:
Ir sint doch gefrindet[4] jn den reten,
Lûgen, wie wir den dingen deten, 4. Blatt.
Ich sorg, die sach wöll uns entrisen,[5]
Kind man den handel fürter wisen,
gût Bis dunrstag vor Gregorii.
Der widder macht den armen frij
An golt, an gût, an siner hab.
Die fürsprechen nement jnnen das gelt ab,
Hant die zung in beden backen hangen,[6]
Kummen zû dem armen gegangen:
Ich habs in lantmanss wise vernummen,
Unseren herren sigen gescheffde kommen,
Ich sorg der sachen verlengerung,
Het ich von dir verwilligung,
Mich dunckt der handel stand gor herb.
Wie ducht dich, ab ich ein commiss erwerb,
So kemen wir der sach ab statt.[7]
Domit felt der arm jns wasserbatt[8]
Und went, er habs jm in truwen geroten.
So kumpt der bruch har jnher schrotten.
bruch An mitwoch vor annunciatio,[9]
Noch mittag, würt der arm kum fro
Zu ſy lot er im anhencken
Ein procurator, den mûss er schenken,
Lihen, geben, bestossen die handt.[10]
Der spricht: als ich die sach verstandt,

---

[1] = schwätzen, krächzen.
[2] 12. März.
[3] mhd. bedanc stm. = Ueberlegung, Nachdenken.
[4] hier = sichergestellt, bewandert (ähnlich in Brants Narrenschiff).
[5] = elabi, s. ob. verrisen.
[6] Der derbe Ausdruck wieder sehr anschaulich, so recht an Brants Narrenschiff erinnernd.
[7] mhd. abstat = von statten, ledig. Commiss = Auftrag.
[8] = Wasserbad.
[9] 25. März.
[10] mhd. bestôzen = bearbeiten, stopfen (bei Tauler-versperren).

So beger lüterung[1] der appellacion,
Rief an künigcklich reformacion,[2]
Sprich, du welst erklert han die artickel.
Der schütz der trifft die gůten stickel.
gůt Am ostermentag, ist ungelogen,
Do mit der arm würt umbgezogen
gůt Biss suntag noch der oster wuchen,
Domit so rücht der fürsprechen kuchen.
Der arm můss sich des wesserers nieten,[3]
Er kan sich nit dar vor gehieten.
Sin einfaltigkeit jn nit vil batt,[4]
So das aber der rich verstatt,
Das jm die sach enpfallen will,
So stricht er hin und schwiget still.
Und sucht aber einen nawen fundt

Nüv — vor mittag zů der vj stundt

An dunrstag nach Ambrosius.[5]
Her zů, wie důt der rich alsus ![6]
Zu dem fistgal[7] důt er sich machen,
Dem henckt er erst an all sin sachen,
Domit der arm lit grösseren schaden.
Lot jn ans kamergericht hin laden
Oder gon Rotwil ans hofgericht.
Das solt die öberkeit gestatten nicht,
Das burger, die in einer muren
By ein ander missen huren,[8]
Einander ersuchen[9] mit frembden rechten.
gůt Wan wür's an mittwoch vor bedechten,
So uns kumpt sant Symeonstag,[10]
Wert fast gůt, als ich üch sag.
Es darf[11] nit fast vil umbfrog,
Dan so ist es jn der wog,
Ob der arm by narung blib,
So jn der rich also umbtrib

[1] = Erläuterung.

[2] Ob die «Reformation» Maximilians, das Gerichtswesen betreffend, — namentlich auch die Vehme, s. unt. «westfelisch gericht» — gegeben zu Worms 1495?

[3] Der Sinn der Stelle ist ja klar, indessen finde ich für «wesserer» keinen Beleg (auch bei Grimm und Schmidt nicht).

[4] = nützt (nicht ursprünglich niederdeutsche Form, wie man wohl glauben könnte).

[5] 4. April.

[6] mhd. alsus = auf solche Weise, also.

[7] Fiskal, Polizeirichter.

[8] echt alemannisch für hausen (freilich heute auch niederdeutsch z. B. holländisch und westfälisch).

[9] Neben «untersuchen», auch = reizen, erregen (schon mhd.).

[10] 21. April.

[11] = bedarf.

Und jm zůfug sölch schad und schmoch,
Ee er mag dem rechten nit kumen noch: 5. Blatt.
Ich wil jm die sach uff die lang banck hencken.
bruch Sant Jörgen [1] tag solt jr gedencken.
So kumpt der bruch dem armen man,
Ders leider nit erharren [2] kan
Weder frūg noch spot zů mitten tag,
Das er zůrecht doch kummen mag.
Der schütz hat jm sin narung genumen,
gůt Uff sant Marcus [3] tag ist er kumen.
gůt Am samstag darnoch mag er wol lossen,
Fint er den wassermann uff der strossen,
So er uber felt dem rechten noch godt.
O gott, das niemans sich understott [4]
Und dem armen zů recht wil helffen.
Er můss sich scheiden von sin jungen welffen,[5]
Von hab, von gůt, von wib, von kinden.

Nüv — An fritag noch crützes finden[6]

Noch mittag, so es ff hat geschlagen,
Wurd jch etwas von fürsprechen sagen,
Dar[7] jch mich sin echt [8] underston,
So kumpt der finfft nüv fundt horgon:
Sie heischen jnterlocutoria,
Legen jn jntergatoria (!).
Das ist gar no halp büberij.
gůt Zinstag mitwoch noch Sophij [9]
Stot es sicher jn der wog.
Wer's nit verstand und der hab frog,
Was diss latin doch müg betüten,
Ich můss es tutschen den weltlichen lüten.[10]
Sie legen jn geistliche frogstück,
Domit erzeigen sie jr dück
Und wöllen sich etlicher vorurtel [11] halten.
Das solt der richter nit lon walten,
Es tref dan geistlich sachen an.[12]

---

[1] 23. April.
[2] = durch harren erlangen (mhd).
[3] 25. April.
[4] = sich einer Sache unterziehen (mhd).
[5] mhd. welf bekanntlich = Junges von Tieren, namentlich Hunden.
[6] 3. Mai.
[7] s. oben.
[8] = nur.
[9] 15. Mai.
[10] Wieder eine interessante Stelle s. schon oben.
[11] Hier natürlich in der ursprünglichen Bedeutung: Entscheidung vor dem richterlichen Endurteil.
[12] Also für die will er eine Ausnahme gelten lassen.

Wie kan ein frumer hantwercksman
Den gesuchen[1] sin rechtspruch wol nochgeben?
Er gehort by allem sinem leben
Nin vor sölchen sachen sagen.
Der arm der müss sich des beclagen.
Das geistlich recht würt jn gezogen,
Dem rechten die wessen[2] nase gebogen.
Stind clag, antwurt in glicher wog,
So würt erkant nach der umbfrog,
Was jeder verstünd noch sinem gewissen.
So aber die fürsprechen jn hant gerissen
Mit sölchen puntten[3] und helen[4] sticken,
Ein biderman sin urtel jm mund verzwicken,
bruch So kumpt der bruch dem armen man;
Der söllichss nit verstot noch kan,
Und würt getrungen von sinem rechten.
Ich wolt, das die oberhand das bedechten
Und hiessen die fürsprechen jn der lingen bliben.[5]
An suntag vor Urbani[6] ich schriben,
Vor mittem tag, zů einer uren.
Die oberen solten doch etwas duren[7]
Mit jren armen burgeren han.
gůt Dunrstag darnach im wasserman
Wer gůt, das man es recht bedecht,
So wurt der arm nit so verschmecht[8]
Und möcht dest bass by narung bliben.
gůt An mentag darnoch jm widder schriben, 6. Blatt
Ist die less gůt on zů dem hobt,[9]
Sit das eim jeden ist erlobt,
Ins recht jn zů ziehen, was er wil.
Domit so kumpt der arm ins spil.
Wan das die öberen recht bedechten,
Gestatten nit söllich spiegelfechten
Und spetliss[10] vor den reten machen,
So blib man licht uff rechter sachen
Und zig glich jn ufrechten ban.

---

[1] = Zins, Wucher (auch bei Brant und Murner), hier wohl = auf Gesuch.

[2] = wächserne.

[3] = Punkten.

[4] mhd. haele = glatt, geschmeidig (auch bei Brant).

[5] = sich beeilen?

[6] 25. Mai.

[7] = Bedauern, s. das folgende.

[8] Gekränkt.

[9] Was heisst das? Less wohl = Lesse = Aderlass, on zu . . .-bis auf, ausgenommen (den Kopf).

[10] Ob mit spotten susammenhangend, vergl. das vorhergehende «spiegelfechten» oder (bayrisch) = Flicken, Lappen?

Der sest nüv funt richt Bonefacis[1] an.

Zur ʒ stundt vor mettem tag,
Hand acht, ir reichen, was er vermag
Und diser fundt uns sagen wil.
Es ist anderstwo ein ungehert spil,
Dar rich der mant und bant den armen.
Es mücht gott jn dem Hymmel erbarmen.
Er schickt jm . . . . .[2] und commun,
Kupt (kumpt), jm dan jn sinen lun,
Er lot ein ridig schoff auch laffen
Oder ein singen verschlahen kaffen.[3]
Uffs lest schickt er jm ein schulzenbrief.
Das weltlich recht ich ietz anrief,
Uff zinstag und eben uff sant Vitt,[4]
gût — In der wog der arm darnider litt.
Nieman wil jn doch understitzen,
gût — Am fritag darnoch ist es jm schützen,
Der verschisset, verbant den armen.
Niemans wil sich uber jn erbarmen.
Er würt gebroten und geschunden,
Man vint jr vil der selben kunden,
Wiewol ich sie nit nennen tar,
Des bruchss würt man licht auch gewar.
bruch — Den bringt der mentag noch Gervasius[5]
Zû mittag, red jch nit umbsuss.[6]
Wan es ein ieder selbs bedecht,
So wurt villicht das sigel geschmecht
Und möcht die gilt nit wol ertragen,
So man zû den weltlichen würde sagen,
Das sie das geistlich recht liessen rugen,[7]
Ich sie durch die finger und wil zûlûgen,
Wie lang es wül haben bestandt.
Sölch process die sint erkant
Und allein uff die erdacht,
Die dy heilgen kirch veracht,
Zinss, selgeret,[8] zehende der kirchen nimpt,
Das jn zû tûn gantz nit gezimpt,
Oder die jn eesachen ungehorsam weren,

[1] 5. Juni.
[2] Im Original ʒtāfa, mit meinen Hülfsmitteln mir undeutbar, ebenso wie das Folgende.
[3] Kaffen = kaufen? (laffen = laufen u. s. w.). Die Stelle ist mir unverständlich.
[4] 15. Juni.
[5] 19. Juni.
[6] = umsonst.
[7] = ruhen.
[8] Seelgerät (frommes Vermächtnis für das Seelenheil).

Den sollent söllich process zůgeheren.[1]
Das lass ich ietz zů mal an ston.[2]
gůt Durnstag vor Johanniss,[3] jm wasserman,
Der arm kumpt leider umb sin gůt,
Der widder jm den schaden důt
gůt Uff mentag noch Johannis.

Der sibend nüv fund bringt ander riss.

Ob jchss villicht wol melden dar,
Sant Ulrich[4] bringt jn mit jm har,
Vor mittem tag, so es ꝟſ schlacht,
Das glicksrod hat gar vil dings macht,
Macht einen truren, den andern ergetzen,
Gebrüder jn rot, gericht und recht setzen,
Die samenthafft[5] urtel sollen geben, 7. Blatt
Das nie beschach by der alten leben.
Ob man mir das jn args bedecht,
So důt kein biderman unrecht,
Mag ich wol jn worheit sagen,
Es nohet sich den hundstagen
Und weren biss zů der himmelfart.[6]
Hilff Maria, den armen lit es gar hart
Und bringt im heimlich argwon,
Er muss sin doch jn sorgen ston,
Ob er einen erzirn, den andern versienen,
Dan niemans zweyen herren mag gedienen,
Als uns das evangelium bescheidt.
bruch An zinstag vor Magdalene[7] ist es geseit
Noch mittem tag, zu der ꝟ stundt,
Was bruch und mangel daruss kumpt,
Argwan, nochred und gedencken.
Man můss besorgen miet, gob[8] und schencken,
Das der arm nit hat zů tragen,
Dardurch sin recht licht hinder schlagen
Würd, wan er es melden wolt.
Man sprech, er ist jm sust nit holt,
Wir wend ein berg jn ein tal ziehen,
Der arm kan leider niender[9] fliehen,
Do er erlangt ein rübige[10] statt.

---

[1] Ein etwas absonderlicher Gedanke.
[2] = sein lassen, unterlassen.
[3] 24. Juni.
[4] 4. Juli.
[5] mhd. samenthaft (— haftic) = zusammen.
[6] = Mariä Himmelfahrt, 15. August.
[7] 22. Juli.
[8] miete = Gabe, Lohn häufig bei Brant und Murner).
[9] mhd. niender, niener = nirgend.
[10] = ruhige.

Nüv-Osswaldus[1] mirs gesaget hat.

Am zinstag dar vor, uff mitternacht,
yybj minuten, als ichs betracht,
Kumpt der acht nüv fundt har drucken,
Den armen bissen die hundsmucken,
So er jn seinen sinen (sinn) dut rechen,[2]
Was jn halt so zwen fürsprechen
By einander wonen, die brüder sint.
Der arm besorgt ein bösen windt,
Der jn under augen werd an gon,
Das sie einander über die hendel lon
Und nem ie einer vom andern bericht.
Wer weiss villicht, ob es beschicht,
Das wir nit vil gesehen hant,
Wie wol sie nit ston in einem standt.
Noch dan bringt es dem armen grusen,
Er blib licht sust am nechsten husen
Und liess sin sach schlecht usshin füren,
Sust mûss er sorg halb appeliren.
Das dût gemeinsam der fürsprechen.
Man magss auch wol zû gûttem rechen,
So man jr red schon hat gehert (lies gehort),
Man heisset doch uss gan uff ein ort
So man die urtel wil beschliessen,
Die hundsmucken laffen von habt zû den fiessen
Dem armen man, stet uff und nider,
bruch Wie wol der bruch ist gantz dar widder,
Uff dunrstag noch der himmelfart,
Eee das die urtel würt uff gespart
Und entdeckt würt das bedencken,
Es dût etlicher moss das recht krencken,
Vor mittem tag, ich loss es bliben,
Der widder mags zû gutem schiben,
gût An sampstag vor sant Bartholome,[3]
Her zû, wie es sant Gilgen[4] gen (lies gee)!

Nüv — Nochmitag glich zû trien 8. Blatt.

Macht manchen armen gellen schrien
Der ix nüv funt, der sich entdeckt.
O gott, wer jn erst uff hat geweckt,
Der hat nit wol doran geton.
Ich besorg, gott hab jn setzen lon
Gar jn ein tieff kalt wasserbatt,
Do er für und lücht vergebens hatt.
Sin sach stot liecht in glicher wag

[1] 5. August.
[2] = rechnen.
[3] 24. August.
[4] Egidius (1. September).

gůt An suntag vor nativitatis[1] frog,
Das ich den fundt nit gantz verhenen,
Es ist: geistlich und weltlich frenen.[2]
Es ist ein grosser abbruch jn einer statt,
Dardurch man vil frumer burger verloren hat,
Den man das ir uss hatt lon fieren
Und me dans halp gůt miessen verlieren.
Geb man den armen stund und tag
gůt Biss unser lieben frowen oben, als ich sag,
So treffen jn nit die gůten schützen
Und blib by kinden und wibe sitzen,
Sprech der der richter lůg und halt,
Verbrech er dan, so ging gewalt
Noch zyt genůg, das sin zů verkaffen.
Der bruch důt jn mit gewalt uberlaffen,
bruch Der arm der treit das crütz gar hoch.
Am fritag aller nechst darnoch,
So die Glock iij hat geschlagen,
Můss ich noch me von dingen sagen.
Es frent[3] offt mancher ein biderman,
Mit dem er nie zů handlen gwan,
Solt er billiger rechnung geleben,
Er miest jm gelt herusser geben.
Das hat man etwan wol vernommen.
Es ist leider zů gantz jn die gewonheit kommen.
Die schrieber die land es auch also hinschlichen,
Den welfen můss ich dieselben zů glichen.
Den gilt es glich, wem sterben die kü,[4]
Echt[5] sie jren buch mit fillen zů.
Aber noch eins bin ich gewiss,
gůt An suntag noch erhöhung crucis,[6]
So kumpt der wider, ist gůt zů liden,
Uss ander lit hüten riemen schniden.[7]
Merck also, welcher keüffler[8] es verkafft,
Und jm das gůt durch sin hend lafft.
Vergisset er sich selbs, nimpt nit ein broten,
So die suw zů sticken ist geschroten,
Dan mangel er jns baders namen.
Ich besorg, sie tügen sich zů vil ubel schamen,
So sie es verkaffen uss diser hant jn die.
Der lieb herr sant Michael[9] ist auch hie.

---

[1] 8. September.
[2] = frönen, mit fron belegen, speziell pfänden.
[3] pfänden s. vorige Anm.
[4] Der kräftige und durchsichtige Vergleich ist sehr vielsagend.
[5] mhd. eht = nur, wenn nur, s. oben S.
[6] 14. September.
[7] Man denke an das verhältnismässig hohe Alter so mancher unserer Wendungen.
[8] Vergl. mhd. koufelaere (Händler, Mäkler).
[9] 29. September.

Samstag darnoch züm ix schlag

Vormittag, merck ein ander sag,
Würd ich den ʒ nüwen funt wecken,
Den öberen handel widerstrecken
Und sagen, wie es dem armen schadt.
Es ist gewonlich in etlicher statt,
So sich der rich nit gnûg kan ergetzen,
Latt er dem armen die hût[1] jns huss setzen
Und aller meist mit dem geistlichen stab,
Ich besorg das erberkeit urlop hab.[2]
Sie schlemen, tosen und tragen uff, 9. Blatt.
Schlagen dem armen nach dem muff,[3]
Domit ein schwerer cost[4] uff got.
gût Mitwoch noch Francisci[5] es im herb stot.
So triffts der schütz, rumpt uff genot,[6]
Wan das er für ein erber rott,
Das einer uff den andren det ilen,
Erfür den handel under wilen,
Wie offt dem armen unglichss beschee,
Stroffte disen umb sin gehe,[7]
Wan sie fur kem ein sölche clag.
gût Es ist gût uff sant Dionisius[8] tag,
Im wasserman die odren sprengen,
Das man jr burger also det trengen,
So möcht der arm by dem richen bliben,
Sust dût der bruch in gantz vertriben.
Und mûss me costens gar oft bezalen,
Dan die haubtsume ist zû drien malen.
bruch Dernoch an sampstag vor Galii[9]
Zû mitternacht es stund gar frii,
Das man arm burger nit so gantz veracht,
Armût hat doch Ram uffbracht
Und ubermût Troij zerstörtt
Und hass den armen Abel ermört.[10]
Hielt man das recht jn glicher wog
gût Uff Simon und Juda,[11] ist on log,

---

[1] vergl mhd. huot = Aufsicht, Nachstellung u. s. w

[2] Also auch hier die alte Klage.

[3] mhd. muff, mupf = Hängemaul, der Ausdruck = unserm «die Nase rümpfen», spotten.

[4] mhd. köste, kost = Wert, Aufwand, Geldmittel.

[5] 4. Oktober.

[6] mhd genôte genau, unablässig, sehr.

[7] ? Die Wörterbücher bieten auch hierfür keine sichere Auskunft. (Ob mit «gehei»-Hohn zusammenhangend oder mit gsche «Eile»?)

[8] 9. Oktober.

[9] 16 Oktober.

[10] An klassischen (und biblischen) Reminiszenzen ist der Poet sonst arm.

[11] 28. Oktober.

So mechten wir unss der gest erweren,
Von den wür kürtzlich werden heren,
Das mir nit zů stot, ietz zů rieren,
Ich sorg, es werd sich anders quartiren,[1]
Das der rich des armen bedarff,
Darumb sig keiner dem anderen scharff.
Zimlicher moss, nit gantz zů ruch,[2]
Es verdirbt vil wissheit jn arm mans buch,
Den man durch nit důt hinhinder schiben,

Nüv — Wolfgang[3] vormitag triben,

Wan es ſſſ schlecht, den gſ fundt,
Der von den gestrifften leyen[4] kumt.
Das ist, so der arm got jn ein recess[5]
Es süg[6] umb schuld, zinss oder versess[7]
Und nimpt jm zit an stund und tag,
In den er vermeint, bezalen mag,
Und lot die underpfant schriben an,
So hencken sie das schletterlin[8] dran.
Verzihung, schirm, friheit und geleit.
gůt Het mans uff aller heigen (lies heilgen) tag geseit
Dem armen, was es uff jm trieg!
Der schütz ist gůt, lůg, ob ich lieg.
Er ist jm unwissen, unbekant,
Wohin es hafftet[9] oder langt,
An sontag darnoch jm wasser man.
Nieman tribt den richen darvon,
Wan wo ein zil[10] das ender riert.
So wurt er spötlich umbgefiert
Mit frembden gericht und auch mit rechten.
Wan das die armen vor betrechten,
Was diser punkt jnhalten det,

---

[1] An die ursprüngliche Bedeutung «vierteilen» angelehnt (oder vom Würfel hergenommen?). Vgl. die Prophezeiung am Schluss.

[2] = rauh.

[3] 31. Oktober.

[4] Die «gestreiften Laien» spielen auch bei Geiler eine grosse Rolle, vergl. die Stellen bei Schmidt sub voce gestreift. Dort z. B. die charakteristische Zusammenstellung: «Gestiflete doctores und gestreiflete leyen». Was man also darunter zu verstehen hat, sieht man. Diese Clique — man denkt unwillkürlich an die Parvenus unserer Tage — muss tatsächlich in schlimmem Rufe gestanden haben.

[5] hier = Vergleich, Vertrag namentlich bezüglich rückständiger Gelder, s. das Folgende.

[6] natürlich = es sei.

[7] «Versessene Zinse» = rückständige Zinsen kommt bei Königshofen vor, vergl. Schmidt s. v. versitzen.

[8] = Blechklapper, Kinderklapper, hier übertragen (so häufig bei Geiler) = Possen treiben.

[9] hier in juristischem Sinne.

[10] hier natürlich in juristischem Sinne = terminus.

Frilich einer sin noohburen[1] bet,
Das er jm lühe oder abkafft,
Ee jn der bruch so hart berafft,
bruch Uff mentag noch Martini,[2] sig üch kunt,
Vor mittem tag zûr ÿ stundt, 10. Blatt
Das er dem richen noch mûst hengen,
So er jn mit ocht und ban det trengen,
Lûgt und griff sich selber an,
Bezahlt, ee jn treff ocht und ban,
So mecht er by siner narung bliben.
gût Uff sant Katherinentag[3] jch schriben,
So ist zu der wogen fasst gût lossen,
Der arm miest aber sich spielens mossen,[4]
Sien (lies sin) unnütz brassen under wegen lon.
Der ÿij nuv fundt kumpt jnher gon,
Ist nie gehört vor noch ee
So gemeyn, merck, mich recht verstee,
Als ietz jn kürtzen angefangen.

Nüv — uff Andree[5] oben on verlangen,

Noch mittem tag, wenig noch ſÿ,
Entpfocht der mon aber[6] sin schinen.
Das der gemein man hat erdocht,
Uss remscher cantzelij[7] har borcht.
Wan einer besorgt ein uberfal,
So erlangt er ein kunicklich vital,[8]
Domit er sich der schuldner wer,
Es sig gegen arm, rich, bur oder herr
Das hat die crafft, hebt uff alle recht,
Die urtel fal jm crum oder schlecht.
Uff Barbare[9] jm wasserman,
Geliebt sie jn nit, er drit darvon
Und behilft sich do mit sim vital.
Do ist die erberkeit frilich schmal.
Man solt sölch sachen nit gestatten
Und schümpflich nuwerung jn lon watten[10]
Er wer von adel, rich, arm ald ho.

---

[1] Natürlich Nachbarn.
[2] 11. Nov.
[3] 25. Nov.
[4] verg. mhd. sich mâzen c. gen. = sich mässigen, sich enthalten. Uebrigens endlich einmal ein anderer Ton, s. das folgende.
[5] 30. Nov.
[6] = abermals.
[7] Grade der Ausdruck will beachtet sein. Das folgende für den Rechtsgang sehr bezeichnend.
[8] = viktuale Lebensunterhalt?
[9] 4. Dezember.
[10] = waten (auch bei Murner.)

gût Uff Marie conceptio [1]
Regt sich der widder und ist fast gût,
Es bringt dem armen gar böss blût,
Das einer sol vor jm do springen,
Den er zû recht je nit kan bringen,
Durch das vital lit sölchen schaden
Und durch den bruch so hart beladen.
bruch Uff Otilie [2] glich jm winter
Es steckt ein ander butz [3] darhinter.
Nach mittem tag, zur ij stundt
Merck druff, wass grossen brusts [4] druss kumpt.
Der arm würt von sinen rechten getrungen,
Von wib, kinden, narungen gezwungen,
Er verlirt sin costen, das jm gross schatt,
Den er uff die sach geleget hatt,
Und hat verborgt uff gût getruwen.
Ir öberen lond üch die armen ruwen,[5]
Die dardurch werden umbgezogen,
Gewalticklich umb das jr betrogen.
Man solt es weren, nit lon beschehen,
Ich entschuldig mich, jch solts nit jehen,
Das es den armen also det crencken.
Man mûss aber auch hinwider gedencken
Uff fritag noch sant Thomas [6] tag,
Die wog es licht ertragen mag.
Wer weiss, wie es licht würt erholt,
Aldowil man söllich sachen dolt,
Sollen jr all jm besten verston,
Schlecht kein glick jn dise nacion.[7] 11. Blatt
gût Das wil ich befelhen dem nuwen Crist,
Noch des geburts tag es jm schützen ist,
Zû lossen gût von disen dingen.
Der ziff schin den beschluss würt bringen
Und zeigt uns gar vil ander werck,

Nüv — uff Thome von dem kantzelbergk,[8]

Noch mittem tag, so es j schlecht,
Manch frum man würt gantz verschmecht,
Mit gewolt vertruckt etlicher wilen.

---

[1] 8. Dezember.
[2] 13. Dezember.
[3] Das Wort hat mehrfache Bedeutung u. a. auch Popanz, Schreckgestalt, hier = Uebel, Schaden vergl. die ganz ähnliche Stelle bei Schmidt s. voce Butze.
[4] mhd. brust stfm. = Bruch, Gebrechen.
[5] natürlich = reuen, dauern.
[6] 21. Dezember.
[7] Eine bedeutungsvolle Wendung!
[8] d. h. Thomas (Becket) von «Canterbury» (29. Dez.).

Es stund wohl, do man uff schlůg an die silen [1]
Die alt pallocii [2] und erberkeit,
Als mir die alten haben geseit.
Wan man je nuwe ordenung macht,
Domit bossheit vertruckt, veracht,
Ward uss gerit,[3] verspulget [4] gar.
Wer es je lass, vard sin gewar,
Do man nider leit westfelisch recht,[5]
Dadurch der arm man offt verschmecht
Und můtwilliklich zů schaden brocht,
Sither man dise abzůg [6] erdocht.
Man det auch an die silen schriben,
Das ieder ſ hantwerck allein solt triben,
Domit er sich dan möcht erneren.
Wil sich hundertfaldigcklich verkeren,
Besunder jn diser nacion,
Jr vil mit ÿ ley hantierung umbgon.[7]
Mir ist, hilt man die alt pallocij,
So stind nit uff solch trügnerij,
Und möcht der arm by dem richen bliben,
Det man nit so vil fürkaufs [8] triben
Johannes mit dem gulden mund [9]
Der richt zů wegen diss nuwen fund,
Dardurch verfürt würt manig man,
Das er rechtloss můss bliben stan.
Wie hant geton die alten frumen,
Denen wir alle sint noch kumen?
Hant wol geregirt jr burgerschaft,
Der arm man was nit so behafft.
Mir ist, hielt man denselben orden,
man Der mon war nit so dunckel worden [10]
Vor mittem tag uff sant Gallen.[11] —
Ir herren, londs üch nit missfallen
Diss nug gedicht, das ist mein bitt,

[1] = Säulen.
[2] Polizei?
[3] von ussrüten = ausreuten oder ussrichten = tadelnd beurteilen.
[4] mhd. verspulgen swv. = eine Gewohnheit ablegen, etwas verachten.
[5] Wir finden die Erwähnung dieses «Rechtes» sehr häufig bei den damaligen süddeutschen Schriftstellern (auch bei Geiler).
[6] = Abbruch, Schaden.
[7] Diese bemerkenswerte Stelle erinnert sehr an einen Passus der sog. Reformation Kaiser Sigmunds, vergl. Janssen, Geschichte. II, 16, S. 432.
[8] = Vorwegkauf zum Zwecke eines recht baldigen wucherischen Wiederverkaufs, auch darüber spricht die in der vorigen Anm. erwähnte Reformation. Brant und Murner haben das Wort häufig in ihren satirischen Schriften.
[9] Joh. Chrysostomus. 27. Januar.
[10] Auch für die Mondfinsternis waren Bedingungen gegeben.
[11] 16. Oktober, s. ob.

Erkirnens[1] wol, verachtens nitt.
Wer nit hat gût, ist ietz unwerdt,
Je einer des andern gût begert;
Wir gedencken nit an die blede[2] zytt,
Die unss allen ietz fast nohe lytt
Und uns der dot noch dût schlichen,
Nimpt den armen, schont nit des richen.
Ein ieder stell von sinen geferden,[3]
Lond unss gemencklich eynss werden,
Samenthafft[4] den übersten richter suchen!
Der spricht sin recht nit uss den bûchen,[5]
Er richt allein noch unserm verdinen.
Mit dem lond unss gemeinigklich versienen,
Das er uns sin göttlich recht nit sprech,
Allein sin grundloss barmhertzikeit ansech,
Uns mitteil sin gnod noch unser beger![6]
Diss nuw schenckt Friderich Fürer, 12. Blatt
Gemacht per experienciam, durch wissen,
Der untruw hunt hatt jn auch gebissen,
Niemans zû schad, schand, schmach noch for.
Gott geb unss glick, gesundheit und vil gûter jor!

Noch zal dusent fünff hundert jor

Und ÿj für soll? sag ich fürwor,
Eenstot (lies enstot) von mitternacht ein plog,
In zûkinfftig ÿj joren, merck on log,
Würt fallen das marmelsteinen pferdt,
Das Constantino, aller eren verdt,
Ward uffgericht, der uffrecht stein,
Der gross palass Rom jch auch mein,
Eins gehen ends, der bobst dan stirbt,
Der kaiser an allen enden wirbt[7]

---

[1] mhd. erkirnen = ergründen.
[2] = zerbrechlich, zaghaft.
[3] = Betrug, Hinterlist.
[4] s. oben.
[5] Das eben ist sein Trost gegenüber den Büchergelehrten des Juristenstandes, s. oben.
[6] Die ganze Stelle ist wohl die innigste und schwungvollste im Gedicht. Die Mahnung, einig, fromm und gut zu sein, kommt ihm sichtlich aus ganzem Herzen. Wir haben also trotz des drohenden Schlusses in unserm Poeten immerhin einen konservativen Neuerer, dessen soziales Programm sich im allgemeinen in zahmen Grenzen hält; dass der Schluss ein taboritisches Gewand zeigt, darf allerdings nicht vergessen werden.
[7] Die Stelle erinnert an die damals in allen Köpfen spukende Weissagung über den Zukunftskaiser Friedrich, dem man die Verwirklichung aller Pläne zuschrieb, die damals die Volksseele d. h. die sozial unzufriedenen Massen beschäftigten. Die Zerstörung Roms und die Züchtigung des entarteten Klerus spielten dabei eine Hauptrolle. Für alles s. Kampers passim.

On all jrrung und widerston.[1]
Under dem so würt gentzlich vergon
Die yppige ere, die die priester tragen,[2]
Als Merlinus vor langen hat dûn sagen.[3]
Eldegaria, die selige kunigin
Uss Britania, des myn gezüg wil sin.[4]
Darumb so wach, o hirt, der schoff,
Das die frantzesich rût dich nit bald stroff![5]

---

[1] Gerade diese Partie erinnert wieder an den Kolmarer Anonymus mit seiner phantastischen Prophezeiung über seinen Zukunftskaiser Friedrich, den König des Schwarzwaldes. Dieser «Kung wird vil toden lossen Priester und al bos Regenten und wirt 4 Kungrich under sich bringen, die er wirt behalten zu ewen» (ewig), vergl. meine Schrift: National. Gedanke. . . . S. 170, vergl. daselbst (S. 183) die Ansichten desselben Propheten über den Cäsaropapismus des Zukunftskaisers, der als «oberster Pfarrer» trotz das papstlichen Primates eine Art von kirchlicher Oberaufsicht ausüben soll; daneben erinnert wieder manches an das Programm das Johannes Liechtenberger, dessen «Praktik» ähnliche Reformgedanken aufweist, s. Kampers S. 140.

[2] Man denkt unwillkürlich u. a. auch an Joseph Grünbeck und seine 1508 erschienene Schrift, deren Illustrationen — s. den Priester am Pfluge, den Bauern am Altare bei Bezold a. a. O. S 147 — eine sehr deutliche Sprache reden.

[3] Der ganz mystische Zauberer aus Wales war einer der Haupteideshelfer der damaligen Schwärmer; seine apokryphen Schriften genossen ein geradezu kanonisches Ansehen.

[4] Gemeint sind die Gesichte der hl. Hildegard von Bingen, deren Visionen damals eine .erwünschte Ergänzung der apokalyptischen Träume von Volksbeglückung und allgemeiner Besserung bildeten, s. Kampers a. a. O. S. 63 u. 137. Die Züchtigung des entarteten Klerus bildet auch dabei ein Hauptmoment.

[5] Eine wirkungsvolle Apostrophe Maximilians, die sich deckt mit so vielen ganz ähnlicher Art, wie sie damals an den Kaiser gerichtet wurden, s. meine Schrift Nationaler Gedanke . . . passim. — Uebrigens erinnert unsere ganze Stelle — was von Interesse ist — sehr stark an die Verdeutschung eines Passus bei Bartholomäus Cotton aus dem Jahre 1520. Es heisst in der metrischen Wiedergabe (s. Kampers S. 145) nach der Prophezeiung der Zerstörung des französischen Reiches also:

Dan werden abfallen die grossen caball,
Sie seyndt von marmelstein oder metall,
Under dem Kayser Constantino auffgericht
Zu kommen nach gewonheit und alde pflicht . . .
Bebstliche gewalt wird den ersterben,
Regyrung wirt K. Majestät uber all erwerben,
Alsdan die upigen schnöde glory und macht
Priesterlichs standts verget und wirt veracht.

Leider fehlen mir vorläufig die nötigen Anhaltspunkte für eine Klarlegung des Verhältnisses dieser und ähnlicher Stellen zu einander. Ich muss mich vor der Hand mit der einfache Feststellung dieses eigentümlichen Zusammenhanges begnügen. Das lateinische Original der oben abgedruckten Verse des Barth. Cotton (1293) s. bei Kampers S. 98.

VII.

Das Kriegsjahr 1652 in der Fürstabtei Murbach.

(Nach ungedruckten Quellen.)

Von

L. Ehret.

Die Berichte über den kriegerischen Einfall des Herzogs Karl von Lothringen enthalten nur spärliche Angaben über das Schicksal der Fürstabtei Murbach und der umliegenden Ortschaften in diesem Kriegszuge.

Die Murbachischen Kanzleiprotokolle (Bezirks-Archiv Ober-Elsass) bringen aus dieser Zeit sehr beachtenswerte und für die Lokalgeschichte hochinteressante Mitteilungen, die in ihren Hauptzügen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen.

Das «Geschrei» über den Einfall verbreitete sich in Gebweiler am 2. Januar 1652. Sofort traf man Anstalten, die entbehrlichen Kirchenornamente, Reliquien und Kleinodien samt den Urkunden in Fässern in das Predigerkloster nach Colmar zu verbringen. Der hiesigen Bürgerschaft wurde die drohende Gefahr «mit Manier» mitgeteilt. Die kriegsverständigen Hauptleute Junker von Kageneck und von Zindt besichtigten die Mauern und Tore. Die Musterung der wehrfähigen Bürger ergab für alle drei Vogteien 224 Mann. Aus den Vogteien Wattweiler und St. Amarin wurden 30 Musketiere nach Gebweiler beordert. Zur Verstärkung der schwachen Punkte in den Stadtmauern schaffte man Pallisaden herbei. Fallbrücken und Tore erhielten die notwendige Ausbesserung. Der Vogt

von St. Amarin hatte die Stege und Wege auf die «Steuge» zu verhauen und für die Wachen dortselbst zu sorgen. Zwei Leutnants von Velleringen begaben sich auf die ihnen angewiesenen Posten nach Lüders (Lure). — Der Kommendaturabt Erzherzog Leopold Wilhelm, der zugleich auch Bischof von Strassburg war, weilte in Brüssel. Sofort wurden Boten an dessen Statthalter in Zabern abgefertigt, um in dieser schwierigen Zeit Rat zu holen. Dasselbe tat man auch beim Bischof von Basel, der Stadt Colmar und dem Direktorium des oberrheinischen Kreises. Der französische «Gubernator» von Breisach begehrte vom Stifte Hilfstruppen, welcher Bitte man nicht entsprechen konnte. Dessenungeachtet hoffte man von den Franzosen, denen man früher viel «contribuiert» hat, gute Nachbarschaft. Am 27. Januar kam Kunde, dass die lothringischen Völker den Landgraben überschritten und die Städte «Rappolschweyer», Türkheim, Münster, Ammerschweier und Kaisersberg rein ausgeplündert hätten, und dies unter dem Vorwande, dass man in genannten Städten die Franzosen wider die Lothringer unterstützt habe.[1] Auf diese Nachricht hin haben sich in Gebweiler Statthalter, Räte, Offiziere und die Bürgerschaft gegenseitig «verobligiert, Ehre, Leib, Blut, Hab und Gut beieinander zu lassen und keiner vom anderen zu weichen». Weil von Zabern weder Rat noch Trost eintraf, hat der Vizekanzler Dr. Graw von Murbach den wohlerfahrenen Schultheissen von Sulz nach Gebweiler berufen, um ihn nach seinem Gutachten zu befragen. Dieser erging sich in bittere Klagen, dass er von Zabern und Rufach so ganz verlassen sei. Der Obervogt von Sulz habe sich mit den Räten «aus dem Staub» gemacht. Er aber wolle auf seinem Posten bleiben und als ein ehrlicher Beamter für seine Bürgerschaft Ehre, Leib, Gut und Blut einsetzen. — Wie sich die Lothringer näherten, vergrösserte sich auch der Schrecken der Bevölkerung. Am 28. Januar suchten die der französischen Sprache «wohlerfahrenen» Martin Probst und Johann Ulrich Tschob im Auftrage der Murbacher Regierung den General der lothringischen Armee Baron de Fauge, in Egisheim auf, um von ihm eine schriftliche «Salva Guardia» zu erbitten. Sie beriefen sich darauf, dass das Stift nicht den Franzosen, sondern Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich zugehöre. Die Abgesandten waren so glücklich, den verlangten Sicherungsschein zu erhalten. Was für

---

[1] Der franz. Generalleutnant von Rosen hatte sich am Landgraben den Feinden entgegengestellt, musste sich aber nach Ensisheim zurückziehen, von wo aus er Truppenabteilungen nach Sennheim, Bollweiler, Thann u. s. w. verlegte.

Vertrauen konnte man jedoch in die «Salva Guardia» setzen? Im Kloster von Marbach haben die Lothringer dieselben zerrissen und nach Willkür ihrem Plünderungsdrang nachgegeben. — Am 3. Februar lagerten die Feinde in Isenheim, brachen aber schon des anderen Tages nach Sennheim auf. Da kam nach Gebweiler der Befehl, den Lothringern vor Sulz 11 000 Brote zu senden. Herr von Kageneck suchte in Sulz den Kommissar des Herrn de Fauge auf und brachte es durch «vielfältiges Zusprechen» so weit, dass sich dieser mit 3000 Broten à 1 1/2 Pfund, 18 Sack Hafer und einem guten Trunk zufrieden gab. In Gebweiler war man hierüber wohl zufrieden; und man schickte sich sofort an, die verlangten Brote fertig zu stellen. Am 13. Februar traten die Lothringer den Rückmarsch an und bemächtigten sich bei Sulz der Schäferei des Junker von Kageneck. — Kaum waren die Lothringer weg, so traten die Franzosen mit ihren Erpressungen auf. Generalleutnant von Rosen und der Unterkommandant von Breisach, von Charlevoix, forderten am 14. Februar von Gebweiler, Sulz, Rufach, Wattweiler und Egisheim soviel Lebensmittel, als man in diesen Ortschaften den Lothringern verabfolgt habe. Zwei Tage nachher drohte schon der Oberstleutnant Boulliac, Gebweiler in Brand zu stecken, falls man dem gegebenen Befehle nicht nachkomme. Die murbachische Regierung liess von Charlevoix mitteilen, dass man kraft des Friedensschlusses nichts zu geben schuldig sei. Man hoffe, dass die Herren Franzosen den Friedensschluss respektieren werden. Nun suchten die Franzosen durch Gewalt zu ihrem Ziele zu kommen. In Weckental wurden neun murbachische Untertanen durch einen französischen Obristen abgefangen, um nach Mitteilung des Generalleutnants von Rosen solange in Verwahr gehalten zu werden, bis man sich in Gebweiler bezüglich der geforderten Lieferung mit Boulliac in Ensisheim zu einer Unterredung herbeilasse. Bei Ablehnung dieses Verlangens «dörffte es — wie von Rosen meinte — in Gebweyler der schörpfe nach hergehen». Gleichzeitig traf von Wattweiler Bericht ein, dass sich daselbst aus Furcht vor den Franzosen niemand mehr vor das Tor wage und der Verkehr gänzlich gesperrt sei. So sah man schliesslich in Gebweiler keinen anderen Ausweg, als den rücksichtslosen Boulliac in Ensisheim aufzusuchen. Die Abordnung brachte den Bescheid zurück, dass innerhalb 24 Stunden 200 Viertel Früchte, vier Fuder Wein und vier Ochsen zu liefern seien, widrigenfalls Gebweiler von französischen Truppen in den Belagerungszustand versetzt würde. Zwei Tage darauf sehen wir diese Drohung bereits erfüllt. Von Kageneck und Tschob reisten hierauf zu Charlevoix nach Breisach, um daselbst die Lieferung von

höchstens 50 Viertel Frucht und zwei Fuder Wein in Aussicht zu stellen, dies aber nur gegen einen Revers, dass dieses Zugeständnis auf keiner Verpflichtung beruhe, sondern nur aus freiem Willen zur Erhaltung guter Nachbarschaft erfolge. Boulliac gab sich mit diesem Angebot nicht zufrieden, sondern bestand fest auf der Erfüllung seines Verlangens. Die murbachische Regierung wies in weitern Bittgesuchen und Vorstellungen darauf hin, dass in den Vogteien St. Amarin und Wattweiler nicht zehn Bürger bis zur Ernte Brot hätten. Bei den meisten wäre schon längst kein Stücklein mehr vorhanden. Dies alles wollte bei Boulliac nicht verfangen, und so sah man sich schliesslich zur Entsetzung von Gebweiler mit schwerem Herzen genötigt, die Lieferung auf 80 Viertel zu steigern — (40 Viertel Hartfrucht und 40 Viertel Hafer). Darauf liess Boulliac erwidern, dass seine Soldaten keinen Hafer verzehrten. — Nach langen Unterhandlungen konnte man ihn schliesslich mit 100 Viertel Frucht und drei Fuder Wein zufrieden stellen. Den zur Unterschrift vorgelegten Revers wies er zurück, weil derselbe in deutscher Sprache abgefasst war. Er verweigerte auch die Unterschrift des französischen Textes, und es bedurfte wieder langer Unterhandlungen, bis Boulliac das Versprechen abgab, das Stift Murbach gleich anderen Reichsständen zu traktieren und von weiteren Anforderungen an die Stiftsuntertanen abzusehen. Wie Gebweiler, so sind auch Sulz und Rufach von Boulliac mitgenommen worden, und die Boten aus den drei Städten liefen fortwährend herüber und hinüber, um über den Verlauf der ernsten Ereignisse zu berichten. Die den Franzosen zugesagte Lieferung suchte man mit Rücksicht auf die Lothringer geheim zu halten. Gerade zu dieser Zeit durchstreiften lothringische Truppenabteilungen das obere Lauchtal und nahmen eine in das Münstertal gehörende Viehherde weg. Einige Bühler Bürger suchten den Räubern die Beute wieder abzujagen, wobei ein Stiftsuntertan erschossen wurde. Um den Lothringern nicht Veranlassung zu geben, Gebweiler «mit Brand zu attaquieren», sah man sich hierselbst in seiner Ohnmacht genötigt, die tapferen Bühler vor Gericht zu stellen.

Kaum war Boulliac befriedigt, so kam von Wattweiler Bericht, dass der französische Obristleutnant von Bornem, der mit 400 Pferden und Fusstruppen Sennheim besetzt hielt, von Wattweiler Hafer und «Küchel die Genüge» verlange, die Stadt blockiert habe, die Bürger im Felde gefänglich wegführe und mit Schlägen übel traktiere. — Er drohte, das St. Amarintal auszuplündern, wenn seinem Verlangen nicht entsprochen

werde. — Auch die Uffholzer haben am 14. März zu berichten, dass vor den Sennheimer Reitern nichts sicher sei.

Am 14. März liess von Rosen die Hauptleute von Kageneck und von Zindt nach Bollweiler kommen, um ihnen zu eröffnen, dass die Lothringer abermals einen Plünderungszug in diese Gegend planten. Diesem Unheil zu begegnen, regte der Generalleutnant bei den Ständen die Gründung eines Defensionsbündnisses an. Der murbachische Vizekanzler warnte davor, dass dies imperative aus Breisach geschehe, da die Stände nicht gewohnt seien, von dort aus Vorschriften entgegen zu nehmen; von Rosen entgegnete hierauf, dass seine Intention nur die Erhaltung des Landes sei. Angesichts der drohenden Gefahr flösste Sulz ernste Bedenken ein, da es ihm vollständig an Volk und Offizieren gebrach. — Man wurde auch beim Bischof von Basel vorstellig, dass dieser 100 Mann herschicke. Da die Boten den Bischof in «Pruntrut» nicht vorfanden, liess man die Werbung brieflich zurück. — In Gebweiler wurde die gesamte Bürgerschaft wieder einer Musterung unterworfen. In Eile bezog man von «Milhusen» einen Centner Pulver. Nach Luders wurde ein Bote abgefertigt, dass man der Untertanen Vieh und andere Habe dortselbst in «wohlverschlossene» Orte verbringe. Am 17. März stand die Armee vor Rufach, während einzelne Truppenteile bis nach Merxheim und Bergholz vorschwärmten. Bald erschien hier der Generalkommissar Simon, der im Namen de Fauges eine «Discretion» verlangte. Rufach habe de Fauge 30 Dukaten, und ihm, dem Kommissar, 3 gegeben. Um zu verhüten, dass das ganze Stift in Asche gelegt werde, war man gleich dazu bereit, dem Kommissar 100 Reichstaler für de Fauge und 10 für den Kommissar bar auszuzahlen — «es waren ziemlich spanische Dublonen darunter». Hierfür hat dieser «bei Verlierung seines ehrlichen Namens» versprochen, das murbachische Gebiet zu verschonen. Von hier ist der Generalkommissar, mit einem Verzeichnis der zum Stifte gehörenden Ortschaften in der Tasche, nach Sulz gereist, um auch da eine «Diskretion» einzuziehen. Am 29. März, als die lothringische Armee in Ungersheim Qnartier bezogen hatte — 300 Mann kamen bis vor das untere Tor, um dann nach Orschweier abzuschwenken — liess de Fauge beim Statthalter hier einen guten Trunk holen. Des anderen Tages erschienen «allerhand» lothringische Offiziere und verlangten Proviant. Sie beklagten sich, dass sich ihr General bestechen lasse, während sie Hunger leiden müssten. Sie konnten mit 10 Viertel Früchten zufrieden gestellt werden. Um Mitternacht dieses Tages stellte sich ein Bote von Wattweiler ein, um zu melden, dass die Stadt «hart attaquiert» sei. Man wandte sich

sofort an den Generalkommissar der lothringischen Armee, dieser möge seinem gegebenen Versprechen gemäss dafür sorgen, dass man die Stiftsortschaften unbehelligt lasse. Der Bote brachte vom Kommissar die Antwort zurück «*dieser wolle, dass der Teufel den de Fauge hätte. Dieser solle lieber zu Hause bleiben, wenn er seine Soldaten nicht kommandieren könne*». Des anderen Tages meldete ein Wattweiler Bericht, dass die Stadt von 8—12 Uhr erfolglos von den Lothringern bestürmt worden sei. Gleichzeitig wurde um Pulver gebeten. Die Hilfe kam aber zu spät. Gleich darauf berichtete man den «Uebergang» der Stadt. — Dem von Wattweiler Ratsherren erstatteten Berichte zufolge konnte man nicht aussprechen, wie barbarisch und türkisch die Lothringer mit den armen Untertanen, mit jung und alt, krumm und lahm, namentlich aber mit den Weibsbildern umgegangen seien. Viele Bürger sind bei der Plünderung niedergemacht worden. *Aus Mutwillen haben die räuberischen Horden die Leichname der Erschlagenen auf die Stadtmauer gestellt, um sie noch als Zielscheibe zu verwenden.* Der französische Obrist von Grün aus Thann wollte nachher auf einem Wagen die im Wochenbett liegende Frau des Vogts abholen und in Sicherheit bringen. Da sie schon gerettet war, hat von Grün 20 schreiende Kinder aufgeladen und nach Thann verbracht. — Nach zuverlässigen Berichten trifft den Vogt von Wattweiler an dem Schicksalsschlag seiner ihm anvertrauten Stadt ein grosses Verschulden. Am 31. März (Samstag abend, am Vorabende des Osterfestes) hat er drei lothringische Offiziere in sein Haus aufgenommen und die ganze Nacht hindurch mit ihnen gezecht. Sobald diese dann wieder aus der Stadt waren, hat sofort der Sturm begonnen. Der Vogt konnte sich aber wegen seines erbärmlichen Zustandes erst zeigen, als der ganze Sturm vorüber und nichts mehr zu retten war. Der wenig getreue Verwalter scheint über dies Verhalten kein gutes Gewissen gehabt zu haben, sonst wäre er nachher nicht mit «Weib, Kind, Knechten und Mägden» nach Sulz aufgebrochen, um daselbst die Dienste eines Kommandanten zu versehen. «Er hatte zu den Sulzern geschworen und diese zu ihm». Diese Handlungsweise hat in Gebweiler arge Missstimmung hervorgerufen, doch hat man in der Erwägung, dass auch Sulz dem Erzherzog Leopold Wilhelm untertan ist, von weiteren Schritten gegen den Vogt abgesehen. — Einen Bericht über die Vorgänge in Wattweiler hat er aber trotz vielfältiger Ermahnung nicht eingereicht und sich am 11. Mai noch verlauten lassen, dass ihm der Statthalter in Gebweiler nichts zu befehlen habe, dass nur der

Erzherzog sein Herr sei. Die murbachische Regierung scheint überhaupt nach dem 30jährigen Kriege mit ihren Vögten die traurigsten Erfahrungen gemacht zu haben. Der Vogt von St. Amarin hat sich beim ersten und zweiten lothringischen Einfall mit «Sack und Pack» über die «Steuge» geflüchtet und die armen, trostlosen Untertanen ihrem Schicksal überlassen. Es wäre dann viel davon zu erzählen, wie die Vögte in selbstsüchtigen Absichten die Untertanen um diese Zeit mit willkürlichen Forderungen aller Art schwer bedrängt haben. — Nach dem Fall Wattweilers herrschte um das Schicksal der Stadt Gebweiler schwere Besorgnis. Am 4. April wurde von Rosen in Bollweiler von Gebweiler, Sulz und Rufach um Hilfe angegangen, doch umsonst. Infolge der innern politischen Wirren in Frankreich entstand zwischen den französischen Truppen in Breisach und von Rosen ein Zerwürfnis, das den Ausschluss des Generalleutnants aus Ensisheim zur Folge hatte. Aus diesem Grunde sei er, wie er den Abgesandten bemerkte, selbst hilf- und mittellos. Madame de Guebriant sitze in Basel und habe selbst nichts.[1] Es sei in Ensisheim und Breisach ein «wunderlich Wesen». Der neue Gubernator sei bei ihm in Bollweiler angelangt, man habe ihn aber in Ensisheim und Breisach nicht wollen einlassen.[2] von Rosen erklärte sich bereit, zwei Kompagnien nach Sennheim zu verlegen, wenn Gebweiler und Rufach sich verpflichteten, dieselbe zu unterhalten. Nach seinem Ausschluss aus Ensisheim sei er genötigt, in Bollweiler, Hartmannsweiler, Weckental und Herlisheim Hauptposten zu unterhalten. In Gebweiler konnte man auf das Anerbieten des Generalleutnants nicht eingehen. So war man wieder auf sich allein angewiesen. Der lothringische Anführer de Fauge wurde mit Bittgesuchen bestürmt, die Stadt doch verschonen zu wollen. Mittlerweile fehlte es aber auch nicht an Zurüstungen, um sich nötigenfalls zur Wehr setzen zu können. Alle nach Thann geflohenen Stiftsuntertanen wurden mit ihren Gewehren nach Gebweiler

---

[1] Madame de Guebriant war die durch ihren emporstrebenden Geist, ihre Talente und grosse Gewandtheit bekannte Witwe des Marschalls von Guebriant, die durch Intriguen den Unterkommandanten Charlevoix aus Breisach zu entfernen wusste. Die Besatzung lehnte sich hiergegen auf, so dass Charlevoix bald wieder auf seinen Posten zurückkehrte. Von dieser Zeit an war Charlevoix, der von seiner Feindin vertretenen Politik der franz. Regierung wenig hold und übertrug diese Gesinnung auch auf den königlich gesinnten von Rosen.

[2] Nach von Erlach war 1650 von Tilladet Gouverneur von Breisach und Vertreter der franz. Regierung im Elsass. Da Charlevoix diese Stelle einzunehmen hoffte, entstanden zwischen ihm und Tilladet Reibereien, die diesen bewogen, die Stelle aufzugeben. Sein Nachfolger wurde d'Harcourt, von dem von Rosen hier berichtet.

beordert, der Prälat in Münster wurde um 60 junge Mann angegangen. Vom Vogt zu Egisheim suchte man aus Colmar gegen bar $^1/_2$ bis 1 Centner Pulver zu bekommen, weil sonst nirgends welches erhältlich war. Am 10. April kam Sulz an die Reihe. — Von den Lothringern hart bestürmt, verlangte man in Gebweiler Hilfe. In der Unmöglichkeit, dem Wunsche der Nachbarn zu entsprechen, verwies man auf Rufach, das mit 2000 Mann besetzt sei und den Sulzern wohl ein paar hundert Mann abgeben könne. Am 12. April erfolgte auf Sulz ein zweiter Angriff, am 14. der dritte und letzte: die Stadt ging an diesem Tage «über» und hatte nach dem mit den Lothringern getroffenen Akkord 24000 Brote zu liefern.[1] Bei diesen Botschaften setzte man in Gebweiler die Rüstungen fort und hat es schliesslich fertig gebracht, den Mühlbach in den Stadtgraben zu leiten. Man hielt die Stunde der Gefahr für geeignet, der Herrschaft die Erfüllung eines Lieblingswunsches abzutrotzen. Am 20. April verlangte man zum Hauptmann «einen von der Bürgerschaft». Die Regierung willigte nur ungern ein und ermahnte dringend, diesem gehorsam zu sein. Bald darauf hatte der Vizekanzler namens der Herrschaft den Bürgern «gewaltig zuzusprechen», dass diese jetzt aus eigener Macht die von der Herrschaft ernannten Offiziere abgeschafft und durch andere ersetzt habe.

Die lothringische Gefahr ging für Gebweiler glücklich vorbei, doch galt es, noch lange auf der Hut zu sein. Am 26. April erklärte Boulliac in einem Schreiben an die Kanzlei, dass die Brandenburgischen von den Breisachischen als Feind erklärt seien. Geweiler sollte weder ihnen, noch dem Generalleutnant von Rosen etwas geben.[2] «Während die Brandenburgischen und Breisachischen feindlich miteinander chargierten», fiel es den Gebweilern nicht ein, durch unbesonnene Parteigängerei eine neue Gefahr heraufzubeschwören. Sie sind dem Reiche zuständig und wollen, wie Rufach und Sulz, mit diesem Kriege nichts zu schaffen haben. Aus diesem Grunde wird dem Vogt von

---

[1] An demselben Tage ging das von den Waldnern von Murbach zu Lehen getragene Schloss Weckental in Flammen auf.

[2] Die in den Kanzleiprotokollen oft genannten «Brandenburgischen» standen im Sold des franz. Obristen von Grün in Thann und hatten auf ihren Streifzügen durch die hiesigen Gegenden, namentlich in der Umgegend von Uffholz, unangenehme Erinnerungen hinterlassen. Am 22. Mai zogen sie durch das St. Amarintal nach Lothringen ab, nachdem ihnen von Rosen von der Murbachischen Regierung einen Pass erwirkt hatte. Der Vogt von St. Amarin hatte «nach dem Gebrauch» das Geleit zu geben und zur Sicherung gegen etwaigen Schaden einen Rittmeister als Geisel zurückzubehalten.

St. Amarin ernstlich befohlen, die 20 Mann, die er ohne Vorwissen der Regierung dem französischen Obristen von Grün zur Verfügung gestellt hatte, zurückzufordern. — Die zur Bildung eines Defensionsbündnisses von den Reichsständen vereinbarte Zusammenkunft hat im August 1652 zu Colmar stattgefunden. Die Abtei Murbach sollte 125 Mann stellen. Alle die zugesagten Verteidigungstruppen bestanden jedoch nur auf dem Papier, da man nicht wagte, die Frage anzuschneiden, wie man sie in dem vollständig verarmten Lande ernähren wollte. Am 6. Februar 1653 traf von der königlichen Regierung in Breisach ein Schreiben ein, nach welchem in Colmar die von Murbach zugesicherten Mannschaften verlangt wurden. Die Antwort hierauf lautete dahin, dass man mit der Verwahrung der «Steuge» und des Stiftes Luders genug zu tun habe, doch wenn andere ihre Völker schickten, wolle man diesem Verlangen hier auch nachkommen. — Da die folgenden Kanzleiprotokolle hiervon nichts mehr verlauten lassen, scheint die Sache mit dieser Antwort erledigt gewesen zu sein.

VIII.

Die Reformvorschläge einer elsässischen Landgemeinde an die französische Ständeversammlung von 1789.

Von

Jos. Schmidlin.

Dass man 1789 im Elsass auf dem Lande über die Vorgänge in Paris ganz anders dachte als in der französischen Metropole, wird leicht zu erraten sein; und doch besitzt der Historiker über die Stimmung der elsässischen Bauern beim Ausbruch der grossen Revolution nur ein ungenaues Bild. In scharfer Beleuchtung tritt sie uns in einem denkwürdigen Gutachten entgegen, das wohl verdient, den Schriften der elsässischen «Gegenrevolution» eingereiht zu werden[1], und so recht die politische Stimme des Landvolkes aus dem Herzen des Sundgaus darstellt, wenn auch der geistige Urheber der darin enthaltenen Ideen nicht ein gewöhnlicher Bauer gewesen sein dürfte. Es sind die sogenannten Klagepunkte, welche die Gemeinde Blotzheim am 21. März für die Reichsversammlung ausarbeitete, die am 27. April 1789 in Versailles eröffnet werden sollte.

Das Milieu, dem das Aktenstück entwuchs, muss für ländliche Verhältnisse einen hohen Bildungsgrad eingenommen haben; gesundes Raisonnement, grosse Sachkenntnis und praktische Verständigkeit liegen jedem dieser Punkte zu Grunde, und ganz moderne Auffassungen, denen die Geschichte inzwischen

---

[1] Vergl. F. C. Heitz, La contre-révolution en Alsace de 1789 à 1793, Strasb. 1865, der allerdings in seiner Publikation nichts aus dieser Werdezeit der Revolution bringt, da er erst im Oktober 1789 beginnt.

Recht gegeben hat, sind darin vertreten. Blotzheim, damals wie heute ein grosser Bauernort des Sundgaus, ist auch ein markanter historischer Rahmen für das Memoire. Die Glanzperiode seiner reichen Vergangenheit war allerdings im Mittelalter gelegen, wo es eine imposante Reihe von Adligen und Freien in seinem Schosse zählte, und zur habsburgischen Herrschaft Landser gehörte; darin besass weiter die Abtei Murbach einen bedeutenden Dinghof.[1] Im Jahre 1525 schlossen sich die Blotzheimer Bauern der revolutionären Bewegung an, gereizt durch die vielen Raubkriege und die territoriale Zentralisation, der sie ausgesetzt waren und nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes noch mehr zum Opfer fielen.[2] Im dreissigjährigen Kriege erhoben sie sich gegen die Gewalttaten der Schweden und erzielten ganz bedeutende Erfolge, bis sie im Jahre 1633 in und nach der Schlacht zu Blotzheim niedergemetzelt, und ihre Häuser eine Beute der Flammen wurden.[3] Auch später wurde Blotzheim noch öfters von den Kriegszügen mitgenommen.[4]

Die französische Herrschaft vollendete das Werk der österreichischen Politik. Auch in Blotzheim wurde die germanische Verfassung nach dem Schema der französischen «Seigneuries» zugeschnitten.[5] Die Herrschaft Blotzheim mit den dazugehörigen Hoheitsrechten und Gefällen gelangte im Jahre 1733 in die Hände der Familie d'Anthès, welche kurz vorher auch das Schloss von Blotzheim erworben hatte.[6] Vogt, Amtmann, Amtschreiber und Fiskalprokurator waren die wichtigsten Leiter der Gemeindeverwaltung; das genossenschaftliche Element war durch Heimburger und Geschworene vertreten.[7]

---

[1] Vergl. die habsburg. Urbare von 1303 (Ausg. von Maag S. 30), 1394 ff. (Bezirksarch. Kolm., C 768). Murbach Schöpflin, als. diplom I, 9 und 90; Urkb. von Basel I, 265. Die Adl. und Fr. im Klosterarch. von Basel und Bezirksarch. von Kolm. 34 ff., in Trouillat (Monum. de l'anc. évêché de Bâle I—III) und Ukdb. von Basel I—III.

[2] Sabourin de Nanton, Blotzheim, son passé, son présent X; Miscellanea Luciscellensia I, 338 und 340 (Manuskr. Universitätsbibl. Basel); Mossmann, Cartul. de Mulh. ad 1527; Schreiber, Der deutsche Bauernkr. und die Chroniken.

[3] Sab. de Nanton XI; Bardy, Les Suédois dans le Sundgau (Rev. d'Als. 1853); Fr. R. v. Ichtersheim, Elsass. Topogr., 1710. Art. Blotzheim; die Sterbeakten im Pfarrarch. Blotzh. und die Chroniken

[4] So 1654, 1677, im span. Erbfolgekr. (Tschamber, Gesch. der St. Hün.; Ochs, Gesch. der St. Basel VII, 35).

[5] Vergl. den Etat des droits et revenues de la seigneurie de Blotzheim im Schlossarchiv von Blotzheim.

[6] Nach den Urk. und Akten im Bezirksarch. Kolmar, Adelsarch. d'Anthès 11 f. und Schlossarch. Blotzheim.

[7] Nach den Urk. und Akten im Gemeindearchiv (Rechnungen, Prozessakten u. s. w.).

Die genossenschaftliche Autonomie der Gemeinde war gerade um die Zeit der Abfassung unseres Aktenstückes in eine schwere Krisis eingetreten. Die Bürger von Blotzheim waren Besitzer und Gerichtsherren der berühmten Augrafschaft, an deren Spitze ein alle drei Jahre gewählter Augraf stand; auch von der Regierung waren die Eigentumsrechte der Augenossen und ihre besonderen Amtleute anerkannt worden.[1] Dank der Mache des Augrafen Herzog war nun der herrschaftliche Amtmann Kopf auch mit der Verhörung der Aurechnungen beauftragt worden, wodurch ein Konflikt mit den Behörden drohte;[2] schwer kränkte es die biederen Bürger, als Kopf ihnen die Worte in den Mund legte, «wir brauchten weder Richter noch Obrigkeit mehr, wir hätten die Macht, selbst alles in unserm Ort zu richten und zu schlichten».[3] Durch eine geschickte Umwandlung der Augrafschaft in eine private «Kompagnie» am 12. Februar 1789 entrann die Genossenschaft glücklich dem Verluste der Au.[4] Der erste Schritt zur Versöhnung war gerade getan, als die Bürger zur Abfassung des Memorandums zusammenberufen wurden.[5]

Schon hieraus ergibt sich die Unzuverlässigkeit und Zweideutigkeit mancher von den alten Regierungsfaktoren der Gemeinde; nicht viel besser als der Augraf Josef Herzog wahrten seine Brüder, wovon der eine Vogt und Amtschreiber, der andere Einnehmer war, das Interesse der Bürgerschaft.[6] Ihren Rückhalt fanden sie an dem hergelaufenen Gesindel, welches in aufrührerischen Schmähreden seiner Neuerungssucht Luft machte und später (anfangs August) auch den Judenrumpel herbeiführte, welcher mit Unrecht der ganzen Gemeinde zur Last gelegt wurde.[7] Viel konservativer waren die 123 Altbürger und an ihrer Spitze die neugeschaffene Munizipalität, deren

[1] Vergl. meinen Artikel über die Augrafschaft, die letzte der elsäss. Markgenossenschaften, Ztsch. f. Gesch. des Oberrh. 1901, S. 351 ff. und die daselbst angeg. Quellen und Literatur.

[2] Protocole du comté de l'Aw 1788—92 und Deliberationsregister der Munizipalität 1788/89 im Privatarch. L. Peter. Vergl. den Art. über die Augrafschaft ibid. S. 366 f.

[3] Deliberationsregister 1788/89, S. 15.

[4] Die Augrafschaft ibid. S. 368 ff.

[5] Am 19. März stellte der vom Intendanten zum Untersuchungskommissar ernannte Amtmann Riber im Gemeindehaus vor der ganzen Bürgerschaft die Freiheiten und Rechte der Augenossenschaft (ibid. S. 369 f.).

[6] Vergl. die Opposition 1788 gegen die Massregeln der Regierung und der Munizipalität (3 Munizipalbeschl. im Deliberationsreg. 1788/89).

[7] Deliberationsregister 1788/89 S. 50 ff. Vergl. Mieg, Gesch. der St. Mülh. (ad 1789); Ochs, Gesch der St. Basel VIII, 94; Biseler Chronik (Fuess, D. Pfarrgem. d. Kant. Hirs. S. 381).

Exekutive dem gleichgesinnten Syndikus Schermesser zustand.[1] Obgleich aber die Munizipalität durchaus im Einklange mit den Eingesessenen handelte und «nichts anders als das Gemeinwohl des Ortes suchte», war sie wehrlos dem Spotte des Pöbels ausgesetzt, der sich im Wirtshaus zum Schwanen versammelte.[2] Es war die Zeit des heftigsten Kampfes zwischen der alten feudalen Verfassung und der auf dem Prinzip der Volkswahl beruhenden Munizipalverwaltung.[3] Ihre Königstreue und bei allem fortschrittlichen Streben friedfertige Gesinnung hatte die Blotzheimer Bürgerschaft schon lange glänzend an den Tag gelegt. Als sie 1775 das seitdem in der Literatur so oft gefeierte Aufest stifteten, erklärten sie, zwar unter Inspiration des Amtmanns Hell, als Zweck ihrer Gründung, die reinen Sitten, die schon so lange ihre Freude und ihr Trost gewesen, zu erhalten, Tugend und gute Erziehung zu fördern, Frieden und Eintracht zu bewahren, der Religion gute Christen, dem wohltätigen, eine so glorreiche Regierung beginnenden Könige treue Untertanen und dem Staate tugendhafte, nützliche Bürger heranzuziehen.[4] Auch in der Auaffäre beriefen sie sich auf die wohlwollenden und gerechten Absichten des Königs; «wir mischen uns», beteuerte die Munizipalität am 22. Nov. 1788, «nur in unsere Geschäfte, wir betragen uns als ruhige Bürger, somit verdienen wir keineswegs den Vorwurf der Unbotmässigkeit».[5]

Den tiefgehendsten Einfluss besass wohl auch auf die politische Stimmung der Bürger von Blotzheim sein mönchischer Klerus. Blotzheim war von jeher der Nährboden klösterlicher Institute gewesen. Bei der Pfarr- und Wallfahrtskirche hatten 1737 die Kapuziner eines ihrer bedeutendsten Häuser der Provinz gebaut, das 18 Religiosen barg und ganz auf die Freigebigkeit des frommen Volkes angewiesen war.[6] Am Südende des Dorfes

---

[1] Vergl. das Deliberationsreg. 1788/89 und das Protocole du comté de l'Aw 1788—92, passim.

[2] Deliberationsreg. 1788/89, S. 6, 8, 14.

[3] Durch die Edikte von 1787 war den von den Seigneurs ernannten, meist unbeliebten Vögten die Verwaltung der Einkünfte, die Beaufsichtigung der öffentlichen Arbeiten und die Verteilung der Auflagen genommen und den von den Bürgern gewählten, vom Vertrauen der Bevölkerung getragenen Munizipalitäten zugeteilt worden. Kein Wunder, wenn die auf ein Aufsichtsrecht eingeschränkten Beamten des ancien régime nur mit feindseligem Misstrauen auf die von ihnen unabhängigen Rivalen blickte (Hoffmann, La H. Als. à la veille de la révol., Rev. cath. d'Als. 1886, p. 128, 141).

[4] Deliberationsakt von 1775 unter den Pièces diplomatiques du Dictionn. d'Als. von Horrer (1787). Vergl. Die Augrafsch., a. a. O., S. 358.

[5] Protocole du comté de l'Aw 1788—93 (Arch. L. Peter)

[6] Sabourin de Nanton, l. c. XV; Elsäss. Kapuzinerchronik im Archiv des Kl. Sigolsheim; P. Grat. von Linden, Die Kapuziner im Els.; Bezirksarchiv, Lützel 36, 4 und L v, Kapuz. Blotzheim.

war in der Blütezeit des Mittelalters eine adlige Cisterzienserinnenabtei gelegen, die im Jahre 1267 von Michelfelden nach Blotzheim verlegt worden war.[1] Als das Kloster niederbrannte, wurde es 1451 als «Propstei» mit der sundgauischen Cisterzienserabtei Lützel verbunden; seit 1464 versahen die Lützeler auch die Pfarrei.[2] Die weissen Mönche wirkten in Blotzheim mit grossem Segen und weitem Blick und brachten ihre erleuchteten Grundsätze bei den Bürgern bald zu allgemeiner Geltung. Als Pröpste wie als Pfarrer besass die Gemeinde meist Männer, die sich ebenso durch ihre Gelehrsamkeit wie durch ihren priesterlichen Geist auszeichneten.[3] Denn im Gegensatz zu vielen anderen Klöstern des Elsasses stand bis zur Revolution das regulare Leben in Lützel in nicht geringer Blüte.[4]

Eben Ende 1788 hatte die Seelsorge in Blotzheim ein junger Ordenspriester angetreten, welcher durch seine Heiligkeit und durch seine standhafte Priestertreue zu den Sternen des Elsasses gerechnet zu werden verdient, P. Bernhardin Juif, der bald allen Stürmen der Revolution trotzen und seine Herde sieben Jahre lang durch das Feuer der Verfolgung führen sollte.[5] Die Seele des Dorfes aber war damals noch nicht er, sondern P. Humbert Barth, seit 1783 Propst und dem Titel nach auch Pfarrer, der später ebenfalls den Eid verweigerte und daher verbannt wurde.[6] Als Augenosse und Mitglied der Munizipalität nahm er fleissig an allen Sitzungen teil und seine Mitbürger schätzten ihn als klugen Ratgeber.[7]

In ihm haben wir wohl den geistigen Vater unserer Artikel zu erblicken, obschon er oder gerade weil er dieselben nicht mit den übrigen Bürgern unterschrieb, da wir anderer-

---

[1] Schoepflin, Als. diplom. II, n. 643 Urk. von 1267; Bezirksarchiv Lützel 34—36; Klosterarch. Basel, Blotzheim.

[2] Bezirksarchiv Lützel 37—39; Urbarium der Probstey Blotzheimb (Gemeindearch. Blotzh.); Miscellanea Luciscellensia I, S. 240, 380 ff. (Universitätsbibliothek Basel).

[3] Als Pfarrer der Theologe Deluce, der heiligmäss. Pastoralmediziner Frowin de Polletier, der spät. Abt Girardin u. s. w.; als Pröpste die spät. Aebte Sapper, Schaller, Tanner, P. Ign. Beck u. s. w. (Urbar, Miscellanca und Bezirksarchiv). Vergl. Ingold, Alsatia sacra II.

[4] Vergl. das Mémoire, welches Lützel 1790 an die Nationalversammlung richtete, und Schwarz, Gesch. der berühmten Cisterzienserabtei Lützel.

[5] Abgesehen von vielen biogr. Aufsätzen in Ms., Kalendern, Heiligenleben und Geschichtswerken hat P. Juif allein im Jahre 1897 zwei ausführl. Lebensbeschreibungen erhalten.

[6] Vergl. meine Schrift Ein Apostel des Sundgaus, P. Bernhardin Juif, der Pfarrer von Blotzheim, S. 53, 131.

[7] Vergl. die Unterschriften im Deliberationsregister und im Protoc. du comté de l'Aw.

seits seine Unterschrift unter dem Beschlusse finden, von dem das Memorandum ausgegangen ist. P. Humbert war es auch, der in derselben Versammlung an erster Stelle zu einem der drei Abgeordneten gewählt wurde, welche die Gemeinde zur Distriktversammlung nach Belfort schickte.[1] Schon im November des vorhergehenden Jahres hatten die bürgerfeindlichen Beamten den beliebten Pater als den hinterlistigen Anstifter des Widerstandes der Augenossen denunziert; tief beleidigt hatte er sich von den Beratungen zurückgezogen. Doch die Munizipalität ruhte nicht eher, als bis der Syndikus den Propst bestimmt hatte, sie wiederum mit seiner Gegenwart zu beehren, die ihr absolut notwendig sei. Zugleich stellte sie seiner Tüchtigkeit das rühmlichste Zeugnis aus: mit Zustimmung der Regierung habe er ihren Wünschen nachgegeben und im Rate den Pfarrer ersetzt; seither habe man in ihm nur Weisheit, Gerechtigkeit und den uneigennützigsten Eifer für die Interessen der Gemeinde gefunden, aus seinem Munde nur heilsame Ratschläge vernommen, für den Gehorsam und die Achtung gegenüber der Regierung, für die Aufrechterhaltung des gegenseitigen Einklanges und des Friedens mit den Gemeindebeamten, für Billigkeit und Mässigkeit in allem.[2]

Das wertvolle Schriftstück, das uns im Deliberationsregister aus der schönen Hand des Syndikus Schermesser überliefert ist,[3] legt ein hervorragendes Zeugnis ab für das redliche Reformstreben, den freien Blick und die hohe Bildung der Absender und seines Verfassers, für ihr Verständnis der Zeitlage und Bedürfnisse, das allerdings durch einen etwas utopischen Idealismus getrübt wurde, für die grossen Hoffnungen, die sie auf die neue Ordnung setzten. Abgesehen von ihrer feindseligen Stellung gegen die Zünfte verdienen die Klagepunkte auch die Würdigung des Sozialpolitikers und des Wirtschaftstheoretikers. Der Reihe nach empfehlen sie die Steigerung der Gewalt der Munizipalität, zu deren Gunsten sie die radikale Verdrängung der alten Faktoren herbeiwünschen, die Abschaffung des Strassengeldes, die Zurückerstattung der Waldrechte, die Wiederherstellung der Macht des Pfarrers, die Allgemeinheit und Unentgeltlichkeit des Schulbesuches, die Gründung eines Kollegiums im Sundgau, die Beibehaltung der Klöster, die Abschaffung gewisser Institutionen, die Errichtung von Dorfmärkten, die

---

[1] Deliberationsregister 1788/89, S. 34 ff.

[2] Protocole du comté de l'Aw 1789—1792 (Privatarch. L. Peter), Sitzung vom 22. Nov. 1788.

[3] Deliberationsregister der Munizipalität von 1788—1789, S. 30—34 (Papierheft von 56 numerierten Blättern im Privatarchiv L. Peter Blotzheim).

Herabsetzung der Gerichtskosten, die Verminderung der herrschaftlichen Gefälle, die Gleichförmigkeit von Mass und Gewicht und die Einführung einer Dorfmiliz.

Am 21. März versammelte sich also auf dem Gemeindehause, berufen vom Vogt Herzog, gemäss königlicher Verordnung «nicht nur die Munizipalität, sondern auch die ganze Gemeinde des Fleckens Blotzheim», um das Dekret des Königs über die Reichsversammlung zu vernehmen, die Klagepunkte aufzusetzen und zur Wahl der drei Stellvertreter zu schreiten.[1] Folgende «Klagepunkte oder Beschwerden», getragen von 104 Unterschriften, wurden einzugeben beschlossen.

Untertänigste
Vorstellungen und Bemerkungen
der Gemeinde
des Fleckens Blotzheim
im Oberen Elsass
des Distrikts von Hüningen[2]
an die allgemeine Reichs-Versammlung.

Die zufolg königlicher Verordnungen den 21. Merz 1789 auf dem gemeinen hauss versammelte Gemeind des Fleckens Blotzheim, um denen gutthätigsten Absichten des christlichsten Königs, der alle seine unterthanen ohne unterschied, ihre allgemeine und besondere anliegen, Beschwerden und Begehren durch ihre erwöhlte Stellvertretter bey der nächsten Reichs-Versammlung Ihrer Majestät vortragen zu lassen, so väterlich einladet, mit ehrfurchtsvollister Erkenntlichkeit zu entsprechen, hat nach reifer überlegung alles dessen, was vorzustellen und zu erbitten wär, einhellig beschlossen, der wahrhaft patriotischen öffentlich verlessenen und ausgelegten Vermahnung der Zwischenkommission von Strasburg unterm 25. letzteren Hornungs, nach ihrem ganzen innhalt ohne ausnahm einigen Artikels beyzufallen und anzuhangen, jedoch mit nachstehndem Zusatz als —

Erstlichen dass die Municipalitäten,[3] derer nutzbarkeit

---

[1] Deliberationsregister S. 30.

[2] Schon 1787 waren die Distriktversammlungen geschaffen worden; zu den sechs Distrikten des Elsasses gehörte auch Hüningen. (Frayhier, Hist. du clergé cathol. d'Als.: Avant la révolution; Tschamber, Gesch. der Stadt Hüningen.)

[3] Die Munizipalverwaltung (12 Munizipalitätsmitglieder, worunter Syndikus und Pfarrer) wurde durch die Verordnung vom 12. Juli 1787 an Stelle der Geschworenen in den Gemeinden eingeführt (vgl. Véron-Réville, Hist. de la révol. franç. dans le H.-Rhin; Strobel, Vaterländ. Gesch. des Elsasses XXVI). In Blotzheim 1. Versammlung am 10. Aug. 1788.

disse ganze gegend täglich erfahret, nicht nur aufrecht gehalten, sondern ihnen auch eine gewisse gewalt und ansehen, ohne welches sie nur dem gespött ausgesetzt sind,[1] in denen gemeinden keinen nutzen schaffen können und deswegen auf dem jetzigen fuss nicht bleiben wollen. Die kleine polizey, welche die Regierende Burger- oder stättmeister in denen Stätten des Elsasses zu verwalten haben,[2] und auch die Verrichtungen des Gescheids oder feldgerichts,[3] zu Vermeidung vieler unordnungen, missverständnissen und weitläuffigen kösten, die schon durch eine Anweissung der Elsässische Zwischenkommission anvertraute Vertheilung, Einnahm und liefferung der Herrschaftlichen gefäll und gebühr;[4] die Verwaltung der Gemeind-Einkünften und Waldungen unter aufsicht der Landstände und nach ihrer Verordnungen;[5] wie auch die Macht, die nöthige nicht über 50 ℔ steigende Reparationen an denen Kirchen, gemeinen Häussern, Brunnen, brücken, steegen ohne weitere Bevollmächtigung machen zu lassen,[6] übergeben; auch ein jedes

---

[1] Dies war speziell in Blotzheim der Fall (vgl. die Massregeln vom 19. Okt. 1788 Deliberationsregister S. 8).

[2] Ueber die Stett- oder Bürgermeister der kaiserl., königl. und Landstädte des Oberelsasses Loyson, La H.-Als. à la veille de la révol. (Rev cath. d'Als. 1885 avril). In den Landgemeinden war die innere Polizei das einzige Recht, das auch nach 1787 (Règl. vom 12. Juli) den Vögten und dadurch den Herren verblieben war. (Loyson, l. c., p. 128 u. 141). Auch in Blotzheim hatte nach dem Urbar von 1568 der Vogt «die kleinen Unrecht», Vogt und Geschworene besassen nur ein beschränktes Strafgebot (Bezirksarchiv, d'Anthès 16).

[3] Während Syndikus und Munizpalität gewählt wurden, geschah die Bildung des «Gerichts», eines Bürgerausschusses, durch Ernennung und Selbstergänzung; im Hüninger Distrikt bestand dafür das aus Vogt und geschworenen «Bereinrichtern» zusammengesetzte «Gscheid» (Loyson, l. c. 1885 mars). Gerichtsurkunden dieses wirtschaftl. Instituts im Gemeindearchiv Blotzheim.

[4] Durch die Edikte von 1787 war auch diese Funktion den Schultheissen und Gerichten zu Gunsten der Munizipalitäten entrissen worden (Loyson l. c.). Vorher besorgte in Blotzheim wie im ganzen Elsass die Verteilung das Bereingericht, die Einnahme der herrschaftl. Receveur; nach dem Urbar von 1568 der genossenschaftl. Heimburger.

[5] Auch dazu war schon der erste Schritt damals getan (Loyson l. c.); tatsächlich erliess von der Revolution an und schon 1789 die Munizipalität die Almend- und Waldordnung (vgl. das Deliberationsregister). Diese autonome Selbstverwaltung bestand in der Markgenossenschaft des früheren Mittelalters unter den Zwölfen (Urkunde von 1299 Bezirksarchiv Lützel 36, 1); im 18. Jahrhundert hatten die Verwaltung Vogt, Einnehmer und Geschworene, in Konkurenz mit dem Heimburger; über den Konflikt zwischen dem herrschaftlichen und dem bürgerlichen Element hinsichtlich der Au ist oben gehandelt.

[6] Vorher Sache von Vogt und Geschworenen, für landwirtschaftliche Dinge die des Heimburgers.

Mitglied der Municipalität aus dem Burgerstand, mit einbegriff des Schreibers, von der Wache und dem gemeinen Werk befreyt,[1] und eine Besoldung der ausserordentlichen Mühewaltung an denen Werktägen vestgesetzt werde.

Zweytens dass das unerträgliche Strassen-geld[2] wiederum abgethan, und jeder gemeind ihr antheil an denen Landstrassen in der Nähe ausgesteckt werde, welchen sie in bestem stand zu erhalten besorgt seyn wird.

Drittens dass das Elsas an jenen Staats-schulden, welche vor Vereinigung desselben mit der französischen krone gemacht worden waren, nichts zu zahlen habe.[3]

Viertens dass jeder Gemeinde ihr entzogener theil an der königlichen Waldung des Oberen Elsasses, die Hart genannt, mit allen alten Rechten darinnen zurückerstattet werde.[4]

Fünftens dass denen Pfarrherren eine gewisse gewalt zurückgestellt werde, den ungehorsam und die ausgelassenheit der jugend mit bescheidenheit zu bestraffen, damit demselben mit grösserer Ehrfurcht und unterthänigkeit begegnet werde, und die gar zu gemeine meistens von der Grösse der Gerichtskösten herrührende unsträflichkeit des lasters, wenigstens in etwas ein end gemacht werde.

Sechstens dass in allen orten, wo es immer möglich seyn wird, denen schuhlmeister eine kleckende Besoldung ausgeworfen werde, damit alle sowohl reiche als arme Kinder

---

[1] Zum Wachdienst, der auf eine alte öffentliche Freienpflicht zurückgeht, war die ganze Gemeinde in sogenannte Rotten geteilt (vgl. die Notiz des Pfarrers Seb. Hornnickel im Taufbuch von Blotzheim). Zum gemeinen Werk gehören die herrschaftlichen Frohndienste und die Gemeindeleistungen (Urbar von 1568: Bezirksarchiv, C 768).

[2] Als Weggeld musste jeder Wagen, der Bartenh. passierte, einige Pfennige zahlen, die zur Hälfte an die Herrschaft Landser, zur Hälfte an die Gemeinden des Amtes fielen, zum Unterhalt der Landstrasse (Bezirksarchiv E, Herwarth L. 2 n. 1, 5).

[3] Es war dies eine der lebhaftesten politischen Kontroversen, welche sich an die Ausführung des westfälischen Friedens anschlossen, und sie spielte auch nachher noch eine bedeutende Rolle.

[4] Im früheren Mittelalter besassen die angrenzenden Gemeinden volles Nutzungsrecht in der Hart, deren Markgenossenschaft sie bildeten (vgl. Urkunde Heinrichs IV. von 1004 Trouillat, Monum. de l'anc. évêché de Bâle I 189). Die Landesherren wussten ihnen aber ein Recht um das andere zu entwinden, und im 16 Jahrhundert besassen die «Hartgenossen» nur noch Dürrholz und Eichelrecht (Urkunde von 1545 im Gemeindearchiv Blotzheim, Urbar von 1568 im Bezirksarchiv C 768, 815, 820). Eine königliche Ordonnanz hob die meisten Rechte auf, erst 1728 wurde das Weiderecht anerkannt (Mémoire von Onimus in der Stadtbibliothek Kolm.). Vgl. mein Werk, Ursprung und Entfaltung des habsburgischen Rechte im Oberelsass, 124 ff. 225 ff. 242.

ohnentgeldlich unterwiessen werden mögen; dass aber auch durch ein neues geboth denen Eltern, unter gewisser unnachlässiger von denen Kirchmeyer zum nutzen der kirche einzuziehender Straffe eingeschärfft werde, ihre kinder fleissig in die schuhl und in die Christliche Lehre zu schicken.[1]

Siebentens dass dem Sundgau auch ein Collegium zur unterweissung der jugend gegönnet, die in denen Kayserlichen Staaten mit trefflichen erfolg übliche Normal-schuhle[2] in allen Pfarreyen des Elsasses eingeführt und die schuhlmeister darinn ohnentgeldlich unterrichtet werden; welches alles ohne kosten des Königs und des Landes bewerkstelliget werden könnte, wenn folgender Vorschlag begnemmiget und vollzogen würde.

Im Elsass befinden sich nur drey Collegien, als eines in Colmar, das andere in Strasburg und dritte in Molsheim; dieselbe sind mit Weltpriester besetzt, derer kost und bestallung sehr hoch zu stehen kömmt, und denen nach gewissen jahren des Professoriats ein Leben längliches gehalt bestimmt ist.[3] Wenn nun in diessen reichgestiffteten und [mit] weitschichtigen gebäuw versehenen Collegien, klostergeistlichen zu Professores aufgestellt würden, welche Summen würden nicht in jedem jährlich ersparet werden? solchen geistlichen brauchten auf den kopf jährlich auf's Höchste 500 ₰ bezahlt zu werden, darmit sie gemeinschaftlich unter einem Obern ihres ordens ehrlich leben könnten. Der obere wäre zugleich der Aufseher oder Prefect der schuhlen und müsste die stelle eines kranken und abwesenden Lehrers vertretten; er würde seine untergebene wie auch die Schühler in guter Zucht halten; die Professoren

---

1 Bisher war der Volksschulunterricht fakultativ und entgeltlich gewesen; der Schulmeister war Kirchenbeamter (Bezirksarchiv, Lützel 40, 11). Bei Gelegenheit der Stiftung der Au erhielt er neue Einkünfte gegen die Unterrichtung der ärmsten Kinder (Brief Holls bei Horrer l. c.), und 1789 wurde auch der Tugendpreis in diesem Sinn verwandt (Protoc. in comté de l'Aw 1788 –92). Unentgeldlich wurde der Schulbesuch erst nach Vermehrung der Gemeindeeinkünfte durch die Einverleibung der Au.

2 Es sind die österreichischen Lehrerseminare gemeint, die Abt Felbiger von Sagan († 1788) von 1774 an nach dem Muster seiner 1765 in Breslau gegründeten Normalschule in den kaiserlichen Ländern einrichtete. Vergl. die von ihm ausgearbeitete «Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen» und sein Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen. 1775. Im Elsass fehlten zu jener Zeit ähnliche Anstalten noch vollständig. In Blotzheim wurde der Schulmeister nach einer Prüfung vom Lützeler Abt kontraktmässig angestellt.

3 Es waren das Jesuitenkolleg von Molsheim und die königl. Kollegien von Strassburg und Kolmar, deren Leitung nach Aufhebung des Jesuitenordens Weltgeistlichen übergeben worden waren. Vergl Ch. Pfister, L'Alsace sous la domination française, Nancy 1893, p. 13 und die Arbeiten von Gény über die elsässischen Jesuitenschulen.

würden sich weder durch die Menschen-furcht noch durch eine zage Willfährigkeit gegen kinder, von derer Elteren gute Pfründen oder wenigstens starke Empfehlungen darfür zu hoffen sind, von treulicher Verrichtung ihres Amtes abhalten lassen; ihre eifersucht würde einzig dahin zielen, dass sie der Religion rechtschaffene Christen, dem König getreue unterthanen, und dem Land in allen sachen nützliche mitbürger bilden möchten.

Solten etwann die verschiedene klöster des Elsasses nicht lehrer genug verschaffen können, so dörfte nur denen im Strasburger Bissthum wohlbekannte Vätern der Frommen Schuhlen, die in Rastatt ein Collegium, so der gewöhnliche wohnsitzes ihres P. Provinzials ist, rühmlichst versehen,[1] ein wink gegeben werden: eilends würden sie tüchtige französisch gesinnte Männer abschicken, wenigstens ein Collegium zu besetzen, bis sie innerhalb wenig jahren die nöthige anzahl für die übrige und endlich für eines im Sundgau zu errichtendes würden gepflanzet haben. Diesse schwarzgekleydete, Chorfreye und dem Bischoff unterworffene Väter, derer erbauliche sitten, wissenschaft und gesunde lehre ihnen in sehr vielen Staaten Teutschlands sonderbar in denen kayserlichen grosses ansehen erworben, sind durch ein Viertes gelübd verbunden, die kinder im lessen, schreiben, im Christenthum, in verschiedenen sprachen, in allen wissenschaften zu unterrichten. Ihre Regel verbietet ihnen, liegende güter zu besitzen, und hält sie an, auf den ersten befehl des Landesherren ohne weigerung das Collegium zu räumen.[2] Sie begnügen sich mit einem gehalt unter 500 ß auf den Mann; mit der, wohnung, die ihnen unterhalten, oder für dero unterhaltung eine bestimmte Summe zugegeben wird; mit einem ihnen höchstnöthigen garten, den sie durch ihre leyen-brüder, für derer unterhalt nichts besonders zu zahlen ist, pflanzen lassen. nebst diessem sind sie eifrig im predigen, im Christenlehre-halten, im beicht-stuhl, wo sie denen besten Grundsätzen der Gottesgelehrtheit[3] folgen, und in besuchung der kranken, zu denen sie beruffen werden. Sie nehmen auch,

---

[1] Die frommen Schulen hatte Joseph Calasanz in Rom, der Gründer des Piaristenordens, für den unentgeltlichen Unterricht armer Kinder in den Städten gegründet. Sie verbreiteten sich nicht minder nach Deutschland und Oesterreich und nahmen bald auch den höheren Unterricht in die Hand.

[2] Vergl. die Ordensregeln der Piaristen, 2 Bde. bei Seyferth, Halle 1783 und 1784.

[3] Ohne Zweifel im Hinblick auf die auch vom Hofe verurteilte jansenistische Irrlehre, von der die ganze theolog. Literatur jener Tage, selbst das Werk des Pfarrers P. Deluce von Blotzh., angekränkelt war (Hergenröther, Kirchengesch. III, 463 ff.).

wenn es ihnen erlaubt wird, kostgänger an, und erziehen sie trefflich wohl.

Was also in denen drey obgenannten mit Ordensgeistlichen besetzten Collegien ersparet werden könnte, würde mehr denn kleckend seyn, ein neues in einer Stadt ohne besatzung oder in einem grosen flecken des Sundgau anzulegen und zu unterhalten, zum grössten Vortheil nicht nur der adelichen und der Stadtleuthen, sondern auch der ehrlichen Bürgern auf dem Land, die zur gebührenden Erziehung ihrer kinder mit beschwerlichen kösten dieselbe bishero weit von sich und sogar in die fremde haben entfernen und also beträchtliche Summen aus dem Lande schicken müssen.

Zugleich würden durch solche ersparung und durch die beysteuer von seiten der im Sundgau gelegenen ehemaligen Jesuiten-Häusser St. Morand, St. Ulrich und Oehlenberg,[1] mittel genug übrig bleiben, in allen vier Collegien alljährlich eine gewisse anzahl der schuhlmeister aus jedem amt des Elsasses zu versammeln, um sie nicht nur in der normal-schuhle, sondern auch in der Rechen- und Feld-messereykunst (darvon besagte Vätter der frommen schuhlen die ächte übung haben)[2] unterrichten und während ihrer lehrzeit, die nicht gar lang dauern würde, ohnentgeldlich ernähren zu lassen, vielleicht sogar ihnen die Reisskösten und jährliche besoldung zur ohnentgeldlichen unterweissung wenigstens in denen armen gemeinden zu zahlen.

Achtens dass alle Abteyen, Stiffter und klöster beyden geschlechts, namentlich jenes der regulierten Chorherrn von Marbach bey Colmar,[3] als höchstnöthige Zufluchtsörter der ehrlichen burgers-kinder, der Handwerker und benachbarten Armen,[4] im ganzen Elsass mit allen ihren besitzungen und sonderbar mit dem Recht, die ihnen einverleibten Pfarreyen durch ihre Religiosen versehen zu lassen,[5] nicht nur beybehalten, sonder auch, zufolg der friedens-schlüss niemal in Commende zu fallen

---

[1] Vergl. Ingold, Alsatia sacra, 2 Bde. und Schwarz, Populäre Kirchengeschichte, 2. Bd.

[2] Vergl. die Regel a. a. O. Auch in Oesterreich hatte Pfarrer Kindermann, ein Schüler Felbigers, den Industrieunterricht mit dem Landschulwesen verbunden. Schon Felbiger hatte eine «Erkenntnis der Anwendung der verschiedenen Erdarten» zur Verbesserung des Ackerbaus geschrieben.

[3] Vergl. Ingold, Schwarz und Frayhier, Histoire du clergé en Alsace avant, pendant et après la révolution.

[4] Vergl. für diesen Punkt besonders das Memorandum Lützels an die Nationalversammlung. Lützel unterhielt 10 Handwerker. 80 Diener, 100 Taglöhner, Hunderte von Invaliden und die Armen der ganzen Umgebung.

[5] Nicht zuletzt war wohl auch an die 15 inkorporierten Pfarreien Lützels und speziell an Blotzheim gedacht (vergl. Schwarz a. a. O.).

versichert, wie auch für allzeit bevollmächtigt werden, ohne weitere Erlaubnuss, gleich nach dem Absterben oder Aufgeben ihrer Obrigkeit zur freyen wahl einer anderen in gegenwarth des Bischofs und zweyer Landes-häupter als königliche Kommissär unter Vorsitzung ihrer höheren ordens-obrigkeit zu schreiten, jedoch mit dem beding, dass der Aufsatz der Kommissär über die wahl, an Hoff abgeschickt und von ihm die bestättigung derselben, zur Handhabung der königlichen Rechten erhalten werde. Desgleichen dass in Zukunft denen Benedictiner- und Bernardiner Abteyen nicht mehr so starke Pressionen auferlegt, und dieselbe nur zum nutzen der königlichen Pfarrherrn, zu besoldung der schuhlmeister in denen armen gemeinden, zur steuer der kranken und nothleidenden etc. angewandt werden können.[1]

Neuntens dass die so unnützige als beschwehrliche Zünften der handwerker[2] und die aufsicht der Mareschausse-Reutter über die Dorff-wache, das betteln sonderbar der ausländischen geistlichen und weltlichen, alle glücks-häffen, die unordnungen der wirthshäusser, die befreyung der judenschaft vom frohnewachen und schier von denen königlichen auflagen und ihre wuchereyen durch behörige Verfügungen abgethan, und die Ausfurt alles holtzes aus dem land verbothen werde.[3]

Zehendens dass zwar die Ausfurt des getreids, so lang sie dem Land nachtheilig seyn wird, verbothen, der getreidhandel aber in kleinem innerhalb der ortschaften freybleibe, indem es jedermann sonderbar denen Armen über die massen schwer fält, wegen einer geringkeit auf den markt zu gehen. Wenigstens sollten neue frucht-märk errichtet werden. Der Flecken Blotzheim wär eines der bequemsten orten darzu und hat desto mehr Recht einen Marck zu begehren,[4] indem derselbe jährlich Don gratuit bezahlt.[5]

---

[1] Gegen sie war schon längere Zeit eine Bewegung im Gange; schon Turgot (1776) hatte sie zu Falle gebracht, was indes in weiten Kreisen Unzufriedenheit erregte.

[2] Das gilt namentlich für Lützel, wie man dem Memorandum, das die Abtei 1790 an die Nationalversammlung einreichte, entnehmen kann. Vergl. Schwarz, Geschichte der berühmten Cisterzienserabtei Lützel. S. 41 ff. Dies lässt uns ebenfalls auf P. Humbert als den Verfasser schliessen.

[3] Dieses uralte markgenossenschaftl. Verbot galt für die Hart (vergl. die Hartordn. von 1543 Innsbr. Pestarch. XIV, 491) und die Au (Urk. von 1543 im Gemeindearch. Blotzh.), wurde aber von den Beamten öfters missachtet.

[4] Darum wurde auch einige Jahrzehnte später auf Bitten der Gemeinde der Markt gewährt, der jetzt noch besteht, allerdings nicht mehr als Fruchtmarkt.

[5] 1765 schon figurierte Blotzh. als Flecken (bourg) bei der Verteilung des königl. don gratuit, das den Städten und Flecken aufgelegt

Eilfftens dass dem neu aufzusetzenden bürgerlichen und peinlichen gesetzbuch eine unveränderliche Tax der Gerichtsköste und der geldstraffen zugesetzt und in allen orten kundgemacht werde, als welche so überschwenklich sind, dass sie nimmer können übertragen und mit stillschweigen übergangen werden.

Zwölfftens dass die herrschaftliche Rechte und gefäll in geld überall auf einen billigen fuss für alle Zeit vestgesetzt werden, damit ihre Verpachter oder schaffner durch übertriebene forderungen die unterthanen nicht mehr so leicht drücken und aussaugen können.[1]

Dreyzehndes dass im ganzen Elsas die im gewerb so beschwerliche ungleichheit des gewichts und maasses [2] abgeschafft und eine vollkommene gleichförmigkeit im gewicht und maass aller gattungen eingeführt werde.

Vierzehndens dass zu Ersparung grosser und unnützíger kösten eine bessere ordnung mit dem militzen-spielen gemacht und deswegen aus denen knaben jeder gemeinde eine verhältnissmässige anzahl der militzen durch die gewöhnliche Polizeybeamten des orts mit zuziehung der municipalität jährlich gezogen, und für derselben Sold, so lang sie nicht in einer Besatzung, sondern in ihrem ort sich aufhalten, nichts bezahlet werde.[3]

Also beschlossen und unterschrieben von gesammter gemeind des obbesagten Fleckens Blotzheim, den Tag, monath und jahr wie obsteht.

Schermesser Sindic, Veltin kerber u. s. w.

---

wurde; durch die Patentbriefe vom 18. Juni wurde es mit der jährl. Kontribution von 130 Livres belegt (Horrer, Dict. hist., géogr. et polit. de l'Als. I, Bl.).

[1] Bisher war das droit de taille eine unfixierte Geldabgabe gewesen, welche die Herrsch. jährl. auf das Dorf legte; ebenso waren viele der anderen Gefälle fliessender Natur (Schlossarch. Blotzh., Etat des droits et revenues de la seign. de Bl. von 1720).

[2] Die Antwort des Magistrats von Münster an das Kolmarer Bureau lehrt, wieviel Kopfzerbrechen es kostete, die einheimischen Pfennige, Batzen und Florin in die inkommensurablen Brüche des franz. Geldwertes umzurechnen (Hoffmann, Rev. cath. d'Als 1885, p 55). Zu den Basler Steblern. Schill. und Gulden des Mittelalters waren noch Groschen, Plappert, Rappen. Vierer, Taler, Rhein- und Reichsgulden, Kronen. Dicken, Dukaten u. s. w. gekommen (vergl. Wurstisen, Ochs und Mone, besond. Hanauer, Les monnaies de l'Als.).

[3] Dieser Gedanke wurde später durch die Nationalgarde verwirklicht, die in den elsässischen Dörfern und auch in Blotzheim bis zum deutsch-französ. Kriege als Bürgermiliz der Gemeinde unter staatlicher Kontrolle bestanden.

IX.

Klebererinnerungen und die Ergebnisse der neusten Forschungen über den General.

Von

Hans Klæber, Oberstleutnant a. D.

(Zum 9. März 1903, der 150. Wiederkehr des Geburtstages des General Klebers.)

Nach dem Erscheinen meines Werkes «Leben und Taten des französichen Generals Jean Baptist Kleber» im Jahre 1900 zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages habe ich die Forschungen über den seltenen Mann unaufhörlich fortgesetzt, und es ist mir gelungen, noch einzelne Erinnerungen an ihn aufzufinden, sowie über manches, worüber bis jetzt noch Unklarheit herrschte, Licht zu schaffen. Es sei mir gestattet, zum heutigen Tage darüber das Nachstehende niederzulegen.

Das unruhige Leben des Generals hat es mit sich gebracht, dass die Spuren, die er zurückgelassen hat, über weite Länder zerstreut sind, und der Umstand, dass Kleber direkte Nachkommen nicht hat, ist die Veranlassung, dass ein Mittelpunkt fehlte, wo kleinere Andenken an den General zusammengehalten wurden. Die umfangreiche Alsatia-Sammlung des Herrn Ferdinand Reiber zu Strassburg, die vieles auf Kleber bezügliches enthielt, ist im Jahre 1896 laut letztwilliger Verfügung des Erblassers meistbietend versteigert worden, sodass auch die darin befindlichen Klebererinnerungen in alle Winde zerstreut worden sind. Die Möglichkeit einer auch nur annähernd genauen Uebersicht von dem zu geben, was noch an den General er-

innert, fehlt daher. Immerhin rechtfertigen die uns erhaltenen Erinnerungen wohl eine Betrachtung:

Wie bekannt, wurde der General Kleber, am 14. Juni 1800 in Kairo ermordet.

Der Schauplatz des Meuchelmordes war ein Laubengang, der das Hauptquartier des Generals mit der Wohnung seines Generalstabschefs, des Generals Damas, verband. Beide Gebäude standen, wie noch mehrere andere zum Hauptquartier gehörige Häuser, in einem umfangreichen Garten an dem damals noch ganz schattenlosen Esbekija-Platze, der jetzt mit seinen tropischen Gewächsen, seinen Springbrunnen und Kiosken aller Art, sowie seinen täglichen Militärkonzerten eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist. Auf der Stelle des damaligen französischen Hauptquartiers steht jetzt das grösste und schönste Hotel Kairo's, das «Hotel Stephard». In seinen herrlichen Gartenanlagen sieht man noch heute eine alte, gewaltige Sykomore, in deren Schatten Kleber nach den Anstrengungen des Dienstes häufig ausgeruht haben soll. Der Baum ist in Kairo unter dem Namen «Kleberbaum» bekannt und steht so nahe dem die Gärten des Hotels vom Esbekija-Platze trennenden Eisengitter, dass er jedem Vorübergehenden sichtbar ist. Fälschlicher Weise verlegt der Portier des Hotels neben manchen sonstigen Anekdoten auch den Tod Klebers unter diesen Baum.

Ausser diesem «Kleberbaum» gibt es in Kairo noch das dort allgemein bekannte «Kleberhaus» (auf S. 301 meines oben genannten Werkes bereits kurz erwähnt). Es ist noch dasselbe, welches Bonaparte dem General als «Dank der französischen Nation» schenkte nach seiner Rückkehr aus Syrien. Kleber hatte dieses Haus vor dem Aufbruch nach Syrien bereits bewohnt, sehr wahrscheinlich mit dem General Cafarelli zusammen und hatte dasselbe, sowie den kleinen an das Haus stossenden Garten vielfach verschönt. Es hatte bis zum Einrücken der Franzosen in Kairo einem der damaligen Todfeinden derselben, dem Mamelukenführer Ibrahim Bey gehört und war also wohl für die Republik konfisziert worden, sodass Bonaparte darüber verfügen konnte. Da der General Cafarelli vor Akka gefallen war, so wurde Kleber nunmehr durch Bonapartes Schenkung am 28. Juni 1799 alleiniger Besitzer des Hauses. Bewohnen konnte er dasselbe zunächst nicht, da seine Division in Damiette und Mansura stand. Erst nachdem Bonaparte Aegypten am 23. August verlassen und Kleber am 1. September als Oberbefehlshaber in Kairo eingezogen war, konnte er es benutzen, wenn er nicht im Gebäude des Hauptquartiers wohnte. Auch dieser Zustand dauerte nur bis zum 19. März 1800, dem Ausmarsch der Truppen zur Schlacht bei Heliopolis. Da während dieser Schlacht

in Kairo der (zweite) Aufstand ausbrach, wobei das Hauptquartier stark beschädigt wurde, so nahm Kleber seine Wohnung während der Niederwerfung desselben und auch nachher in Gizeh, also auf dem andern, dem linken Ufer des Nil. Denn das ihm von Bonaparte geschenkte Haus lag inmitten des Araberviertels, innerhalb eines ganz unglaublichen Gassengewirrs, aus dem bei etwa abermals ausbrechenden Unruhen eine Rettung unmöglich gewesen wäre. Es liegt abseits der die Araberstadt vom Esbekije-Platze aus in südöstlicher Richtung durchschneidenden Hauptverkehrsader, der sogenannten «Muski». Hat man diese bis über den sogenannten «Rond Point» passiert, so verfolgt man eine nach rechts abzweigende Seitengasse, die mehrfache Ecken und Winkel bildend, endlich auf einen kleinen Platz führt, an welchem das Haus steht. Ohne ortskundige Führung ist dasselbe kaum aufzufinden. Auch ich habe es nur mit Hilfe des Herrn Apotheker Kaiser gefunden, dessen Offizin in der Muski, in der Nähe des Rond Point, sich befindet. Das Kleberhaus gehört jetzt einem Grosskaufmann, der einen Teil der Räume zu Warenlagern benutzt, während in dem übrigen noch vor einigen Jahren der deutsche Klub seine Versammlungen abhielt. Das Innere dieser Räume, sowie das Aeussere des Hauses und seines Gartens lässt noch deutlich die Einrichtung eines vornehmen Türkenhauses erkennen.

Ausser Kairo ist es nur Belfort, wo sich das Haus, in welchem Kleber während des grössten Teils seines Aufenthaltes gewohnt, hat feststellen lassen. Auch finden sich in und bei Belfort zahlreiche Erinnerungen an ihn, den damaligen Baumeister, die in meinem oben genannten Werke bereits Erwähnung gefunden haben.

In seiner Vaterstadt Strassburg weiss man bekanntlich nicht einmal sein Geburtshaus. Dagegen steht es fest, dass Kleber seit seinem 8. Lebensjahre im Hause zum Büredanz im damaligen «Grünen Bruch» jetzt Kleberstaden aufwuchs. Im Jahre 1761 heiratete bekanntlich Klebers Mutter, die seit 1756 Witwe war, zum zweiten Mal und zwar den Zimmermann (Bauunternehmer) Johann Martin Bürger, der dieses Haus bewohnte, sodass es nunmehr auch den Aufenthalt des kleinen Jean Baptist wurde. Dieser Umstand in Verbindung damit, dass Kleber vermutlich später selbst Besitzer dieses Hauses war, hat zu der, von mir in meinem Werke schon erwähnten irrtümlichen Annahme geführt, dass er in diesem Hause auch geboren wurde.

Da es gelungen ist, in dieser Häuser- bezw. Besitzfrage der Familie Bürger-Kleber noch einiges zu ermitteln, so sei die ganze Angelegenheit hier nochmals im Zusammenhang behandelt:

Der Stiefvater Klebers, Johann Martin Bürger, besass ausser dem Hause zum Büredanz noch das Haus zum «Goldenen Anker» auf dem damaligen Faubourg de Saverne (jetzt Kronenburger Vorstadt) Nr. 16, und den engländischen Hof, ein Landhaus in der Gemarkung Bischheim bei Strassburg. Nach seinem schon 1764 erfolgten Tode erhielt seine Ehefrau, Klebers Mutter, eines dieser Häuser, während die übrigen wohl an die Kinder aus der ersten Ehe, nämlich den Architekten Franz Martin Bürger und die seit 1761 mit einem gewissen Anton Fink zu Strassburg verehelichte Maria Magdalena Bürger fielen.

Welches der drei Häuser Klebers Mutter zufiel, ist zwar nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen. Es spricht aber folgendes dafür, dass es das Haus zum «Büredanz» gewesen sein wird:

1. Johann Martin Bürger wohnte, als er die Witwe Kleber heiratete, im Hause zum «Büredanz» und behielt mit seiner neuen Familie diese Wohnung bei. Es liegt daher nahe, dass er dieses Haus auch seiner Frau vermacht hat, um es ihr zu ersparen, nach seinem Tode die gewohnte Heimstätte zu verlassen.

2. Wegen der Miete für das Haus zum «Goldenen Anker» standen im Jahre 1771 die Erben Johann Martin Bürgers im Prozess mit einem gewissen Daniel Gross, der behauptete, er habe dieses Haus seiner Zeit von dem Erblasser gekauft. Das Haus zum Goldenen Anker gehörte somit nicht Klebers Mutter (allein), sondern den Erben des Verstorbenen. (Gross wurde übrigens mit seinem Einwande abgewiesen.)

3. Nach dem am 2. Oktober 1791 erfolgten Tode der Mutter beerbte diese als einziges überlebendes Kind, der spätere General Jean Baptist Kleber, damals Inspekteur der öffentlichen Bauten im Ober-Elsass mit dem Sitze in Belfort. Zu dieser Erbschaft gehörte auch ein Haus «in Strassburg». Es kann also die Mutter nicht den engländischen Hof allein besessen haben, denn dieser lag in Bischheim, nicht in Strassburg.

4. Der engländische Hof wurde im Jahre 1801, also nach Klebers Tode versteigert. Der im «Dekadenblatt» enthaltenen Versteigerungsanzeige zufolge wurden Nachgebote auf das Gut bei dem Friedensrichter des 4. Bezirks zu Strassburg (an dem Steingässlein, im Schlupf Nr. 5) bis zum 27. Vendemiaire (19. Oktober 1801) angenommen.

5. Sein «Haus in Strassburg» verkaufte Kleber bereits im Jahre 1795.

Es kann dieses sein Haus also kaum ein anderes gewesen sein, als das zum «Büredanz», während er bei den übrigen

zum Teil Mitbesitzer gewesen zu sein scheint, oder später geworden ist. (Vergleiche weiter unten.)

Nun nennt zwar Kleber selbst sein Haus in Strassburg «klein» (vergleiche Comte Pajol: Kléber sa vie etc. S. 161), während an Stelle des Hauses zum «Büredanz» später das stattliche Hecht'sche Haus entstand, welches seit 1871 den verschiedensten hohen Staatsbeamten als Wohnung gedient hat. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich aber auf, wenn man annimmt, dass das Haus zum «Büredanz» an sich zwar «klein» das zugehörige Grundstück aber umfangreich gewesen sein wird. Da nach Teicher: General Kleber ein Lebensbild S. 11, auf dem Grundstück, als es die Familie Knoderer, später Ratisbonne besass, eine Gerberei stand, so ist diese Annahme wohl berechtigt. Sie wird unterstützt durch den Umstand, dass der General Kleber, als er die französischen Truppen vor Mainz befehligte, im Winter 1794—95 — nachdem er von seinen sechs Pferden bereits drei infolge schlechter Unterkunft und Verpflegung in seinem Hauptquartier Ober-Ingelheim verloren hatte — seine noch übrigen drei nach Strassburg sandte und sie auf diese Weise rettete. Sicherlich hatte er von der Pflege im eigenen Stall diese Wirkung erhofft, so dass bei seinem «kleinen» Hause Stallung vorhanden gewesen sein wird. Wäre es Kleber nur darum zu tun gewesen, die Pferde in einem guten Stall unterzubringen, so hätte er sicherlich einen näheren Ort als Strassburg gewählt und vor allen Dingen einen solchen, der nicht wie dieses unmittelbar an der Landesgrenze lag, sondern nach dem Innern Frankreichs zu.

Wir glauben daher, mit ziemlicher Gewissheit annehmen zu dürfen, dass der General Kleber nach dem Tode seiner Mutter im Jahre 1791 Besitzer des Hauses zum «Büredanz» in Strassburg wurde und dies bis 1795 gewesen ist, wo er sein Besitztum verkaufte.

Aus der Tatsache, dass Kleber überhaupt Hauptbesitzer war, geht gleichzeitig hervor, dass er nicht, wie oft angenommen, zu den gänzlich unbemittelten Generälen der Republik gehörte, und es erklärt sich hierdurch leicht, dass er imstande war, sich nach seiner Verabschiedung im Jahre 1797 ein Landhaus in Chaillot einem damaligen Villenvororte von Paris, zu kaufen.

Nach Chaillot gelangte man von Paris aus, wenn man die rue de Chaillot entlang wanderte, die noch jetzt an den ehemaligen Ort mit ihrem Namen erinnert und die in ihrer ganzen Flucht unverändert geblieben ist. Sie endete damals auf dem Carrefoure des batailles, an dessen Stelle heut die weit grössere Place de Jena liegt. Auf der andern Seite des Carrefoures begann die rue des batailles, deren erstes am Carrefour gelegenes

Haus die Villa Klebers war. Es war dasselbe, welches später der berühmte Sänger Delfarte (geb. 1806) bewohnte. Die rue des batailles lief im Zuge der jetzigen Avenue de Jena, quer durch die jetzigen Anlagen des Trocadero und dann im Zuge des jetzigen Boulevard Delessert weiter. Um die Erinnerung au Kleber in dieser Gegend der Stadt wach zu erhalten, erhielt eine, allerdings auf dem anderen Ufer der Seine gelegene Strasse seinen Namen. Erst später, unter dem zweiten Kaiserreich, nachdem die den Place du Trocadero und die Place de l'Etoile verbindende unschöne Avenue de Longchamp gerade gelegt war, erhielt diese den Namen Avenue de Kléber. Sie ist eine der schönsten und vornehmsten Strassenzüge des heutigen Paris. Die frühere rue de Kléber heisst jetzt rue de la Fédération.

Wo Klebers einstiges Anwesen in Chaillot verblieben ist, darüber konnte bisher nichts ermittelt werden. Vielleicht hat es der Vater des Sängers Delfarte von Kleber erworben. Dass der General sein Besitztum verkauft hat, bevor er im Jahre 1798 mit Bonaparte nach Aegypten ging, ist wohl anzunehmen. Die Kaufsumme hat er bei den damaligen sehr ungünstigen Zeiten und den traurigen Geldverhältnissen der Republik wohl kaum in Wertpapieren angelegt. Viel wahrscheinlicher ist es, dass er dieselbe an seinen Verwandten (Sohn seines Stiefvaters) Franz Martin Bürger gesandt hat, um sie zweckmässig zu verwalten. Vielleicht hängt hiermit die schon erwähnte Versteigerung des engländischen Hofes zusammen, dessen Flächeninhalt mit Klebers Geld vergrössert, oder dessen Ertragsfähigkeit u. s. w. unter Zuhilfenahme desselben verbessert worden sein mag. Ueber den Wert dieses Grundstückes und seine Beschaffenheit sagt die schon erwähnte Versteigerungsanzeige vom Jahre 1801 folgendes:

«Das letzte Gebot ist 90 000 Franken. Dieser schöne Landsitz ist in dem Bann zu Bischheim am Saum, eine Stunde von Strassburg gelegen, enthält 189 und einen halben Acker, ist gegen Morgen und Mitternacht durch die Ill eingeschlossen und mit einer Allee von 900 grossen und wohlgewachsenen Platanen besetzt, gegen Mittag und Abend zieht sich ein breiter Graben, der zu dem Gut gehört. Das Hauptgebäude ist eines der schönsten von beiden rheinischen Departementen. Die Gärten haben einen herrlichen Boden, sind auf eine angenehme Art abgeteilt und mit tragbaren Obstbäumen von erster Qualität besetzt.» In der Anzeige heisst es weiter, dass sich Kauflustige an das schon genannte Friedensgericht, an Herrn Bürger in der Regenbogengasse Nr. 20, oder an den Rechtsgelehrten Schwingdenhammer wenden können.

Woher das Gut seinen Namen «Engländischer Hof» bekommen hat, darüber sind die Ansichten geteilt. Einige sind der Meinung, dass der Kaufmann Robert Königsmann, dem der Hof zu Anfang des 17. Jahrhunderts gehörte und der auf ihm den ersten Tabak anbaute, zu welchem er den Samen aus England bezogen hatte, zu Erinnerung an dieses Ereignis ihm den Namen, gegeben hat. Andere behaupten, das Gut habe man erst einige Zeit später so genannt, als es einem Engländer gehörte, der wie nebenbei erwähnt sein mag, einer der Richter König Karls I. gewesen sein soll.

Von den Häusern, die dem General Kleber während seiner zahlreichen Feldzüge kürzere oder längere Zeit als Einquartierungsgast beherbergt haben und die ich in meinem Werke, so weit sie sich feststellen liessen, erwähnt habe, hat augenblicklich das Schloss des kleinen Fleckens Châteaugiron in der Vendée eine gewisse aktuelle Bedeutung erlangt. Der bei dem Ehezwist des sächsischen Kronprinzenpaares zu trauriger Berühmtheit gelangte Giron hat bekanntlich behauptet, er entstamme einer altadligen französischen Familie, womit er vermutlich die der Marquis de Château Giron gemeint haben wird. Kleber lernte diese Familie auf seinen Zügen durch das Land kennen und stand kurz vor seiner Abreise von Toulon nach Egypten mit einer Comtesse de Château Giron in sehr lebhaftem Briefwechsel. Von dem Schlosse sind heut nur noch Ruinen übrig.

Im übrigen dürfte es noch interessieren, dass der General als er während seines Zuges gegen den Pascha von Damaskus von Akka aus nach dem Jordan vorrückte, wiederholt in Nazareth und zwar im dortigen Franziskanerkloster in Quartier war; das Aeussere und Innere dieses Klosters hat sich seitdem fast gar nicht verändert.

Während aus Klebers Tätigkeit als Baumeister, wie ich in meinem Werke ausgeführt, eine grosse Anzahl Zeichnungen und Entwürfe zu Bauten bis auf uns gekommen sind, sind Handschriften von ihm nur noch sehr wenige vorhanden. Die Reibersche Alsaticasammlung besass davon nur drei, von denen die auf Seite 153 meines Werkes wiedergegebene sich in meinem Besitz befindet. Wohin die beiden andern gekommen sind, ist nicht bekannt. Eine derselben ist eine Einladung zum Diner nach Chaillot, die Kleber bei einem Freunde in Paris hinterliess, weil er denselben persönlich nicht antraf. Die andere ist ein von Kleber selbst aufgestellter Bedarfsetat seiner Division während des Krieges in der Vendée.

Bei seinen hervorragenden militärischen Eigenschaften ist es selbstverständlich, dass Kleber auch den einzigen Orden besass, den die Republik zu vergeben hatte, den «Ehrensäbel».

Er hat ihn indessen verhältnismässig spät erhalten, vermutlich weil er nicht nur mit den Machthabern in Paris zerfallen war, sondern sich auch mit seinem Obergeneral Jourdan nicht besonders stand. Erst Bonaparte hat ihm denselben verliehen, als beide sich bereits auf ihren Flaggschiffen befanden. Bonaparte sandte vom Bord des «Orient» den kostbaren Säbel an Bord des «Franklin» mit einem Schreiben, welches nur die wenigen Worte enthielt: «Ich bitte Sie, Bürger General, den Säbel, welchen ich sende, als ein Zeichen meiner Achtung und Freundschaft anzunehmen. Ich stelle nur die eine Bedingung, dass Sie sich desselben am Tage der Schlacht bedienen». Augenscheinlich hat Kleber diesen Säbel, wohl weil er ihm zu kostbar schien, nicht nach Egypten mitgenommen, sondern ihn zu seinen Verwandten nach Strassburg geschickt. Dort ist er, wie der elsässische Geschichtsforscher Pfarrer Rathgeber berichtet, später in der Stadtbibliothek aufbewahrt worden und mit dieser während der Belagerung Strassburgs im Jahre 1870 untergegangen. Dass der Säbel nicht mit nach Aegypten kam, geht auch aus dem hervor was General Ernouf in seinem Werke «Le général Kléber, Paris 1867» sagt: «Damas, der von Mainz bis Heliopolis in Klebers Umgebung (zuletzt sein Generalstabschef d. V.) und der Vollstrecker seines letzten Willens war, hat in Frankreich sein bescheidenes Vermögen auseinandergesetzt. (Augenscheinlich nur das aus Aegypten mit zurückgekommene). Das von ihm erbaute Haus (muss heissen: «umgebaute» d. h. das «Kleberhaus») fiel in die Hände der Engländer. Damas konnte nichts retten als eine kleine Anzahl von Geschenken, die von Kleber seit langer Zeit für seine alten Kameraden der Sambre-Maas-Armee zurückgelegt waren. Unter diesen Andenken befand sich ein Säbel mit Damaszener Klinge. Griff und Scheide von Silber. Er stammte aus der Schlacht am Berge Tabor und war für den General Ernouf (Vater des Biographen Klebers) bestimmt.» Des Ehrensäbels von Toulon geschieht also keine Erwähnung. Ob der aus der Schlacht am Berge Tabor stammende als Kriegsbeute anzusehen oder von Bonaparte als Ehrensäbel verliehen worden ist, darüber hat sich nichts ermitteln lassen. Während sich dieser Säbel im Jahre 1867 noch in der Familie der Grafen Ernouf befand, ist der gewöhnliche Dienstsäbel Klebers noch jetzt in Händen des Herrn Charles Reiber, in Wâvre in Frankreich, der ihn im Jahre 1896 aus der Sammlung seines Bruders Ferdinand erstand.

In seiner Stellung als Oberbefehlshaber der Armee in Aegypten besass Kleber selbst das Recht, den Ehrensäbel zu verleihen, und es hat sich einer dieser Säbel bis heut erhalten. Er befindet sich im Besitz einer mit dem Herrn Professor

Dr. Herrmann, Assistenten beim kgl. Skulpturen Museum zu Dresden verwandten Familie, die in Magdeburg wohnhaft ist. Die Klinge dieses Säbels, nach ihrer Form zu schliessen, türkische Arbeit, trägt die Inschrift: «Le général en Chef Kléber à l'adjutant-général Devaux 10 brumaire an 8». Griff und Scheide sind nicht mehr ursprünglich, sondern ergänzt. Devaux, der während der Belagerung von Akka bereits wiederholt verwundet worden war, hatte sich am 10 brumaire (1. Nov. 1799) dadurch ausgezeichnet, dass er bei der durch die Türken beim Fort Lesbeth, in der Nähe von Damiette, versuchten Landung mehrere Fahnen eroberte, wofür ihn Kleber mit dem Ehrensäbel belohnte.

Im Jahre 1804 war Devaux Kommandant von Mainz, 1813 kämpfte er bei Lützen und Bautzen, und es scheint als wenn während dieser Zeit u. a. auch ein Leutnant Hildebrand bei ihm Adjutant gewesen ist. Jedenfalls ging der Ehrensäbel Devaux's, wohl nach dem im Jahre 1818 erfolgten Tode des Generals, in den Besitz eines Leutnant Hildebrand über, der ausweislich der kgl. preuss. Rangliste im Jahre 1817 als ältester Sekondleutnant im 10. Husaren Regiment erscheint. Das Regiment stand in der Provinz Sachsen unter andern mit einer Schwadron in Schöneburg bei Magdeburg. Nachdem Hildebrand, der inzwischen in seinem Regiment zum Major aufgerückt war, im Jahre 1850 seinen Abschied als Oberstleutnant genommen hatte, verkaufte er den Ehrensäbel Devaux's an die oben erwähnte Familie in Magdeburg.

Wie in meinem Werk erwähnt, besass der General Kleber die Porträts einer grossen Anzahl seiner Waffengefährten. Hieraus erwuchs ihm selbstverständlich die Pflicht, auch seinerseits diesen sein Konterfei zu senden. Die meisten zu diesem Zweck gemalten Bilder entstammen dem Pinsel Jean Guérins (geb. 1760) des damals berühmtesten Porträtmalers Strassburgs, den einzelne Sammelbiographien schlechthin den «Maler Klebers» nennen. Von diesen Bildern sind noch jetzt eine ganze Anzahl vorhanden, die sich meist im Besitz von Kunst- und Antiquitäten-Handlungen, oder von Museen befinden. In Paris ist es die Firma «Meyer und Weil», in Hamburg die Sammlung von Jaffé, welche solche Bilder besitzen. In letztgenannter Sammlung befindet sich auch eine Elfenbeinschnitzerei, die vermutlich den General Kleber darstellt. Es ist ein Medaillon, welches in Bas-Relief das Gesicht im Profil, die rechte Seite zeigt. Die Aehnlichkeit mit sonstigen Bildern Klebers ist, wie mir mein Bruder, Hauptmann Klaeber in Altona mitteilte indessen nicht festzustellen. Auch der Auffassung des Profils, allerdings linke Seite, wie es die auf der Schlussseite meines Werkes wieder-

gegebene Klebermedaille zeigt, entsprechen die Züge auf der Elfenbeinschnitzerei nicht. Die Bilder die in den beiden genannten Kunsthandlungen sind, stellen vielleicht Nachahmungen des auf Porzellan gemalten, Miniaturbildes dar, welches während der letzten Weltausstellung im Jahre 1900 im grossen Kunstpalast ausgelegt war und den Sammlungen des Louvre gehört.

Während von den genannten Porträts nicht bekannt ist, woher sie stammen, besitzt das Nationalmuseum zu Stockholm in seiner Gemäldegalerie ein Gouachebild von Kleber, wie die voraufgeführten, Brustbild, aber in etwa ½ Lebensgrösse, dessen Herkunft man kennt. Ich fand es bei meiner Anwesenheit in Stockholm im Sommer 1902, unter Nr. 204 der genannten Sammlung. Es trägt in der unteren rechten Ecke den Namen Guérin, und auf der unteren Leiste des Rahmens die Bezeichnung «Kleber», darüber: «Geschenk Sr. M. des Königs». Ganz in der ihm eigenen Auffassung hat auch hier der Künstler den General in französischer Generalsuniform, ohne Kopfbedeckung mit wallenden blonden Locken dargestellt. Der Konservator der Gemäldegalerie Herr Dr. Georg Göthe teilte mir auf meine Anfrage liebenswürdigerweise mit, dass nach Auskunft des Hofmarschallamtes das Bild aus dem Nachlass des ersten Königs der jetzigen schwedischen Dynastie, Karls XIV. Johann, also des früheren französischen Generals Bernadotte stammt. Dieser war längere Zeit in den Jahren 1794—1796 Brigadegeneral in Klebers Division und schon in meinem Werke habe ich auf die enge Waffenbrüderschaft hingewiesen, welche ihn mit seinem Vorgesetzten verband (S. 167 a. a. O). Wann und wie der damalige General Bernadotte in Besitz des Bildes gelangte, darüber wird vielleicht etwas in die Oeffentlichkeit dringen, wenn die jetzt noch versiegelten Papiere desselben, d. h. des Königs Karls XIV. Johann, geöffnet sein werden. Es soll dies erst nach etwa 50 Jahren geschehen dürfen, also wohl vermutlich 100 Jahre nach dem im Jahre 1844 erfolgten Tode des Königs.

Ausser den in Oel, Gouache und Aquarellen gemalten Bildern von Kleber gibt es zahlreiche Porträts von ihm in Kupferstich und anderer Stichmanier. Die reichhaltigste Sammlung dieser Art besitzt das Kunstmuseum zu Strassburg. Die Bilder derselben entstammen verschiedenen Künstlern, einige unter ihnen sind ebenfalls von Guérin.

Ein Oelgemälde, ebenfalls Brustbild von Kleber, welches wohl einzig in seiner Art ist, befindet sich endlich im Schlosse zu Versailles, in dem Saal, von welchem aus man unmittelbar in die Galerie des batailles gelangt. Die jetzigen Reisebücher, auch Bädecker, bezeichnen diesen Raum meist als Saal VIII.

Früher hiess er «Salle de 1792», weil in ihm ausser zwei Schlachtengemälden nur Jugendbilder berühmter französischer Generäle — auch ein solches von Bonaparte — hängen, meist in der Uniform, die sie 1792 trugen. Unter diesen zahlreichen, durchweg dunkelfarbigen französischen Gemeinen- Unteroffizier- und Leutnants-Uniformen fällt sofort eines in weisser Uniform auf. Es stellt Kleber dar als Unterleutnant im kaiserlich-königlich österreichischen 38. Infanterie Regiment Graf Kaunitz (später Prinz von Württemberg) dem er von 1777 bis 1785 angehörte. Der weisse österreichische Waffenrock mit den dem Regimente eigenen mattlilafarbenen Rabatten, Aermelaufschlägen und Kragen mutet in seiner französischen Umgebung ganz eigenartig an. Das Bild trägt die Bezeichnung «Kleber».

Betritt man von der Salle de 1792 die Galerie des batailles, so bemerkt man, verteilt zwischen den die Wände dieses Prachtsaales zierenden 33 Kolossalgemälden von Schlachten, 14 mächtige bronzene Tafeln. Diese Tafeln enthalten die Namen aller französischen Heerführer bis zum Brigadegeneral hinab, welche den Tod für das Vaterland gestorben sind.

Auf Tafel I. beginnen die Prinzen aus den königlich französischen Häusern, dann folgen 2. die Admiräle, 3. die Marschälle von Frankreich, 4. die Grossmeister der Artillerie und die General-Obersten, 5. die «Guerriers célèbres et Commandants d'Armées», 6. die Generalleutnants und im Range gleichen, endlich 7. die Brigadegeneräle und gleichgestellten Offiziere. Innerhalb jeder einzelnen dieser 7 Klassen folgen sich die Namen der zu Ehrenden nach der Zeitfolge der Todesjahre. Im Ganzen umfassen sie den Zeitraum von 850 bis 1837. Der Name des Generals Kleber findet sich als vorletzter der Klasse 5, die einen Teil der Tafel III einnimmt. Die Ehrung lautet:

Jean Baptiste Kléber
† 1800 Caire.

Noch zwei weitere Ehrungen für Kleber finden sich in Paris, die ebenso wie die vorstehende aus der Regierungszeit des Königs Ludwig Philipp (1830—1848) stammen.

Zunächst ist das Deckengemälde in der Salle des Fresques et Verrerie im Louvre zu erwähnen, welches den Augenblick darstellt, wo Bonaparte vor der belagerten Festung Akka den um sich versammelten Generälen seinen Entschluss mitteilt, Syrien zu räumen und nach Aegypten zurückzukehren. Das Bild ist vom Maler Cogniet gemalt, einem Schüler Guérins, der den Kopf Klebers ganz in der Auffassung seines Meisters wiedergegeben hat und ihn unmittelbar seitwärts rückwärts der Figur Bonapartes erscheinen lässt.

Auch am Arc de Triomphe de l'Etoile ist Kleber verherrlicht und zwar auf dem Bas-Relief, welches die Einnahme Alexandriens darstellt. Es ist eines von denen, welche die nach Neuilly zu gekehrte Seite des gewaltigen Bauwerkes zieren, seitdem die ersten daran angebrachten entfernt worden sind, welche nur die Person des Kaisers Napoleon verherrlichten. Die Porträtähnlichkeit Klebers ist wegen der bedeutenden Höhe, in der das Relief sich über dem Beschauer befindet, schwer festzustellen.

Zu einem sofort in die Augen fallenden Denkmal Klebers, wie es ihm z. B. seine Vaterstadt errichtet hat, ist es in der damaligen Landeshauptstadt niemals gekommen, trotz der grossen Verdienste die der General anerkanntermassen um sein Vaterland gehabt hat.

Warum dies nicht geschah, davon soll ein anderes Mal die Rede sein.

X.

Auch ein Achtundvierziger.

Eine Pfälzer Geschichte

von

August Schricker.

«Sprecht nicht so wegwerfend vom Jahre Achtundvierzig,» warf der Rentamtmann Siegel über den Tisch hinüber. «Der Mensch stammelt anfangs, und dann erst beginnt er zu reden. Dem deutschen Volke ist es geradeso ergangen. Damals war man eben noch nicht am Buchstabieren. Das haben wir in den sechziger Jahren gelernt. Und jetzt lernen wir allmählich reden und werden es immer noch besser lernen.»

Die beiden jungen Herren, denen diese Worte galten, gehörten der eine der Verwaltung, der andere der Justiz an. Sie waren vor kurzer Zeit vom Examen gekommen, waren schneidige Disputierer und mit ihren Ueberzeugungen schon ganz fertig, wie das heutzutage üblich ist. Nun sahen sie sich in dem Angriff, in welchem der eine den anderen gegen einen unmächtigen Gegner unterstützt hatte, plötzlich unterbrochen. Denn der Rentamtmann war ein Mann von Autorität, und an der Tüchtigkeit seiner Gesinnung war nicht zu zweifeln.

Es entstand eine Pause in der Tafelrunde des sonntäglichen Frühtrunkes; dann begannen Sondergespräche.

Unterdessen brachen jene beiden auf, denn sie durften sich in der kleinen Stadt, in welcher es sonst wenig zu sehen gab, den Wechsel der Mittagzüge nicht entgehen lassen, welche immer eine Menge von Fremden brachten, von Einheimischen mit fortnahmen. Die älteren Herren, vertraute Freunde des Rentamtmanns, waren nun unter sich. Wie ein Ton, der hier

angeschlagen, von der anderen Seite als Echo wiederherklingt, so war bald die ganze Gesellschaft inmitten eines lebhaften Gespräches über die Jahre jener politischen Bewegung. Einige hatten die denkwürdige Zeit handelnd und leidend erlebt, andere erinnerten sich an Verwandte und Bekannte, denen Interessantes begegnet war, man erzählte von den Plänen Jener, von den Taten dieser, und von den bald eingreifenden Gegenwirkungen.

Eine Geschichte aus jener Zeit wusste der Rentamtmann. Es war lange her, dass er sich nicht mehr herbeigelassen hatte, sie zu erzählen; eben zwei Jahre, — seitdem man die Frau, von der in der Geschichte die Rede ist, hinausgetragen hatte auf den stillen Friedhof am Hardtgebirg, unter die italienische Weide, an welcher die Familie Siegel ihr Familiengrab besass.

Die Tischgenossen wussten das und bewahrten ein andächtiges Schweigen, als der Rentamtmann zu erzählen begann:

Es war ein Sommer-Sonntag grad wie heute. Als ich querfeldein wandernd an die Höhe kam, von der aus man Annweiler sieht, trug der Wind eben von unten aus dem Tal die Klänge eines Chorals herauf. Ich blieb stehen und lauschte. Da unten im Dorfe stieg jetzt mein alter Onkel und Vormund auf die Kanzel; in der ersten Bank sass das Emmele, auf dem Chor waren Freunde und Kameraden, und einer unter ihnen, der riesenmässige «Botenstoffelche». Der jüngere Schullehrer spielte die Schlusskadenz, um dann sorgfältig seine langen Füsse von dem Pedal zu entfernen und sich auf einem Punkte im Halbkreise gegen die Gemeinde zu drehen.

Ich musste lachen, als ich daran dachte, und daran, dass er der erste sein sollte, den ich mir wegen seiner Geltung bei den jungen Leuten als Mitapostel gewinnen wollte.

Sein Vater war ein wohlhabender Fuhrmann, der zwischen den Gebirgstälern und den Städten der Ebene hin und her fuhr, und von seinem Geschäft den Namen «Botenkaspar» erhalten hatte. Von dem steten Aufenthalte in der freien Luft, auf Strassen und Wegen, mochte die grosse Gestalt, die Stoffelche von seinem Vater hatte, ihre Festigkeit und Rundung erhalten haben. Er ging etwas übergebeugt, als ob er sich seiner Grösse schäme, die zu seinem dermaligen Berufe nicht gehörte. Denn eigentlich hatte er ein Fuhrmann bleiben wollen, und dem Vater wäre das recht gewesen. Die sanfte Mutter aber hatte ihn zu Höherem bestimmt; er sollte Lehrer werden. In das Seminar rückte er ab, nachdem er mir die Elemente der Fibel beigebracht hatte, als Lehrer kehrte er in das Dorf zurück zur Zeit, da ich auf die Universität zog. Freunde waren

wir immer geblieben; nun hoffte ich, dass er sich von mir ein anderes ABC lehren lassen werde, das mir selbst erst in den letzten Wochen beigebracht worden war.

Ein Mitglied des revolutionären Komitees der Pfalz war nach Heidelberg gekommen, wo ich Studierenshalber mich aufhielt. Aus dem Studieren selbst war noch nicht viel geworden. Die Zeit war erregt, alle Tage kam Neues aus Frankfurt, Berlin, München und Paris. In der Hirschgasse wurden einige Vormittage der Woche Speere geschwungen, nachmittags lockte die Bowle in Handschuhheim oder Neckarsteinach. Mein Schmerz war, dass ich in das Korps Hermunduria, dem meine Freunde angehörten, nicht eintreten durfte. Ich schien meinem Onkel noch zu jung; in einem Jahre würden wir wieder davon reden, meinte er beim Abschied. So kam ich zwar auf die Kneipe, auf den Fechtboden und zu den Mensuren, traf aber auch mit den anderen Bekannten, die sich keiner Verbindung angeschlossen hatten, regelmässig zusammen und wurde eingeladen, einem politischen Kränzchen beizuwohnen, das sich jeden Donnerstagabend versammelte.

Hier wurden die schwersten politischen Probleme spielend gelöst; auf die Fürstenknechte und Finsterlinge, — so hiessen alle, welche die Gesinnungen des Klubs nicht teilten — ging es los mit Pfeil und Schleuder der Rede. Oft schien es mir, als ob die Weltgeschichte nur darauf gewartet habe, von unsern Hauptrednern in die richtige Bahn geschoben zu werden. Ab und zu erschien auch ein Professor und liess sich bewundern. Das Anziehendste aber war eine allwöchentlich verlesene, nur als Manuskript vorhandene humoristische Zeitung unter dem Titel: «Bomben und Granaten».

Allmählich wurde das Ding ernsthafter, die Reichsverfassung sollte durchgeführt werden. Ein Abgesandter von Frankfurt erschien und hielt an uns eine glühende Rede. Zwei Tage darauf exerzierten wir schon heimlich in dem grossen Magazin eines Krämers zwischen Zuckerhüten, Kaffeesäcken und Kisten von Cichorie. Auf die Kneipe der «Hermunduria» kam ich über diesem allem nur mehr selten. Auch hier setzte es heftige Debatten, in welchen ich mit wenigen Genossen als «linker Flügel» immer in der Minorität blieb.

In jenem Magazin war es, dass ein Pfälzer Delegierter erschien und mir erklärte, ich sei ausersehen, in meinen Heimatort zu gehen und das Tal revolutionieren zu helfen; ich sollte mich dem Bezirkskommissar Schnappert zur Verfügung stellen.

Da war ich nun, sinnend über meine Aufgabe, aber — gesteh ich's nur — noch öfter an das Emmele denkend, die da unten in der ersten Bank unter der Kanzel des Onkels

sass und keine Ahnung hatte, dass ich mitten im Semester wieder nach Hause kommen werde,

Was der Onkel wohl sagen wird? Ich hatte eine Entschuldigung. Einige der Professoren hatten die Vorlesungen geschlossen, weil die Studenten nicht mehr auf den Bänken sitzen wollten, indess ringsum alles aus den Fugen ging.

Die Orgel ertönte von neuem. — Ich erhob mich von der Bank und schritt, einen Busch von Heckenrosen in der Hand, dem Dorfe zu. Eben kam ich recht, als die Kirche ausging. Die Herauskommenden grüssten mich verwundert, blieben dann stehen und schauten mir nach.

Ich stellte mich auf den hochgelegenen Friedhof; Frauen und Mädchen gingen vorüber. Ich fürchtete, Emma könnte unter ihnen sein, und schritt gegen die Mauer hin, da ich sie nicht zum erstenmal mitten unter den andern sehen wollte. Auf das Dorf hinüberschauend erkannte ich sie; an der Seite ihres Bruders schritt sie gegen das Forsthaus hin, das einige Minuten ausserhalb des Dorfes lag. Jetzt war ihr eine Freundin nachgesprungen, eine von denen, die mich gesehen hatten; sie flüsterte ihr etwas zu, Emma trat zur Seite und wandte sich um. Ich hörte mein Herz klopfen und hatte kaum die Besinnung, zum Zeichen, dass ich sie erkannt hatte, meine Rosen in die Höhe zu heben. Dann war sie um die Ecke.

Nun kam der Onkel Pfarrer. Er hatte in der Sakristei schon gehört, dass ich da sei. Die Erklärung meiner Anwesenheit schien ihm ungenügend, und wir schritten beide schweigsam gegen das Pfarrhaus hin.

Bei der Dorflinde stehen zwei Wirtshäuser; das eine, in dem die kleinen Leute zu verkehren pflegten, schien gefüllt, und eben wurde das Fenster aufgestossen und eine schwarz-rotgoldene Fahne herausgehängt.

«Was ist hier los?» fragte ich. — «Der Herr Schnappert ist von Pirmasens herübergekommen und hält eine Volksversammlung», lautete die Auskunft. Aus dem Ton, in dem sie gegeben wurde, merkte ich, dass mein Onkel der Versammlung keine Sympathien entgegenbringe. So war ich also mit einemmale am Beginn meiner Wirksamkeit. Es war mir nicht angenehm. Viel lieber wäre ich den kurzen Weg hinauf an den Waldrand gegangen, wo ich im letzten Frühling immer das halbe Stündchen zwischen Predigt und Mittagessen zu sitzen und zu plaudern pflegte.

Der Herkules am Scheidewege ging aber nicht den Pfad, an dem lockend die Geliebte stand. Ich hielt mir aus dem Plutarch, den wir in der vierten Gymnasialklasse gelesen hatten, die Geschichte von den Gracchen vor und von dem lacedämon-

ischen König, sodann einige Stellen aus Schiller und Herweg, und nach kurzem Besinnen erklärte ich es für meine Pflicht, den Bezirkskommissär unverweilt aufzusuchen.

«Einen Säbel trägt er, wie ein reitender Gendarm» — unterbrach der Onkel meine opfermutigen Gedanken.

«Wer?»

«Nun, der Schnappert!»

Die Parteinahme meines Onkels gegen die Bewegung, der ich als dienendes Glied angehören sollte, war mir peinlich. Nach den Schilderungen des Emissärs in Heidelberg war kein anständiger Mensch mehr im Lande, der ihr nicht zujauchzte, und nun: der erste Mann, den ich traf, dazu mein Onkel, sprach so unverhohlen seine abschätzige Meinung über den Bezirkskommissar aus. Ich merkte, dass ich vorsichtig zu sein hatte; im selben Augenblick aber dachte ich daran, mir auch eine Wehre zu verschaffen, um mich würdig dem bewaffneten Bezirkskommissär vorstellen zu können.

Ich wusste eine Waffe im Haus, — die einzige an dem friedlichen Orte. Ich erinnerte mich, sie hing oben in einer Dachkammer, in der die verstorbene Tante ihre Aepfel auf Strohmatten aufzubewahren pflegte. Aber der Onkel beobachtete mich so seltsam, — oder glaubte ich dies nur, weil ich kein gutes Gewissen hatte. Es war ja richtig: der Onkel hatte mich an Selbständigkeit gewöhnt, mich schon seit einigen Jahren wie einen jüngeren Freund behandelt, und wenn ich etwas durchaus wollte, konnte ich es auch tun, das wusste ich. Aber gerade deshalb war es mir peinlich, hinter seinem Rücken etwas vorzunehmen. Und doch fühlte ich, dass ich meine Revolutionsarbeit nicht alsobald vor seinen Augen sehen lassen konnte. So ging ich denn ohne Waffe aus dem Hause.

Das Dorf bot einen seltsamen Anblick. Man sah in der Strasse keinen Mann; nur Frauen und Kinder. Die Frauen standen unter der Türe zu einer Zeit, in der sonst in den Bauernhäuern gegessen wurde; die Scharen der Kinder trieben sich bei der Linde am Weiher mit vielem Geschrei herum; einige hatten kleine schwarz-rot-gelbe Fahnen, Schiffhüte aus Zeitungspapier und Säbel aus Fichtenholz.

Die beiden Wirtshäuser waren wie zwei Festungen. Die Gäste in der «Krone» beobachteten offenbar sorgfältig, was drüben im «Fuchs» vorging; auch die Köpfe des Lehrers Christoph und des Försters Frank, des Bruders meiner Emma, wurden sichtbar. Im «Fuchs» entstand jetzt eine Bewegung. Die Leute wälzten sich in Knäueln aus der Tür; immer erschollen noch Hochrufe. Jetzt trat ein kurzer, übermässig dicker Mann auf dünnen Beinen, mit gerötetem Gesichte und schweiss-

triefend unter die Türe, immer umgeben von einer Anzahl von Leuten, die heftig auf ihn einsprachen. Ich erkannte ihn sogleich nach der Beschreibung, die man mir in Heidelberg von ihm gegeben hatte, hätte er auch nicht die dreifarbige Schärpe und den Schleppsäbel getragen. Das Auffallendste waren die grossen, runden Brillengläser, und die Art, wie er den Kopf auf die Seite legte und die Stirnhaut zusammenzog, um unter der Brille hinweg in die Nähe zu sehen.

Ich trat auf ihn zu, und sprach einige Worte. Er schüttelte mir kräftig die Hand und stellte mich als eine «bewährte junge Kraft» vor. Mein Blick fiel auf das Fenster der «Krone» von dem sich eben der Kopf des Försters Frank heftig zurückbog.

War schon der erste Eindruck der Umgebung des Bezirkskommissärs kein angenehmer gewesen, denn ich sah vor allen andern zwei übelberüchtigte Individuen sich an ihn drängen, so wurde ich bei näherem Zusehen immer kleinmütiger. Da war keiner, mit dem ich bei meinem Onkel oder dem Revierförster Frank hätte erscheinen dürfen. Sobald als möglich suchte ich mich loszumachen, wie auch ich den andern, mit Ausnahme Schnapperts, nicht angenehm zu sein schien. Um vier Uhr sollte grosse Volksversammlung sein; eine halbe Stunde vorher sollte ich mit dem Bezirkskommissär eine Besprechung haben.

Das Mittagessen war nicht fröhlich wie sonst. Der Onkel sprach nicht viel; ich nur das Nötigste; aber ich dachte nicht an die Politik, ich dachte an Emmele.

Am Sonntag ehe ich in die Universitätsstadt reiste, hatte ich oben an der Waldspitze von ihr Abschied genommen, und den letzten Baum, der in den Hügel vorsprang, konnte ich von meinem Platze aus gerade noch sehen. Dahin zog es mich.

Der Onkel ging in die Studierstube, — er hatte Nachmittagsgottesdienst; ich schlug mich durch den Garten hinter dem Hause, über einen Bach, längs der Mauer über die Strasse, bis ein Hohlweg mich aufnahm. An seinem Ende oben am Walde stand ich nun. Kein Laut ringsum, als das Flöten einer Amsel, der Schlag eines Finken. In der Ebene wechselten Wolkenschatten mit den hellgrünen Flecken, die von der Sonne beschienen wurden; fernhin blitzte der Strom auf, Dörfer und Städte wurden sichtbar. Die Vorgänge der letzten Tage und Stunden gingen mir fluchtartig durch den Kopf, auch das böse Gesicht des Försters sah ich wieder, und wie er den Kopf wegwendete, als mir Herr Schnappert die Hand schüttelte. Da fiel mein Blick auf Blumen zu meinen Füssen; ich nahm vier oder fünf jeder Art, das gab einen Strauss für sie. Und nun wurde ich ungeduldig und ging nach der Stelle, von der aus ich nach dem

Forsthause schauen konnte. Der Förster trat unter die Tür, band die Hunde los, nnd ging langsam gegen das Dorf hin. Als er eine Weile verschwunden war, regte es sich wieder am Hause. Es war Emmele. Sie schaute rechts und links und sprang dann vorwärts durch die Wiese. Ein Reh, das ihr der Bruder voriges Jahr aus dem Walde gebracht und das sie aufgezogen hatte, folgte ihren Schritten. Zwischen den Weiden tauchte das helle Kleidchen auf und verschwand wieder. Am Grenzrain ging sie herauf, ich eilte ihr entgegen.

«Fritz — bist du da? Ist das Studium schon zu Ende?» fragte sie lächelnd und strich das Köpfchen ihres braunen Gesellen, der sich an sie schmiegte.

Ich stammelte, denn merkwürdig: auch ihr wagte ich nichts von meiner eigentlichen Mission mitzuteilen. Wir beide waren befangen.

Als wir oben in den Wald kamen, sagte sie: «Fritz, es ist schön, dass du mich auch nicht vergessen hast.»

«Aber Emmele!»

«Ja, von den Studenten in Heidelberg erzählt man nichts Gutes.»

«Aber Emmele!»

Nach und nach kam alles ins Geleise; wie ehedem fassten wir uns bei der Hand, schritten den Waldweg auf und ab, und das Reh gaiste fröhlich zwischen uns hin und her. Wir sprachen über alles, was in den letzten vier Monaten begegnet war. «Fritz, Du bist auch verändert», sagte sie mit einemmale, indem sie stehen blieb und mir in die Augen schaute.

Mich traf diese Rede auf das Aeusserste, ich meinte, sie wolle inquirieren.

«Du hast Dir die Haare scheeren lassen.» «Ja, Emmele», antwortete ich erleichtert, «in den langen Locken sah ich auch noch aus wie ein Gymnasiast.»

«Aber die kurzen Locken stehen Dir auch gut», erwiderte sie, und fuhr tiefatemholend fort: «Fritz, ich muss Dir auch etwas erzählen, aber Du musst nicht bös werden.» Ich schaute sie verwundert an und schüttelte die kurzen Locken. Sie sprach weiter: «Weist Du, das Stoffelche, der Lehrer . . .»

«Nun, der will Dich doch nicht heiraten», brach ich los.

«Ja, er hat's gewollt, aber sei mir nicht böse, ich kann nichts dafür. Er ist immer zum Bruder gekommen, der gerne hat, wenn man ihm auf dem Klavier und der Zither vorspielt, und als der Georg einmal nicht da war, hat er mich gefragt, ob er eine Hoffnung haben dürfe, und dass er mich liebe . .»

«Da soll doch; — aber ich will ihm . . .» wetterte ich, «Was hast Du gesagt?»

«Ich bin davongelaufen, und seitdem kommt er nicht mehr, so oft ihn auch der Georg einlädt.» — «Er ist ein guter Mensch, seelengut», setzte sie begütigend hinzu, «aber so gross, ja viel zu gross für mich.»

Damit hatte es auch seine Richtigkeit. Wenn man uns Dreie nebeneinander gestellt hätte, wäre es gewesen, wie bei den Orgelpfeifen; eine immer um einen Kopf kleiner als die andere.

Während wir von diesem Gespräche hingenommen waren, ergriff das Reh den geeigneten Moment, da Emma ihre Hand hatte sinken lassen, und verzehrte den Blumenstrauss bis auf einen kleinen Rest.

Erschreckt schaute Emma auf und sagte: «Das ist ein böses Zeichen.» Ich tröstete sie und ging daran, ihr einen neuen Strauss zu sammeln. Aber hier gab es wenig Blumen. Dazu musste man vorne hin an die sonnige Waldecke, die in die Ebene hinausschaute. Während wir dorthin schritten, blieb das Reh stehen, bewegte die Ohren und sprang zu Emma. Dann hörten auch wir, nähergekommen, Lärm und Schelten. «Ach Gott ein Unglück, — ein Unglück, — der Bruder!» stiess Emma hervor. Ich sprang wie mit Flügeln am Waldsaume hin. Emma folgte mit dem Reh, das lange stehen blieb und dann doch wieder nachsprang.

Da wo die Gebirgsstrasse mit einer kleinen Erhebung in den Wald mündet, standen sechs Männer: oben an einer Eiche der Förster Frank, unten die anderen, alle mit Jagdflinten. Drei der Männer kannte ich; ich hatte sie am Mittag in Begleitung des Herrn Schnappert gesehen. Der Förster sah aus, wie der Gott Thor des germanischen Götterhimmels; seine breitschultrige Gestalt schien noch gewachsen, seinen langen rötlichen Bart legte der Wind nach einer Seite, sein Auge schoss Blitze und bewaffnet war er wie ein Tscherkesse. Eine Doppelflinte lag im halben Anschlag in seinem Arme, eine andere hing an seiner Achsel, ein starker Genickfänger an seiner Seite. Wie die Helden bei Homer vor dem männermordenden Kampfe einander schmähten, — so auch hier.

«Dein Reich hat jetzt ein Ende», schrie der eine der Männer.

«Mach' die Probe, wenn Du Dir traust, wälscher Hannickel», warf der Förster zurück.

«Der Wald ist jetzt frei, er gehört uns mit allem, was drinnen ist,» rief der zweite.

«Hol Dir, was drinnen ist, lumpiger Heiner, hier geht der Weg! Wer mit der Flinte im Walde ist, dem versalz' ich den Rehbraten mit Pulver.»

Die fünf schrien einander an und drangen vor; der Förster hob die Flinte an die Wange. — Hinter mir sah ich bleich Emma heraneilen, nun litt es mich nicht länger hier oben, ich sprang auf die Strasse und rief: «Halt!»

Von beiden Seiten schien man betroffen mich hier zu sehen. — «Sagen Sie dem Herrn Revierförster, dass der Wald jetzt frei ist,» schrien mir die Gesellen zu. «Sie sind ja der Herr Adjunkt vom Herrn Bezirkskommissär.» Dieser Titel hatte für mich in diesem Augenblick etwas sehr wenig Erfreuliches. Ich stotterte, es müsse alles in Ordnung vor sich gehen, als Emma auf der Strasse erschien und ihre Hände bittend zu ihrem Bruder ausstreckte, der wie eine Säule ober ihr stand.

Aus der Mitte der fünf Männer tönte im Abgehen das Wort: «Nun es muss ja heute nicht sein, wir kommen ein andermal.» Der Förster setzte die Flinte ab und stieg herab. Er nahm Emma bei der Hand und sagte zu ihr: «Bist Du bei dem gewesen? Das hat jetzt ein Ende. Hast Du's gehört? Der ist Adjunkt von dem Herrn Bezirkskommissär, — Revolution, — Walddevastation, — Wilddieberei, — Lumperei, — Halunken, — mit dem ist's aus.»

«Aber Herr Frank», sprach ich in versöhnlich bittendem Tone, und streckte meine Hand aus, um die seine zu fassen.

«Lassen Sie sich Ihre Hand von Herrn Schnappert schütteln. Adieu! Und das Stoffele denkt grad wie ich!»

Er pfiff den Hunden und ging mit Emma den Fusssteig aufwärts.

Ich stand wie versteinert. Emma wandte sich noch einmal um, — sie weinte. Fast hätte ich es auch getan.

Der Wind trug die Klänge der Glocken herüber. Die Nachmittagskirche war aus; ich hatte zu tun, um zu festgesetzter Zeit im «Fuchs» zu erscheinen.

Es war unmöglich, noch zu dem Bezirkskommissär zu gelangen, so sehr war er belagert. Erst in der Volksversammlung, im stickend heissen Saale, konnte ich mich zu ihm durchdrängen und erhielt meinen Platz neben ihm am Präsidententische angewiesen.

Sehr zerknirscht musterte ich die Gesellschaft. Da sah ich zur Seite die Männer stehen, welche eben ein Rehtreiben hatten der Volksversammlung vorziehen wollen. Der mit seinem Spitznamen als «welscher Hannickel» bezeichnet worden war, den kannte man als den geschicktesten Wilddieb der Gegend; er war in seiner Jugend zur Fremdenlegion desertiert und betrieb nach seiner Rückkehr den Schmuggel über die nahe französische Grenze; daher sein Beiname. Der «schiefe Heiner»,

seines Zeichens ehemaliger Totengräber, galt als der Hehler. Da waren auch noch andere Catilinarier der Dorfmarken, da waren aber auch Leute, die ich immer mit Achtung angesehen hatte, und von denen ich nur Rühmliches hatte reden hören. Da war der alte Feuerversicherungsinspektor Hübel, ein ehemaliger Lehrer aus der Nachbarschaft, den man aus dem Schulhaus hinausgeworfen hatte, weil er eine pädagogische Zeitschrift hielt, die seinem Pfarrer nicht angenehm war. Da war der Felder vom Wiedertäuferhof, der ein Jahr wegen Amtsehrenbeleidigung «gesessen» hatte, als das Patrimonialgericht einer Waldgenossenschaft die Nutzungen, welche sie «seit König Dagobert» besessen hatte, wegprozessierte. Da war der Metzgermeister Arnold, der Republikaner geworden war, seit ihm auf der Wanderschaft in München ein Polizeibeamter das Wanderbuch nur visierte, nachdem er ihm seinen angeblich «demokratischen» Schnurrbart hatte abschneiden lassen, — da war der blasse Gelehrte Herr Melchior, mit dem blossen Hals, dem breiten Hemdkragen ohne Halstuch und dem fadenscheinigen schwarzen Rock, ein ehemaliger candidatus theologiae, der in seiner Jugend einen der Teilnehmer am Frankfurter Attentat bei sich beherbergt hatte, als «Demagog» in Untersuchungshaft gekommen war, es darnach zu keiner Anstellung mehr hatte bringen können und nun davon lebte, für Frankfurter Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen.

Herr Schnappert begann seine Rede. War er mir in der Frühe fast ein wenig komisch vorgekommen, so bekam ich nun gewaltigen Respekt, als er die Brille vorsichtig vor sich auf den Tisch gelegt hatte und die langgezogenen Worte donnernd in den Saal hinunterschleuderte. Das war ein Redner, dem alles aus tiefster Seele kam. Er schilderte die Bewegung der Geister, welche die Einheit Deutschlands wollten, die Willkür, welche das öffentliche Leben vergifte, die Missbräuche der Zensur unter der er selbst — er war Redakteur gewesen — gelitten habe; die Fürsten, die sich dem Willen des Volkes widersetzten, müssten gezwungen werden, und unter einem Kaiser, und, wenn es nicht anders gehe, unter einer Republik werde der Völkerfrühling erblühen.

Atemlos lauschte die Menge; hie und da brach es in gedrängten Beifallssalven los. Wie mich das erhob, stärkte, wiederbefestigte! Denn ich war über dem Missgeschick mit Emmas Bruder schon wankend geworden. Was die andern sprachen und wieder sprachen, — Catilinarier und brave Leute, — hörte ich nicht mehr; ich beschloss meiner Sendung treu zu bleiben.

Herr Schnappert wollte noch in das nahe Städtchen; dort

sollte am Abend noch Sitzung des Bezirkskomitees sein. Er fuhr voraus; ich versprach ihm zu folgen.

Im Pfarrhause sagte man mir, der Onkel habe seinen gewohnten Spaziergang unternommen. Ich wollte nach oben in die Dachkammer, das Schwert zu holen; neben dem mit einem Säbel umgürteten Bezirkskommissär wollte ich nicht waffenlos erscheinen. Und siehe: es hing noch an seiner alten Stelle, im Schrank der Apfelkammer.

Bei der Oeffnung von Hünengräbern am Nordende des Bienwaldes — es mochte zwanzig Jahre her sein — war in einer trockenen Lössschichte eine wunderbar erhaltene Schwertklinge zum Vorschein gekommen. Kenner hatten sie für eine alemannische Spatha erklärt, und mein Vater, ein eifriger Sammler, hatte sie erworben. Dann kamen andere und erklärten sie für keltisch, andere für römisch; man nahm die Restauration nach römischem Muster vor und liess eine Scheide aus dunkelblauem Leder fertigen, die an einer stählernen Kette hing. So hatte ich das Altertum geerbt.

Ich hängte die Waffe um und wollte durch die Hintertür das Haus verlassen. Eben kam der Onkel Pfarrer durch den Garten. Als er mich sah, ging ein leises Lächeln über sein Gesicht, dann wurde er wieder ernst, und mit den gewöhnlichen milden Ton sagte er: «Mach' Deine Dummheiten, wo Du willst, stoss Dir die Hörner ab, wo Du willst, aber hier nicht, nicht in der Gegend, wo man uns kennt, — den Gefallen tust Du mir.» Und ohne ein Wort weiter nahm er die Kette des Schwertes, zog sie über meinen Kopf und schloss: «Adieu Fritz, komm wieder, wenn Du gescheit geworden bist».

Ich war ausser mir vor Zorn und Beschämung; aber er hatte Recht; es war besser, wenn ich mich anderwärts verwenden liess. Das sagte ich auch Herrn Schnappert am gleichen Abend noch. Er war dessen zwar nicht zufrieden, wollte aber die Sache der provisorischen Regierung in Kaiserslautern vortragen. Acht Tage hielt ich mich still zu Hause, sie wurden mir am Ende unerträglich. Denn der Onkel sprach fast nichts mit mir und Emma war von ihrem Bruder zu Verwandten über den Rhein geschickt worden. Der Förster blieb unnahbar. Er war in einem Zustande gereizter Wildheit, dass niemand mehr mit ihm zu reden wagte. Er hatte eine grosse blau-weisse Kokarde auf den Hut gesteckt, ging immer bis an die Zähne bewaffnet und führte ausser den Jagdhunden noch eine ungeheure Dogge mit sich. Einige Male wurde auf ihn geschossen, aber die Furcht, die er, der einzelne, verbreitete, war so gross, dass in seinem Bezirke die freie Jagd für ein zweifelhaftes Vergnügen galt, das man nicht aufsuchte.

Endlich kam ein Brief, der mich zu Herrn Schnappert beschied; von ihm erhielt ich den Auftrag, in das rechtsrheinische Bayern zu gehen. Eine ansehnliche Summe wurde mir auf die Hand gelegt und die Einzelheiten auseinandergesetzt. Ich hatte in den Städten wie Würzburg, Schweinfurt, Nürnberg und anderwärts Briefe abzugeben, solche zu empfangen und die geheimen Mitteilungen nach der Pfalz, die man dem Papier in gewöhnlicher Schrift nicht anvertrauen wollte, in Chiffern zu übersetzen. Wäre der Schlag nicht gewesen, der meine junge Liebe getroffen hatte, so wäre das eine lustige Reise gewesen; sicher reiste ich auch, denn mit meinem Täschchen an der Seite sah ich aus wie ein heimkehrender Student, und ähnelte allem eher als einem Verschwörer. — Aber die Sorge um Emma verliess mich nicht bei Tag und Nacht. Ihr Bruder hatte sich in meiner Phantasie in einen Berserker verwandelt, der das arme Kind von der Aussenwelt absperrte. Auf alle meine Briefe und Botschaften, die ich auf verschiedenen Wegen an sie zu bringen suchte, kam auch nicht das kleinste Zeichen.

Nach kurzer Zeit – der Auftrag war vollzogen, — fuhr ich nach Hause, Heidelberg berührend. In der Universitätstadt war alles im wüsten Durcheinander. Freischaren hatten die Stadt und die Umgegend besetzt; «Bassermann'sche Gestalten» mit wehenden Hahnenfedern auf den hellgrauen Schlapphüten zogen durch die Strassen; zwischen ihnen wieder ideal-schöne Menschen mit edlem Gesichtsschnitt, wallenden Locken und traurigem Ausdruck der Mienen.

Mittag war eben vorüber, und ich ging die Hauptstrasse hinauf einen verliebten Gedanken in mir tragend, der zu meiner Mission wenig passte. Ich wollte hinauf auf die Berge zum Speierhof, um über den Rhein hinüberschauen zu können in meine Pfalz, wohin ich Emma sicher zurückgekehrt glaubte.

«Wo sie mir wohnt, die Liebste . . .» Eben hatte ich diese Worte zitierend vor mich hingesprochen, als ein Lärm vor einem Gasthof der Hauptstrasse mich aufschreckte. Hier schien das Quartier eines höheren Offiziers der Freischaren zu sein; eine Fahne hing heraus, und Adjutanten mit Schärpen hatten vor dem Tore zu Pferde gehalten. Eine Menge von Zuschauern hatte sich hinzugedrängt; von der anderen Seite her waren Studenten gekommen, die vor einigen Chaisen herritten.

Wer kennt sie nicht, diese Studentenfuhrwerke, die sich überall gleichen, ob die Stadt Jena oder Erlangen, Heidelberg oder Bonn heisst? Die Form etwas veraltet, die Farben etwas verblasst, die Pferde etwas abgetrieben — ihre Insassen aber jung, frisch und übermütig.

Das letztere schien diesmal in besonders hohem Grade der Fall zu sein. Ehe man sich's versah, war der Zusammenstoss zwischen den Studenten und den Offizieren der Freischaren fertig. Ich eilte hinzu, denn ich hatte die mir teuern grünen Farben erkannt; von der Seitenstrasse nahten noch gelbe und rote und weisse Mützen. Die Menge nahm herüber und hinüber Partei und ein wildes Geschölle tobte zum Himmel, aus dem ein geübtes Ohr alle komment- und inkommentmässigen Beleidigungen entnehmen konnte. Ich kam neben den Senior des Korps zu stehen, dessen Gast ich gewesen war; wir begrüssten uns mit flüchtigem Händedruck, denn das Wortgefecht war im schönsten Gange und mit einer scharfen, norddeutschen Kopfstimme sagte der junge Recke dem Freischärler eine Reihe der stärksten Injurien, dass ich begütigend dazwischenfuhr, denn das ging über die einfache «Rempelei» hinaus, das war fanatische politische Parteinahme gegen den anderen.

Eben schien es noch ernsthafter zu werden; in einer wenig entfernten Gruppe wurde ein Säbel gezogen, eine Anzahl von Stöcken zur Abwehr erhoben, als hier die Pedelle, drüben aus dem Gasthaus kommend Herren vom Stadtrat erschienen und die Streitenden trennten.

Ich wurde in einer der Chaisen mitgenommen; es sollte zu einer Bowle aufs Land gehen. Was ich hier hörte, war wieder ein Schlag, der mich betäubte. Ich hatte gehofft, meine Freunde vom vorigen Semester wenigstens zu einem Teile noch auf meiner Seite zu finden, und nun traf ich sie alle als erbitterte Gegner der Bewegung. Ihre hämischen und verächtlichen Aeusserungen waren so heftig, dass ich nur dazu kam, im Allgemeinen zu erklären, ich sei anderer Meinung. Jenseits der Neckarbrücke stieg ich aus; ich hatte mein Nachmittagsziel nicht aus den Augen verloren. Man liess mich gegen das Versprechen ziehen, abends auf die Korpskneipe zu kommen. Dort würde man mich, wie man sagte, schon bekehren.

Ich war recht unglücklich, fühlte ich mich doch wie ein Ball zwischen den Parteien hin- und hergeworfen. Wer die Innigkeit studentischer Beziehungen kennt, wird begreifen, dass ich das Tischtuch zwischen mir und den alten Freunden nicht alsobald entzwei schneiden konnte. Bekümmert stieg ich die Höhe hinan; aber ich war achtzehn Jahre alt, über mir schmetterte ein Fink, wie an jenem Sonntag, da ich mit Emmele zuletzt durch den Wald gegangen war, vor mir lagen die Berge der Hardt im blauen Dufte. Kam ich dort um die Ecke, dann sah ich den Einschnitt des Höhenzuges, an dem ich die Lage unseres Dorfes erkennen konnte. Sehnsüchtig schaute ich,

auf dem Speierhofe angekommen, hinüber. Hier blitzte der Neckar aus der Ebene herauf, dort der Rhein. Ich hielt das Glas mit dem rötlichen «Schiller» über das Geländer und trank es der Fernen zu, zog dann die Brieftasche und las die ersten Verse, die ich in diesem Frühling gedichtet hatte, ja ich suchte sogar eine Melodie, las und sang vor mich hin:

Die Vöglein singen im Walde
Aus heller voller Brust,
Ich möchte sie übersingen
In lauter Liebeslust.

Die Vöglein singen alle,
Dass Frühling worden ist;
Ich aber singe und juble,
Dass Du mein Liebchen bist.

Auf einmal hörte ich hinter mir ein Knirschen der Kiesel, doch ehe ich mich umwenden konnte, lagen zwei Hände auf meinen Augen. Ich dachte, einer der studentischen Freunde mache sich den Scherz, drehte unwillig den Kopf und knurrte. Da erscholl ein Stimmchen, wie das eines Engels: «Wer ist's?» «Wer ist's?» Nun wusste ich, wer es war, und in freudigem Schreck muss ich ein dummes Gesicht gemacht haben, denn Emma rief: «Wie er ausser sich ist! Bin ich denn ein Gespenst?»

Es war wirklich Emma! Wie sie schön geworden war! Damals im Frühling hatte sie noch das runde, rosige, pausbackige Gesicht eines Kindes; jetzt waren die Züge etwas länger, die Wangen etwas blässer, aber die braunen Augen leuchteten so gross, so verständig, wie wenn ihr in dem Leid, das sie betroffen, eine neue Welt aufgegangen wäre. Denn ihr Bruder war hart gegen sie gewesen, hatte auf mich gescholten, ihr verboten an mich zu denken, ihr das Versprechen abgenommen, niemals an mich zu schreiben, und sie sorgte sich auch um ihn, den sie in gefährlichem erbitterten Kampfe wusste. Aber nun war das ja vorüber, heute hatte sie mich getroffen, morgen fand sie ihren Bruder wieder, es war wie der erste Sonnenstrahl nach dem Gewitter.

Aber der Sonnenblitz verschwand, und die Wolken schoben sich wieder zusammen.

Allmählich war auch die Tante Emmas, eine kurzatmige dicke Frau, den Berg heraufgekommen, Emma hatte es nicht erwarten können, die Aussicht in die Pfalz wiederzusehen, und war vorangeeilt. So hatte uns ein gleicher Zug hier vereint und uns einige Minuten des Alleinseins vergönnt.

Die Tante machte erstaunte Augen, da sie Emma bei einem

Studenten stehen fand. Sie kam näher, und' ich wurde vorgestellt. Es war eine unfreundliche Ueberraschung. — «Ah, Herr Fritz Siegel, — den Revolutionsmann habe ich mir anders vorgestellt,» sagte sie mit leisem Spott und fuhr zu Emma gewendet fort : «Hätte ich nicht selbst den Vorschlag gemacht, den Nachmittag hier heraufzugehen, ich müsste denken, Du habest hinter meinem Rücken . . .»

«Aber Tante!» — warf Emma flehend ein.

«Du weisst» — erwiderte jene, «was ich Deinem Bruder habe versprechen müssen; Du kennst ihn selbst, wie er ist . . . Wir dürfen nicht hier bleiben.»

«Nein, Nein — — da gehe ich! — Adieu!» — stiess ich hervor, drückte die Hand Emmas, und war schon den steilen Abhang vor mir hinabgesprungen und unter den Büschen verschwunden.

Die Lust, unter den Freunden zu erscheinen und politische Wortkämpfe zu führen, war mir verleidet. Ich ging zum Bahnhof und wartete auf den Zug nach Ludwigshafen. Im gleichen Zuge, wenige Wagen vor mir sass Emma mit ihrer Tante. Diese fuhren nach Neustadt weiter, ich blieb in Ludwigshafen, wo ich Besorgungen hatte.

Jene Nacht war die erste meines Lebens, in der ich aus innerer Unruhe keinen Schlaf fand. Bis zum Morgen wälzte ich die widrigen Gedanken hin und her: Wäre ich nur aus der Sache draussen, wäre ich nur nie in dieselbe hineingekommen. Ich fühlte wie kindisch unvorsichtig es gewesen war, ohne eigentlichen Drang, ohne eigentliche Ueberzeugung, ohne etwas von dem ganzen Zusammenhang der Dinge zu verstehen, mich in die Politik, wie in eine Art von Sport gestürzt zu haben. Aber nun war ich einmal drinnen, nun galt es, wie bei einem leichtsinnig unternommenen Ehrenhandel, der einem zuwider geworden ist, mit Anstand das Ende zu finden. Ich wollte zum Bezirkskommissär und mein Verhältnis zu ihm in Frieden lösen.

Ich fuhr in einem Einspänner durch die Rheinebene, da ich da und dort Briefe abzugeben hatte, und sass Mittags in einem Wirtshaus an der Strasse, während das Pferd gefüttert wurde. Ich griff nach einer Zeitung, die eben angekommen war. Sie war der politischen Bewegung günstig und deutete auf der ersten Seite in geheimnisvollen Worten an, dass mit den Männern der Aktion im rechtsrheinischen Bayern durch einen verlässigen Vertrauensmann Verbindungen angeknüpft seien, die Grosses in Aussicht stellten. Das ging auf mich. Auf der zweiten Seite war zu lesen, dass die Scharen Schlöffels gestern abend mit den Korps in Heidelberg in Streit geraten

seien und dass Schlöffel die Mitglieder der Hermunduria und anderer Völkerschaften auf ihrer Kneipe ergreifen und als feudal und volksfeindlich habe in den Turm werfen lassen.

Ich lachte, wenn auch nicht sehr vergnügt. — Wäre ich gestern Abend gewesen, wo ich gemäss meines Versprechens hätte sein sollen, so wäre ich, der auf der ersten Seite Gepriesene, als Feudaler der zweiten Seite in den Turm gewandert.

Ganz unten stand noch eine Notiz von Herrn Schnappert. Er hatte in der vorigen Woche den Pfarrer von Rodalben, der sich durch heftige Umtriebe gegen ihn bemerkbar gemacht hatte, an die Grenze gebracht mit der Drohung, ihn bei der Wiederkehr erschiessen zu lassen.

«Wäre ich nur ganz aus der Sache draussen» — die Gedankenreihe von heute Nacht kehrte mit verstärkter Wucht wieder. Aber trotz derselben, — dass die Angelegenheit auch ihre furchtbar ernste Seite habe, in der es sich um Leben und Zukunft handle, das war mir auch jetzt noch nicht zum Bewusstsein gekommen.

Dies sollte bald werden. Im Dunkeln war ich in das Dorf gekommen, und hatte vor der «Krone» erregte Gruppen getroffen, indes der «Fuchs» leer stand. Ich bog ab, aber es war mir, als ob mich die Leute, darunter der Förster und der lange Christoph, erkannt hätten. Mein Haus war einsam; der Onkel war von einem Amtsgange über Land noch nicht heimgekehrt. Ich stieg in die Dachkammer hinauf, nicht um nach dem Römerschwert zu schauen, sondern weil es das einzige Fenster war, von welchem aus man die Lichter im Forsthause erkennen konnte. Dort an jenem Fenster musste sie sitzen. Ich versuchte auf gut Glück das Zeichen, mit dem wir uns schon ehedem «gute Nacht» gesagt hatten; ich erhob das Licht, liess es wieder sinken und tat dies mehreremale. Drüben schien man dies Zeichen erwartet zu haben, denn der Gruss wurde in derselben Weise erwidert. Wie war ich selig!

Ein Lärm im Ort liess mich aufhorchen. Jetzt hörte ich deutlich den Ruf: «Die Preussen kommen.» An den Fenstern der Bauernhäuser erschienen Lichter, Laternen hüpften wie Irrlichter über die Strassen, an der Haustüre schlug es mit dem eisernen Klöpfel heftig an. Ein Mann war eingetreten und sagte in heftiger Weise, er müsse mich sprechen. Ich erkannte die Stimme. Es war die des Stoffele, eines Mannes der Gegenpartei, meines Nebenbuhlers. Er zog mich in die Stube, und redete unter der Stimme hastig auf mich ein; «Die Preussen kommen; bei Kirchheimbolanden war ein Gefecht; Du bist auf der Liste, gehe so schnell als möglich fort, heute Nacht vielleicht sind die Soldaten hier.»

Wo ist Herr Schnappert?

Der Schullehrer nannte den Namen des nächsten Städtchens und setzte dazu: «Du tust gut, ihm recht schnell zu melden, dass die Preussen sich so unerwartet in diese Gegend geworfen haben, denn wenn sie den erwischen, — dann . . .»

Nun galt es kein Zaudern; ihn musste ich warnen. In weniger als einer Viertelstunde war ich mit dem Christoph aus dem Hause, ohne den Onkel gesehen zu haben. Als wir beide am Forsthaus vorüberschritten, schlugen die Hunde an. Ich blickte nicht auf, — wir sprachen kein Wort, aber es war mir, als hörte ich neben mir einen tiefen Seufzer. Beim Beginn der Anhöhe trennten wir uns; ich drückte dem Stoffele die Hand und empfahl ihm herzliche und beruhigende Worte an meinen Onkel.

Ich lief durch die Nacht hin, wie niemals in meinem Leben. Im Städtchen war, trotzdem die Zeit schon gegen den Morgen ging, alles auf den Beinen. Der Bezirkskommissär war erfreut, mich zu sehen. Dass die Preussen in der Nähe seien, wusste er schon. Boten kamen und gingen. Jeder brachte schaurigere Nachrichten. Herr Schnappert empfing sie mit Mut und Ruhe, aber die Tische des Wirtshauses wurden leerer und leerer. Jeder der Gehenden hatte einen anderen Grund, und immer wenn derselbe vorgetragen wurde, schaute mich der Bezirkskommissär bedeutsam an. Eine Schar Sensenmänner, die sich auf dem Rathaus gelagert hatte, war, ohne ein Wort zu sagen, abgezogen, wie es hiess gegen ein nahes Grenzdorf hin. Herr Schnappert stellte von den wenigen Männern, die ihm noch treu geblieben waren, Posten aus; als wir sie im Morgengrauen inspizierten, war nur mehr ein Dritteil vorhanden. In das Hauptquartier zurückgekehrt trafen wir den Bürgermeister und den Beigeordneten, die uns flehentlich baten, den Ort zu verlassen, damit nicht die Soldaten es ihm entgelten liessen. Noch gründlicher wirkte das Geheul und das wütende Belfern einiger Weiber, die mit allem Möglichen drohten, falls wir uns nicht beeilten, fortzukommen.

So zogen wir denn die Posten ein und gingen zehn Mann hoch auf der «Heckmesserseite» nach Frankreich.

Wir kamen aus dem Regen in die Traufe. Der Bezirkskommissär war bei seiner Beleibtheit von dem raschen Gang an dem schwülen, dunstigen Sommermorgen erschöpft. Wir suchten das Wirtshaus des ersten elsässischen Dorfes Walschbronn auf. Kaum sassen wir, so begann vor der Tür ein Lärm. Wir hätten es nicht schlimmer treffen können. Hier hatte sich jener katholische Geistliche niedergelassen, gegen den der Ausweisungsbefehl ergangen war. Einige seiner Anhänger,

die sich zu ihm gesellt hatten, erkannten uns und verbreiteten die Kunde von unserer Ankunft. Der Wirt klapperte blass und aufgeregt in seinen Holzschuhen zu uns herein; ein französischer Offizier von der Grenzbesatzung erklärte, dass er uns nicht schützen könne, und zeigte auf das Türchen in der Hinterwand der Scheune; wir überschritten einen Bach und waren in wenigen Augenblicken wieder auf pfälzischem Boden.

Es blieb nur ein Weg; längs der Grenze hinzuwandern. Dort mussten wir bald auf ein grösseres Dorf stossen, in dem ein Wagen zu haben war. Denn Herr Schnappert kam nur mehr mühsam vorwärts.

Nach einem kurzen Weg, zu dem wir mehrere Stunden gebraucht hatten, blickte aus einer waldigen Mulde ein Turm herüber, und in kurzer Zeit sassen wir in einer stattlichen Wirtsstube hinter einem grossen grünen Ofen, der wie eine Festung in die Stube vorgebaut war, den Rücken an eine alte Täfelung gelehnt, vor uns blinkenden Trank und kräftigen Imbiss.

Es bediente uns die Tochter des Wirtes, eine Gestalt, wie eine Brunhilde, kräftig und mächtig, und so gross, dass sie mich, der ich doch kein kurzer Geselle war, noch um die dicke blonde Haarflechte, die über ihren Kopf gelegt war, überragte. Sie setzte sich mit ihrem Vater an unsern Tisch und holte fleissig Wein. Wir lebten wieder auf; die beängstigende Blässe im Gesicht des Bezirkskommissärs wich einer angenehmen Röte. Schon blitzten auch wieder seine Aeuglein unter der Brille, schon beschrieb er mit militärtechnischen Ausdrücken unsern «geordneten Rückzug», wie er die morgendliche Hetzjagd nannte, in der wir das Wild vorstellten.

Der Wirt, auf die Geräusche seines Dorfes besser eingeübt, als wir, stand plötzlich mit erstauntem Gesicht auf und ging ans Fenster. Unsere Blicke folgten den seinen, und wir sahen unsere Sensenmänner von gestern über den Abhang am anderen Dorfende herunterziehen.

«Wir ralliieren uns wieder» — lachte der Bezirkskommissär und trat mit mir unter die Tür. Wir sahen, wie sich die Bewaffneten in die zwei oberen Wirtshäuser verteilten. Ein Teil schritt auf unsere Türe los.

Wir begrüssten sie; aber welche Veränderung hatte die eine Nacht in den Leuten hervorgebracht. Wir konnten freilich nicht wissen, dass sie auf eine weit vorgeschobene Reiterpatrouille gestossen und von ihr angeschossen worden waren, dass sie dann mit ihren drei Verwundeten querfeldein zogen und in zwei Dörfern, in denen sie auf dem sechsstündigen Marsch hatten rasten wollen, nur wilde Worte und Flüche ge-

funden hatten. Das alles, dazu die tausendfach übertriebenen Nachrichten von den Vorgängen draussen in der Ebene, die ernsthafte Sorge, wie es nun zu Hause bei Weib und Kind gehen werde, hatte die Leute ausser sich gebracht. Sie drängten uns in die Stube und schrieen uns an: «Da sitzen sie, essen und trinken, lassen sich's wohl sein. Ihr habt uns die Supp' eingeschüttet, Ihr müsst sie mitauslöffeln». Wir sassen wieder hinter unserem Tisch, und Herr Schnappert versuchte vergebens zu Wort zu kommen. Es wurde immer ärger. Denn auf die Kunde, dass wir hier seien, waren auch die Freischärler aus den anderen Wirtshäusern in unseres geströmt. Die ganze Stube und der Gang waren von Bewaffneten gefüllt, zu den Fenstern herein schauten die Kinder, Weiber und Greise des Dorfes. Es war ein wilder Lärm; vergebens begütigte der Wirt und schickte nach dem Waibel. — Kein Lichtblick! Wir nahmen mehr Injurien entgegen, als sie von sämtlichen Gerichten des Landes in einem Menschenalter abgeurteilt werden können. Vergebens versicherte sie Herr Schnappert, dass er mit ihnen «für die Freiheit und Einheit» sterben wolle, — man hörte ihn nicht mehr in dem unendlichen Getös.

Am ärgsten trieben es der wälsche Hannickel und der schiefe Heiner. Draussen fuhr ein Einspänner an, — ich sah, es war der lange Christoph. Ich rief unsere Brunhilde, die eigentlich Barbara hiess, und bat sie um Gotteswillen schnell hinauszueilen, und dem Lenker des Gefährts zu sagen, dass wir hier seien. Sie huschte durch die Küchentüre, die neben dem Ofen war, und nun sah ich sie auch draussen bei dem Pferde stehen. Dann erschien sie wieder und sagte: «Er kommt gleich; er ist Euretwegen da». Dort erschien der Botenstoffelche auch unter der niederen Türe; er musste sich bücken, um durchzukommen, und nun arbeitete er sich gegen uns her. In demselben Augenblicke aber spielte sich eine andere Szene ab. Der wälsche Hannickel hatte sich mit stetem Schimpfen und Schlagen auf den Tisch in eine Wut hineingesteigert, deren Anblick entsetzlich war. Er kreischte, seine Augen waren rot, wie die eines Raubtieres. War es aufrichtig, oder war es Komödie, — ich weiss es nicht; wollte er einen von uns töten, oder uns nur schrecken, — ich weiss es nicht. Er erhob blitzschnell sein Gewehr mit dem aufgesetzten Bajonette und stiess es mit einem scheusslichen Wort zwischen unseren Hälsen durch, dass ein Splitter des Getäfels auf meinen Rockkragen zu liegen kam. Eben so schnell aber hatte er eine der wuchtigsten Ohrfeigen, welche verabreicht werden können, und Barbara war es, die sie ihm mit kunstgerechtem Ansatz beigebracht hatte. Ein Sturm erhob sich gegen das Mädchen, aber schon

stand der lange Christoph vor ihr und warf die Feinde zurück. Der Stoss mit dem Bajonett hatte auch eine Anzahl der älteren Männer ernüchtert, und sie stellten sich auf die Seite des Bezirkskommissärs.

Während der wälsche Hannickel hinausgeschoben wurde, winkte uns unsere Beschützerin und wir traten zum zweitenmale an diesem Morgen durch die Küche einen geordneten Rückzug an. Trotz der Eile nahm die Brunhilde sich doch soviel Zeit, um mich beim Aermel zu fassen und leise zu fragen: «Wer ist denn der Grosse? Was der für helle Augen hat, und Kourage hat er auch».

Das Hinterhaus mündete auf einen zur Zeit ganz stillen Feldweg; in wenigen Minuten erschien der Einspänner des Lehrers. Es folgte ein rascher Abschied, nur Stoffele schien mir die Hand des Mädchens einen Augenblick länger zu halten, als es nötig war, wendete sich auch noch einmal um, trotzdem das junge Ross scharf anzog, und Barbara stand noch am Zaun und schaute uns nach. Im Nu waren wir im ersten französischen Grenzdorf, Liederscheidt, und bald darauf kamen wir an einen Wegstein, an welchem geschrieben stand «Route départementale, Bitsch 15 kil.».

Wir waren über der Grenze und suchten bei den nächsten Häusern ein Fuhrwerk, denn Christoph wollte nach Hause, um dem Onkel womöglich am gleichen Tage noch Nachrichten von mir zu bringen. Als wir allein abseits standen, ergriff ich seine Hand, ihm zu danken, dass gerade er nach mir ausgefahren sei. Ich hatte diese Worte mit besonderer Betonung gesagt. Er wandte den Kopf ab, wie wenn es ihm schwer würde, zu reden, und antwortete in bewegtem Ton: «Red' mir nicht davon, es tut mir weh. Ich hab' es um ihretwillen getan, es wäre ihr zu nahe gegangen, wenn Dir etwas Schlimmes begegnet wäre.» Ja, Emma hatte Recht gehabt: Er war gut, seelengut, und mir standen die Tränen im Auge, als er sein Wägelchen wendete und auf der Waldstrasse verschwand.

In Bitsch las Herr Schnappert Zeitungen, studierte Karten und sprach mit den zahlreichen Flüchtlingen, die schon vor uns angekommen waren. Erregte politische und militärische Verhandlungen füllten den Abend; immer mehr wuchsen die Hoffnungen beim Sprechen, wie die Seifenblasen vor dem Hauch des Mundes, immer klarer und unzweifelhafter legte man es sich zurecht, wie vor der einmütigen Erhebung, die nun folgen werde, jeder Widerstand der «Soldateska» verschwinden müsse.

Mir war bei der Sache nicht wohl zu Mute, obwohl ich die Empfindung bekam, dass fast alle dasjenige, was sie aus-

sprachen, auch wirklich glaubten. Gegenreden wollte ich nicht, denn ich war um die Hälfte jünger als die jüngsten der Tischgenossen, unter denen auch sehr ehrwürdige Häupter sassen. So fragte ich denn, als wir an der Schlafzimmertür schieden, wohl mit etwas bekümmerter Miene den Bezirkskommissär, was denn morgen geschehen solle. Er schaute mich mit bedeutendem Blick unter der Brille heraus an; streng und erhaben, wie ich ihn nie gesehen, und mit dem Ton eines Propheten sprach er: «Alles wird gut gehen, wir fallen den Preussen in den Rücken.»

Das war mir nach dem Erlebten zuviel. Beim Frühstück gab es eine Auseinandersetzung, und am Schlusse derselben liess er mich ziehen, milder und gütiger, als ich erwarten durfte. Zu solchen Dingen, — meinte er, gehöre «der Glaube an die allbewältigende Kraft der Idee».

Nach einigen Kreuz- und Querzügen im Elsass kam ich wieder nach Heidelberg. Es war eben der Tag, da sich die «Korps» wieder «aufgetan» hatten, und ihre Farben wieder in der Hauptstrasse prangen liessen. Nun trat ich in meine «Hermunduria» ein, von meiner Adjutantentätigkeit erzählte ich nichts.

Mehrere Wochen, und es verlautete, der Prinz von Preussen werde kommen. Mit geteilten Stimmungen wurde die Nachricht aufgenommen. In meiner Umgebung war die Begeisterung gross; ich hielt mich, — wie das selbstverständlich ist, — neutral.

Eines Nachmittags stand ich mit der Mappe vor dem Kollegienhause, als viele Einspänner mit Studenten meiner Farben und Angehörigen anderer Korps vorüberkamen. In einer der ersten Droschken war noch ein Platz frei. Man hielt und rief mich herbei. Ich dachte an eine Ausfahrt auf das Land, stieg ein, und erst als ich sass, hörte ich, dass es zur Eisenbahn gehe, da der Prinz von Preussen in wenigen Minuten ankommen werde. Der Bahnhofplatz war abgesperrt, ringsum stand die Menge; man sah manche freudige, aber auch viele finstere und trotzige Gesichter.

Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Wir haben jetzt denselben Mann als den Einiger des Reiches auf manchem Bahnhofe einfahren sehen; erblicke ich dann die leuchtenden Gesichter, höre die hellen Jubelrufe, so denke ich immer an jene Stunde in Heidelberg und habe die doppelte Freude, dass wir jetzt gefunden haben, was wir damals vergeblich suchten.

Der Prinz trat aus dem Bahnhof und stieg in den Wagen. Die Begleitung des Prinzen wurde rasch von den anfahrenden Wagen aufgenommen. Als der letzte derselben sich eben füllte,

rief ein Insasse unseres Wagens dem Kutscher ein Wort zu, — unsere Droschke schliesst sich dem Zuge des Prinzen an, die anderen folgen, und unter dem Staunen der Menge, und zu meinem eigenen grössten Erstaunen ging es voran, immer dem Prinzen nach.

Wir hatten eine bedeutsame Demonstration gemacht, grösser, als wir es wahrscheinlich selbst wussten. Alle Zeitungen brachten Berichte, tadelnde und lobende Urteile wurden laut, die Namen wurden genannt, auch der meine; die Demonstranten bald in den Himmel gehoben, bald in den Kot getreten, alles, dem Himmel sei Dank, nur mit Worten oder auf dem Papier. Ich war so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

In jenen Tagen erhielt ich von dem Onkel einen Brief, der sich erkundigte, was an der Nachricht der Zeitung sei, die ihm der Förster Frank voller Freude in das Haus gebracht habe, dass auch die Hermunduren dem Prinzen von Preussen das Geleit gegeben hätten.

Das Sommersemester nahte dem Ende. Einmal rückte der Pedell auf meine Stube und lud mich vor das Universitätsgericht. Ich sollte über meine politische Tätigkeit Auskunft geben. Die Fragen wurden von mir etwas sophistisch auf mein Tun und Leiden in der Universitätsstadt bezogen und dahin beantwortet, dass ich dem Zusammenstoss der Korps mit den Freischaren vor jenem Gasthof als begütigender Zuschauer angewohnt habe, dass ich an jenem Abend, an dem die Hermunduren in den Turm geworfen wurden, nur zufällig nicht in ihrer Gesellschaft gewesen sei, auch dass ich in dem Wagenzuge hinter dem Prinzen von Preussen hergefahren sei.

Zu eben derselben Zeit wurde drüben in der Pfalz eine Untersuchung angestellt, ob ich unter dem bewaffneten Zuzug des Bezirkskommissärs Herrn Schnappert gewesen sei. Das Wort «bewaffnet» wurde besonders betont. Dank der ruhigen Vorsicht meines Onkels brachte mich die alemannische Spatha aus der Aepfelkammer nicht ins Verderben.

Ich hielt mich, während das alles braute und brodelte, abseits in der Stille, welche damals noch in Heidelberg entstand, wenn die Ferien begonnen hatten. Es hätte mir diese Ruhe nach so bewegter Zeit gefallen, wenn nicht immer die Gedanken an Emma gewesen wären, zu der es mich zog und von der ich nicht das leiseste Lebenszeichen hatte erhalten können, seit jene Lichter am Fenster auf- und niedergeglitten waren.

Im September kam ein Brief meines Onkels und eingeschlossen war eine Einladung zur Hochzeit des Schullehrers Christoph mit Jungfrau Barbara Kurz. Es war unsere tapfere Brunhilde vom Morgen des Rückzugs. Ich konnte nach Hause

kehren. In Hinsicht auf die beinahe eingetretene Arrestation als Mitglied der konservativen Korps und auf meine Teilnahme an der Demonstration am Bahnhof glaubte man höheren Orts das Verhältnis zu dem Bezirkskommissär Schnappert günstiger beurteilen zu können, zudem es notorisch sei, dass sich dasselbe nur in der Teilnahme an einer von dem Bezirkskommissär Schnappert abgehaltenen Volksversammlung und in einer Begleitung desselben über die Grenze manifestiert habe. So war im schönsten bayerischen Kurialstil zu lesen.

Offenbar hatte mein Onkel dies Aktenstück abwarten wollen, ehe er mir die Einladung zur Hochzeit schickte. Ich musste mich eilen, wenn ich noch zu rechter Zeit kommen wollte, und ich durfte doch bei der Hochzeit des braven Stoffele mit unserer Rächerin nicht fehlen.

An der Endstation der Eisenbahn, in Neustadt, kamen zwei Gendarmen auf mich zu und fragten mich nach dem Namen. Ich wurde verhaftet. Auch der erbauliche Brief meines Onkels, den ich aus der Tasche zog, genügte nicht; ich hatte ein langes Verhör zu bestehen und kam anstatt vormittags zur Trauung, spät abends in das Dorf.

Die Hochzeitsgäste sassen in der «Krone». Es war grosse Bewegung, als ich ankam. Man begrüsste mich fast wie einen aus der Gruft Erstandenen, und manches geflüsterte Wort sagte mir, dass es dem und jenem nicht so gut ergangen sei, wie mir. Der treffliche Idealist Schnappert war indes nach Amerika entkommen.

Aber dass ich's gestehe: mir lag mehr als an allem daran, zu wissen, wie es Emma ergehe, die ich an der Tafel vergeblich suchte. Oben am Tische, neben der jungen Frau Barbara sass thronend, den geteilten Bart wie zwei Flammen aus dem Gesicht streichend, der Förster und wartete, bis ich zu ihm hinaufkam. Stoffele führte mich zu ihm. Ich fragte jenen nach seiner Schwester, und er erwiderte mit einem Blitz aus seinen stahlgrauen Augen: «Sie wartet zu Hause auf Dich, Du kannst sie holen, das Tanzen geht bald an».

Als ich mit ihr zum Tanze antrat, wir uns die Hände drückten und überglücklich in die Augen schauten, da zitierte ich im Scherz ein Wort, das ich jüngst aus «Hamlet» in mein Exzerptenheft geschrieben hatte:

«Lasst uns einsehen,
dass Unbesonnenheit uns manchmal dient,
wenn tiefe Pläne scheitern».

XI.

Die elsässischen Weinernten in den verflossenen Jahrhunderten.

Nach den elsässischen Chroniken zusammengestellt

von

Dr. August Hertzog.

Alles im Leben des Landwirtes dreht sich um den Ausfall seiner Ernten, um den höheren oder niedrigeren Ertrag seiner Felder oder Reben; wer jemals eine alte Chronik oder auch nur ein altes Familien- oder Hausbuch durchgelesen hat, wird gestaunt haben, welche harte Leidensgeschichte der oft arg bedrängte Bauernstand durchgemacht hat; denn durch grosse Fehljahre kamen oft Hunger und Not über den Bauernstand, der aber nach einigen guten Jahren, diese leicht vergass und sich bald wieder erholte. Nicht genug aber, dass die Natur Fehljahre brachte; keine Fehde, kein Krieg gingen damals vorüber ohne den Landwirt am meisten zu beschädigen, und durch verheerende Naturereignisse wurde naturgemäss der Bauer wiederum am härtesten heimgesucht. Auf den folgenden Blättern, soll nun der Versuch gemacht werden, in kurzen Sätzen und Angaben für die einzelnen Jahrgänge die Freuden und Leiden unserer elsässischen Bauern in der Vergangenheit vorzuführen, die ihnen aus dem Ausfall der Weinernten erwachsen sind. In dieser Zusammenstellung werde ich aber auch diejenigen Missernten zur Erwähnung bringen, welche infolge verheerender Kriegszüge und Ritterfehden durch die Menschen selbst herbeigeführt worden sind, als ob die Natur allein nicht schon oft genug solche der Welt bescheeren könne. Wie ganz anders ist es doch zu unsern Zeiten geworden? Nie hat man vernommen, dass der letzte grosse Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in einzelnen Gegenden wo er hauste, die Ursache von Missernten oder Fehlherbsten gewesen sei.

Ueber die ältesten Angaben, die zwar etwas spärlich fliessen, ist zu bemerken, dass sie zumeist nur grosse Missjahre erwähnen, sogen. «Hungerjahre»; man kann füglich daraus schliessen, dass die anderen des betreffenden Jahrhunderts, die nicht erwähnt werden, mindestens mittelgut gewesen sind und, wenn selbst Fehljahre, doch keine grosse, der Aufzeichnung werte, wirtschaftliche Not erzeugt haben.

Erst verhältnismässig spät fing man an in den Klosterchroniken zuerst die Ernteausfälle fleissiger aufzuzeichnen, und mit der Zeit werden die Angaben über Ernten und Herbst immer häufiger sodass vom XVI. Jahrhundert ab, die unten noch zu gebenden Listen, lückenlos aussehen.[1]

Als Hauptquellen für meine Aufzeichnungen sind zu erwähnen: alle bisher im Druck erschienenen *Elsässischen Chroniken:* die «*Strassburgischen Chroniken*» von *Closener*, von *Kœnigshofen* und ihren Nachschreibern, die *Gebweiler Dominikanerchronik*, die *Chronik der Dominikaner von Colmar*, die überaus geschwätzige *Chronik der Thanner Franziskaner,* die

---

[1] Angabe der Quellen, deren Abkürzungen.

Annales Argentinenses. Mon. hist. Germ. Script. T. XVII	= Ann. Arg.
Annales Basileenses. Mon. hist. Germ. Script. T. XVII	= Ann. Bas.
Annales Marbacenses. Id. Id.	= Ann. Marb.
Annales Maurimonasterienses Id. Id.	= Ann. Maur.
Archiv-Chronik. Code hist. et dipl. de la ville de Strasbourg.	= Arch. Chron.
Basler Chronik. Edit. Wurstisen.	= Basl. Chron.
Capitularien. Ausg. Boretius.	= Cap.
Closener et Koenigshoven. Code hist. et dipl. de la ville de Strasbourg.	= Clos. Koen.
Closener. Ausg. Hegel.	= Clos. Heg.
Collectaneen Specklin's. Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XIII et XIV.	= Speckl. Coll.
Chronik von Seb. Büheler. Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XIII.	= Seb. Büh.
Colmarer Wunderbuch. Kaufhauschronik Ed. Waltz.	= Colm. Wundb.
Colmarer kleine Chronik von Billing. Ausg. Waltz.	= Bill. kl. Chron.
Dominikanerchronik v. Gebweiler. Ausg. Mossmann.	= Dom. Gebw.
Dominikanerchronik v. Colmar. Ausg. Liblin.	= Dom. Colm.
Polyptique d'Irminon Prolégomènes. Ausg. Guérard.	= Polypt. d'Irm. Prol.
Koenigshofen. Ausg. Hegel.	= Koen. Heg.
Mat. Berler's Chronik. Code hist. et dipl. de la ville de Strasbourg und Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XVII.	= Mat. Berl.
Raisseisen's Memoriale. Edit. Reuss.	= Raiss. Mem.
Strobel, Geschichte des Elsasses.	= Strob. Gesch.
Trausch's Chronik. Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XV.	= Trausch.
Die Weinjahre im Elsass. Von Vikar Müller.	= Vik. Müller.

Berlersche Chronik und die im *Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg* veröffentlichte sog. *Archivchronik;* dann noch die in dem *«Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace»*, jüngst im Druck erschienenen elsässischen Quellenwerke und Chroniken, unter anderen die *Chronik des Strassburger Bürgers Trausch* und die jährlichen Aufzeichnungen des Molsheimer Weinschlages zu Strassburg. In dieser Zeit werden nicht nur die überaus guten und schlechten Jahrgänge mehr aufgeschrieben, sondern es wird jetzt, zu Verwaltungs- und Steuerzwecken, alljährlich in den städtischen Kanzleien Ertrag und Preis des Weines im Herbste, verzeichnet. Ferner seien hier noch erwähnt: *Raisseissen's Memoriale* meist Aufzeichnungen über Strassburg und Umgebung; die *Chronik von Closener und Kœnigshofen*, Hegel'sche und Schilter'sche Ausgabe. Guérard's *Polyptique d'Irminon* und die *Capitularien* lieferten die Angaben über die frühesten Zeiten der folgenden Tabelle; die *Annales Argentinenses, Marbacenses, Maurimonasterienses* und *Annales basileenses* haben ebenfalls einige Mitteilungen geliefert. Bei jeder Angabe sind zugleich auch in Abkürzung die Quellen angegeben, denen die Mitteilungen entnommen sind. Diese Quellenangaben sind durch die Schrift von dem anderen Texte herausgehoben.

Ein elsässisches Sprichwort sagt «Saurer Wein, teurer Wein»; es wird sehr oft bestätigt; denn beinahe jedesmal wenn der Wein sauer war, ist er dabei auch teuer gewesen. Auch das andere Wort, das behauptet, viel und gut seien nie beisammen, findet im allgemeinen Bestätigung, doch findet man auch nicht gerade selten, viel und gut wirklich beisammen. Auffallen dürfte dem Leser sicher auch die im Verzeichnisse sehr oft erscheinenden langen beinahe lückenlosen Reihen schlechter Jahrgänge; wenn man dann noch die zahllosen politischen, sozialen und religiösen Stürme der vergangenen Jahrhunderte beachtet, so wird man sich gewiss staunend fragen, wie es möglich war, dass der Bauer, zäh und ausharrend auf eine bessere Zukunft bauend, auf seinen rosszerstampften Schollen, in seinen oft eingeäscherten Dorfschaften, aushielt. Das waren alles Ereignisse, welche den Fleiss des Landmannes auf lange Jahre hinaus vereitelten, aber doch eines ihm nicht geraubt haben, ein ungemein festes Vertrauen auf Gott der sicher einmal wieder alles ersetzen und alle erlittenen Drangsale in Freude und Wohlergehen umwandeln würde. Eine bescheidene Zufriedenheit, ein angeborener fröhlicher Sinn, eine grosse Ordnungsliebe und Anhänglichkeit an die bestehenden Zustände, ein treues Hängen am guten Alten, das alles hat den elsässischen Bauern nie im Stich gelassen und durch Unglück und Not aufrecht erhalten.

Die oft vermutete Regelmässigkeit im Erscheinen schlechter und guter Jahre, ist ganz und gar nicht zutreffend. Wie sind dabei solche lange Reihen von Missjahren hintereinander, zu erklären? Manche dieser Reihen sind durch andauernde Kriege und ihre Verheerungen hervorgerufen worden, viele aber dürften den verheerenden Rebkrankheiten zuzuschreiben sein.

In der Tat finden sich Anhaltspunkte für diese Schlussfolgerungen in den oft sehr eingehenden Schilderungen des *Franziskaners von Thann*, welcher in vielen Aufzeichnungen darauf hinweist, dass der Herbst wie in den Vorjahren schlecht ausgefallen sei, weil allerhand Krankheiten und schlimme Witterung, über die Reben hergekommen seien. Ja, für das Jahr 1543 und 1694 finde ich ganz genau erkenntlich, die schlimme Blattfallkrankheit als «Brenner» auch «Mehltau» erwähnt und beschrieben. Wenn wir nun bedenken, dass in früheren Zeiten, die Rebleute gar keine Mittel kannten, zur Bekämpfung dieser schlimmen Krankheiten, so dürfte manche grosse Serie von Missherbsten nicht nur im Krieg und seinen Verheerungen, sondern auch noch in anhaltender Wiederkehr dieser Rebkrankheiten, ihre Erklärung finden. Gegen Frost suchte man sich schon vor Jahrhunderten durch Einlegen der Reben zu schützen (1460). Für 1485 melden der Franziskaner von Thann und Specklin eine ganz merkwürdige Erscheinung, die ich nur dem heftigen Auftreten einer Reben- resp. Traubenkrankheit, zuschreiben kann: es fielen nämlich in einer Nacht, am 10. August, die Beeren von den Trauben, ja nach dem Franziskaner von Thann die ganzen Trauben vom Stocke herunter. Was mag das für eine Krankheit gewesen sein? Ich wüsste von den heutigen Trauben- oder Rebenkrankheiten nur den Black-Rot zu nennen, der solche Wirkungen zeigt. Diese sehr verderbliche Krankheit zerstört nämlich innerhalb zwölf Stunden den ganzen Behang des befallenen Gebietes, indem die Beeren und Trauben zum Absterben gebracht werden, und dann auch losfallen da sie dürr werden. Solche Krankheit hat sich damals wohl auch eingestellt gehabt, wurde dann aber erst bemerkt, als die Trauben resp. die Beeren ganz dürr waren und abfielen. Damals wusste man noch nichts vom Wesen dieser Pilzkrankheiten, daher die anscheinend überraschende Erscheinung des Abfallens der Beeren; man hatte das erste Auftreten der Krankheit gar nicht wahrgenommen.

Merkwürdig sind dann noch in dieser Beziehung zwei Mitteilungen über sogen. Barttrauben: einmal ward eine solche 1539 bei Andlau, und ein zweitesmal bei Weltolsheim 1630 gefunden. Damals wussten sich selbst die Gelehrten die Sache nicht zu erklären. Aber im zweiten Jahrzehnte des vorigen

Jahrhunderts (1818), wurde nach Angabe des Herrn Stoltz aus Andlau, des bekannten elsässischen Ampelographen, in der Umgebung von Weissenburg, auch eine solche Barttraube gefunden, und nach Strassburg an die naturwissenschaftliche Fakultät, geschickt. Es wurde damals festgestellt, dass dieser Bart weiter nichts anderes war, als eine Schmarozerpflanze aus der Gattung der Seiden, welche wie die Kleeseide den Klee, diesmal eine Traube befallen hatte. *Tabernaemontanus* in seinem Herbarium erwähnt auch für das Jahr 1287 eine Traube mit Bart. Hier möchte ich auch noch auf die beinahe ununterbrochene Reihe schlechter Jahre mit teilweise sehr hohen Weinpreisen aufmerksam machen, welche mit 1579 beginnt und bis 1630 mit wenig guten Jahrgängen, sich erstreckt hat. Daraufhin kamen dann noch die argen Verheerungen des sogen. Schwedenkrieges.

Die Ursachen solch grosser und sehr scharfer Missjahre die sich zudem auf so lange ununterbrochene Dauer erstreckten, können nur in schlechten Witterungsverhältnissen verbunden mit Rebkrankheiten, die man jedoch damals nicht kannte, und auch nicht bekämpfen konnte, gefunden werden. Die Winzer von dazumal mussten eben solche Heimsuchungen ruhig über sich ergehen lassen, bis über einem Male, die verheerenden Krankheiten zurückblieben, worauf dann die Reben gewöhnlich wieder kolossale Erträge lieferten, die man in den letzten hundert Jahren, jedenfalls nie wieder erhielt. In unserer Zeit der wissenschaftlichen Aufklärung, wo uns das Wesen aller Rebkrankheiten, genau bekannt ist, und wir allerdings mit grossen Opfern zumeist, dieselben zu bekämpfen imstande sind, haben wir keine so grosse Mehrerträge, aber dafür auch keine so scharfe Missjahre, besonders keine solche Perioden der Fehljahre mehr, wie dies unsere Voreltern gekannt haben. Wir zwingen unsere Reben alle Jahre etwas zu tragen, ohne dass sie irgendermassen einige Zeit ausruhen könnten; dies ist aber vielleicht die Ursache der allmählichen Abschwächung der Widerstandskraft unserer Reben. Lehrt doch die Erfahrung dass die Pilzkrankheiten Peronospora und Oïdium gerade dort am stärksten auftreten, wo seit Jahren regelmässig dagegen durch Spritzen und Schwefeln gearbeitet wird. Es scheint als ob die Pilze sich mit der Zeit den Bekämpfungsmitteln einfach anpassten. In den verflossenen Jahrhunderten wusste man nichts von Schwefel und Kupferbrühe, die Reben mussten sozusagen aus eigener Kraft die Anfälle der Krankheiten überstehen, und so neugekräftigt wieder sehr grosse Erträge abwerfen, oder falls die Anfälle zu heftig waren und zu lange dauerten, musste an jenem Orte der Weinstock einfach verschwinden, um dann erst nach langen Jahren wieder angepflanzt werden zu können.

Dann fällt auch noch der Umstand in die Wagschale, dass damals in den tieferen Lagen keine Reben angebaut werden durften; in diesen Lagen verewigen sich aber in unserer Zeit die Pilzkrankheiten, sodass sie heutzutage nie mehr ganz verschwinden, während dies in jener früheren Zeit nicht der Fall war. War die Krankheit einmal wieder verschwunden, so trat sie sobald nicht wieder auf, da die guten und eigentlichen Reblagen nicht sehr empfänglich sind, und oft lange der Verseuchung entgehen, derselben lange widerstehen bis sie endlich, doch zu stark geworden, diese Reben dann auch beschädigt. Nur so lassen sich die Phänomene der langen Perioden von Misswachs, und der oft unerhörten Massenerträge in den vorigen Jahrhunderten erklären. Damals überaus starke Extreme, heute durchweg mehr Mitteljahre und Mittelerträge.

Sehr auffallend sind dann noch für die vergangenen Jahrhunderte die ausserordentlich frühen Jahrgänge, wie solche in den letzten drei Jahrhunderten nie vorgekommen sind. Hervorzuheben sind in dieser Beziehung 1186, 1228, 1282, 1289, 1304, 1351, 1420, 1473, 1540 und endlich noch 1717.

Ebenso findet man öfters in der Geschichte die Erwähnung grosser Heuschreckenzüge mit auch für die Reben argen Verheerungen im Gefolge, so 875, 1337, 1339, 1542.

Ein einziges Mal finde ich Maikäferbeschädigungen erwähnt, 1688.

Brenner und Miltau werden genannt 1543, 1694, 1698 und 1789.

Der Wurm wird mit Namen erst 1771 für Colmar durch Billing erwähnt, 1781 wird derselbe als «Butz» durch denselben Geschichtsschreiber als arger Schädling bezeichnet, heute noch ist dieser Ausdruck in der Umgegend von Colmar üblich. Starker Raupenfrass im Jahr 1246.

Das 19. Jahrhundert gibt ein weit schöneres Gesamtbild. Es kennt die abscheulichen Völkerkriege nicht mehr, wie sie das 18. Jahrhundert noch erfahren hat; selbst die grossen napoleonischen Kriege haben auf unseren Rebbau nicht den verheerenden Einfluss ausgeübt, wie die Kriegszeiten der drei vorigen Jahrhunderte. Jetzt sind es nur noch rein natürliche Ereignisse, welche die Ernten beeinflussen, und nicht mehr grausame Willkür kriegführender wilder Volkshaufen. Jetzt gibt die Wissenschaft auch dem Rebmanne gute und wirksame Mittel zur Hand, die Krankheiten zu bekämpfen und durch gute, sorgsame Pflege wird die Rebe gezwungen Erträge abzuwerfen. Eigentliche, grosse Fehljahre, wie solche in früheren Jahrhunderten keine Seltenheit waren, gibt es nun nicht mehr zu verzeichnen. Auch sind die Mitteilungen über die Herbste

des verflossenen Jahrhunderts weit zahlreicher und zuverlässiger; jetzt hat man die Zeitungen und Fachzeitschriften welche Jahr für Jahr genau Buch halten und über den Ernteausfall berichten; auch führt man jetzt eine öffentliche Statistik welche genauere Mitteilungen verzeichnet. Jetzt differenzieren sich die Angaben über Ober- und Unter-Elsass weit mehr als in alten Zeiten, wo die Chroniken oft ungenauere Angaben machten, so dass man nicht immer weiss, ob sie sich aufs ganze Gebiet oder nur auf einen Teil unseres Landes beziehen.

Selbstverständlich gilt im Zweifel jede chronikalische Mitteilung für die Gegend in welcher die Chronik oder das betreffende Hausbuch entstanden sind.

Zum Schlusse sei noch auf die Zusammenstellung hingewiesen, welche lückenlos volle drei Jahrhunderte umfassend, vor einigen Jahren Herr *Vikar Joh. Müller aus Düttlenheim*, nach Aufzeichnungen alter Hausbücher, im Drucke hat ausgehen lassen.

Die nun folgenden Mitteilungen, in denen sich Freud und Leid des elsässischen Winzerstandes wiederspiegeln, dürften wie ich hoffe, nicht ohne Teilnahme aufgenommen werden; die Verehrer des köstlichen Weines werden gewiss mit sichtlichem Interesse daraus ersehen wie weit der Weg ist vom Weinberg in den Keller, und welchen Gefahren der Weinbau jedes Jahr ausgesetzt ist.

452—455 Zerstörten die Hunnen alles auf ihren Streifzügen; die Chroniken erzählen dass da wo sie durchgeritten kamen, mehrere Jahre nachher gar nichts mehr gedieh.

585 Grosses Fehljahr für alles; sehr hohe Produktenpreise. *Polypt. d'Irm. Prol.*

780 Sehr kalter Winter, die Vögel fielen tot hernieder, Reben erfroren. *Protocollum Marbacense.*

762, 779, 793 Drei sehr grosse Hungerjahre. *Polypt. d'Irm. Prol.*

764 Sehr kalter Winter, Reben erfroren, dauerte bis in das nächste Frühjahr. *Prot. Marb.*

765 Infolgedessen kleiner Herbst. *Revue d'Als.* 1860.

805 Schlechte Ernten, Hungerjahr. *Cap. Theod. Vil.*

809 Grosser Misswachs, darauf starke Hungersnot. *Cap. Aquisgr.*

812 Schlechte Ernten, darauf grosses Hungerjahr. *Cap. von* 813.

820 Fehljahr und grosser Hunger. *Polypt. d'Irm. Prol.*

823 Ernten durch Hagel zerstört. *Clos. Koen.*

824 Schlechte Ernten. *Polypt. d'Irm. Prol.*

832 Kalter und langer Winter, Bäume und Reben erfroren, Tiere fielen zahlreich der Kälte zum Opfer. *Prot. Marb.*

833 Kleiner Herbst.
851 Grosse Teurung und Sterben. *Speckl. Coll.*
852 Abermals infolge brach- und ödeliegender Felder. *Speckl. Coll.*
864 Gute Ernten und Herbst. *Speckl. Coll.*
871 Gutes Jahr sowohl an Frucht als an Wein. *Speckl. Coll.*
875 Frucht und Bäume durch Wanderheuschrecken zerstört und geschädigt. *Clos. Koen.*
876 Pest und Hungersnot, Felder blieben öde und verlassen. *Speckl. Coll.*
880 Grosser Heideneinfall, Felder durch Krieg verheert. *Clos. Koen.*
899 Reiche Ernten und Herbst, niedrige Produktenpreise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
908 Einfall der Ungarn, grosse Verheerungen. *Speckl. Coll.*
919 Die Ungarn zerstören im Elsass Feld und Reben. *Clos. Koen.*
937 Erneute Hunneneinfälle und Verheerungen. *Speckl. Coll.*
941 Geringe Ernten, grosse Hungersnot. *Polypt. d'Irm. Prol.*
942 Abermals Fehljahr. *Polypt. d'Irm. Prol.*
975 Ergiebiges Weinjahr, sehr niedre Preise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
977 Abermals sehr viel Wein, äusserst billig. *Polypt. d'Irm. Prol.*
1000 Reich an grossen Elementarereignissen, schlechtes Jahr. *Clos. Koen.*
1051 Wenig Wein, hohe Preise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
1056 Schlechter Jahrgang, grosse Teurung. *Strob. Gesch. d. Els.*
1063 Strenge Kälte Mitte April, Reben erfroren. *Billing*, *Rev. d'Alsace* 1859.
1070 Wegen grossen Frostes konnte man die Osterkommunion nicht abhalten. *Bill. Rev.*
1074 Gefroren die Bäche bis auf den Grund. *Bill. Rev.*
1092, 1094 Sehr schlecht mit Krankheiten und Hungersnot. *Strob. Gesch. d. Els.*
1093 Infolge sehr strengen Winters von 1092/93 erfroren die Reben. Kleiner Herbst, Teuerung. *Prot. Marb.*
1096 Grosses Sterben und Hungersnot. *Speckl. Coll.*
1100 Schlechte Ernten, grosses Hungerjahr. *Ann. Arg.*
1126 Sehr wenig, grosse Teurung. *Dom. Gebw.* Grosse Kälte, Reben erfroren. *Bill. Rev.*
1128 Ernte klein, Teuerung und Hungersnot. *Dom. v. Gebw.*
1129 Reben erfroren. *Dom. Gebw.*
1136 Viel Regen, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.*

1143 Arg kalter Winter, erfroren Bäume und Reben. *Ann. Marb.*
1144 Infolgedessen kleiner Herbst.
1146 Frost am 22. Mai, alles erfroren. *Dom. Gebw.*
1150 Arge Winterkälte, alles erfroren. *Ann. Marb.*
1151 Infolge desselben geringer Herbst.
1157 Grosse Kälte im April, Bäume erfroren. *Dom. Gebw.*
1176 Heisses trockenes Jahr, schlechte Ernte, grosse Hungersnot. *Ann. Maur.*
1181 Guter Herbst, reiche Ernte, Wein gut und leicht verkäuflich. *Ann. Marb.*
1184 Trockner heisser Sommer, gutes Weinjahr? *Ann. Marb.*
1185 Soviel Wein wie seit Menschengedenken nicht dagewesen. *Ann. Marb.*
1186 Trotz der Weissagungen der damaligen Kalendermacher, so erzählt Koenigshofen, traf nichts von dem Prophezeiten ein, der Winter war so warm, dass viele Bäume im Januar zur Blüte kamen; wahrscheinlich guter Herbst. *Ann. Marb.*
1187 Am 17. Mai fiel grosser Schnee, erfroren beinahe alle Früchte. *Ann. Arg.*
1186 Frühes Jahr, sehr warmer Winter, Ernte im Mai, Herbst im Juli und August. *Speckl. Coll. Ann. Arg.*
1188 Grosse Kälte von Mai bis Juni; Reben erfroren. *Bill. Rev.*
1190 Sehr kalter Winter Ausgangs 1189, erfroren die Reben zu Berg und in der Ebene, deshalb Teurung der Weine. *Th. Frz. Chron.*
1191 Es gab ein gutes Jahr und zwar wiederum den Prophezeiungen der Astrologen zum Trotz. *Clos. Koen.*
1194 Misswachs mit nachfolgender Teuerung und Hungersnot. *Th. Frz. Chron.*
1195 Misswachs, grosse Teuerung und Hungersnot. *Ann. Arg.*
1196 Schlechtes Jahr.
1197 Geringe Ernteerträge, Sterben, Teuerung und Hungersnot.
1198 Abermals schlechtes Jahr.
1199 Schlechtes Jahr.

Während dieser letzten vier Jahre wurden im Elsass die Ernten durch den Krieg zwischen Bischof Konrad von Strassburg und Graf Otto vernichtet sodass daraus grosse Teurung entstand. *Ann. Marb. Speckl. Coll.*

1202 Grosses Fehljahr, «grosse Teure und Hunger», darauf «grosses Sterben». *Th. Frz. Chron.*
1203 Die obere Mundat durch Krieg überzogen und die Ernten dadurch verheert. *Th. Frz. Chron.*
1205 Viel Reben im Oberelsass durch fürchterliche «Hochgewitter» (Hagel) zerstört. *Th. Frz. Chron.*
1206 Viel Wein und billig. *Ann. Arg.*
1207 Guter Herbst, billige Weinpreise. *Clos. Koen*

1210 Grosser Hagelschaden in den Reben der Gegend von Ruffach; wuchs wenig aber sehr guter Wein. *Th. Frz. Chron.*

1213 Kleiner Herbst, das Fuder Wein (24 Ohmen, 12 Hektoliter) galt hundert Pfund. *Dom. Gebw.*

1217
1218
1219 In dieser Zeit war «zwey oder drey Jahr her eine grosse Quantität Wein im Elsass durchgehends gewachsen, also dass man ein Fuoder umb einen rauhen Gulden haben kunte». *Th. Frz. Chron.*

1220 Ergiebiges Weinjahr, gute Qualität. Niederlage der betrunkenen Lothringer zu Rosheim. *Clos. Koen.*

1221 Das «arme Ober-Elsass und Suntgau» mit Krieg überzogen, alles ward verheert und zerstört; darauf folgte Teurung an Frucht und Wein, Hungersnot und Sterbent. *Th. Frz. Chron.*

1223 Krieg zwischen dem Bischof von Strassburg und den pfirtischen Parteien dauert fort; allerorts werden die Ernten und Früchte verheert. *Th. Frz. Chron.*

1227 Guter Wein, aber kleiner Herbst. *Th. Frz. Chron.*

1228 Frühes und gutes Weinjahr, Ernte der Frucht an Johanni Rebenblüte im April, Herbst um Laurentii, beendet. *Dom. Colm.* und *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1228
1229
1230 In diesen drei Jahrgängen wurden die Pfirter und bischöflich-strassburgischen Landesgebiete mit Krieg überzogen, wodurch die Ernte aller Arten und Orten vernichtet wurden. *Koen. Ausg. Hegel Speckl. Coll.*

1232 Sehr warmer Sommer, guter Wein. *Dom. Colm.* und *Th. Frz Chron.*

1233 Sehr kalter und langer Winter von 1232 auf 1233, so dass Ströme und Flüsse überfroren waren. Reben und Bäume erfroren. *Th. Frz. Chron.*

1234 Erfroren die Reben im Januar. *Ann. Marb. Speckl. Coll.*

1236 Reiche Weinlese. *Dom. Colm.*

1237 Vor Herbst galt der Wein 16 Pfd. die 6 Ohmen. Wein billig. *Ann. Marb.*

1243 Sehr kalter Winter und viel Schnee. Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.*

1246 Grosse Teurung sowohl in Wein als Früchten infolge ungeheuren Raupenfrasses. *Th. Frz Chron.*

1247 «Kalter langer und herber Winter, also dass die Weinreben an vielen Orthen grosse Noth gelitten, an vielen gar verfroren seyndt». *Th. Frz. Chron.*

1248 In diesem Jahr war eine grosse Hungersnot. *Th. Frz. Chron.*

1250 Herber und gar zu langer Winter, mit viel Schnee und Eis, der viel Schaden anrichtete. *Th. Frz. Chron.*

1252 Ueberfluss an Wein. *Th. Frz. Chron.*
1253 Furchtbare Hagelschläge haben grossen Schaden angerichtet. *Th. Frz. Chron.* Ergiebiges Frucht- und Weinjahr *Clos Koen.*
1254 Starke Stürme richten arge Verwüstungen an. *Th. Frz. Chron.*
1255 Guter ergiebiger Herbst. *Th. Frz. Chron.* Viele Weine blieben auf den Reben stehen oder wurden ausgeschüttet wenn er nicht gut war. *Speckl. Coll.*
1256 Schlechtes Frucht- und Weinjahr, arge Not. *Dom. Colm*
1258 Schlechtes Weinjahr, die Trauben wurden in Körben und Säcken unreif eingeheimst. Früchte verfaulten im Felde, darauf grosse Teurung. *Dom. Colm. u. Clos. Koen. Speckl. Coll.*
1259 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
1260 Reiches Weinjahr, sehr niedrige Preise. *Clos. Koen.* Grosses Wasser *Speckl. Coll.*
1261 Nach *Clos. Koen.* sehr viel Frucht, billige Preise, der *Dom. Colm.* dagegen sagt das Gegenteil.
1262 Gutes Jahr. *Clos. Hegel. u. Th. Frz. Chron.*
1263 Harter Winter, Reben erfroren? *Th. Frz. Chron*
1266 Winter und Frühling gar zu nass, sodass viele Früchte davon zu Grunde gingen. *Th. Frz. Chron.*
1267 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Ann. bas.* Grosse Teurung. *Speckl. Coll.*
1268 Sehr kalter Winter dauert bis Urbani, alle Reben zu Berg und zu Tal erfroren, Wein überall sehr selten. *Th. Frz. Chron*
1269 Wuchs guter Wein. *Dom. Colm.*
1270 Reife Trauben in der Oktav der Heiligen Peter und Paul zu Rufach. *Ann. bas.*
1271 Faulten die Trauben am Stock infolge anhaltender Nebel vor Herbst. *Ann. bas. u. Th. Frz. Chron.*
1272 Viel Wein, der Vorrat an altem Wein verhinderte nämlich eine Teurung, nachdem im folgenden Jahre.
1273 nur sehr wenig Wein gewachsen war. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Dom. Colm.*
1274 Herbstete man erst um Martini herum. *Dom. Colm.* Guter Wein. *Trausch.*
1275 Wurden die Reben und Obstbäume im August durch starke Stürme mitgenommen, darum wenig Früchte und Trauben. *Dom. Colm.* Grosse Teurung, Misswachs. *Speckl. Coll.*
1276 Reiches Weinjahr, Qualität sehr gut. *Dom. Colm.*
1277 Ergiebige Ernten und Herbsterträge, sehr billige Preise. *Dom Colm.* Erfroren alle Reben auf Urbani. *Speckl. Coll.* Diese und folgende Notiz beziehen sich wohl auf dasselbe Ereignis.

1278 Am 25. Mai erfroren die Reben. *Dom. Gebw.* Ueberfluss an allem. *Dom. Colm.*

1279 Reben und Bäume erfroren. *Clos. Koen.*

1280 Schlechte Witterungsberichte. *Dom. Colm.* Alles trotzdem wohlfeil. *Th. Frz. Chron.*

1281 Mittelherbst, das Viertel Wein galt 9 Pfennige. *Dom. Colm.* Grosse Wasser im Frühling. *Speckl. Coll.*

1282 Sehr früher Herbst, guter aber teurer Wein, das Viertel 2 Sol. *Dom. Colm.* Um Marie Himmelfahrt neuer Wein auf dem Markte zu Strassburg. *Ann. hospit. Argent.*

1283 Gutes Jahr in allem, viele Früchte und Obst. *Dom. Colm.*

1284 Gab es viel guten Wein. *Dom. Colm.*

1285 Guter Herbst, ziemlich viel und guter Wein, Herbstanfang 7. Oktober, man besorgte jedoch, der Wein würde sich nicht halten. *Th. Frz. Chron.*

1286 Reiche Fülle von Früchten aller Art, Wein aber dennoch teuer. *Dom. Colm.*

1287 Wuchs an einigen Orten recht guter Wein. *Dom. Colm.*

1288 Am 15. April erfroren die Reben. *Dom. Colm.* Genügsames Jahr, billige Preise. *Koen. Heg.* Grosser Wind der viel Schaden anrichtete. *Speckl. Coll.*

1289 Frühes Jahr, gute Weinernte und gute Qualität. *Dom. Colm.* Um Neujahr blühten die Bäume, um Hilari, 14. Januar, schlugen die Reben aus, Erdbeeren im Walde, darauf gutes Jahr. *Speckl. Coll.*

1290 Aeusserst reiche Blüte, die aber nicht zur Frucht gelangte, wegen schlechten Wetters im Sommer. *Dom. Colm.*

1291 Wuchs ein sehr guter und berühmter Wein. *Dom. Colm.*

1292 Grosse Kälte im Hornung, viele Reben erfroren. *Dom. Colm.*

1293 Wein qualitativ und quantitativ gut. *Dom. Colm.* Darauf harter Winter, Reben erfroren. *Speckl. Coll.*

1294 Sehr kalt im Januar, viele Reben litten Not. *Dom. Colm* Mangel an Früchten. *Clos. Heg.*

1295 Um Ostern Reif und Hagel, die alle Früchte verderbten. *Th. Frz. Chron.*

1296 Sehr reicher Herbst, sodass Wein umsonst verzapft wurde. *Dom. Gebw.*

1297 Ueberfluss an Wein der umsonst zum Verschank kam. *Clos. u. Koen.* Sehr gut zugleich. *Dom. Colm.*

1298 Weinüberfluss, spottbillig. *Clos. Koen.*

1299 Schwere und grosse Kriegsläuften im Elsass, wodurch viele Landschaften arg verheert wurden. *Th. Frz. Chron.*

1300 Wein im Ueberfluss und gutes Gewächs. *Th. Frz. Chron.* Umsonst gab man den Wein hinweg. *Speckl. Coll.*

1301 Gutes Weinjahr. *Th. Frz. Chron.*

1302 Am 1. September grosser Schnee der viel schadet, Wein sehr teuer. *Dom. Colm.* Wuchs ein schwacher, elender, saurer Wein. *Th. Frz. Chron.*

1303 Grosser Forst im Januar, Frühjahrsfrost 25. April, der Wein ward aber gut. *Dom. Colm.* Sehr heisser trockener Sommer «dass der Wein in den Kellern abstande». *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1304 Milder Winter, sehr früher Jahrgang, sehr guter Wein, welcher die Zunge der armen Leute ganz merkwürdigerweise zu lösen vermochte. *Dom. Colm.*

1305 Langer Winter, Frost in den Reben, viele Störche und andere Vögel erfroren. *Dom. Colm.* Beginn der Lese 12. Oktober, schlechter Herbst, wenig Trauben, schlechter, Wein infolge hinzutretender Fäulnis. *Th. Frz. Chron.*

1306 Beginn des Herbstes um Michaelis, «war ein halber Herbst». *Th. Frz. Chron.*

1308 Gutes Jahr. *Speckl. Coll.*

1309 Den 5. Oktober fing man an zu herbsten, nicht viel, aber guter Wein. *Th. Frz. Chron.*

1310 Sehr kalter Winter. *Prot. Marb.*

1311 Fehljahr, Misswachs infolge des sehr strengen und langen Winters 1310/11. *Prot. Marb.*

1313 Sehr schlechtes Jahr, darauf grosse Not. *Dom. Gebw.* Pest und Teurung. *Speckl. Coll.*

1314 Andauernd grosse Hungersnot. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1315 Schlechte Ernten, Hungersnot. Andauernder Regen vom Monat Mai bis auf Allerheiligen, sodass der Wein nicht reif werden konnte und zu Grunde ging. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1316 Abermals grosser Misswachs und Teurung. *Dom. Gebw. u. Clos. Koen.*

1317 Hungersnot und Missernten dauern fort. *Th. Frz. Chron.*

1318 Grosse Hungersnot in Rufach und Umgegend. *Th. Frz. Chron.*

1320 Gutes Jahr; zu schliessen aus der Erzählung Speckle's, dass die Strassburger zwei Kriegsheere speisten. *Speckl. Coll.*

1322 Schlechte Witterung, ganz nass und feucht. *Speckl. Coll.*

1323 Kalter Winter, Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.*

1324 Folglich kleiner Herbst. *Prot. Marb.*

1325 Ergiebiges Weinjahr, billige Preise. *Clos. Koen.*

1327 Mittelmässiges Jahr, Brot und Wein war für die Not «und in Qualitate war der Wein nit gar stark und nicht gar schlimm». *Th. Frz. Chron.*

1332 Beginn der Lese 20. Oktober; viel aber saurer Wein, wegen kontunuierlichem Regenwetter. *Th. Frz. Chron.*

1333 Quantitativ und qualitativ gut. *Str. Chron.* Fassmangel. *Speckl. Coll.*

1334 Wein erfroren. *Koen. Heg.* Am Georgstag. *Clos. Koen. Speckl. Coll.*

1337 Fehljahr, «Wein ist schier gar keiner gewachsen». Heuschrecken. *Th. Frz. Chron.*

1338 Vollkommenes und an allen Sachen überflüssiges Jahr, Wein sehr billig; *Th. Frz. Chron.* Reben allenthalben durch die Kriegszüge Bischof Bertholds von Strassburg und Kaiser Ludwigs verheert. *Koen. Heg.*

1339 Grosse Heuschreckeneinwanderung im Ober- und Unterelsass, Reben und Obstbäume total abgefressen. *Th. Frz. Chron.*

1340 Grosse Pest und Hungersnot im Gefolge, weil die Felder wegen Mangel an Arbeitern nicht bebaut wurden. Schlechter Herbst. *Th. Frz. Chron.*

1341 Starker Winterfrost bei Jahresausgang. *Th. Frz. Chron.*

1342 Folglich geringer Herbst. *Th. Frz Chron.*

1343 Nasser Sommer, trotzdem Wein allenthalben gut geraten. *Th. Frz. Chron.*

1346 Misswachs an Wein und Korn, Hungersnot. *Dom. Gebw.*

1347 Grosser Frost in der Nacht vom 7. September, liederlicher Herbst, schlimmer Wein. *Th. Frz. Chron.* Schlechtes Jahr, andauernd Not und Pest. *Dom. Gebw.*

1348 Andauernde Pest, der schwarze Tod. *Th. Frz. Chron.*

1349 Misswachs an Wein und Früchten, die Felder blieben wegen der Pest unbestellt. *Th. Frz. Chron.*

1351 Mitte Juni hatten alle Reben verblüht; um Heiligkreuz-Tag im September war der Herbst schon fertig, der Wein über die Massen gut. *Th. Frz. Chron.*

1353 Herbstanfang, 4. Oktober, qualitativ und quantitativ berühmter Wein, billige Preise. *Th. Frz. Chron. Clos. Koen.* Viele Reben blieben ungeherbstet. *Speckl. Coll.*

1359 Sehr kalter Winter, Reben erfroren. *Koen Heg.*

1362 Sehr heisser Sommer. viel und guter Wein, sehr kalter Winter. *Th. Frz. Chron.* Ergiebiges Weinjahr. *Koen. Heg.*

1363 Abermals heisser Sommer, sehr wenig Frucht und Wein. Ausserordentlich kalter Winter. *Th. Frzk. Chron.*

1364 Abermals sehr heisser Sommer, der Winter 63/64 hatte bis in den Monat Mai gedauert; wenig Wein, Wein sauer. Ernten auch noch durch Krieg zerstört. *Speckl. Coll. Th. Frz. Chron.*

1365 Alles durch die Engländer verheert und zerstört, kleiner Herbst. Sehr langer harter Winter darauf. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1366—1371 Misswachs und Teurung. *Clos Koen. Speckl. Coll.*
1372 Reicher Herbst und guter Wein. *Clos. Koen. Th. Frz. Chron.* Wein sehr teuer, da man keinen baute, auch keiner wuchs, in den Vorjahren; grosser Herbst. *Speckl. Coll.*
1373 Ziemlich viel Wein, jedoch nicht so viel wie im Vorjahre, billige Preise. *Th. Frz. Chron.*
1375 Gutes Jahr an Früchten und Wein. *Clos. Koen.* Herbst um Michaelis, der zweiten Engländer wegen ward ein Teil Reben erst um Weihnachten gelesen, Wein davon war seyger und zech und gar nicht gut. Darnach kamen vieler guter Jahre aufeinander, wuchs so viel Wein und Korn «dass es ihrer viele verdross». *Speck. Coll.*
1376 Guter Herbst. *Clos. Koen.* Wenig Wein, hohe Preise. *Mat. Berl.*
1377 Gutes Jahr, reicher Herbst, billige Preise. *Mat. Berl. Clos. Koen.*
1378 Gutes Jahr, billige Preise aller Nahrungsmittel. Im Unterelsass Wein teuer. *Clos. Koen.* Auf Urbani verdarben die Reben, Wein teuer. *Speckl. Col.*
1379 Gutes Jahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
1380
1381 Ununterbrochene Reihe guter Jahre, andauernd billige
1382 Nahrungsmittelpreise. *Clos. Koen.*
1383
1384 Ueberaus guter und grosser Herbst, sehr billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
1385 Anhaltend grosse Regengüsse im Herbst. *Clos. Koen.*
1386 Weine wohlfeil und in grossen Mengen vorhanden. *Clos. Koen. Trausch. Speckl. Coll.*
1387 Gutes Jahr andauernd billige Preise. *Dom. Gebw.*
1388 Gutes Jahr, billige Preise. *Koen. Heg. Th. Frz. Chron.*
1391 Gutes Weinjahr, billig. *Koen. Heg.*
1392 Reiches Jahr, viel Wein, guter Wein. *Koen. Heg.*
1393 Gutes Weinjahr, billig und gut. *Th. Frz. Chron.*
1394 Viel und guter Wein. *Trausch.* Trockener Sommer, wuchs guter Wein der auch wohlfeil war. *Speckl. Coll.*
1395 Viel Wein, sehr billig. *Th. Frz. Chron.* Grosse Stürme richten an Bäumen und Reben grossen Schaden an. *Speckl. Coll.*
1396 Viel Wein und billig. *Th. Frz. Chron.*
1397 Viel Wein und billig, früher Jahrgang. *Th. Frz. Chron.*
1398 Gutes und reiches Weinjahr. *Clos. Koen. Speckl. Coll.*
1399 Infolge starken Winterfrostes erfroren alle Gewächse. *Th. Frz. Chr.*

1400 Sehr heisser, trockener Sommer; guter Wein. *Th. Frz. Chron.* Kleiner Herbst.
1401 Unwetter im Sommer; geringer Herbst, Teuerung. *Clos. Koen.*
1403 Starke Stürme beschädigen die Bäume und die Reben. *Th. Frz. Chron.*
1404 Grosse Sommerhitze, Wein vermutlich gut? *Clos. Koen.*
1406 Kleine Ernten, Teuerung. *Clos. Koen.*
1407 Grosse Kälte bis April, alles erfror. *Clos. Koen. Th. Frz. Chron.*
1408 Grosse Kälte bis Mittfasten, Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.* Alle Weine in den Kellern gefroren. *Speckl. Coll.*
1409 Reben erfroren um Martini 1408, geringer Herbst. *Th. Frz. Chron.*
1412 Grosser Hagel, der die Reben in Boden hinein verschlug. *Th. Frz. Chron.*
1414 Gutes Jahr an Wein und Früchten. *Trausch.* Grosse Teurung, sehr trockener heisser Sommer. *Speckl. Coll.*
1415 Infolge anhaltender Regenfälle, elende Ernte, Heuet und Herbst. *Th. Frz. Chron. Clos. Koen.*
1416 Ergiebiger Herbst, Wein billiger nach Herbst. *Trausch.* Grosse Wassergüsse beschädigten die Reben sehr, Herbst besonders in den Berglagen, gering. *Th. Frz. Chron.*
1418 Viel Wein. *Arch. Chron.*
1419 Schlechter Wein infolge grosser Regengüsse. *Arch. Chron.*
1420 Früher und guter Herbst. *Dom. Gebw.* Auf Ostern Rosen (April 7), mitten im April reife Erdbeeren und Kirschen, die Reben in Blüte, um Johanni reife Trauben, Ernte und Herbst waren gut. *Speckl. Coll.*
1421 Nasser Jahrgang mit Ueberschwemmungen, geringer Herbst. *Trausch. Speckl. Coll.*
1422 Guter Herbst, billige Weinpreise. *Clos. Koen.*
1423 Reben erfroren. *Prot. Marb.*
1424 Reben erfroren, hohe Weinpreise für das folgende Jahr. *Mat. Berl.* Guter Herbst, Wein billig. *Trausch.*
1425 Kleiner Herbst. *Mat. Berl.*
1426 Ausnahmsweise warmer Winter folglich *Mat. Berl.*
1427 Gutes Weinjahr?
1429 Mitten im Jahr erfror alles Korn; wohl auch die Reben? *Speckl. Coll.*
1430 Erfroren Korn und Wein. *Arch. Chron. Th. Frz. Chron.*
1431 Sehr viel und wohlfeiler Wein, dass an vielen Orten der Mörtel mit Wein angemacht wurde, wegen Fassmangels. *Th. Frz. Chron.*

1432 Ergiebiger Herbst, billige Weinpreise. *Trausch.* Reben erfroren. Fehlherbst, Teuerung. *Speckl. Coll. Bill. Rev.*
1433 Sehr grosser Herbst, Wein spottbillig. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
1434 Erfroren Wein und Korn. *Mat. Berl.*
1435 Um Georgentag grausamer Reif, der beinahe alle Weinberge verderbte, sehr kleiner Ertrag, teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
1436 Infolge Winterfrosts 1435, geringer Herbst, teure Weine. *Th. Frz. Chron.* Guter Herbst, Wein nicht teuer nach *Trausch.*
1438 Grosser Misswachs infolge lang andauernden Regenwetters, wenig und teurer, dazu schlechter Wein. *Th. Frz. Chron.*
1439 Karge Ernten, Notjahr. *Mat. Berl.*
1440 Harter und langer Winter von Ende Dezember d. J. bis Ausgangs Januar nächsten Jahres, Bäume und Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.*
1441 Fruchtbares Jahr. *Trausch.*
1442 Kleiner Herbst. *Th. Frz. Chron.* Dagegen nach *Trausch,* gutes Jahr. Erfroren Korn und Wein. *Mat. Berl. Arch. Chron.*
1443 Gutes Jahr. *Dom. Gebw.* Kleiner Herbst, grosse Sommerhitze, guter Wein. Abermals sehr kalter Winter der bis in den Mai des folgenden Jahres dauerte. *Th. Frz. Chron.* Bezieht sich wohl auf den Winter 1442, wie in *Bill. Rev.* zu sehen.
1444 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
1445 Langer kalter Winter 1444/45, bis in den Monat Mai hinein; Reben erfroren, trotzdem wuchs viel aber saurer Wein. *Th. Frz. Chron.* War alles wohlfeil. *Speckl. Coll.*
1446 Erfroren die Reben, sehr wenig Wein, man fing in Strassburg an Bier zu brauen. *Arch. Chron.* Erfroren am Palmtag die Reben. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
1447 Ungewöhnliche Kälte, hat sowohl der Ernte als auch dem Herbst einen grossen Stoss gegeben: der Wein ward sauer und teuer. *Th. Frz. Chron.*
1448 Frost und Schnee am 20. April, alles in Blüte, trotzdem ohne Schaden verlaufen, darauf guter Herbst, wohlfeiler Wein. *Th. Frz. Chron.* Gutes Jahr, guter Wein. *Trausch.*
1449 Billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
1450 Guter Mittelherbst. *Gebw. Dom.*
1453 Grosser Schaden durch Regen und Ueberschwemmungen, dennoch ein guter Herbst. *Th. Frz. Chron.*
1454 Weine billig in der Fasten, grosser Herbst. *Th. Frz. Chron.* Grosser Hagel und Wind, macht stellenweise viel Schaden. *Speckl. Coll.*

1455 Weine sehr billig im April. *Th. Frz. Chron.*

1457 Grosser Hagelschlag, zerschlug alles Getreide, die Reben und die Obstbäume. *Th. Frz. Chron.*

1458 Schlechtes Jahr, grosse Teurung an Wein und Früchten. *Th. Frz. Chron.*

1460 Kalter Winter, Reben erfroren wo sie nicht eingelegt worden waren; Frost im Juni bei der Blüte: Teuerung. *Th. Frz. Chron.*

1461 Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*

1462 Ziemlich fruchtbares Jahr. *Th. Frz. Chron.*

1463 Abermals gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*

1464 Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*

1465 Wuchs «trefflich saurer Wein». *Mat. Berl.* Saurer ungeniessbarer, sogar der Gesundheit schädlicher Wein. Grosser Herbst, «wuchs trefflich saurer Wein». *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1466 Vortrefflicher Wein. *Th. Frz. Chron.*

1468 Grosses Notjahr, Pest und Hungersnot, die Schweizer verheeren den ganzen Sundgau. *Th. Frz. Chron.*

1469 Alles sehr wohlfeil. *Th. Frz. Chron.*

1470 Billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*

1471 Herbst gar wohl geraten, nicht Fässer genug, dazu der Wein sehr gut. *Th. Frz. Chron.*

1472 Sehr heisser Sommer, vortrefflicher Wein. *Mat. Berl*.

1473 Grosser Herbst, gute Qualität. *Dom. Gebw.* Sehr frühes Jahr, Blüte der Bäume bereits im Hornung, alles schon grün wie im Mai, zu Pfingsten zeitige Erdbeeren und Kirschen, ausgehenden Brachmonats reife Trauben; Herbst vor Bartholomei (24. August), viel und gut. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1474 Regen vom 1. Juli bis 4. September, wuchs ein gar saurer dabei sehr billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*

1476 Gutes Jahr, Weine billig. *Th. Frz. Chron.*

1477 Kriegsverheerungen, infolge derselben teures Jahr. Qualität gut, *Th. Frz. Chron.* Qualität gut, Quantität gering, hohe Preise. *Dom. Gebw.*

1478 Wein und Frucht teuer. *Trausch.* Nach Wursteisen (Hanauer) war der Herbst so gut wie in fünfzig Jahren nicht.

1479 Reicher Herbst, desgleichen in fünfzig Jahren nicht erlebt. *Th. Frz. Chron.*

1480 Ergiebiger Herbst. Wein sauer und teuer. *Dom. Gebw.* Misswachs durch Regen, Teuerung. *Mat. Berl.* Später Herbst, saurer und teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*

1481 Grosser und guter Herbst, trotzdem Wein und alles teuer. *Trausch.* Nass und regnerisch, viel und blutsaurer Wein;

im Elsass doch noch ziemlich gut, und so wohlfeil dass man ein Mass um ein Ei haben konnte. *Th. Frz. Chron.*

1482 Anhaltend grosse Teuerung, grosser und guter Herbst. *Trausch.* Teurer Wein im Schwabenland, guter Herbst im Elsass. *Th. Frz. Chron.*

1483 Ergiebiges Jahr an Wein und Früchten, viel und guten, dazu billigen Wein. *Dom. Gebw. Arch. Chron.* Herbstanfang 2. Oktober, sehr viel und guter Wein, ausserordentlich billig, ein leeres Fass wird um den Inhalt gegeben. *Th. Frz. Chron.*

1484 Mehr wie im vorigen Jahr, dazu gut und wohlfeil. *Dom. Gebw Arch. Chron.* Man gab den Wein um Gottswillen, den Ohmen um ein Ei. *Speckl. Coll.*

1485 Kleiner Herbst, Preise hoch. *Mat. Berl. Dom. Gebw.* In einer Nacht auf dem St. Lorenztag alle Trauben (Beeren) von den Stöcken gefallen, niemand konnte sich's erklären, sonst guter Herbst und Wein wohlfeil. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1486 Schlechtes Jahr, Misswachs, Wein teuer. *Trausch. Th. Frz. Chron.*

1487 Grosser Hagel, Reben stark beschädigt; *Th. Frz. Chron.* Weinteuerung wegen Misswachs. *Trausch.*

1488 Abermals kleiner Herbst, Wein teuer. *Trausch.*

1489 Die Teuerung hält an. *Trausch.* Mittelmässiger Herbst, teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*

1490 Langer Winter, kalt bis Johannis Bapstistae, sehr starker Frostschaden. *Th. Frz. Chron.*

1491 Abermals langer Winter bis in den Mai hinein, langwährende Regenfälle, daraus Misswachs und Teuerung. *Th. Frz. Chron. Trausch.* Wein teuer, im Mai erfroren. *Arch. Chron.*

1492 Wein sauer und teuer. *Trausch. Th. Frz. Chron.*

1493 Viel und guter Wein, billig. *Trausch. Th. Frz. Chron.*

1494 Erfroren die Reben am 23. April, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.*

1495 Viel Wein und billig, Fassmangel. *Trausch. Th. Frz. Chron*

1496 Ausgezeichneter Herbst, billige Preise, Fässer doppelt so teuer als der Wein. *Trausch. Th. Frz. Chron. Mat. Berl.* Teurer und guter Wein. *Speckl. Coll.*

1497 Herbstanfang 5. Oktober; mittelmässiger Wein. *Th. Frz. Chron.* Guter Wein teuer. *Speckl. Coll.*

1498 Kleiner Herbst, Wein wird teuer. *Trausch.*

1499 Guter Herbst, billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*

1500 Hungerjahr. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt auf, schlechter Herbst. *Trausch.*

1501 Elendes Fehljahr. *Th. Frz. Chron.*
1502 Wein sehr billig. *Dom. Gebw.* Um Pfingsten sehr grosse Kälte, dass Vögel davon zu Grunde gingen. *Bill. Rev.*
1503 Grosser Herbst nach *strassburgischen Chroniken.* dagegen Misswachs nach *Gebweiler Dominikanerchronik.* Misswachs wegen allzugrosser Hitze nach *Th. Frz. Chron.* Frostschaden an den Bäumen. *Bill. Rev*
1504 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Dom. Gebw.* Abermals grosse Hitze, Misswachs und teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
1505 So viel Wein wie in hundert Jahren nicht dagewesen, sehr billig. *Th. Frz. Chron.* Wein wieder sehr billig. *Dom. Gebw.*
1506 Gutes Jahr an allem was zur Nahrung dient. *Dom. Gebw.* Bäume und Reben erfroren. *Bill. Rev.*
1507 Grosser Herbst, sehr billiger Wein. *Th. Frz. Chron.* Uebermässig heisser Sommer, Teuerung. *Trausch.* Grosser Hagel beschädigte stellenweise die Reben. *Speckl. Coll.*
1508 Nasser Sommer, wuchs geringer Wein. *Dom. Gebw.* Sehr kalter Winter. *Bill. Rev*
1509 Wein billig, reiche Lese. *Dom. Gebw.*
1510 Gutes Weinjahr, wuchs sehr viel Wein. *Dom. Gebw.*
1511 Grosse Kälte, Reben erfroren. *Trausch.*
1512 Wein erfroren, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.*
1513 Viel Wein im Elsass trotz des Frostes, Wein dennoch teuer. *Dom. Gebw.* Schlägt jedoch ab nach dem Herbste. *Th. Frz. Chron.*
1514 Ergiebiger Ertrag sowohl der Reben als der Felder. *Dom. Gebw.*
1515 Nasser Sommer, Wein teuer. *Trausch.*
1516 Trockener Sommer, guter Wein aber wenig, Teuerung. *Th. Frz. Chron. u. Trausch.*
1517 Reben erfroren am 25. April, sehr kleiner Herbst. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron. Trausch.*
1518 Genügsames Jahr an Wein und Korn. *Dom. Gebw.* Herbstanfang 2. Oktober; mittelmässiger Herbst und Wein. *Th. Frz. Chron.* Wein und Korn fehlen, Teurung. *Trausch.* Grosse Teurung. *Speckl. Coll.*
1519 War ein guter Herbst und der Wein billig. *Dom. Gebw.*
1520 Wuchs wenig Wein und war teuer. *Dom. Gebw.*
1521 Gutes Weinjahr, Preise niedrig. *Dom. Gebw.* Herbstanfang 5. Oktober, ziemlich gut und viel, billig. *Th. Frz. Chron.*
1522 Wein teuer. *Trausch.*
1523 Frucht und Wein war dies Jahr genug. *Dom. Gebw.* Viel Wein. *Trausch.* Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*

1524 Kleiner Herbst, Wein teuer. *Dom. Gebw.* Wein teuer. *Th. Frz. Chron.*

1525 Wuchs guter und viel Wein. *Dom. Gebw.* Trockenes Jahr, guter Wein, Mittelpreise. *Th. Frz. Chron.*

1526 Gutes Jahr an Wein und anderen Sachen. *Dom. Gebw.* Viel Wein aber mittelmässig gut, billig. *Th. Frz. Chron.*

1527 Wuchs wegen Sonnenhitze wenig Wein; *Dom. Gebw.* Ueberflüssig Korn, Weizen, Gersten, Haber etc. Ganz heisser Sommer und Dürre; viel Trauben an den Reben, die Sonne verdörrte sie fast. *Th. Frz. Chron.*

1528 War Wein und Frucht genug. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.* Grosse Teurung. *Speckl. Coll.*

1529 Trauben nicht reif, Wein schlecht. *Dom. Gebw.* Der neue Wein hatte gar keinen Preis, weil die Trauben nicht reif wurden, man nannte ihn den Türken- und Wiedertäuferwein. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1530 Geriet alles ziemlich gut, Weine dennoch teuer. *Dom. Gebw.* Teurung. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1531 Kleiner Herbst, hohe Weinpreise. *Dom. Gebw.* Starker sehr verderblicher Frühjahrsfrost am 14. April. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1532 Viel und sehr guter Wein. *Dom. Gebw.* Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*

1533 Wuchs ein gar saurer Wein, dazu ward er teuer. *Dom. Gebw.* Saurer und teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*

1534 Sehr wenig, aber besserer Wein. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*

1535 Trauben nicht reif, kleiner, schlechter Herbstertrag. *Dom. Gebw.* Grosser Frost während der Rebenblüte. *Th. Frz. Chron.*

1536 War viel Wein, Korn und Obst. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*

1537 Wuchs abermals viel Wein. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*

1538 Erfroren die Reben, trotzdem Herbst befriedigend. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*

1539 Gab es so viel Wein dass Mangel an Fässern war. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron. Trausch.* Ausserordentlich grosser Herbst, Wein sehr billig, viele liessen denselben auslaufen. *Speckl. Coll.*

1540 Wuchs wiederum viel Wein. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron. Trausch.* Im Oktober wieder Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren. *Trausch.* Bei Andlau fand man ein grossen Drauben in den Reben, der hatte, einer guten Elen lang, ein ritzrothen Bart, also man in abschnitt, brocht man in gen Strassburg, zeigt in dem rat und vilen hundert bür-

gern, den drug man gen Heidelberg und schenckt in Pfalzgraf Ludwig; der Pfalzgraf schickt in gen Speir, schenckte in kaysser Carles. Man sagt hinder den guten trauben war ein Judas, also auch hinder den reichsdag, weil er ein roten Bart hatte. Herbst im August, Trauben wie Meertrauben, Wein wie Malvasier und dessen viel. *Speckl. Coll.*

1541 Ward ein guter Herbst. *Dom. Gebw.* Viel Trauben aber nicht reif. *Trausch.*

1542 Grosse Heuschreckenschwärme, haben wo sie niederfielen alles kahlgefressen und grossen Schaden getan. *Seb. Bühl.* Wein sehr sauer, aber teuer. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*

1543 Erfroren die Reben. *Dom. Gebw.* Elender Herbst, Frühjahrfrost am 20. Mai; Hagel, Regen und Brenner (Blattfallkrankheit) geben den Reben noch den Rest. *Th. Frz. Chron.*

1544 Wenig aber guter Wein. *Dom. Gebw.* Im Sundgau um Thann herum infolge grosser Hagelschläge und schlechter Sommerwitterung sehr wenig und dazu saurer Wein. *Th. Frz. Chron.* Hagel und Weinteuerung infolge desselben. *Trausch.*

1545 Kleiner Herbst, ausgezeichnete Qualität, Wein teuer. *Dom. Gebw.*

1546 Wurde der Wein gut, mittlere Preise. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*

1547 Guter Mittelherbst warmer Sommer. *Dom. Gebw.*

1548 Reben durch Frost vernichtet, sehr kleiner Ertrag. *Dom. Gebw.*

1549 Mittelherbst Wein schlägt auf. *Trausch.* Reif am 11. Mai Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1550 Kleiner Herbst, hohe Preise. *Trausch.* Hitziger Sommer, frühe Ernte und Herbst, die ziemlich wohl ausgaben. *Th. Frz. Chron.*

1551 Weine teuer. Wenig Wein, aber gut. Grosser Schnee auf Michaeli, grosse Kälte bis Allerheiligen, die Trauben mussten unterm Schnee hervorgesucht werden. *Th. Frz. Chron.*

1552 Hohe Weinpreise schlechter Herbst und wenig Frucht, infolge grosser Hagelschläge. *Th. Frz. Chron.*

1553 In Gebweiler Weine teuer. *Dom. Gebw.*, billig in Molsheimer Gegend. *Trausch.*

1554 Teurer Wein. *Trausch.*

1555 Saurer und teurer Wein. Kalter Sommer. *Trausch.*

1556 Heisser Sommer, guter dabei teurer Wein. *Dom. Gebw.*

Trausch. Feiner Herbst und gar köstlicher Wein, desgleichen bei Manns Gedenken nicht gewachsen. *Th. Frz. Chron.*

1557 Heisser Sommer Mittelherbst, mittlere Weinpreise. *Dom. Gebw. Trausch.*

1558 Heisser Sommer, Preise fallen. *Dom. Gebw. Trausch.*

1559 Sehr heisser Sommer, früher Herbst und guter Wein. *Th. Frz. Chron. Trausch.*

1560 Mittelherbst, Wein schlägt etwas ab. *Trausch*. Kalter Winter. *Bill. Rev.*

1561 Thanner Gegend grosser Hagel, kleiner Herbst, Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Hagel und Teurung. *Trausch. Seb. Bühl.* Kälte dauerte bis in den Monat März, Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1562 Teuerung wegen Misswachses. *Dom. Gebw.* Wenig Wein, sauer und abgeschmackt infolge Hagelschlages und grosser Regengüsse. *Th. Frz. Chron.* Teuerung hält an. *Trausch.*

1563 Kleiner Herbst, Wein teuer. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.* Die Weinpreise schlagen wieder ab.

1564 Guter Herbst, Preise sinken. *Dom. Gebw.* Halber Herbst, sehr guter Wein. *Th. Frz. Chron.* Grosse Teurung. *Speckl. Coll.* Hagel und Frost, Frost am 6. Mai. *Bill. Rev.* Preise steigen. *Trausch.*

1565 Grimmig kalter Winter, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.* Sehr kalter Winter, viel Schnee im Februar, Reben und Bäume erfroren. *Th. Frz. Chron.* Zu Colmar nicht so viel Wein gewachsen, dass ein Pfaff hätte können Messe damit lesen. *Colm. Wunderb.* Abermals Fröste, Preise steigen. *Trausch.*

1566 Mittelherbst, Preise sinken. *Trausch*. Weinteuerung. *Wurst. Basl. Chron.* Abermals Teuerung. *Speckl. Coll.*

1567 Mittelherbst und Mittelpreise. *Trausch.*

1568 Gutes Jahr, Mittelpreise. *Trausch.* Kalter Winter, Frühling und Sommer feucht, mittelmässiger Herbst. *Th. Frz. Chron.*

1570 Feuchter Sommer, Wein kaum trinkbar und teuer. *Trausch.* Wegen vielen Regens faulte Alles, sehr wenig und schwacher Wein. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1571 Grosses Fehljahr. *Dom. Gebw.* Sehr kalter Winter anfangs des Jahres, geringer Herbst, Teuerung sehr stark. *Th. Frz. Chron. Trausch.*

1572—75 waren nacheinander schlechte Jahrgänge daher fünfjährige grosse Not und Teuerung. *Dom. Gebw. Trausch.*

1572 Sehr kalter Winter in den ersten Monaten des Jahres,

Alles erfroren, kleiner Herbst, Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Grosse Teuerung in Allem. *Trausch.*

1573 Abermals sehr kalter Winter, Frostschaden, erbärmlicher Herbst, Wein nicht reif und nichts nutz, sondern schier gar Essig. Langandauernde nasse Witterung Trauben faulen. *Th. Frz. Chron. Trausch. Speckl. Coll. Seb. Bühl.*

1574 Abermals Missernten und kleiner Herbst, andauernde Teuerung und Hungersnot. *Th. Frz. Chron.* Wein teuer, Ausfuhrverbot. *Trausch.* Grosser Hagel um Strassburg, Teuerung dauert fort. *Speckl. Coll.*

1575 Wein ziemlich wohlgeraten, Preise schlagen etwas ab. *Th Frz. Chron.* Guter Herbst, billigere Preise. *Trausch.* Am Karfreitag (1. April) und Jakobi 1. Mai erfroren die Reben, Frucht und Wein dennoch genug, Preise aber andauernd hoch. *Speckl. Coll.* Diese und die folgende Notiz beziehen sich wohl auf dasselbe Ereignis.

1576 Wein erfroren am 1. Mai, Preise schlagen wieder auf. *Trausch.*

1577 Wein sehr teuer, kleiner Herbst. *Trausch.*

1578 Mittelherbst, doch noch ziemlich hohe Preise. Ziemlich guter Herbst Preise sinken wieder etwas. *Trausch.*

1579 Nasser Sommer, saurer oft untrinkbarer und teurer Wein. *Trausch.* Wieder ein leidiger Herbst, Trauben sauer wie Weiden, unreif und gefroren heimgebracht, ein erbärmlich ungesundes Getränk. *Th. Frz. Chron.*

1580 Wein teuer, Fehljahr. *Trausch. Th. Frz. Chron.*

1581 Viel und guter Wein. *Th. Frz. Chron.*

1582 Wein billiger. *Dom. Gebw.*

1583 Guter Herbst, vorzüglicher Wein, Preise billig, die Fässer gelten dreimal mehr wie deren Weininhalt. *Trausch.* So guter Herbst dass viele Reben ungelesen blieben. *Speckl. Coll.*

1584 Grosser Weinüberfluss, billige Preise. Fässer siebenmal so teuer als der Wein. *Trausch.* Ziemlich grosser und gar guter Herbst. *Th. Frz. Chron.*

1585 Nasser Sommer, schlechter Herbst, teurer Wein. Preise steigen um das fünffache. *Trausch. Th. Frz. Chron.* Alles wieder teuer, obwohl alles im Ueberfluss vorhanden. *Speckl. Coll.*

1586 Grosse Teuerung, schlechter Herbst, kleine Ernte. *Trausch. Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

1587 Weine teuer, grosse Kriegsverheerungen. *Trausch.* Wegen andauernden Regenwetters im Sommer ziemlich schlechter Herbst. *Th. Frz. Chron.* Kalter Winter 1586/87; alle Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1588 Nasses und feuchtes Jahr, der Herbst war auch gar schlecht, wenig Wein, sehr sauer und abgeschmackt, grosse Teueruug in Allem. *Th. Frz. Chron. Trausch. Dom. Geb.*

1589 Schlechte Ernte und Herbst, sehr grosse Teuerung. *Trausch. Th. Frz. Chron.*

1590 Guter Herbst, doch hohe Preise. *Trausch.* Gab es einen kostbaren Ausbund von Wein und viel, aber nicht so gar viel, sehr hohe Weinpreise. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1591 Weinteuerung dauert an. *Dom. Geb.* Sehr kalter Winter bei Jahresanfang, kleiner Herbst, Teuerung dauert an. *Th Frz. Chron.* Besserer Herbst, Wein schlägt wieder etwas ab. *Trausch.*

1592 Wein abermals teuer. *Dom. Gebw.*

1593 Wenig Wein, immer teuer, doch etwas gesunken. *Dom. Gebw.* Mittelmässiger Herbst, nicht gar viel und nicht gar gut, hohe Preise. *Th. Frz. Chron. Trausch.* Reben erfroren am 6. Mai. *Bill. Rev.*

1594 Die Reben erfroren, Wein immer noch teuer. *Trausch.* Sonntag Exaudi, starker Reif, Reben erfroren, Schaden gelitten, der Seckhel aber gefüllt. *Colm. Wunderb.*

1595 Wein immer noch selten und teuer, infolge grosser Kälte und schädlichen Frostes. *Th. Frz. Chron. Trausch.*

1596 Kleiner Herbst noch höhere Preise infolge ausserordentlich grosser Hitze. *Th. Frz. Chron. Trausch.*

1597 Durchaus ein Fehljahr an Wein und Frucht, viel Regen, Gefrist, Reifen und Hagel. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt doch etwas ab. *Trausch.*

1598 Andauernde Weinteuerung, kleiner Herbst. *Th. Frz. Chron.* Nach *Trausch* wieder etwas billiger. Reben erfroren um Ostern. *Bill. Rev.*

1599 Guter Herbst, sehr guter Wein, Preise etwas billiger. *Dom. Gebw.* Wein genug und fürtrefflich. *Th. Frz. Chron.* Guter Herbst, mittlere Preise. *Trausch.* Dieses Jahr ist sehr guter Wein gewachsen und war sehr unwert. *Colm. Wunderb.*

1600 Genügsamer Herbst. *Dom. Gebw.* Ziemlich viel Wein. aber ziemlich sauer. Grosser Frost im Dezember 1599, dass man zu Colmar die Reben hat abhauen müssen, also dass diese Stadt nicht über ein Fuder Wein gewachsen. *Colm. Wunderb.* Wenig und teuer. *Trausch.*

1601 Herbst gar übel geraten. *Dom. Gebw.* Erschröcklich nasses Fehljahr. *Th. Frz. Chron.* Wider Verhoffen Kälte, also daz man hat herbsten müssen und ist der Wein ziemlich sauer worden. *Colm. Wunderb.*

1602 Reben und Nussbäume erfroren, Wein teuer. *Trausch.* Unbeschreibliche, ausserordentliche Kälte, Reben zu Berg und Tal erfroren. *Th. Frz. Chron.* Teurer Wein. *Colm. Wunderb.* Fröste 23. April und 13. Mai. *Bill. Rev.*

1603 Wein ziemlich sauer und teuer. *Th. Frz Chron.* Wein teuer. *Trausch.*

1604 Grosser und guter Herbst. *Th Frz. Chron.* Wein abermals teuer. *Trausch.* Grosse Kälte bei Jahresanfang, die Reben trieben nicht vor Ende Mai. *Bill. Rev.*

1605 Voller Herbst. *Th. Frz Chron.* Wein schlägt um die Hälfte wieder ab. *Trausch.*

1606 Geringer, schlechter, saurer Wein. *Th. Frz. Chron.* Teurer Wein gering. *Vik Müller.* Ein Fuder Rotwein, zu Sulzbach um Ostern gegen eine Kuh verhandelt. *Colm Wunderb.* Schlägt ums doppelte des Vorjahres auf. *Trausch.* Erfroren vor Herbst. *Bill. Rev.*

1607 Kleiner Herbst, aber guter Wein, teurer Wein. *Th Frz. Chron. Vik. Müller.* Geringer Herbst, Preise steigen nochmals. *Trausch.*

1608 Sind die Reben stark erfroren. *Dom. Gebw.* Sehr grosse Kälte im Januar, Reben und Obstbäume erfroren, ganz geringer Herbst, sehr hohe Preise. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.* Teurung dauert fort. *Trausch. Bill. Rev.*

1609 Wein und alles teuer. *Trausch.* Kleiner Herbst, Wein ziemlich gut. *Th. Frz. Chron.*

1610 Grosse Teuerung in Allem. *Trausch.* Schlechter und sehr wenig Wein, Regen und Hagel haben Alles verderbt, Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Ausserordentlich trockenes Jahr. *Vik. Müller.*

1611 Guter Mittelherbst. *Dom. Gebw.* Ziemlich guter Wein, ein sog. Glückherbst, so dass etliche viel, andere sehr wenig Wein machten. *Th. Frz. Chron.* Wenig Wein, *Trausch.*

1612 Ziemlich gutes Jahr, in dem es Wein und Früchte genug gab. Die Preise haben abgeschlagen. *Th. Frz. Chron.* Trockener Sommer, guter Wein, schlägt etwas ab im Preise. *Trausch.* Nach Billings kleiner Colmarer Chronik, sind die Reben dies Jahr erfroren. *Bill. kl. Chron. Colm. Wunderb.*

1613 War ein Glückherbst, wie auch die Erndt, weil grosser Hagel viel geschadet. *Th. Frz. Chron.* Wein teuer. *Trausch.* Ziemlich viel, sauer. *Vik Müller.*

1614 Herbst gering. *Dom Gebw.* Der Wein wuchs ziemlich sauer, Quantität mittelmässig, die Preise schlagen nicht

auf. *Th. Frz. Chron.* Wenig und sauer, dazu teuer *Vik. Müller. Trausch.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1615 Im Januar grosser Schnee, scharfer Frost, Reben und Obst erfroren. Abermals Frost am 13. Mai; wenig aber guter Wein. *Th. Frz. Chron.* Geringer Herbst, teurer Wein, *Dom. Gebw.* Viel und gut. *Vik Müller.*

1616 Gewöhnlicher guter Herbst. *Dom. Gebw.* Herbstanfang 10. September, trefflicher Herbst, sehr guter Wein. Jedoch unglücklicher Ertrag, da in einigen Gegenden sehr wenig Wein gewachsen ist. *Th. Frz. Chron.* Grosser Hagel um Colmar herum. Wenig aber gut. *Vik. Müller.* Reben erfroren. *Bill. Rev. Colm. Wunderb.*

1617 Waren viel Trauben aber nicht reif, Preise schlagen etwas ab. *Th. Frz. Chron. Dom. Gebw.* Viel, sehr sauer, erst in zwei Jahren geniessbar. *Vik. Müller.*

1618 Weinteuerung, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.* War ein Fehljahr, Wein sauer und teuer. *Th. Frz. Chron.* Mittelherbst, mittelmässig. Teuerung dauert an *Trausch. Vik. Müller.*

1619 Sehr starker Frost im Januar, Reben und Bäume erfroren: trotzdem viel Korn und Wein, Preise andauernd hoch. *Th. Frz. Chron.* Andauernd hohe Preise. *Trausch. Dom. Gebw.* Sehr grosser Hagelschlag bei Colmar. *Colm. Wunderb.*

1620 Wein andauernd hoch im Preise. *Dom. Gebw. Trausch.* Wenig und gut. *Vik Müller.*

1621 Grosse Kälte in den ersten drei Monaten, Reben und Bäume erfroren, war ein gar geringer Herbst, sehr hohe Preise. *Th Frz. Chron.* Grosse Fröste, kleiner Herbst, Wein teuer. *Trausch.* Wenig und sauer. *Vik. Müller.*

1622 Wein teuer. *Bill. kl. Chron. Colm. Wunderb.* Abermals sehr grosse Kälte und arger Frostschaden an Reben und Bäumen. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1623 Reben abermals erfroren, geringer Herbst. *Th. Frz. Chron.* Grosse Teurung in Allem wegen des Krieges. *Dom. Gebw. Trausch.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1624 Weinpreise schlagen beständig auf. *Dom. Gebw.* Früher Herbst, guter Wein, Preise sinken. *Trausch.* Gar guter Wein aber wenig. *Th. Frz. Chron.* Viel und gut. *Vik. Müller.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*

1625 Weinpreise sehr hoch. *Dom. Gebw.* Schöner und guter Herbst in der Gegend von Thann; viel Wein im Land durch den Krieg verderbt. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht, und darum sehr teuer. *Vik. Müller. Trausch.*

1626 Kleiner Herbst, dessen ungeacht schlagen die Preise etwas ab. *Dom. Gebw.* Regnete sechs Wochen, Wein teuer. *Bill. kl. Chron.* Schädlicher Reif im Mai. *Colm. Wunderb.*

1627 Kleiner Herbst, Preise sehr fest. *Dom. Gebw.* Frost im Januar, mittelmässiger Herbst. *Th. Frz. Chron.* Teurer Wein. *Trausch.* Wenig und sauer. *Vik. Müller.*

1628 Reben im Frühling erfroren, hohe Preise, steigend. *Dom. Gebw.* Ziemlich guter und «häuffiger» Wein, trotzdem sehr hohe Preise. *Th. Frz. Chron.* Gar nichts erfroren. *Vik. Müller.* Der Schlegelherbst bey den gefrorenen Trauben. *Bill. kl. Chron.*

1629 Guter Wein und guter Mittelertrag. *Dom. Gebw.* Wenig und saurer Wein. Viel und gut, reicher Herbst. *Vik. Müller.* Reben erfroren. *Bill. Rev.* Wein schlägt gegen Juli herum stark ab. *Bill. kl Chron. Th. Frz. Chron. Colm. Wunderb.*

1630 Besser und mehr als 1629. Im Herbst zu Wettolsheim eine Traube mit Bart, 3/4 Ellen lang, gefunden. *Colm. Wunderb.*

1631 Viel und noch besser, Weinpreise sinkend. *Dom. Gebw. Vik Müller.*

1632 Herbst zufriedenstellend. *Dom. Gebw.* Im Niederelsass wenig und sauer. *Vik. Müller.*

1633 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1634 Viel, dabei auch gut. *Vik. Müller.*

1635 Wenig und sauer. *Vik. Müller.*

1636 Ob des Krieges kleiner Herbst, Reben konnten nicht bestellt werden. *Dom. Gebw.* Wenig und schlecht *Vik. Müller.*

1637 Kriegsverheerungen mindern den Herbst abermals *Dom. Gebw.* Viel und gut. *Vik. Müller.*

1638 Guter Wein, wegen des Krieges aber andauernd Mangel und Hungersnot. *Dom. Gebw.* Ausstich von Wein, sehr teuer. *Vik. Müller.*

1639 Viel und sauer. Holzäpfelwein genannt. *Vik. Müller.*

1640 Ziemlich viel und sauer. *Vik. Müller.* In diesem Jahr sind die geflüchteten Bauern wieder zurückgekommen und fingen wieder an die Güter zu bauen; während des Krieges hat man weder gesäet noch geerntet oder geherbstet. *Dom. Gebw.*

1630—1642 Man hat etliche Jahr, 1630—1642 den Herbst nicht können einmachen, noch viel weniger hat man können die Frucht bauen, weil kein Mensch sicher im Feld hat stehen können, vil weniger einiges Stückh Vieh

behalten, das ihm nicht von den hungrigen und verstohlenen Soldaten were weggenommen worden. *Th. Frz. Chron.*

1641 Wenig und sauer. *Vik. Müller.* Wenig, schlecht und teuer infolge anhaltenden Sommerregens. *Th. Frz. Chron.*

1642 Kleiner Herbst. Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Wenig aber gut. *Vik. Müller.*

1643 Mittelherbst, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

1644 Sehr gut aber wenig. *Vik. Müller.*

1645 Gut aber noch weniger. *Vik. Müller.*

1646 Wenig und gut. *Vik. Müller.*

1647 Wenig aber gut. *Vik. Müller.* Quantitativ und qualitativ guter Herbst. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt ab. *Bill. kl. Chron.*

1648 Ziemlich gut, hie und da auch saurer Wein. *Vik. Müller.* Gutes und fruchtbares Jahr an Korn und Wein, jedoch Wein teurer als im Vorjahre. *Th. Frz. Chron.*

1649 Sauer und wenig. *Vik. Müller.* Preise fest. Herbst und Erndt nie fern. *Th. Frz. Chron.*

1650 Gab es wieder viel und guten Wein. *Dom. Gebw.* Dieses Jahr ist in Allem ein erwünschtes Jahr gewesen, billige Weinpreise, *Th. Frz. Chron.* Wenig und besser. *Vik. Müller.*

1651 Grosse Winterkälte bei Jahresanfang, Frucht und Weins halben ein gutes Jahr, Wein billig zu kaufen. *Th. Frz. Chron.* Ziemlich viel und mittelgut. *Vik. Müller.*

1652 Es hat, Gott sey Lob und Dank gesagt, ein ziemlich guter, reicher und schöner Herbst, in Quantitate und Qualitate dem Wetter und Herbst gleicher Wein abgeben. *Th. Frz. Chron.* Reicher Herbst, guter Wein. *Vik. Müller.*

1653 Reichlicher Herbst und sehr guter Wein. *Th. Frz. Chron. Vik. Müller. Bill. kl. Chron.* 1753.

1654 Mittelmässiger Herbst an Quantität der Trauben, und wegen Unwetter ein gar schlechter saurer und ungeschlachter Wein. Hohe Preise für die guten alten Jahrgänge. *Th. Frz. Chron.* Viel und gut. *Vik. Müller.*

1655 Reichlich, dazu Ausstichwein. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst, sowohl in Quantitate als in Qualitate. Billige Preise. *Th. Frz. Chron.*

1656 Schlechter Herbst, weil es ein kalter, nasser Sommer gewesen und sehr viel geregnet, im Blust hatte es wenig Samen, und was da war, war meistens verriesen, wegen Nässe und Kälte konnten die Trauben nicht ausreifen und ward also ein saurer Wein und gar nicht viel. *Th. Frz. Chron.* Kleiner Herbst, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

1657 Gering und wenig, gemeiner Tischwein. *Vik. Müller.* Schlechter Herbst, Reben erfroren, sowohl im Winter als im Frühling; die Preise schlagen auf. *Th. Frz. Chron.* Viel und schlecht. *Raisseisen.*

1658 Schlecht und wenig, erfroren. *Vik. Müller.* Grosse Winterkälte im Januar, Reben erfroren; war ein erbärmlicher Herbst und noch ein viel miserablerer Wein. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren, wenig Wein. *Raisseisen.*

1659 Viel und sehr saurer Wein. *Gebw. Dom.* Geringer Herbst, ungeschlachter Wein, sauer und abgeschmackt, trotzdem teuer. *Th. Frz. Chron.* 12., 13. und 14. Mai Frost. *Raisseisen.* Viel und gut, mehr als man hoffte. *Vik. Müller.*

1660 Viel und sehr guter Wein. *Vik. Müller. Gebw. Dom.* War ein annehmlicher guter Wein und hat ziemlich viel ausgegeben. Billigere Preise. *Th. Frz. Chron.* Sehr gut. *Raisseisen.*

1661 Viel und besser als 1660. *Vik. Müller. Raisseisen.* War ein betrübter Herbst, weilen nit nur allein wenig Wein, sondern dazu noch ein ganz saurer und ungeschmackter Wein gewachsen: Reif im April und Mai, kontinuierliches Regenwetter den Sommer hindurch und auch im September. *Th. Frz. Chron.*

1662 Mittelmässiger Herbst und Wein. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1663 Herbstertrag sehr klein. *Gebw. Dom.* Man hat schier nichts von Wein gemacht. Frühjahrsfröste und Hagel im Sommer, trotzdem keine Teuerung. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1664 Herbst schlecht, Wein sauer. *Gebw. Dom.* Mittelmässiger Herbst, saurer Wein, trotzdem noch immer keine Teuerung. *Th. Frz Chron.* Viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

1665 Viel und guter Wein. *Gebw. Dom.* Schlechter Wein. *Raisseisen.* An einigen Orten des Oberelsasses erfroren die Reben; hat ziemlich viel Wein abgegeben, aber nicht sonderlich gut, billige Preise. Der Wein war gesund und liess den Mann beim Verstand. *Th. Frz. Chron.*

1666 Viel und vorzügliches Gewächs. *Gebw. Dom. Raisseisen.* War ein gar guter Herbst, Wein ausbündig gut, billige Preise. *Th. Frz. Chron.* Der beste des Jahrhunderts. *Vik. Müller.*

1667 Guter Herbst. *Gebw. Dom.* Grosser Reif im Mai; sehr wenig Wein, trotzdem keine hohen Weinpreise. *Th. Frz. Chron.* Viel und mittelmässig. *Vik. Müller.*

1668 Schlechter Wein, aber viel. *Vik. Müller. Gebw. Dom.* Gutes Weinjahr. *Th. Frz. Chron.*

1669 Guter Wein und viel. *Gebw. Dom. Vik. Müller.* Viel Wein. *Raisseisen.* Sehr kleiner Herbst; kaltes, regnerisches, ungeschlachtes Wetter, dazu Reif im Mai, Hagel im Sommer; Wein sauer und abgeschmackt. *Th. Frz. Chron.*

1670 Reben erfroren, wenig Wein. *Raisseisen.* Herbst nicht gut geraten. *Dom. Gebw.* Sehr grimmige Kälte im Januar; Fröste im Mai; sehr wenig Wein und sauer. *Th. Frz. Chron.* Sehr viel und gut. *Vik. Müller.*

1671 Mittelherbst. *Dom. Gebw.* Mittelmässiger Wein und ein Glücksherbst. *Th. Frz. Chron.* Guter Wein. *Vik. Müller.*

1672 War ein schlechter Herbst. *Dom. Gebw.* Guter, schöner, reichlicher Herbst, trefflicher Wein. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1673 Schlecht und wenig. *Vik. Müller. Raisseisen.* Wenig aber doch guter Wein, Preise dennoch nicht zu teuer. *Th Frz. Chron.* Wein sauer und billig. *Bill kl. Chron.*

1674 Reben durch Hagel zerstört, geringer Herbst. *Raisseisen.* Wenig und schlecht. *Vik Müller.* Herbst nicht wohl geraten, teils wegen Kälte im Frühjahr, teils wegen Mangels guter Kultur infolge feindlicher Ueberläufe. *Th. Frz. Chron.*

1675 Sehr schlechter Herbst. *Dom. Gebw. Vik. Müller.* Soviel als nichts gemacht, teils wegen feindlicher Ueberläufe, teils wegen Unwetters und Reifes im Frühling, dabei sauer. *Th. Frz. Chron.* Teurer und saurer Wein, Trauben gefroren an den Reben und zeitigten nicht. *Bill. kl. Chron.*

1676 Glücksherbst, der Wein war mittelmässig gut. *Th. Frz. Chron.* Wenig aber sehr gut. *Vik. Müller.*

1677 Wein sehr gut. *Raisseisen.* Viel aber gering. *Vik. Müller.* Guter Herbst, aber schlechtes Lesewetter mit Frost; geringe Qualität. *Th. Frz. Chron.*

1678 Viel und gering. *Vik. Müller.* Guter Herbst und guter Wein. *Th. Frz. Chron.*

1679 Viel aber doch recht gut. *Vik. Müller.* Reben im Frühjahr erfroren, wenig Wein, dieser schlägt auf. *Th. Frz. Chron.*

1680 Viel und vorzüglich. *Vik. Müller.* Ziemlicher Herbst, es hat ein guter, köstlicher Wein gegeben. Wein schlägt ab. *Th. Frz. Chron.*

1681 Weniger aber gut. *Vik. Müller.* Viel Trauben an den Reben, reiften aber ungleichmässig aus wegen anhalten-

den schlechten Wetters; ziemlich viel Wein und mittelmässig gut. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

1682 Viel und mittelmässig. *Vik. Müller.* Sehr guter, warmer Winter, sodass die im vorigen Herbst hängen gebliebenen Trauben noch ausreiften, den 7. Januar fing man also an, eine Nachlese zu halten, wobei ziemlich viel herauskam, doch war der Wein nicht sonderbar stark. Im Herbst viel Wein und gut. *Th. Frz. Chron.*

1683 Viel, dabei sehr gut. *Vik. Müller.* War ein solcher herrlicher und vollkommener Herbst, dass man in vielen Jahren nicht mehr und besseren Wein gemacht. *Th. Frz. Chron.*

1684 Weniger aber Ausstichwein. *Vik. Müller.* Grimmige Kälte im Januar, sehr heisser, dürrer Sommer, Trauben in der Blüte zerstört, sehr wenig Wein aber gut. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

1685 Erfroren, geringer und saurer Herbst. *Vik. Müller.* Viel Reif, Regen und Nebel, sehr schlechter Herbst, Trauben nicht reif, saurer und ungeschlachter Wein; was reif war faulte sehr stark und wurde vom Reif verbrüht. *Th. Frz. Chron.*

1686 Mehr, dabei sehr gut. *Vik. Müller.* Wetter nach Wunsch, gutes Jahr für Frucht und Wein; schöner, reichlicher und guter Herbst und Wein. *Th. Frz. Chron.*

1687 Wenig und sauer. *Vik. Müller.* Schlechtes Wetter den Sommer hindurch und vor Herbst, grosses Faulen der Trauben; schlechter Herbst und schlechter Wein. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

1688 Viel und gering. *Vik. Müller.* Frühjahrsfröste, Maikäfer und Verriesen der Blüte haben sehr geschadet; wenig Wein aber ziemlich gut. *Th. Frz. Chron.*

1689 Wenig und gut, diesen Wein hat der Krieg verzehrt. *Vik. Müller.* Schlechter Herbst und wenig Wein; grosse Hagelschläge im Sommer und schlechtes Wetter beim Blühen. *Th. Frz. Chron.* Sehr kalt 25. März, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

1690 Viel und guter Wein. *Dom. Gebw. Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst. Etwas weiter meldet die Chronik: «widerumb ein Fehljahr in Wein und Frucht». Weinpreise steigen. *Th. Frz. Chron.*

1691 Wenig, dabei noch mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Hat nichts geben und noch dazu einen sauren Wein infolge von Winterfrost, Reif im Frühjahr und Unwetter im Sommer. Preise steigen weiter. *Th. Frz. Chron.* Hagel, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

1692 Weniger und schlecht. *Vik. Müller.* Fast gar kein Herbst und sehr schlechter Wein infolge von Frost und Unwetter. *Th. Frz. Chron.*

1693 Etwas grösserer Herbst, mittelgut. *Vik. Müller.* Sehr wenig Wein und sauer, schlechtes Wetter im Sommer, sehr starke Hagelschläge. *Th. Frz. Chron.* Weinteuerung. *Bill. kl. Chron.*

1694 Noch grösserer Herbst, aber mittelmässiger Wein. *Vik. Müller.* Gespöriger (spärlicher) Herbst, der Wein jedoch ziemlich gut. Ursache: Brenner und Miltau. *Th. Frz. Chron.* Teuerung wegen Krieg und Fürkauf. *Bill. kl. Chron.*

1695 Weniger und schlecht. *Vik. Müller.* War ein Wein, dass leider ihn schier kein Mensch hat geniessen können, so sauer und abgeschmackt. Trauben wegen langen Regnens im Sommer nicht reif geworden; man musste sie mit Stösseln zerdrücken, um sie zu keltern. *Th. Frz. Chron.*

1696 Noch weniger und mittelgut. *Vik. Müller.* Aus denselben Ursachen, sehr wenig und sauer. *Th. Frz. Chron.* Grosser Hagel, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

1697 Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.* Viel und mittlere Qualität. *Vik. Müller.* Leider wieder ein leidiger Herbst und saurer Wein wegen anhaltenden Regenwetters und Reifes, im Herbst konnten die Trauben nicht ausreifen. Teuerung dauert an. *Th. Frz. Chron.*

1698 Wenig und gering. *Vik. Müller.* Trockener Sommer, Traubenbeeren wie Pfefferkörner, Wein köstlich und stark. *Bill. kl. Chron.*[1] Geringer Herbst und gar schlechter Wein; Reben erfroren im vorigen Winter, Reifen im Frühling; im Sommer anhaltendes Regenwetter und grosse Hagelschläge, Brenner und Platzregen. Weine teuer. *Th. Frz. Chron.*

1699 Viel und sehr gut. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst und guter Wein; in den Bergreben viel, in der Ebene wenig. (Vielleicht Pilzkrankheiten, Brenner?) *Th. Frz. Chron.*

1700 Bedeutend grösserer Herbst, guter Wein. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst und saurer Wein. Trauben nicht reif wegen wüstem kalten Regenwetter. Hohe Preise dauern an. *Th. Frz. Chron.*

1701 Viel und gut. *Vik. Müller.*

---

[1] Diese Notiz bezieht sich auf 1699.

1702 Viel und mittelmässig. *Desgl.*
1703 Viel und sehr gut, sehr trockner Jahrgang. *Desgl.*
1704 Wenig und gut. *Desgl.*
1705 Ziemlich viel und mittelmässig. *Desgl.*
1706 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.* Dürrer Sommer. *Bill. kl. Chron.*
1707 Ebenso viel, ebenso gut. *Vik. Müller.* Sehr heisser Sommer, sehr grosser Herbst. *Bill. kl. Chron.*
1708 Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
1709 Sehr kalter Winter, erfroren Reben und Bäume. *Dom Gebw. Bill. kl. Chron.* Wenig und sauer. *Vik. Müller.*
1710 Ziemlich viel und mittelmässig. *Vik. Müller.*
1711 Sehr viel und gut. *Vik Müller.* Grosse Kälte im Februar. *Bill. Rev.*
1712 Sehr guter Wein. *Dom. Gebw.* Viel Wein und gut, *Vik. Müller.* 20. und 21. März Reif, Reben erfroren. *Bill. Rev.*
1713 Wenig und saurer Wein. *Dom. Gebw.*
1714 Wenig und schlecht im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst im Ober-Elsass. *Dom. Gebw.*
1715 Wenig und gut im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass, guter Herbst, guter Wein. *Dom. Gebw.*
1716 Wenig und schlecht, saurer Wein. *Dom. Gebw.* Reben erfroren am 16. Februar. *Bill. kl. Chron. Bill. Rev.*
1717 Wenig und gut im Unter-Elsass. *Vik Müller.* Im Ober-Elsass mittelmässiger Herbst, guter Wein. *Dom. Gebw.*
1718 Viel, Ausstich von Wein im Unter-Elsass. Sehr frühes Jahr, gegen Ende Juli reiften die Gutedel, Weinlese im September. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass gab es gar viel und einen köstlichen Wein. *Dom. Gebw.* Reben erfroren mehrenteils. *Bill. kl. Chron.*
1719 Viel und gut im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass guter vollkommener Herbst. *Dom. Gebw.* Ungemein gesegneter Herbst. *Bill. kl. Chron.*
1720 Sehr viel Wein, dazu gut; Mangel an Fässern. *Dom. Gebw. Vik. Müller.*
1721 Sehr kleiner Ertrag im Ober Elsass. *Dom. Gebw.* Wenig und mittelmässig im Unter-Elsass. *Vik. Müller.*
1722 Viel und guter Wein im Ober-Elsass. *Dom. Gebw.* Im Unter-Elsass viel und mittelmässig. Im Sommer viel Hagel. *Vik. Müller.*
1723 Herbst wohl und glücklich ausgefallen im Ober-Elsass. *Dom. Gebw.* Wenig aber gut im Unter-Elsass Frühlingsfröste. *Vik. Müller.* Reben dreimal erfroren, 10. Februar, 10. April und 24. Mai. *Bill. kl. Chron.*
1724 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.*

1725 Viel aber sauer, nasser Sommer. *Vik. Müller. Bill. kl. Chron.* ad 1740.
1726 Wenig aber sehr gut. Kalter Winter, trockener Sommer. *Bill. kl. Chron.*
1727 Viel und sehr gut. *Bill. kl. Chron.*
1728 Viel und sehr gut. *Bill. kl. Chron.*
1729 Wenig und mittelmässig. *Bill. kl. Chron.*
1730 Wenig und gering. *Bill. kl. Chron.*
1731 Ziemlich viel und gut. *Vik. Müller.* Im Februar starker Schneefall, grosse Kälte, Reben zu Berg und Tal erfroren. *Bill. kl. Chron.*
1732 Wenig und sauer, Trauben erfroren vor der Reife. *Vik. Müller.*
1733 Wenig und von mittlerer Güte, Frühlingsfrost. *Desgl.*
1734 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
1735 Ebenfalls wenig und von mittlerer Güte. *Desgl.*
1736 Viel und mittelmässig. *Vik. Müller.* Ein Frost im Juni nahm alles hinweg, was von dem schönen Feldsegen an den Reben sich sehen liess. *Bill. kl. Chron.*
1737 Ziemlich viel und gut. Juni und Juli andauernd gutes Wetter, Hagel. *Vik. Müller.*
1738 Wenig, aber Ausstichwein. *Vik. Müller.* Neuer Wein war sehr gut. *Bill. kl. Chron.*
1739 Sehr viel von mittlerer Güte. *Vik. Müller.* Ausserordentlich grosser Herbst. *Bill. kl. Chron.*
1740 Wenig, sauer, kalter Winter, Reben erfroren. *Vik. Müller.* Saurer Wein, schlimmer als der von 1725. Gross Gewässer. *Bill. kl. Chron.*
1741 Wenig aber sehr gut. *Vik. Müller.*
1742 Viel und sauer. *Desgl.*
1743 Mittelmässiger Herbst, mittlere Qualität. *Desgl.*
1744 Wenig aber sehr gut. *Desgl.*
1745 Wenig aber gut. Strenger Winter mit Frostschaden. *Vik. Müller.* Im Januar Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*
1746 Ziemlich viel und gut. *Vik. Müller.* 22. Dezember Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.* 22. May grausamer Hagel von Kienzheim bis Beblenheim, Alles verwüstet. *Colm. Wunderb.*
1747 Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
1748 Ziemlich viel und mittelmässig gut. *Desgl.*
1749 16. Mai, erfroren die Reben. *Bill. kl. Chron.* Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
1750 6. Mai, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.* Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
1751 Ziemlich viel Wein, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

1752 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*

1753 Ziemlich viel und gut. *Vik. Müller.* Wuchs ein Ausbund guten Weins wie 1653. *Bill. kl. Chron.*

1754 Wenig und schlecht, sehr nasses Jahr. *Vik. Müller.*

1755 Wenig aber gut. *Vik. Müller.* Den 4. Februar, Reben erfroren, doch vortrefflicher Wein. *Bill. kl. Chron.*

1756 Wenig und mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

1757 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*

1758 Wenig und von mittlerer Güte. *Desgl.*

1759 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*

1760 Gesegneter Herbst, Mangel an Fässern, Ausstich von Wein. *Desgl.*

1761 Noch mehr als im Vorjahre, dabei mittelgut, abermals Mangel an Fässern. *Desgl.*

1762 Ziemlich viel Wein und von mittlerer Güte. *Desgl.*

1763 Wenig dabei sauer. *Desgl.*

1764 Wenig und mittelmässig gut. *Desgl.*

1765 Quantitativ und qualitativ Mittelherbst, nasser Jahrgang. *Desgl.*

1766 Ziemlich viel, sehr gut. *Vik. Müller.* Die Reben erfroren um Weihnachten. *Bill. kl. Chron.*

1767 Wenig und sauer, Ende April Schnee, der etliche Tage liegen blieb. *Vik. Müller.* Reben erfroren den 21. Januar und am Ostertag. *Bill. kl. Chron.*

1768 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*

1769 Wenig und sauer, Trauben wurden nicht reif. *Desgl.*

1770 Wenig und von mittlerer Güte. *Vik. Müller.* Wein teuer. *Bill. kl. Chron.*

1771 Wenig und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Warmer Winter; schlechter Herbst, weil die Würmer alles aufzehrten. *Bill. kl. Chron.*

1772 Ziemlich viel und von mittlerer Güte. *Vik. Müller.* Der Herbst fiel hier sowie im ganzen Lande sehr reichlich aus; jedermann machte mehr als er hoffte. Warmes Spätjahr und schöner milder Winter; kurz vor Weihnachten zeitige Erdbeeren. *Bill. kl. Chron.*

1773 Wenig und mittelmässig. *Vik. Müller.* Vom 28. Hornung bis 25. April hat es nie geregnet. Der Herbst fiel im ganzen Elsass schlecht aus, wegen dem kalten Wetter in dem Blühet. *Bill. kl. Chron.*

1774 Mittelmässiger Herbst, aber guter Wein. *Vik. Müller.*

1775 Viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Der Herbst war im ganzen Land ausserordentlich reichlich und gesegnet. Mancher Schatz trug zehn und mehr Bottige. *Bill. kl. Chron.*

1776 Wenig und schlecht. Im Hornung strenge Kälte. *Vik. Müller.* Der Herbst fiel gering, der Wein schlecht aus. *Bill. kl. Chron.* Reben erfroren am 3. März. *Bill. Rev.*

1777 Nicht viel aber gut. *Vik. Müller.* Den 16. Oktober fing man in Colmar an zu herbsten. Wein teuer. *Bill. kl. Chron.*

1778 Nicht sehr viel aber ziemlich gut. *Vik. Müller.* Herbst den 12. Oktober Auwein 5—7 livres, Hartwein 7—8 livres. *Bill. kl. Chron.*

1779 Nicht sehr viel aber ziemlich gut. *Vik. Müller.* Der Herbst war mittelmässig, Wein fiel gut aus. Mancher stichelte; gutes warmes Spätjahr. *Bill. kl. Chron.*

1780 Ziemlich viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Sommer äusserst trocken, Herbst mittelmässig, wie auch der Wein. *Bill. kl. Chron.*

1781 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.* Sommer sehr heiss, Wein geriet äusserst wohl; Herbstanfang 27. September; der Butz verzehrt das meiste in der Au (Butz = Wurm). *Bill. kl. Chron.*

1782 Viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Herbstanfang 16. Oktober, Quantität sehr gross, Qualität gering; im Gebirge ein halber Herbst. *Bill. kl. Chron.*

1783 Viel und Ausstich von Wein, der beste des Jahrhunderts, heisser trockener Sommer. *Vik. Müller.* Am 23. April litten die Reben im Colmarer Bann sehr stark von einem Himmelsgefröst. Starke Gewitter, grosser Hagelschaden in und um Colmar. Herbst am 6. Oktober. In Colmar ein halber Herbst, der Wein war aber gut. Im Gebirg aber grosser Herbst und guter Wein. *Bill. kl. Chron.*

1784 Ziemlich viel und mittelmässig. *Vik. Müller.* Sehr kalter Winter, Reben stark erfroren. Herbstanfang 25. September zu Colmar; kleiner Herbst, hohe Preise in Colmar und Umgebung. *Bill. kl. Chron.*

1785 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.* Herbstanfang zu Colmar 17. Oktober; sehr reicher Herbst. *Bill. kl. Chron.*

1786 Wenig und gering; Früher Frost. *Vik. Müller.* Winter- und Maifröste haben zu Colmar den Herbst genommen, sehr kleiner Herbst in Colmar und Umgegend, Weine teuer. Winterfröste um Weihnachten, welche Schaden an den Reben anrichteten. *Bill. kl. Chron.*

1787 Nicht viel, ziemlich gut. *Vik. Müller.* Hagel am 17. Juli in der Umgebung von Colmar. Herbst mittelmässig, Wein ziemlich gut, hohe Preise. *Bill. kl. Chron..*

1788 Viel und gut. *Vik. Müller.* Die Weinlese gegen Ende September, war sehr gesegnet, es wurde fast alles zu

Most, so dass jedes Büttig 3 Ohmen gab, Weine billig. November und Dezember sehr grosse Winterkälte. *Bill. kl. Chron.*

1789 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.* Oktober, Herbst, was nicht eingelegt war, gab Nichts, der kalte Winter, Hagel und Mehltau vereitelten alles. *Bill. kl. Chron.*

1790 Mittelmässig und gut. *Vik. Müller.*

1791 Wenig und mittelmässig gut. *Desgl.*

1792 Wenig und schlecht; ungünstige Witterung. *Vik. Müller.* Samstag 18. und Montag 20. Februar, erfroren die Reben; Sonntag 22. März Himmelsgefröst tat grossen Schaden an den Reben in der Höhe und Tiefe. *Bill. kl. Chron.*

1793 Wenig aber gut. 1792er im Januar sehr teuer. *Vik. Müller.* Sonntag 2 Junius Himmelsgefröst, wodurch die Reben in hiesiger Aue und den niederliegenden Gegenden des Colmarer Bannes, sowie auch die Tiefen in dem Gebürge weggenommen worden sind; sie schlugen zwar wieder aus, brachten aber keine Samen. Sehr heisser Monat Julius, lange kein Regen. *Bill. kl. Chron.*

1794 Viel und sehr gut. *Vik. Müller.* Julius 11, zerstörte ein furchtbares Hagelwetter die Reben von Egisheim und Wettolsheim und Mitte September Herbstanfang zu Colmar und Umgebung; Colmarer Bann, sonderlich die Au, Theinheim, etc. trugen sehr viel. Wein dessen ungeachtet sehr teuer. Assignatenwirtschaft. *Bill. kl. Chron.*

1795 Wenig und gut. *Vik. Müller.* Sehr strenge Kälte im Januar, machte grossen Schaden an Reben, Gemüsen und Früchten im Felde. Grosse Teuerung. Der Herbst fiel mittelmässig aus, weil viele Reben im vorigen Winter erfroren. Wein theuer. Schlechtes regnerisches Herbstwetter. *Bill. kl. Chron.*

1796 Wenig und gut. *Vik. Müller.* Der ganze April war windig und trocken, daher die Reben zurückblieben und man selten ein Laubblatt sah. 25. Mai dicker und stinkender Nebel bis gegen Mittag. Herbst Mitte September, um die Stadt reichlich, so wie im Gebirg gering. Most teuer. *Bill. kl. Chron.*

1797 Wein die Menge, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

1798 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*

1799 Wenig und schlecht. Böser Sommer. *Desgl.*

1800 Wenig aber gut. Kalter Winter. *Desgl.*

1801 Viel und mittelmässig. Viel Regen im Herbst. *Desgl.*

1802 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*

1803 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*

1804 Vollkommener Herbst und mittelmässig gut. Mangel an Fässern. *Desgl.*
1805 Wenig und sauer, Reben erfroren. *Desgl.*
1806 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
1807 Viel und sehr gut. *Desgl.*
1808 Viel und mittelmässig. *Desgl.*
1809 Wenig und sauer. Erfroren. *Desgl.*
1810 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
1811 Mittelherbst, der beste seit 1783, Kometenwein. Heisser trockener Sommer. *Desgl.*
1812 Mittelmässiger Herbst und mittelgut. *Desgl.*
1813 Wenig und schlecht, Reben erfroren. *Desgl.*
1814 Wenig und schlecht, erfroren. *Desgl.*
1815 Wenig und gut. *Desgl.*
1816 Wenig und sauer, erfroren. *Desgl.*
1817 Wenig und sauer, erfroren. *Desgl.*
1818 Viel und gut. *Desgl.*
1819 Mehr, besser als 1818. *Desgl.*
1820 Wenig und gering, erfroren. *Desgl.*
1821 Wenig und sauer, erfroren. *Desgl.*
1822 Mittelherbst, Ausstich von Wein. An Mariä Himmelfahrt Trauben reif, früher Herbst. *Desgl.*
1823 Wenig und gering, erfroren. Mittelherbst in Dambach. *Desgl.*
1824 Wenig und schlecht, erfroren. *Desgl.*
1825 Viel und gut. In Dambach Hauptwein. *Desgl.*
1826 Noch viel mehr und mittelgut. *Desgl.*
1827 Mittelherbst, Ausstich von Wein, Frost an vielen Orten. *Desgl.*
1828 Viel und mittelmässig. *Desgl.*
1829 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
1830 Wenig und gering, erfroren. *Desgl.*
1831 Wenig und mittlere Qualität. *Desgl.*
1832 Nicht viel aber ein Hauptwein. *Desgl.*
1833 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
1834 Mittelherbst, Ausstich von Wein. *Desgl.*
1835 Viel und dabei auch gut. *Desgl.*
1836 Wenig und gut. *Desgl.*
1837 Wenig und gering. *Desgl.*
1838 Wenig und gut. *Desgl.*
1839 Wenig und mittelmässig. Viel Fäulnis der Trauben. *Desgl.*
1840 Wenig und gut. *Desgl.*
1841 Mittelherbst, mittlere Qualität. *Desgl.*
1842 Viel und gut. *Desgl.*

1843 Wenig, mittelmässig, Frost vor Herbst. *Desgl*
1844 Mittelmässiger Herbst. *Desgl.*
1845 Nicht viel, aber gut. *Desgl.*
1846 Grosser Herbst, ein Hauptwein. Heisser und trockener Sommer. *Desgl.*
1847 Mittelherbst. In vielen Orten erfroren. *Desgl.*
1848 Mittelherbst und gut. *Desgl., sowie eigene Notizen und Erinnerungen.*
1849 Viel und schlecht. *Desgl.*
1850 Mehr aber sauer. *Desgl.*
1851 Sehr wenig und schlecht. *Desgl.*
1852 Wenig und gering. *Desgl.*
1853 Noch viel weniger, aber mittelgut. *Desgl.*
1854 Noch weniger, doch gut. Erfroren. *Desgl.*
1855 Mittelherbst und gut. *Desgl.*
1856 Sehr wenig aber gut. *Desgl., sowie eigene Notizen und Erinnerungen.*
1857 Ziemlich viel, Ausstich, der beste des Jahrhunderts. *Desgl.*
1858 Sehr viel und gut. Mangel an Fässern, stellenweise. *Desgl.*
1859 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
1860 Ziemlich viel und sauer. *Desgl.*
1861 Qualitativ und Quantitativ mittelmässig. *Desgl.*
1862 Ziemlich viel, etwas besser. *Desgl.*
1863 Ziemlich viel, noch etwas besser. *Desgl.*
1864 Ziemlich viel und sauer. *Desgl.*
1865 Ziemlich viel, sehr gut. *Desgl.*
1866 Sehr viel aber schwach. Ein Hauptwein. *Desgl.*
1867 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
1868 Mittelherbst und sehr gut. *Desgl.*
1869 Sehr wenig und mittelmässig gut. Grosse Beschädigung durch den Wurm. *Desgl.*
1870 Viel und gut, Hauptwein. *Desgl.*
1871 Kaum ein halber Herbst, sauer. *Desgl.* Im Ober-Elsass sehr viel. *Eigene Notizen und Erinnerungen.*
1872 Mittelherbst, mittelgut. *Desgl.*
1873 Sehr wenig aber gut, erfroren; Brenner und Hagel. *Desgl.*
1874 Viel und sehr gut. *Desgl.* Mittelherbst im Oberelsass. *Eigene Erinnerungen.*
1875 Sehr viel und auch gut. *Desgl.*
1876 Mittelherbst, besser als 1875. *Desgl.*
1877 Ziemlich viel aber sauer. *Desgl.*
1878 Wenig und gut. *Desgl.* Ausstichwein im Ober-Elsass. *Eigene Notizen.*

1879 Sehr wenig und sauer; Schwarzbrenner, Oïdium und Hagel, kurz vor Herbst. *Desgl.*
1880 Etwas mehr, ziemlich gut, erfroren. Kalter Winter 1879/80. *Desgl.*
1881 Mittelmässig, besser als 1880. *Desgl.*
1882 Wenig, schlecht und sauer. *Desgl.*
1883 Wenig, ziemlich gut, Oïdium. *Desgl.*
1884 Wenig, sehr gut, Oïdium. *Desgl.*
1885 Grosser Herbst, ziemlich gut, in einigen Gegenden des Unter-Elsass jedoch nur Mittelherbst. *Eigene Notizen und Erinnerung.*
1886 Sehr wenig bis Mittelherbst, im Ober-Elsass sehr gut. *Desgl.*
1887 Mittelherbst, mittelmässig gut. *Desgl.*
1888 Wenig, ziemlich gut. *Desgl.*
1889 Wenig und schlecht. *Desgl.*
1890 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
1891 Mehr und mittelgut. *Desgl.*
1892 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
1893 Viel und sehr gut. *Desgl.*
1894 Wenig und gut, Winterfröste. *Desgl.*
1895 Kleiner Herbst, mittelmässig gut. *Desgl.*
1896 Ziemlich viel, nicht gar gut. *Desgl.*
1897 Kleiner Herbst, mittelmässiger Wein. *Desgl.*
1898 Guter Herbst, mittelmässiger Wein. *Desgl.*
1899 Mittelherbst von mittlerer Güte. *Desgl.*
1900 Schöner Herbst und guter Wein. *Desgl.*

XII.

Sagen aus dem krummen Elsass,

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schul-inspektion Saarunion,

veröffentlicht von

Kreisschulinspektor Menges.

Im November 1900 habe ich den Lehrern und Lehrerinnen einen Vortrag über die pädagogische Verwertung der Sage im Unterricht gehalten. Bei dieser Gelegenheit regte ich sie an, die Sagen ihres Wirkungs- und Heimatortes zu sammeln, um auch auf diese Weise die Erforschung des Volkstums fördern zu helfen. Die Anregung ist auf fruchtbaren Boden gefallen; denn seither sind mir nahezu 300 Sagen zugegangen, von denen meines Wissens die meisten noch nicht veröffentlicht sind. Wenn ich sie hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, so geschieht es mit dem Wunsche, die elsässischen Sagensammlungen, besonders diejenige von Stöber-Mündel (Die Sagen des Elsasses), in schätzenswerter Weise zu ergänzen.

I. Aus dem Kanton Saarunion.

1. Die Entstehung der Kirche zu Münster in Lothringen.

In Altweiler erzählt man sich von dem benachbarten lothringischen Dorf Münster die folgende Sage. Nicht weit von dem Platze, wo heute dieses Dorf liegt, wohnte einst ein reicher Graf namens Nikolaus. Eines Tages ging er auf die Jagd, nur

von seinem treuen Hunde begleitet. Als der Graf an einem Weiher vorbei ging, rutschte er aus und fiel in das Wasser.

Der treue Hund erkannte die Gefahr seines Herrn und sprang sogleich in das Wasser. Es gelang ihm, den Grafen am Stiefel zu erhaschen und an das Land zu ziehen. Der Graf gelobte, dem lieben Gott für diese wunderbare Rettung zu danken.

Bald darauf liess er einen Esel schwer mit Goldmünzen beladen und ihn dann frei gehen. An dem Orte, wo der Esel zusammenbrach, liess der Graf ein herrliches Gotteshaus nach Art des Strassburger Münsters erbauen. So entstand die Kirche von Münster. Jeder der beiden Türme ist 70 m hoch.

Das Grabmal des Grafen Nikolaus und seiner Gemahlin ist in der Kirche zu Münster zu sehen. Der obere Teil zeigt beide in Stein ausgehauen auf dem Totenbett. Zu ihren Füssen sieht man einen Hund, der in seinem Maule die Stiefelspitze seines Herrn hält.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

2. Das gefleckte Kalb.

Ein Butterhändler von Wittersburg (Lothringen) kehrte einmal in der Nacht von Harskirchen heim. Als er an die Ruhbank kam, die am Wege nach Hinsingen steht, sah er ein geflecktes Kalb. Er meinte, es sei jemand fortgelaufen, und suchte es einzufangen. Immer aber entkam es. Beim Eingang von Altweiler sprang es in die Gärten. Als der Mann das Dorf auf der andern Seite verliess, lief es wieder einige Schritte vor ihm her und begleitete ihn so bis zum Walde. Hier verschwand es. Kaum war es nicht mehr zu sehen, so hörte er einen furchtbaren Knall. Vor Angst sollen ihm die Haare die Mütze in die Höhe gehoben haben.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Hinsingen.

3. Das gesattelte Pferd.

Vor vielen Jahren ging ein Freiersmann von Hinsingen nach Altweiler. Spät in der Nacht kehrte er beim Mondenschein heim. Er musste auch am Friedhof vorbei. Da sah er an der Kirchhofmauer auf einmal ein gesatteltes Pferd. Steigbügel, Zaum und Beschläge schienen aus reinem Silber zu sein, so glitzerten sie. Das Pferd bewegte sich langsam an der Mauer entlang. Der Reiter lehnte an dem Pferd, den Kopf an den Hals gedrückt. Der junge Mann schaute eine Weile nach dem Orte hin. Dann setzte er seinen Weg fort, ohne sich vor Angst noch einmal umzusehen.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Hinsingen.

4. Der gespensterhafte Pfiff.

Ein alter Jäger von H i n s i n g e n ging einst im Winter auf die Jagd. Am Abend trat er den Heimweg an. Es war noch fast so hell wie am Tage. In der Nähe des Freiwaldes hörte er einen Pfiff. Er glaubte, es wäre ein Bekannter, der mit ihm gehen wollte, und pfiff dagegen. Viermal wurde das Pfeifen beantwortet. Plötzlich kam es dem Jäger so nahe, als wenn es ihm über der Schulter am Ohr wäre. Er drehte sich um, sah aber niemand. Ohne wieder dagegen zu pfeifen, ging er schnell seinen Weg weiter. An jener Stelle soll es in der Adventzeit nicht «sauber» sein.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Hinsingen.

5. Die weisse Frau im Freiwald.

Im Freiwald bei B i s s e r t sah man früher des Nachts eine grosse Frau in weissen Kleidern. Unter dem Arme trug sie ein grosses Bündel und auf dem Kopfe ein weisses Tuch. Sie kam oft bis an den Saum des Waldes. Dann ging sie weinend wieder zurück.

Viele Leute sind der weissen Frau schon begegnet. Sie seufzte nur und ging weiter. Wer aber ihren Weg kreuzte oder über sie spottete, der verirrte sich im Walde. Hohe Berge und undurchdringliche Hecken traten ihm in den Weg, und er kam lange nicht nach Hause. Den guten Leuten aber zeigte die weisse Frau den richtigen Weg.

Mitgeteilt von Lehrer Klein in Bissert.

6. Das versunkene Kloster.

Unweit der Saline Haras (zu Saaralben) liegt an der Waldecke nicht weit von B i s s e r t ein kleiner See. Nach der Sage stand hier vorzeiten ein Kloster. Von Jahr zu Jahr vergrösserte sich sein Grundbesitz, und es wurde zuletzt reich und mächtig. Aber infolge ihrer Wohlhabenheit verfielen die Mönche in Gottlosigkeit und Sünde.

Doch die göttliche Strafe brach plötzlich herein. Als sie eines Tages wieder schwelgten und sich in ausgelassenen Lustbarkeiten ergingen, spaltete sich unter ihren Füssen die Erde, und sie fuhren lebendig in die Hölle hinab. An der Stelle des Klosters entstand ein See. Aber in seinem Wasser lebt kein Fisch und gedeiht keine Pflanze. Nur eine mächtige Dornenhecke erhebt sich am Ufer.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

7. Der Hoh-Jäger.

An einem Sonntag ging einmal ein Wilddieb von Bissert auf die Jagd. Im Walde starb er eines jähen Todes. Nach dem Tod fand er keine Ruhe. Er musste zur Strafe beständig umherirren und hoh, hoh, hoh schreien. Darum wird er der Hoh-Jäger genannt.

Einst waren an einem Abend in einem Hause viele Leute versammelt. Da hörten sie draussen plötzlich den Hoh-Jäger rufen. Sie gingen hinaus und riefen: «Hoh, hoh, hoh!» Da verfolgte er sie bis an die Haustüre. Weil er sie aber nicht einholen konnte, stieg er auf das Dach und warf einen Knochen zum Schornstein hinein. Darauf schrie er:

«Ihr habt mir helfen jagen;
jetzt könnt ihr mir helfen nagen!»

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

8. Das Feuermännchen.

In der Honau (Wiesental der Saar) bei Bissert sah man früher in der Nacht ein feuriges Männlein. Von weitem glich es einer Flamme mit einem Schweif. Rief man es an, so kam es mit ungeheurer Schnelligkeit auf einen los.

Einst gingen um die Mitternacht zwei Männer von Schopperten nach Bissert. Da sahen sie in der Niedermatt das Feuermännchen. Der eine rief:

«Firmann, Firmann, Haferstroh!
Zeig, wie schnell bisch du do!»

Da kam es herangebraust wie ein Wirbelwind, und sie wichen schnell beiseite. Das Feuermännchen drehte sich vor ihnen im Kreise herum und versank dann in den Boden.

Ein Mann ging einmal früh morgens, als es noch dunkel war, hinaus, um zu mähen. Er setzte sich in der Honau auf einen Heuhaufen. Da sah er plötzlich das Feuermännchen über den Wiesen schweben. Es kam auf ihn zu und flog in grosser Geschwindigkeit an ihm vorüber.

Bei Tagesanbruch ging einst ein Mann durch die Honau gegen Keskastel und gewahrte von ferne das Feuermännchen, hielt es aber für die Laterne an einem Wagen und freute sich, dass er nun fahren könnte. Aber plötzlich flog das Feuermännchen mit rasender Schnelligkeit an ihm vorbei. Sein feuriger Schweif erhellte weithin die Gegend. Endlich verschwand es über dem Hinsinger Walde.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

9. Die Steinbrücke am Gutenbrunner Wald.

An der Steinbrücke vor dem Gutenbrunner Wald, nicht weit von Harskirchen, sah man früher am Abend oft einen Mann einherwandeln. Er bat die Vorübergehenden immer, ihm doch den Weg nach Buckenum (Saarunion) zu zeigen, aber ja nicht über ein Wasser. Keiner aber vermochte dies. Eines Abends nun gab ihm ein Vorübergehender zur Antwort: «Alle guten Geister loben den Herrn; wirf deinen Stab ins Wasser wie Moses, und du kannst trockenen Fusses hindurch!» In demselben Augenblick war die Seele des armen Mannes erlöst. Von diesem Tage an sah man ihn nicht mehr.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen, jetzt zu Strassburg.

10. Die feurige Frau.

Vor vielen, vielen Jahren lebte zu Harskirchen ein Ehepaar, das eine Wirtschaft betrieb. Die Leute waren kinderlos und sparsam; und da ihr Geschäft gut ging, erwarben sie sich ein grosses Vermögen. Nun war die Wirtin eine sehr schöne und stolze Frau. Sie kleidete sich immer fein und trug ihren Reichtum auf jegliche Weise zur Schau. Dies erregte den Neid und die Missgunst der Nachbarn. Sie konnten sich den Reichtum der Wirtsleute nicht erklären. Und bald ging das Gerücht, das Ehepaar hätte einen spät am Abend angekommenen reichen Fremdling in der Nacht erschlagen, beraubt und die Leiche im Keller vergraben. Als der Wirt gestorben war, gab die Frau das Geschäft auf und lebte ganz zurückgezogen, von jedermann ängstlich gemieden. Endlich starb auch sie und ward begraben.

Während des Leichenschmauses kam einer der Erben, der den Wein auftrug, voller Entsetzen aus dem Keller herauf und rief: «Sie sitzt im Keller unter dem Weinfass und ist ganz feurig!» Da ergriffen die Anwesenden die Flucht. Seit jener Zeit geht die unglückliche Wirtin jede Nacht in ihrem Hause um. Sie findet keine Ruhe im Grabe und muss so für ihre bösen Taten büssen. Bald zeigt sie sich im Keller, bald schaut sie aus einem kleinen Giebelfenster sehnsüchtig nach Sonnenaufgang, bald wandelt sie auf der First des Daches. Immer ist sie von lodernden Flammen eingehüllt. Der alte Eingang zum Keller und die Ecke, wo die Frau sich unter dem Weinfass zeigte, wurden später zugemauert. Seither sieht man sie nicht mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

11. Die Rathauswirtin zu Harskirchen.

Das heutige Gemeindehaus zu Harskirchen war vor Zeiten ein Wirtshaus. Hier wohnte eine stolze Frau, die jeden Sonn- und Feiertag ein neues, prächtiges Kleid an hatte. Wer zu ihr in die Wirtschaft ging, kam nicht mehr lebend heraus; denn sie ermordete die Gäste und raubte ihnen das Geld.

Als sie gestorben und begraben war, fand man sie gleich wieder auf einem Fass im Keller. Seither treibt sie jede Nacht ihr Unwesen im Gemeindehaus und in den Nachbarhäusern. Man sah sie um Mitternacht schon oft am Rande des Brunnens sitzen, der dem katholischen Schulhaus gegenüber steht. Hier soll sie häufig sitzen und stricken.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen, jetzt zu Strassburg.

12. Die Ratflasche im ehemaligen Amtsgerichtskeller zu Harskirchen.

Als nach der Teilung der früheren Grafschaft Saarwerden der Fürst von Nassau-Saarbrücken die Gemeinde Harskirchen zum Hauptorte des ihm zugesprochenen Gebietsteiles erwählte, wurden in der neuen Hauptstadt schleunigst eine Menge herrschaftlicher Gebäude errichtet für den Verwaltungsdienst sowie zur Wohnung der Beamten. Das erste Haus auf der Ostseite der Finstingerstrasse war damals das Amtsgericht. Hier mussten sämtliche Einwohner der Dörfer des Fürsten ihre Streitigkeiten zum Austrage bringen.

Nun gab es in jener Zeit an diesem Amtsgericht Richter, die sich durch grosse Weisheit auszeichneten, sodass sie wahre salomonische Urteile fällten. Man staunte und forschte lange vergeblich nach der Quelle dieser Weisheit. Endlich fand man sie. Im Amtsgerichtskeller stand eine grosse, merkwürdig geformte Flasche, die mit «Rat» gefüllt war. Vor Beginn der Sitzungen nun stiegen die Richter in den Keller hinab, tranken aus dieser Flasche und holten sich auf diese Weise den Rat zu ihren tadellosen Urteilen.

Eine andere Sage lautet: Vor alten Zeiten wurde Harskirchen von einem hohen Beamten verwaltet, der den Titel «Rat» führte. Wegen seiner Strenge und Gottlosigkeit war er gehasst und gefürchtet. Als er gestorben war und man den Sarg zur Tür hinaustrug, wo der Geistliche wartete, erschien der Gefürchtete plötzlich an einem Dachfenster und warf einen Stein nach dem Pfarrer. Von nun an trieb der Rat als Unhold im Amtsgericht sein Wesen, ging nachts mit Gepolter darin um und brachte bald diesen, bald jenen Teil des Hauses in Unordnung. Um

diese Plage los zu werden, liessen die Bewohner einen Kapuziner kommen, der den Rat in eine grosse Flasche bannte. Die Flasche wurde fest verschlossen und in einen dunkeln Winkel des Kellers gestellt. Seither hatte man vor dem Unhold Ruhe.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

13. Das Dorfkalb von Harskirchen.

Zum katholischen Pfarrhause von Harskirchen gehören auch eine Scheune und zwei Ställe. Während die Scheune jedes Jahr an einige Landwirte zur Unterbringung des Heues vermietet ist, kann der eine Stall nie vermietet werden. Es würde sich niemand dazu bewegen lassen, in diesem Stalle Vieh einzustellen, weil im Dorfe allgemein der Glaube verbreitet ist, dass es dort nicht geheuer sei.

Die Dorfsage berichtet nämlich, dass darin ein weisses Kalb hause. Das Tier mache jede Nacht zur Geisterstunde die Runde durch das Dorf. Finde es eine Stalltür offen, so schaue es hinein und bringe dem Eigentümer Unheil; denn am folgenden Morgen liege sicher eins seiner schönsten Tiere verendet im Stalle. Nach dem Rundgang kehre das Kalb in den Pfarrhausstall zurück. Wenn man Tiere darin unterbringe, seien sie schon in der ersten Nacht unbedingt dem Tod verfallen. Einst wurden, so erzählt man sich, bei einem Truppendurchmarsch Kavalleriepferde in den Stall gestellt. Am andern Morgen lagen einige verendet am Boden; die überlebenden aber zitterten am ganzen Körper, waren mit Schaum bedeckt und völlig erschöpft.

Nur wenige Dorfbewohner haben das gespenstische Kalb schon gehört oder gesehen. Einst ging ein Taglöhner mitten in der Nacht durch das Dorf, um in einer benachbarten Gemeinde als Drescher am Morgen früh zur Stelle zu sein. In der Nähe des katholischen Pfarrhauses vernahm er ein trabendes Geräusch wie von einem grösseren Tiere. Er wunderte sich darüber, wie ein solches um diese Zeit auf die Gasse kommen konnte. Als er nun näher kam, sah er vor der offenen Tür des Pfarrhausstalles ein weisses Kalb, das ihn mit glühenden Augen anglotzte. Der Mann entsetzte sich vor dem Spuk, suchte ihn durch Bekreuzigen und durch Aussprechen der Namen des dreieinigen Gottes zu bannen und entfernte sich eilenden Schrittes.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

14. Die Mohr und ihre Jungen.

In den ersten Frühlingsnächten jeden Jahres pflegt sich in den sogenannten Langgärten, die am Weg von Harskir-

chen nach der Honauer Mühle liegen, eine grosse Mohr (Mutterschwein) zu zeigen. Manchmal sieht man sie allein, manchmal hat sie Junge bei sich, gewöhnlich sieben. Im ersteren Falle gibt es ein unfruchtbares, im letzteren ein fruchtbares Jahr. — Eine ähnliche Erscheinung soll oft am «enge Brückel» zwischen Harskirchen und Saarunion zu sehen sein. Nur kommt die Mohr hier aus der Saar und die Ferkel schwimmen lebhaft grunzend auf dem Wasser umher. Aus dieser Erscheinung werden aber keine Schlüsse über den Ernteausfall des Jahres gezogen.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

15. Die Erscheinungen am engen Brückel.

Die Strasse von Harskirchen nach Saarunion führt da, wo sie sich der Saar am meisten nähert, über eine schmale Brücke, die im Volksmund «s enge Brückel» heisst. Hier soll es des Nachts nicht geheuer sein. Um Mitternacht kommt gewöhnlich ein grosses Schwein mit zwölf Jungen den Berg herab gegen die Brücke. Alte Leute wollen die Tiere schon oft gesehen haben. Ein beherzter Mann ging einst um die Mitternachtsstunde an den Platz und sah das Schwein auch. Rasch fing er es ein, steckte es in einen Sack und lief damit eilends heim. Als er aber zu Hause ankam, war der Sack leer und das Schwein verschwunden.

Andere Leute haben um Mitternacht am engen Brückel schon einen grossen, schwarzen Hund angetroffen.

Noch andere erzählen von einem grossen einäugigen Mann, der einen breiten Hut auf hat und einen langen Mantel trägt und um die Mitternachtsstunde auf einem Schimmel am engen Brückel hin- und herreitet.

Einige sind hier auch schon einem Mann begegnet, der im Graben sitzt und jämmerlich klagt. Er lässt sich von den Vorübergehenden bis zu der Stelle tragen, wo die Strasse steigt. Dort ist er auf einmal spurlos verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen, jetzt zu Strassburg.

16. Die Schätze von Willer.

Ganz nahe bei Harskirchen liegt der Nebenort Willer. Ein Mann aus diesem Orte kehrte einst spät am Abend nach Hause. Da bemerkte er an einer Hecke glühende Kohlen. Als er sich darnach bückte, erblickte er tief unten im Boden eine Kiste, die mit Gold gefüllt war. Er nahm sich vor, sie am nächsten Morgen auszugraben. Am andern Morgen kam er

auch wirklich wieder an den Platz. Da hörte er plötzlich eine Stimme rufen: «Keinen Schritt weiter, sonst musst du sterben!» Voll Angst und Schrecken kehrte er eilends um und wagte nicht mehr, diesen Ort zu betreten.

Auf solche verborgene Schätze deuten auch goldene Schäfchen hin, die man in Willer manchmal um die Mitternachtsstunde sieht.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel zu Strassburg, früher zu Harskirchen.

17. Die silbernen Glocken von Willer.

Wer bei niederm Wasserstand die Furt bei Willer überschreitet, dem fällt am rechten Saarufer altes Mauerwerk auf, das aus dem Ufer herausschaut und etwa eine Elle hoch mit Erde überdeckt ist. Es bildet die Reste einer römischen Heerstrasse, welche aus Südosten kam, an dieser Stelle die Saar kreuzte und dann gen Norden nach Keskastel zog. Die Spuren dieser Strasse sowie das gelegentliche Auffinden von Gebäuderesten bei Willer haben wohl die folgende Sage entstehen lassen.

Vor alten Zeiten war Willer eine grosse blühende Stadt. Die Einwohner waren so wohlhabend, dass sie für ihre Kirche zwei silberne Glocken anschafften, die aller Stolz waren und mit ihrem Geläute die Herzen erfreuten. Da brach ein schwerer Krieg über das Land herein. Der Feind nahte sich verheerend und plündernd der Stadt. Die geängstigten Einwohner flohen in die Wälder. Was wertvoll war, verbargen sie oder nahmen es mit. Auch die silbernen Glocken wollte man den Feinden nicht als Beute überlassen. Man versenkte sie in einen tiefen Brunnen und schüttete ihn zu.

Als die Feinde herkamen und so wenig Beute fanden, zerstörten sie die Stadt von Grund aus. Der Krieg dauerte noch viele Jahre, und die unglücklichen Flüchtlinge wagten es nicht heimzukehren. Sie wanderten nach andern Gegenden aus und nahmen das Geheimnis der versenkten Glocken mit ins Grab. So ruhen die Glocken heute noch in ihrem sichern Versteck und haben noch nicht gefunden werden können, trotzdem schon verschiedene Schatzgräber ihr Glück versucht haben. Wer aber in der heiligen Christ- oder Osternacht über die Fluren der zerstörten Stadt schreitet, vernimmt aus der Tiefe der Erde ein wunderbar schönes Klingen: es ist das Geläute der versunkenen Silberglocken.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen

XIII.

Laut- und Formenlehre der Mundart des Kantons Falkenberg in Lothringen.

Von

N. Tarral.

Einleitung.

Die folgende Abhandlung bezweckt eine wissenschaftliche Darstellung des Dialektes, den die Umwohner der mittleren Deutschen Nied gegenwärtig sprechen. Die hierbei in Betracht kommenden Orte liegen in einem Kreise, dessen Durchmesser vom mittleren Laufe des genannten Flüsschens, mit dem Dorfe Falkenberg als Mittelpunkt, gebildet wird und dessen Peripherie sich mit den Grenzen des gleichnamigen Kantons im grossen und ganzen deckt. Die Namen jener Gemeinden sind: Falkenberg, Lubeln[1], Baumbiedersdorf, Ober- und Niederfillen, Gänglingen, Maiweiler, Elwingen, Edelingen, Steinbiedersdorf, Gesslingen, Tetingen, Trittelingen, Redlach und Lauterfangen. Dass in den angeführten Ortschaften genau dieselbe Mundart geredet wird, soll bei der bekanntlich bis in die kleinsten Weiler, ja im letzten Grunde bis auf die einzelnen Personen zurückgehenden Teilbarkeit eines jeden Dialektes nicht behauptet werden; aber im wesentlichen ist die Sprache der umschriebenen Gegend die gleiche und unterscheidet sich auch wesentlich von den jenseits ihrer Grenzen gesprochenen Mundarten. Im Süden und Westen fällt die Kreislinie des Falkenberger Dialektes mit der französischen Sprachgrenze zusammen, im Osten berührt sie das Forbacher, im Norden das Bolchener Mundartgebiet. Nur einige Unterscheidsmerkmale seien hier angeführt. Im Niedtale tritt

[1] Ausgangspunkt meiner sprachlichen Untersuchungen.

in den Fürwörtern «das» und «was» t ein: d à t, w à t heisst es z. B. in Lubeln, d à s und w à s in dem bloss eine Stunde entfernten St. Avold; dort wird k î n t, w î n t (Kind, Wind) gesagt, hier k ê n t und w ê n t; um Falkenberg ist Verdumpfung von a zu o eingetreten, so noch in Oberfillen, während in dem nur zwei Kilometer nördlicher gelegenen Mähringen das helle a geblieben ist.

Zu welchem Sprachzweige gehört nun die Mundart der mittleren Nied? Man pflegt gemeiniglich das gesamte Deutsch-Lothringen dem fränkischen Dialekte zuzuweisen. Das trifft nicht ganz zu. Rein fränkisch, genauer mittelfränkisch, andere nennen sie oberfränkisch, ist nur die Mundart des Kreises Diedenhofen. In der entgegengesetzten Ecke Lothringens, im Kreise Saarburg, spricht man dagegen überwiegend alemannisch; in der Mitte, d. h. in den Kreisen Forbach und Bolchen, zu welch' letzterem der Kanton Falkenberg gehört, herrscht ein Uebergangsdialekt, halb fränkisch, halb alemannisch, und zwar kann man hier die merkwürdige Beobachtung machen, dass einerseits der Konsonantismus fränkisch geblieben ist, anderseits aber der Vokalismus alemannischen Einflüssen nicht widerstanden hat. So findet sich in Mittel-Lothringen überall fränkisches p für pf; hingegen zeigt sich ebendort die alemannische Abneigung vor der gemeindeutschen Diphthongierung des î und û zu ei und au, die Verkürzung von langem î, die Entrundung des œ zu ê, die Verdumpfung des a zu o usw.

Der Irrtum jener, die durchweg den lothringischen Dialekt zum fränkischen Sprachstamm rechnen, beruht also wohl auf unzureichender Kenntnis der mundartlichen Verhältnisse dieses Landes. Man hat den Fehler begangen, bloss den Konsonantenstand zu berücksichtigen, als ob der Vokalismus gar keine Rolle zu spielen hätte. Allerdings ist die Sprache Lothringens, das so weitab an der äussersten Südwestecke des Deutschen Reiches liegt und erst vor 30 Jahren seinen Sprachgeschwistern wieder zugesellt wurde, bis jetzt noch nicht eingehend studiert worden. Und doch sind die lothringischen Mundarten der wissenschaftlichen Erforschung ebenso würdig als bedürftig. Kaum eine andere deutsche Gegend ist der Dialektentwicklung so günstig als gerade Lothringen. Lothringen hat sich früher als sein Nachbarland Elsass aus der geistigen Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland gelöst; seine Mundart war den Einflüssen des Hochdeutschen weniger ausgesetzt und zeigt deshalb eine viel einheitlichere Entwicklung und reinere Bildungen. Diese eigenartige, ganz naturgemässe, von aussen nicht gestörte Entwicklung ist noch dadurch gefördert worden, dass die französische Verwaltung den Unterricht im Deutschen allgemein vernachlässigte. So konnte die lothringische Mundart

ihre Eigentümlichkeiten festhalten; sie hat eine Menge Altertümlichkeiten bewahrt, die der Schriftsprache unbekannt sind. Ausserdem ist für Lothringen von dem zerstörenden Einfluss grösserer Städte auf die Mundart keine Rede; die einzige Stadt von Bedeutung, Metz, gehörte stets dem romanischen Sprachgebiete an. Endlich kommt speziell für das Niedtal der Umstand hinzu, dass es kein Industriegebiet ist wie das Mosel- und Saarrevier, wo durch das Zuströmen fremder Elemente manches Stammeigentümliche verwischt wird. Die Bevölkerung an der mittleren Nied treibt hauptsächlich Ackerbau und ist in ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrer ganzen Lebensweise sehr konservativ.

Wenn es nun schon im allgemeinen vom grössten Interesse ist, einen Volksdialekt zu studieren, der sich zur Schriftsprache verhält etwa wie eine natürliche Blume zu einer künstlichen, wie ein in seinem alten Bette einherfliessender Bach zu einem von Menschenhänden gebauten Kanal, wie die malerische Landtracht einer Bauernmaid zu dem Modekleid der Stadtdame, so gilt das nicht zum mindesten für den lothringischen Dialekt; auch er hat den Erdgeschmack des Bodens, auf dem er sich entwickelt hat, und ist mit seiner Weichheit und traulichen Gemütlichkeit ein treues Spiegelbild des ruhigen, fleissigen, genügsamen Völkchens, von dem er gesprochen wird.

Doch mit der Poesie der Mundart wollen wir uns hier nicht beschäftigen. Der Gegenstand dieser Abhandlung ist, das Wesen einer der lothringischen Mundarten zu ergründen, diese vom rein philologischen Standpunkte aus zu untersuchen, die Gesetze ihres Organismus aufzufinden, die Veränderungen zu zeigen, welche die einzelnen Laute der Qualität und Quantität nach durchgemacht haben. Ein erster Teil wird die Lautlehre, ein zweiter Teil die Formenlehre behandeln.

Und da eine wissenschaftliche Darstellung eines Dialektes vom alten Sprachstande ausgehen muss, so ziehen wir zum Vergleiche das Mittelhochdeutsche heran, dessen Laut- und Formverhältnisse zugleich einfacher und durchsichtiger sind als die neuhochdeutschen, obschon selbstverständlich jenes nicht als die Urstufe der Mundart zu gelten hat.

Die Vorstufe der Mundart kennen wir nicht. Lothringen ist ausserordentlich dürftig in den Schriftquellen früherer Zeit vertreten. Das ältere lothringische Deutsch ist lediglich aus Urkunden zu schöpfen, die stets mehr oder minder sich der Schriftsprache zu bedienen pflegen; eine poetische Literatur gibt es nicht. Die vorliegende Untersuchung muss sich daher auf die Umgangssprache der jetzigen Generation beschränken.

Da es in einer solchen Arbeit auf eine genaue Lautbezeichnung ankommt, so wird das System des Strassburger Sprach-

forschers Joh. Kraeuter zur Anwendung gebracht. Zur besseren uud schnelleren Orientierung möge hier vorläufig auf folgende Hauptpunkte seines phonetischen Systems hingewiesen werden:

Für einen Laut gibt es nur ein Zeichen; alle Lautfolgen werden in ihre Bestandteile aufgelöst. Wir schreiben daher nicht x, sondern ks, nicht z, sondern ts, aber auch nicht ng, sondern ŋ, nicht ch, sondern χ; nicht sch, sondern š. Da ferner die Mundart das weiche und harte s kennt, so soll ʒ für das weiche, s für das harte s oder ss stehen. Zur Bezeichnung des j der im Dialekt vorkommenden französischen Wörter wird ž dienen. Doppelkonsonanten werden in den Mundarten nicht als solche ausgesprochen und daher auch nicht geschrieben. Wo velares ch oder g besonders zu bezeichnen war, wird ·χ bezw. ·g gewählt.

Bei Vokalen wird die Länge durch das Akut angedeutet; der Gravis dient zum Zeichen der offenen Aussprache; der Circumflex steht über langen offenen Vokalen. Silben mit untersetztem , tragen den Hauptton. Nasalierung wird durch untersetztes polnisches ˛ bezeichnet.

In der Ausführung werde ich zuerst das Wort anführen, wie es in der Mundart lautet, dann das mittelhochdeutsche bezw. französische und zuletzt in Klammern das neuhochdeutsche Wort oder, wenn notwendig, die Bedeutung.

Die wichtigsten Abkürzungen sind:

Mda. = Mundart,
Ahd. = Althochdeutsch,
Mhd. = Mittelhochdeutsch,
Nhd. = Neuhochdeutsch,
Frz. = Französisch.

Ein Stern (*) vor einem Wort zeigt an, dass dies nicht bezeugt ist.

Erster Teil.

Lautlehre.

I. Der Vokalismus.

§ 1. Uebersicht der Vokale.

Die Mundart hat zehn kurze Vokale:
geschlossen: a, e, i, o u;
offen: à, è, ì, ù;
trüb: ə.

Sie zählt ferner neun lange Vokale:
geschlossen: á, é, í, ó, ú;
offen: â, ê, î, û.

Die kurzen geschlossenen Vokale lauten wie die entsprechenden neuhochdeutschen. Die genaue Aussprache der offenen Vokale wird im Laufe der Ausführung näher angegeben werden. ə ist der kurzgesprochene dumpfe Laut des nhd. e in unbetonten Silben: machen.

Ausserdem hat die Mundart acht Diphthonge:

aĭ, áĭ, eĭ, éĭ, oĭ, óĭ, uĭ, úĭ.

Es sind dies eigentliche Doppellauter, d. h. jeder einzelne Vokal, aus denen der Diphthong zusammengesetzt ist, wird für sich artikuliert.

§ 2. Etymologische Verhältnisse des Vokalismus der Mundart.

A. Die betonten kurzen Vokale.

Dem mittelhochdeutschen Vokalismus tritt der mundartliche folgendermassen gegenüber:

Mhd. a

wird in den weitaus meisten Fällen zu offenem à (â), ein der Mundart eigentümlicher, zwischen a und o in der Mitte schwebender Laut, der bald kurz bleibt, bald lang wird. Kurzes à steht:

1. vor einfacher Tenuis: bàkən, backe und backen (Backe und backen); àkəs, ackes (Axt); ȝàk, sac (Sack); štràk, strac (gerade, straff); wàkən, wacke (Kieselstein); šmakən, smekən und smaken (schmecken und riechen); plàkən, placke (Fleck); àpəl, apfel (Apfel); Kàpəl (Kapelle); Kàp, Kappe (Mütze); blàt, blat (Blatt); ràt, rat (Rad); pàt, pate (Taufzeuge); màt, mat (matt); dàt, daȝ (das); wàt, waȝ (was). Folgt aber eine der Ableitungssilben -el und -er, so wird geschlossenes a beibehalten, das auch in der Regel die Kürze bewahrt: ȝadəl, satel (Sattel); fatər, vater (Vater); lang wurde es jedoch in kádər, kater (Kater), dessen Stammsilbe übrigens schon im Mhd. schwankende Quantität zeigt.

2. vor einfacher Spirans: àf, affe (Affe); gràf, grap (Grab); šàfən, schaffen (arbeiten); šàf, schaf (Schrank); sàʽχ, sache (Sache); kràʽχən, krachen (mit der Peitsche knallen); bàʽχ, bach (Bach); dàʽχ, dach und tac (Dach und Tag); šlàʽχ, slac (Schlag); àʽχən, nache (Nachen); kàʽχel, kachel (Kachel); làʽχən, lachen; màʽχən, machen; wàʽχən, wachen; gàs, gaȝȝe (Gasse); wàsər, waȝȝer

(Wasser); g r à s, gras (Gras); g l à s, glas (Glas); ȝ à s, saȝ (Sitz); f à s, vaȝ (Fass).

3. vor den Verbindungen einer Spirans mit t: k r à f t, kraft (Kraft); ȝ à f t, saft (Saft); g à š t, gast (Gast); l à š t, last (Last); n à š t, ast (Ast); f à š t ə n, vasten (fasten); f à š t, vaste (fast); ȝ à t s, saz (Satz); š p à t s ə l, spatz (Spatz); à t s ə l, agelster (Elster); k à t s, katze (Katze).

4. vor l, m und n, wo diese im Nhd. Gemination erfahren haben, bezw. im Dialekt nachfolgende Dentalis an l oder n assimiliert wurde; vor einem r steht à nur da, wo jenes schon im Mhd. geminiert war: à l, al (all); f à l, val und valle (Fall und Falle); š à l ə n, schallen; h à l ə n, halten; š p à l ə n, spalten; š p à l, spalte (Scheitel); f ə r k à l ə n, erkalten (erfrieren); k à m, kamp (Mähne); l à m, lamp (Lamm); š t à m, stam (Stamm); f l à m, vlam und vlamme (Flamme); b à n, ban (Bann); m à n, man (Mann); š à n, schande (Schande); à n ə r, ander; n à r, narre (Narr); k à r ə n, karre (Karren); dagegen f â r[1], varre und var (Stier); š t à r ə n, starn (starren, mit unbewegten Augen hinsehen). Auch vor m mit angehängtem -el gilt à: h à m ə l, hamel (Hammel); folgt aber die Nachsilbe -er, so steht offenes a: h a m ə r, hamer (Hammer); k a m ə r, kamer (Kammer).

5. vor ng und vor l, mit dem ein anderer Konsonant als Tenuis verbunden ist, wobei zwischen l und g, wenn dieses im Wortauslaute steht, ein i sich entwickelt: à ŋ ə l, angel (Stachel); à ŋ š, angest (Angst); š l à ŋ, slange (Schlange); š t à ŋ, stange (Stange); s à ŋ, zange (Zange); f à ŋ ə n, zu vâhen (fangen); b r à ŋ ə n, prangen und brangen (prahlen); m à ŋ ə l, mangel (Mangel, offener Beinschaden); l à ŋ, lange (Adv.); b à l i χ, balc (Balg); g à l j ə n, galge (Hosenträger); h à l w ə r, halber; š m à l m ə n, schwalwe (Schwalbe).

Zu langem å wird mhd. a vor den mit einer Tenuis oder Spirans verbundenen l, m und n: vor lk: k å l k, kalc (Kalk); b å l k ə n, balke (Balken); — vor lp: k å l f, kalp (Kalb); h å l f, halp (halb); — vor lt: å l t[2], alt; k å l t, kalt; w å l t, walt (Wald); g ə w å l t, gewalt (Gewalt); — vor ls und lz: h å l š, hals (Hals); ȝ å l s, salz (Salz); ȝ å l s ə n, salzen; dagegen sind w à l s, walze (Walze); w à l s ə n, walzen; f à l s, valz (Fuge); f à l s ə n, valzen, und m à l s, malz (Malz), mit kurzem Vokal wie im Nhd., wohl kein altes Gut der Mundart; — vor nk:

[1] Nur in dem Ausdruck ȝə f â r g é n (zum Stier gehen) gebräuchlich.

[2] Assimilation des t (d) an l oder n erfolgt nur im Wortinnern, nie im Auslaut.

b å ŋ k, bank (Bank); d å ŋ k, danc (Dank); d å ŋ k ə n, danken; g å ŋ k, ganc (Gang); d r å ŋ k, tranc (Trank); g ə š t å ŋ k, gestanc (Gestank); š t r å ŋ k, stranc (Strick); g ə ʒ å ŋ k, sanc (Gesang); š w å ŋ k, swanc (Schwung); k l å ŋ k, klanc (Klang); p l å ŋ k ə n, planke (Planke); k å ŋ k ə r, kanker (Baumkrebs); k r å ŋ k, kranc (krank); l å ŋ k, lanc (lang, Adj.); w å ŋ k[1], wanc (Wank); — vor nt: b å n t, bant (Band); h å n t, hant (Hand); l å n t, land (Land); š t å n t, stant (Stand); f ə r š t å n t, verstant (Verstand); l å n t ə r, lanterne (Laterne); m å n t ə l, mantel (Mantel); w å n t, want (Wand); s å n t, zan, älteste Form zant (Zahn); — vor n + Spirans: h ą̊ n f[2], hanef (Hanf); g ą̊ n s, gans (Gans); g r ą̊ n s, grans (Maul); g å n s, ganz; d å n s ə n, tanzen; d å n s, tanz (Tanz); p l å n s ə n, pflanzen; — vor mp: d å m p, dampf (Dampf); k r å m p, krampf (Krampf). Eine Ausnahme mit kurzem à bildet š l à m p, spätmhd. slamp (Taufessen).

Die Verdumpfung tritt also, wie die bisher angeführten Beispiele beweisen, in der Regel vor harten Konsonanten ein; vor weichen erfährt der Vokal blosse Dehnung, ohne seine Klangfarbe zu verändern. Geschlossenes langes á für mhd. a steht also:

1. vor den Medien b, d und g, wobei letztere gewöhnlich ausfällt: g r á w ə n, graben und grabe (graben und Graben); š á w ə n, schaben; b á d ə n, baden; l á t, lade (Lade und Laden); m á t, made (Made); š á d ə n, schaden. g r á t, gerat. ahd. girad und girado (gerad und gerade); š p á t, spate, niederländisch spade (Spaten); m á t, maget (Magd); k l á n, klagen; k l á, klage (Klage); d r á n, tragen; ʒ á n, sagen; w á n, wagen (Wagen); w á n ə r, wagener (Wagner); in j á j ə n, jagen, ist g an das anlautende j assimiliert worden und so vor dem völligen Schwund bewahrt geblieben; m á g ə r (mager) und m á g ə n (Magen) sind aus dem Nhd. in die Mda. gedrungen; gewöhnlich werden d u r (dürr) und l e ī p (Leib) dafür gebraucht. Vor angehängtem -el und -er bleibt a kurz: g a b ə l, gabel (Gabel); š n a b ə l, snabel (Schnabel); n a b ə l, nabel (Nabel); h a w ə r, haber (Hafer); a w ə r, aber.

2. vor den einfachen Liquiden und Nasalen: m á l ə n, maln (malen); s á l, zal (Zahl); š á l, schale (Schale der Eier und Hülsenfrüchte); š á l, schal (fade); p á r, par (Paar); š p á r ə n, sparn (sparen); g á r, garn und gar (Garn und weich

---

[1] wird nur gebraucht in dem Ausdruck: h å t n o 'χ k a i n w å ŋ k (hat noch keinen W.), d. h. ist noch ganz, unversehrt (von Kleidungsstücken, Möbeln und dgl.)

[2] vor n und einfacher Spirans wird der Vokal nasaliert

gekocht); f á r ə n, varn (fahren); s á m, zam (zahm); š á m ə n, schemen und schamen (schämen); n á m ə n, name (Name); g ə m á n ə n, manen (erinnern).

3. wenn r folgt, verbunden mit einem Konsonanten, der nicht f oder w ist; vor m, k und t wird das r nicht mehr artikuliert, und m klingt in angefügtes -ə n aus, während zwischen r und c (g) ein i eingeschoben wird: á m ə n, arm; w á m ə n warm; ʒ á k, sarc (Sarg); m á k, marc (Grenzstein); b á t, bart (Bart); s á t, zart; w á t ə n, warten; š w á t, swarte (Schwarte); k á t, karte (Karte); g á t ə n, garte (Garten); w á t s ə l, warze (Warze); h á t s, harz (Harz); á r i χ, arc (klug, schlau); m á r i χ, marc, ahd. marg (Knochenmark); b a r i χ, barc (verschnittenes Schwein). Kurzes a haben jedoch beibehalten die Adjektiva h a r t; š t a r k, starc (stark); š w a r t s, swarz (schwarz); deshalb haben sie auch das r nicht eingebüsst.

4. vor s und r in ursprünglich offener Silbe: h á s, has (Hase); n á s, nase (Nase); w á ʒ ə n, wase (Rasen); h á w ə n, haven (Topf).

5. vor hs und ht; die Dehnung tritt hier lediglich als Ersatz für den Verlust des h ein: w á s, wahs (Wachs); f l á s, vlahs (Flachs); w á s ə n, wahsen (wachsen); d r á t, traht (Traglast); n á t, naht (Nacht); á t, ahte (Acht); š l á t, slaht (Schwade, Reihe abgemähten Grases). Vor angehängtem -el werden h und kurzes a beibehalten: d a ʽχ t ə l, dahtel (Ohrfeige); w a ʽχ t ə l, wahtel (Wachtel); ausserdem in nhd. Lehnwörtern; m a ʹχ t, maht (Macht); š l a ʽχ t (Schlacht).

Abgesehen von diesen und den andern bereits angeführten Ausnahmefällen bleibt a in der Regel nur noch vor r + w oder f kurz und geschlossen: g a r w, garbe (Garbe); f a r w, varwe und varn oder varm (Farbe und Farrenkraut); š a r f, scharpf (scharf); k a r f, karpfe (Karpfe); h a r f, harpfe (Harfe). Bloss in d á f, darf, ist Dehnung erfolgt, vielleicht durch Uebertragung aus dem Plural, wo a in offener Silbe steht.

Abweichend von der nhd. Schriftsprache ist a zu è (kurz und offen) umgelautet worden

1. häufig vor sch; im Mhd. waren bei einigen Wörtern mit dieser Spirans zwei Formen, eine mit a und eine mit e, vorhanden, die letztere allerdings fast nur in alemannischen Denkmälern: w è š ə n, waschen und weschen; t è š, tasche und tesche (Tasche); f l è š, vlasche und vlesche (Feldflasche); è š, asch, niederländisch esch (Esche); è š ə n (nur im Plural gebräuchlich), asche und esche (Asche); hierzu è š ə r, escher (grobleinenes Tuch zum Auslaugen der Asche), und è š ə r m i t w ù ʽχ (Aschermittwoch). Die umlautende Wirkung von sch wird auch durch einen davorstehenden Konsonanten nicht verhindert: f è l š, valsch,

(falsch); plètšən, zu mhd. platzen (geräuschvoll aufschlagen, stark regnen); rètšən, zu mhd. ratzen (klatschen, übel nachreden); lètš, dem nhd. Latsche entsprechend (loses Maul); mit langem ê wegen der folgenden Konsonantverbindung: hênš, hantschuoch (Handschuh); êrš, ars (Arsch).

2. vor ei der folgenden Silbe: êrwət, arebeit (Arbeit); der Vokal ist, wie das a, vor r + w gedehnt worden.

3. manchmal vor l- und m-Verbindungen; vor lt: fèl, valte (Falte); fèlən, valten (falten); èltər, alter und altaere (Alter und Altar), hat möglicherweise den Umlaut nach Analogie der Pluralia auf -er angenommen; — vor lm: pèlmən, palme (Palme); hèlmən, halm (Halm); — vor mp: klêmpən[1], klamben (die Glocke anschlagen); êmpərn, antwurten (antworten); — vor mt: šêmt[2], scham (Schamgefühl); vom Verbum šámən kann dieser Umlaut jedenfalls nicht entlehnt sein; im Nhd. ist umgekehrt das Zeitwort umgelautet, das Substantiv nicht.

4. vor verschiedenen Konsonantverdoppelungen, die sich wenigstens zum Teil durch ein ursprünglich in der Endsilbe vorhanden gewesenes i oder j erklären lassen; vor en: dèn, tanne, altniederländisch dennja, niederländisch den (Tanne); vor tz: pèp, pap und peppe (Kleister); sèpən, zapfe (Zapfen); vor ff: rèfən, raffen und reffen (auflesen, zusammenraffen); vor tz: plèts, platz, lat. platea, griechisch πλατεῖα (Platz); krètsən, kratzen und kretzen.

5. bei einigen Substantiven auf -el, nach Analogie der Deminutiva mit dieser Endsilbe, und bei Verbis auf -ern: hèʒəlnùs, zu mhd. hasel (Haselnuss); pèpəlboim, papel (Pappelbaum); šnèdərn, schnateren (schnattern); klèpərn, klappern; hierzu klèpər (Klapper).

6. in noch einigen andern, isoliert dastehenden Fällen: šêt, schate und schete (Schatten); der Umlaut ist wohl aus dem mhd. Plural scheten auf den Singular übertragen worden; ês, ahse, lat. axis (Achse), mit Ersatzdehnung; ebenso êt, ahte (acht, Zahlwort); gêr, gar (zum Verstärken von àl, alle, dienend); in den beiden letztern Wörtchen, von denen jenes einen Mehrheitsbegriff enthält, dieses ein Zahladjektiv vor sich hat, mag der Umlaut auf Angleichung an Substantiva, die ihn im Plural haben, beruhen.

Bei andern Bildungen wie šél, schale (Schale), und wél, wal (Wahl), mit geschlossenem e, hat die Mda. keinen Um-

---

[1] und [2] Auch hier ist, wie überhaupt vor m + Tenuis, Dehnung eingetreten.

laut geschaffen, sondern diese Substantiva direkt von den Verbis šélən, scheln (schälen), und wélən, weln (wählen) abgeleitet; ganz konsequent wird šél nur von Früchten gesagt, die geschält werden, z. B. von Aepfeln, Birnen, Kartoffeln u. dgl.; ferner heisst so die Baumrinde, die sich ja auch losschälen lässt, während šál (s. oben) eine Hülse bedeutet, die geöffnet wird, z. B. einer Nuss, eines Eies, von Bohnen, Erbsen usw.

Auch im Zeitwort felən, vallen (fallen), liegt keine lautliche Umbildung vor, sondern blosse Vertauschung mit dem Kausativum vellen (fällen); nach dem Grundverbum richtet sich das Kompositum gəfelən, gevallen (gefallen). Auch in welən, wallen und wellen (sieden und sieden machen) sind Transitivum und Intransitivum zusammengestossen.

Bei šlén, slagen (schlagen), iχ šlén (ich schlage), hat Uebertragung aus der zweiten und dritten Person Singularis stattgefunden.

Auf einer andern Ablautstufe steht krubəln, krappeln (krabbeln); bol, bal (Spielball), mit entschiedenem o; hier könnte man aber auch rein lautliche Angleichung an bol, bolle (grosser runder Löffel), voraussetzen; šolmən, ahd. scalmo, mhd. schelme (Schelm); moltər (vgl. lat. molo, ich mahle), mhd. malter (Getreidemass); hierzu moltərn (ein bestimmtes Quantum Getreide als Müllerlohn nehmen.

Mhd. e

hat seine kurze und geschlossene[1] Aussprache in der Mda. regelmässig beibehalten

1. vor den Tenues k und t: dekən, decken und decke (decken und Decke); wek, wecke (Keil, Semmelbrötchen); bet, bette (Bett); wetən, wetten. Dagegen steht der offene Laut vor der labialen Tenuis, und zwar kurzes è vor pp: trèp, treppe (Treppe), langes è vor einfachem p: hèp, hepe (Hippe).

2. vor ll und l + Konsonant: hel, helle (Hölle); kel, kelle (Kelle); štelən, stellen; kwelən, quellen (Kartoffeln schwellen); welwən, welben (wölben); gəwelw, gewelbe (Gewölbe); welər, welher (welcher); šmelsən, smelzen (schmelzen): bels, pelz (Pelz); gelsən (schneiden), zu mhd. gelze (geschnittenes Schwein); swelf, zwelf (zwölf); velš, velse (Felsen). Vor angehängtem -er hat sich der offene Laut erhalten: hèlər, heller (Heller); tèlər, teller (Teller).

3. vor Spirantverdoppelungen und -Verbindungen: lefəl leffel (Löffel); šefən, scheffen (Schöffe); šefən, schepfen

[1] Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik, I, § 197.

(schöpfen); šrefən, schrepfen (schröpfen); fərweχən, wachen und wecken (erwachen und wecken); lešən, leschen (löschen); ərgetsən, ergetzen (ergötzen); metsiŋər, metzjer (Metzger); hetsən, hetzen; fešt, veste (fest); gešt, geste (Gäste); kešt, kesten (Kastanie); vor ss und ȝȝ kann sowohl e als è stehen: bles, altnordisch blese, spätmhd. blasse (weisser Fleck auf der Stirne, dann Kuh mit einer Blässe); besər, beȝȝer (besser); aber ès, esse (Ass); mèsər, meȝȝer (Messer).

In offenes è, mit Beibehaltung seiner Quantität, ist mhd. e übergegangen

1. vor doppeltem m, n und r: štèmən, stemmen; hierzu štèm (Querdamm): flèmən (mit m für n), vlennen (das Gesicht verziehen); dèn, tenne (Hausflur); nènən, nennen; rènən, rennen; blèrən, blerren (plärren); špèrən, sperren.

2. vor n + Media; dabei wird d, ausser wenn -el angehängt ist, dem n assimiliert: bəhèn, behende; lèn, lende (Lende); šènən, schenden (schimpfen); bèndəl, bendel (Bändel); trèndəln, trendeln (langsam sein); èŋ, enge; štrèŋ, strenge; bèŋəl, bengel (Knüttel); špèŋlər, spengeler (Kesselflicker); dèŋəln, dengeln (die Sense scharf klopfen); hèŋ, hengel (Henkel).

Steht aber e vor einer mit Tenuis oder Affrikata verbundenen Nasalis, so wird es zu ê verlängert: dêŋken, denken; šêŋkən, schenken; hierzu gəšêŋk (Geschenk); hêŋkən, hâhen und hengen (hangen und hängen); šwêŋkən, swenken (schwenken); sêŋkən, senken (senken und sinken) drêŋkən, trenken (tränken); šlêŋkərn, slenkern (schlenkern); êŋkəl, enenkel und enkel (Kindskind und Fussknöchel); sênt, senfte (sanft); dêmpən, dempfen (dampfen); krêmpəl, krempel (Häckchen); gərêms, geremze (Geräms); šprênsən, sprenzen (begiessen); dazu šprêns (Giesskanne). Nur bei šèŋkəl, schenkel (Knochen), und hèŋkən, henkən (erhängen) hat sich die Kürze behauptet.

3. vor einem mit beliebigen Konsonanten, nur nicht z, verbundenen r: èrwən, erben; fərdèrwən, verderben; hèrwəš, herbes (Herbst); mèr, merhe (Mähre); wèrməln, wermen (wärmen); hèrtən, herten (aushalten); gèrwən, gerwen (gerben); doch ist langes ê in fêrwən, verwən (färben), trotz kurzem a in farw (Farbe), zur Geltung gekommen. Vor rz entsteht langes é: mérts, merze (März); kérts, kerze (Kerze); érts, erze (Erz).

Ausser dem letztern Falle entspricht dem mhd. e ein langes geschlossenes é in der Regel vor einfacher Konsonanz: šélən, scheln (schälen); wélən, weln (wählen); sélən,

zeln (zählen); élènt, ellende, ahd. elilenti (Elend); élèniχ, ellendec (elend); él, elle und ele (Elle); nérən, nern (nähren); šwérən, swern (schwören); wérən, wern (wehren); héwən, heben; héw, heve (Hefe); éjən[1], egen (eggen); éj, egede (Egge); éȝəl, esel (Esel); léw, lewe (Löwe). Nur wenn d nach Abfall eines End-e in den Auslaut tritt, behält das vorhergehende e, wie vor t (s. oben), seine Kürze bei: ret, rede (Rede); darnach ist redən, reden, gebildet. Langes ê in špênən, spenen (von der Mutterbrust entwöhnen), scheint auf lautlicher Anlehnung an špên, spân (Holzspan) zu beruhen; der Regel nach müsste es geschlossenes é haben wie gəwénən, wenen (gewöhnen).

Als Ersatzdehnung vor ausgefallenem h steht ê in hês, hehse (Hechse, Hüftbein); wêsən, wehsen (wächsen); gəwês (Gewächs); trêtər, trehter (Trichter). Wenn h vor andern Konsonanten als s oder t verstummt ist, so unterbleibt die Dehnung: gəmèliχ, gemechlich (langsam).

Vor Nasalverbindung ist e bei einigen Wörtern zu offenem kurzen i geworden: himt, hemede (Hemd); frimdiχ, vremede (fremd); minš (Mensch und Geliebte); finštər, venster (Fenster).

Das Zeitwort mìštən, mesten (mästen) ist mit mìštən, misten (düngen), dem es begrifflich nahe steht, lautlich zusammengefallen.

Ursprüngliches a ist ohne Umlaut in làtsən, letzen, gotisch latjan, und in gəȝàts, gesetze (Gesetz) zu saz, bewahrt geblieben; gəȝets, mit e, bedeutet ein Gesätze (zehn Kügelchen) des Rosenkranzes.

Mhd. ë

behält seine offene Aussprache in der Mda., wo wir es mit è bezeichnen, in der Regel bei

1. vor doppelter oder auslautender Tenuis: lèkən, lëcken; šlèk, snëcke (Schnecke); štèkən, stëcke (Stecken); flèkən, vlëcke (Schmutzflecken); flèk, vlëc (eingesetztes Stück Zeug); špèk, spëc (Speck); štèpən, stëppen (Strümpfe stopfen); èpəs, ëtewaȝ (etwas); šnèp, snëpfe (Schnepfe); lèt, ahd. lëtto (Lehm); gəbèt, gebët (Gebet). Ausgenommen ist šêk, schëcke (scheckige Kuh); hierzu šêksiχ, (scheckig); langes ê zeigt ausserdem noch šprêχən, sprëchen (plaudern, sich

---

[1] ist die genau dem mhd. egen entsprechende Form, welche man auch nhd. erwarten sollte; eggen ist niederdeutsch.

unterhalten), das sich an gəšprêχ (Gespräch), aus mhd. sprâchen, angelehnt hat[1].

2. vor doppelter Spirans: lèfər, ahd. lëffur (Lippe); pèfər, pfëffer (Pfeffer); pèχ, pëch (Pech); ərlèχt (durstig, trocken), zu lëchen (vertrocknen); rèχən, rëche und rëchenen (Rechen und rechnen); štèχən, stëchen (stechen und stecken); brèχən, brëchen; wèkəltər, wëcholter (Wachholder); mèsən, mëȝȝen (messen); èsən, eȝȝen (essen); frèsən, vrëȝȝen (fressen).

3. vor ll und l + Tenuis: hèl, hël (hell); mèlkən, mëlken; t wird an l assimiliert, wenn es nicht am Wortende steht: gèlən, gëlten; aber gèlt, gëlt (Geld); wèlt, wërlt (Welt).

4. vor Doppel-r und r + f, z, ch (aus g): šèrən, schërren (scharren); wèrfən, wërfen; hèrts, hërze (Herz); bèriχ, bërc, ahd. bërg (Berg). Vor r + Tenuis tritt langes ê ein: pêrt, pfërt (Pferd); mêrk, market und mërket (Markt); hierzu mêrkən, marketen (markten).

Geschlossen ausgesprochen und zugleich gedehnt wird mhd. ë in den meisten übrigen Fällen:

1. vor Media, wenn keine Ableitungssilbe folgt; vor b: léwən, lëben; éwiχ, mhd. ebehöu, schlesisch ëwich, angelsächsisch ifig (Efeu); vor inlautendem und deshalb zu d gewordenem t: bédən, bëten; trédən, trëten; vor g, das mitunter ausfällt: féjən, vëgen (fegen); ȝéjən, sëgen (sägen); ȝéj, sëge (Säge); ȝéjən, sëgen (Segen); ȝénən, sëgenen (segnen); rén, rëgen (Regen); rénən, rëgenen (regnen); ȝésəl, sëgense (Sense). Die Erhaltung des kurzen Vokals in wèχ oder wèk, enwëc (weg) ist der energischen Aussprache dieses häufig imperativisch gebrauchten einsilbigen Adverbs zuzuschreiben.

2. vor den einfachen Liquiden: gél, gël (gelb); mél, mël (Mehl); ér, ër; wén, wër; bəgér, begër (Begehr); gəšwér, geswër (Geschwür); šmér, smër (Schmiere); hierzu šmérən, smirn (schmieren); štériŋ (Starrsucht), zu der germ. Wurzel stër in starren (starr werden); hèr, hër, ist aus demselben Grunde als wèχ kurz geblieben.

3. Vor andern als den bereits angeführten r-Verbindungen: štérwən, stërben; kérən, kërn (Kern); férən, vërne (vorjährig); érnəš, ërnest (Ernst); férš, vërsen (Ferse); gérš, gërste (Gerste); pérš, pfërsich (Pfirsich); wért, wërt(d);

---

[1] Für «sprechen» im nhd. Sinne wird šwètsən (schwätzen) angewandt, z. B. wèlš šwètsən (französisch sprechen).

h é r t, hërt, ahd. hërd (Herd); h é r t, hërte, ndl. herde (Herde); w é r k, werch (Werg); s w é r š, zu twërc (quer). Ferner vor l + ch, wenn dieses erhalten ist, in welchem Falle ein i zwischen beide tritt: w é l i c h, wëlc und wëlch (welk). Ist ch dagegen abgefallen, so geht ë in è über: š è l, schëlch (scheel).

4. vor einfacher Spirans: b é ȝ ə n, bëseme (Besen); w é ȝ ə n, wësen (Wesen).

5. vor s und t als Ersatzdehnung für verstummtes h: ȝ é š t ə r, sëhster (Sechter); w é s ə l, wëhsel (Wechsel); w é - s ə l n, wëhseln (wechseln); k n é t, knëht (Knecht); r é t, rëht (recht); g ə r é t, gerëht (passend). Nach Schwund eines intervokalischen h ist é durch Kontraktion entstanden in s é n, zëhen (zehn).

Eine Ableitungssilbe bewirkt gewöhnlich, dass die Quantität des mhd. Lautes gegen die allgemeine Regel der Mda. sich gleich bleibt; in Nominibus auf -ec, -el und -er wird ë auch vor Media zu kurzem geschlossenem e, in Verbis auf -eln und -ern zu kurzem offenem è: l e d i χ, lëdec (ledig); l e d ə r, lëder (Leder); w e d ə r, wëter (Wetter); f e d ə r, vëder (Feder); n e b ə l, nëbel (Nebel); š w e b ə l, swevel und swebel (Schwefel); g e b ə l, gëbel (Giebel); f l e d ə r m u s, vlëdermûs (Fledermaus); b è d ə l n, bëtelen (betteln); f l è d ə r n, vlëdern (flattern). Offenes è zeigt l è w ə r, lëber (Leber), und langes ê hat sich in l è j ə r, lëger (Lager von Tieren), vielleicht durch Anlehnung an nhd. Lager (zu mhd. lâge), geltend gemacht.

Bei mehreren Wörtern mit ë im Mhd. ist in der Mda. das i der Urform erhalten, oder, wenn schon im Mhd. zwei Formen, eine mit e und eine mit i, vorhanden waren, so entscheidet sich die Mda. für letztere: g i ʻs t ə r, got. gistra, niederländisch gisteren, mhd. gëstern (gestern); ništ, lat. nidus, mhd. nëst (Nest); demnach scheinen die Vokale wirklich die Neigung zu haben, vor š umzulauten; so e, wie schon gesehen, in m i n š, f ì n š t ə r, a in w è š ə n, t è š usw. Altes i haben ferner bewahrt gìn, got. giban, mhd. gëben; g ə ȝ i n, got. saihwan, mhd. sëhen; w ì j ə n, mhd. wëgen (wiegen und wägen); é k i s, mittelniederländisch eggedisse, mhd. egedëhse (Eidechse); g ə - š i n, mittelniederländisch geschien, niederländisch geschieden, mhd. geschëhen; š ì r m ə l, schërbe und schirbe (Scherbe); m ì s, mësse und misse (Messe); h i l f, hëlfe und hilfe (Hilfe); t r ì l ə n, drëllen und drillen (drehen); endlich haben noch i für mhd. ë: k r i b i s, krëbeȝ (Krebs); b i l ə n, bëllen.

Auf eine andere Ablautstufe scheint a für mhd. ë zu deuten in f ə r b à š t ə n, niederländisch barsten, mhd. bërsten; g ə - f r à ʻχ t, vrëch (frech); k w à l, altnordische Nebenform kal, mhd. quëlle (Quelle); dazu k w à l ə n, quëllen.

Bei fo'χten, vëhten (vagabundieren), ist der Vokal des Partizips auf den Infinitiv übertragen worden; dazu fo'χtərt (Fechtbruder); brumǝs, brëmse (Stechfliege), hat sich an brùməln, brummen und brëmen, angelehnt.

Mhd. i

wird als geschlossener Laut in der Regel nur vor χ beibehalten: miχ, mich; diχ, dich; ȝiχ, sich; štriχ (Strich); gəštriχ, gestrichen; gəwiχ, gewichen; desgleichen vor ht in Wörtern, die das h nicht eingebüsst haben, weshalb es wahrscheinlich ist, dass dieselben erst später in die Mda. aufgenommen worden sind: gəȝiχt, gesiht (Gesicht); gəšiχt, geschihte (Geschichte); gəwiχt, gewihte (Gewicht); gəriχt, gerihte (Gericht); riχtiχ, rihtec (richtig); fərfliχtən, verpflihten (verpflichten); fliχt, pfliht (Pflicht); bei letzterem Worte spricht auch f (statt p) für die Entlehnung.

Zu offenem, etwas nach e hin neigendem i wird es vor Geminationen und Konsonantverbindungen:

1. vor doppelter und im Auslaute stehender einfacher Tenuis: šikən, schicken (ȝiχ š. heisst «sich betragen»); gəšìk, geschicke (Geschick, Fertigkeit); fərštikən, ersticken; fìkən, vicken (prügeln); wìk, wicke (Wicke); wikəl, wickel, (Wickel); klikən, knicken; blikən, blicken (glänzen, von der Sonne)[1]; dazu blikərt (vorübergehender Sonnenschein); krip, krippe (Krippe); šmìt, smit (Schmied); šnìt, snit (Schnitt); bit, mit; bitər, bitter; mitən, mitte (Mitte); mitəl, mittel (Mittel). Geschlossen bleibt das i ausnahmsweise in dik, dicke (dick), das in adverbialem Gebrauche mit der Bedeutung «oft» (wie im Mhd.) zu dek geworden ist, und in glit, gelit (Glied).

2. vor doppeltem l, m und n: štil, stille; wilən, wille (Wille); štim, stimme (Stimme); šwìmən, swimmen (schwimmen); klimən, klimmen; špìn, spinne (Spinne); sìn, sin (Sinn); rinən, rinnen (laufen, von einem Gefäss); dagegen hat rèn, rinne (Rinne) sich an das Faktitivum rennen angelehnt.

Vor Doppel-r wird die offene Aussprache des i bis zu è getrieben: èrən, irren; èr, irre; èrtum (Irrtum); gəšèr, geschirre (Geschirr, Gerät); dazu anšèrən (dem Pferde das Riemenwerk anlegen).

3. vor l + beliebiger Konsonanz; d fällt dahinter aus:

---

[1] Für «blicken» (mit den Augen) gebraucht man gukən (gucken).

m i l, milde; w i l, wilde; m i l d o i, miltou (Mehltau); ʒ i l w ə r, silber (Silber): m i l χ, milch (Milch).

4. vor e + Media oder Spirans; d wird assimiliert, wenn nicht -el folgt: b i n ə n, binden; f i n ə n, finden; š i n ə n, schinden; g ə š w i n, geswinde (geschwind); h i n ə r, hinder (hinter); h i n ə r n, hindern; aber w i n d ə l, windel (Windel); š w i n d ə l, swindel (Schwindel); w è n, winde (Winde), hat sich nach dem Kausativum «wenden» gerichtet; f i ŋ ə r, vinger (Finger); s w i ŋ ə n, twingen (zwingen); ʒ i ŋ ə n, singen; š p r i ŋ ə n, springen; d i ŋ, ding (Ding); b r i ŋ ə n, bringen; k l i ŋ ə l, klingel (Klingel); k l i ŋ ə l n, klingeln; p i ŋ š t ə n, pfingsten (Pfingsten); w i ŋ ə r t, wingarte (Weingarten); g r i n-s ə n, mit ableitendem s, aus mhd. grinnen (das Gesicht verziehen); l i n s, linse (Linse).

Vor Nasal + Tenuis wird aber aus mhd. i ein langes ì: r i ŋ k, rinc (Ring); d r i ŋ k ə n, trinken; w i ŋ k ə n, winken; w i ŋ'k, winc (Wink); w i ŋ k ə l, winkel (Winkel); k i n t, kint (Kind); w i n t[1], wint (Wind); t i n t, tinte (Tinte); g r i n t, grint (Grind); b l i n t, blint (blind); š l i m p, slimp (schief, schräge). Ausnahme: r i n t, rint (Rind). Vor -el und -er bleibt i in der Regel kurz: š p r i ŋ k ə l d i χ, zu sprinkel (gesprenkelt); w i n t ə r, winter (Winter); w i ŋ k ə l hat vielleicht durch Anlehnung an w i n k ə n die Dehnung mitgemacht; zu è ist i geworden in h è m p e r, hintber und himper (Himbeere); in b l è ŋ k ə n, niederländisch blinken (blinken).

5. vor Spiranten und Spirantverbindungen: g ə g r i f, gegrifen (gegriffen); g r i f, grif (Griff); g i f, gip (gib); g ə š l i f, geslifen (geschliffen); g ə p i f, gepfifen (gepfiffen); š i f, schif (Schiff); g ə w i s, gewisse (gewiss); g ə w i s ə n, gewissen (Gewissen); g ə b i s, gebiʒen (gebissen); dazu g ə b i t s, gebiʒ (Gebiss); n i s, ahd. hniz (Niss, Lausei); g ə r i s, geriʒen (gerissen); r i s, riʒ (Riss); š t i f t ə n, stiften; h i t s hitze (Hitze); ʒ i t s ə n, sitzen; d i š t ə l, distel (Distel); f i š, visch (Fisch); d i š, tisch (Tisch); f r i s, vrisch (frisch).

Unter etwa denselben Bedingungen wie ë hat mhd. i Dehnung erfahren; so

1. vor einfachen Konsonanten: p l í w, geblíben (geblieben); g ə r í w, geriben (gerieben); g ə š r í w, geschriben (geschrieben); g ə d r í w, getriben (getrieben); f r í d ə n, vride (Frieden); š l í d ə n, slite (Schlitten); g ə š t r í t, gestriten (gestritten); g ə r í t, geriten (geritten); g ə l í t, geliten (gelitten); r í s, rise (Riese); w í s, wise (Wiese); š p í l ə n, spiln (spielen); š p í l,

---

[1] ist aber kurz in dem Ausdruck: š n è l w i d ə r w i n t (schnell wie der Wind).

spil (Spiel); š t i l, stil (Stiel); d i l, tille und dil (Diele, Brett). Im Adj. f i l, vil (viel), das häufig enklitisch gebraucht wird, ist i kurz geblieben; lang wurde es nach der Regel in h í n, hin, das als Adj. mit der Bedeutung «tot» (von Tieren) fast nur in prädikativer und deshalb betonter Stellung Anwendung findet; das Adv. h i n ist kurz.

2. vor r-Verbindungen, ausser vor r + ch und ȝ; n fällt nach r ab: š t i r, stirne (Stirne); w i r t, wirt (Wirt); b i r, birne (Birne); k i r š, kirse (Kirsche); h i r t, hirte (Hirt); i'rd ə n, irdîn (irden). Dagegen k i r χ̣, kirche (Kirche); dazu k i r w, kirchwîhe (Kirchweih); h i r š, hirȝ (Hirsch).

3. als Ersatzdehnung für ausgefallenes h vor t: r í t ə n, rihten (richten); dazu r í t, riht (richt).

Vor den Nachsilben -el und -er tritt die Verlängerung des i nicht ein; dasselbe bleibt in der Regel auch geschlossen: h i m ə l, himel (Himmel); k i d ə l, kitel (Kittel); š t i b ə l, stivel (Stiefel); w i d ə r, wider (wieder); aber nach w ist es offen geblieben: s i b ə l, zwibolle (Zwiebel); š w i j ə r m u t ə r, zu mhd. swiger (Schwiegermutter). Vor einer r-Verbindung wird die Dehnung des i nur dann durch eine Ableitungssilbe verhindert, wenn diese nicht an Tenuis angehängt ist: w i r b ə l, wirbel; f i r m ə l n, firmən; aber s i r k e l, zirkel.

Anderer Umlaut ist anzunehmen für š u ŋ k ə n, schinke (Schinken); g ú r, gër und gir (Gier); dazu g ú r i χ, girec (gierig); š ú r m ə n, schirm und schërm (Schutz, Obdach).

Mhd. o

ist mit unveränderlicher Qualität und Quantität von der Mda. übernommen worden

1. vor doppelter Tenuis: k l o k, glocke; f l o c k ə n, vlocke (Flocke); š t o k[1], stoc(ck); r o k, roc(ck); r o k ə n, rocke (Roggen); š o k ə l n (schütteln), zu mhd. schoc (Schaukel); k o p, kopf; k r o p, kropf; d r o p[2], zu spätmhd. tropfe (Tropf); š t o p ə n, stopfen; dazu f ə r š t o p ə n (verstecken) und das Subst. š t o p ə n (Stöpsel); r o p ə n, rupfen und ropfen; dazu f ə r o p ə n (zerreissen); k l o p ə n, klopfen. Dasselbe gilt, wenn o vor einfacher Tenuis in geschlossener Silbe steht: g r o p,

[1] wird nie für «Stab» gebraucht, hat aber die übrigen Bedeutungen des nhd. «Stock», z. B. Stockwerk; Stock Kartoffeln, Bohnen, Blumenstock.

[2] dem Subst. Tropfen entspricht d r ì p, zu d r ì p ə n, triefen, niederländisch druipen.

grop (grob); got, got (Gott); špot, spot (Spott); krot [1], krot (Kröte); gəbot, gebot (Gebot).

2. vor doppelter Spirans und Spirantverbindungen: hofən, hoffen; hofniŋ, hoffenunge (Hoffnung); jo'χ, joch; ko'χen, kochen; ko'χ, koch; do'χ, doch; gəbro'χ, gebrochen; šprosəl, sproʒʒe (Leitersprosse); štros, stroʒʒe (Kehle, Gurgel); koštən, kosten und kost; frošt, vrost (Frost); oks, ohse (Ochse). Ebenso vor einfacher Spirans in geschlossener Silbe: hof, hof; šlos, sloʒ (Schloss).

3. vor ll und l + Konsonant: bol, bolle (grosser runder Löffel); fol, vol (ll); də folən, den vollen (die Fülle); štolən, stolle (Wagenstollen, unterirdischer Gang, Liedstrophe); šolən, scholle; rol, rolle; foljən, volgen (folgen); štols, stolz; hols, holz; molkən, molken (Käsewasser); wolkən, wolke; folk, volk; koltər, kolter (Pflugmesser); golt, golt (Gold).

Mhd. o ist in offenen Silben, vor einfachen Liquiden und r-Verbindungen zu ó verlängert worden:

1. vor Media im Inlaut: lówən, loben; ówən, obene (oben); ówəs, obeʒ (Obst); bó'gən, boge (Bogen); klówən, klobe (Pfeifenkopf); — vor inlautender einfacher Tenuis und Spirans: gót, gote (Patin); gəbót, geboten; ówən, oven (Ofen); hós, hose (Strumpf)[2]. Vor Nachsilben ist die Kürze geblieben: dodər, toter (Dotter); bodən, bodem (Boden); vogəl, vogel; hobəl, hovel und hobel; fodərn, vodern und vordern (fordern); odər, oder.

2. vor l und r: wól, wol (wohl); hól, hol (hohl); óliχ, mhd. öle, öl mit den Nebenformen ole, ol, ahd. oli, altsächsisch olig, niederländisch olie; špór, spor (Sporn); bórən, boren (bohren); dazu bór (Bohrer); kórən, korn und koren (kosten).

3. vor r + Konsonant: bórjən, borgen; mórjən, morgen (Morgen); ʒórjən, sorgen; ʒóriχ, sorge (Sorge); dórf, dorf; kórf, korp (Korb); wórt, wort (Wort); wórt, worden; mórt, morhe und more (Mohrrübe); pórt, pforte; n fällt nach r ab: hór, horn; sór, zorn; dór, dorn; mór, morn und morne (morgen); gəbór, geborn (geboren). Vor -el ist o nicht gedehnt worden in horətsəl, horniʒ, niederländisch horzel; auch palatales χ lässt nach r keine Dehnung zu: štorχ, storch.

---

[1] nur als Schimpfwort gebraucht; die Kröte heisst in der Mda. mók.

[2] Hose (Beinkleid) nennt sich in der Mda. bùks.

Als blosse Ersatzdehnung für verstummtes h steht ó in d ó t ə r, tohter (Tochter); g ə f ó r t, gevorht (gefürchtet); f ə r - f ó r t ə n, ervorhten (furchtsam). Durch Kontraktion ist, nach Ausstossung des intervokalischen h, f ó (Marder) aus mhd. vohe (Füchsin) gebildet.

In nicht wenigen Wörtern ist ursprüngliches u statt mhd. oder nbd. o von der Mda. bewahrt, namentlich vor m, n und tz: k ù m ə n, komen, altsächsisch und angelsächsisch cuman (kommen); dazu w i l k ù m, mhd. willekomen neben willekumen (willkommen); k ù m a t, komat (Kummet); h u n i χ, honec neben h ü n i c, angelsächsisch h u n e g, anord. h u n a n g (Honig); d ù n ə r, doner, angelsächsisch thunor, gotisch thunara; k l ù t s (Klotz, Kugel), mhd. kloz, gotisch klutta-; r ù t s, roz (Rotz), aus einer germanischen Wurzel hrut (indogermanisch krud); t r ù t s, mhd. tratz, trotz und trutz (Trotz); t r ù t s ə n, mhd. tratzen und tretzen (trotzen); t r ù t s i χ, tratzec und tretsec (trotzig); d ù t s ə n t, totzen (Dutzend). Ferner ist u manchmal vor k und ch erhalten: b ù k, mhd. boc (Bock), angelsächsisch bucca, englisch buck, anord. bukkr, urkeltisch bucco, armenisch buc, indogermanisch bhugo; d r ù k ə n, mhd. trocken und trucken (trocken); w ù 'χ, woche (Woche), angelsächsisch wucu; k'n ù 'χ ə n, knoche (Knochen), gotisch *knuqa-. Altes u findet sich endlich noch in ù f[1], offen, gotisch upans; dazu ù f ə n - h è r t s i χ (offenherzig); ù f ə n b å r ə n (offenbaren); in r ù š t, rost (Rost), zu der germanischen Wurzel rud (in rot); dazu r ù š t i χ (rostig); in m ú s, mos (Moos), gotisch *musa-, lat. muscus.

Andern Ablaut besitzen m ù t, motte (Motte); b r u d ə l n brodeln; dazu è š ə n b r u d ə l, aschenbrodele (Aschenbrödel); b u r t, borte (Borte, Besatz).

Eine mitteldeutsche Eigenheit ist a für o in w á n ə n, wonen (wohnen); dazu w á n i ŋ, wonunge (Wohnung).

In b å r k i r χ, borkirche (Emporkirche) beruht a für o wahrscheinlich auf Anlehnung an b å r, båre (Bahre).

Vor sch ist o zu e umgelautet worden in f r e š, vrosch (Frosch); k e š t ə n (Plur.), mhd. kost und koste (Kosten); dazu u ŋ k e š t ə n (Unkosten); jedoch könnte bei f r e š der Umlaut einfach vom Plural auf den Singular übertragen sein, während k e š t ə n möglicherweise nach Analogie anderer umlautender Pluralia gebildet ist.

Das Verbum hèrχən ist intensive Ableitung von hérən, wie mhd. horchen zu ahd. hôran (hören).

---

[1] mit ù f, mhd. ûf (auf) zusammenfallend.

Mhd. ö

hat die Mda. aufgegeben, weil seine Aussprache ihr zu kompliziert ist. Der Umlaut ö verbindet nämlich die Lippenrundung des o mit der Zungenstellung des i. Aus Bequemlichkeit ersetzt nun die Mda. ö durch einen andern, einfachern Laut, der nichts mit o zu tun hat, aber dessen Umlaute in der Klangfarbe am nächsten steht, nämlich e, das immer geschlossene Aussprache hat. Uebrigens findet sich mhd. ö fast nur im Plural auf -er und bei Deminutiven, selten im Singular: g e t ə r, göter (Götter); f e l k ə r, völker; l e χ ə r, löcher; k n e p χ ə n, zu knöpfelîn (Knöpfchen, kleiner Knirps); d r e p χ ə n, tröpfelîn (Tröpfchen); k e r p ə r, korper und körper. Langem ó im Sing. entspricht auch langes é im Plural: d é r f ə r, dörfer, zu dórf (Dorf). Dehnung ist ferner, trotz der Nachsilbe -el, in k n é d ə l, knödel, eingetreten, was sich nur durch spätere Entlehnung aus dem Nhd. erklären lässt; in der Tat sind die Knödel kein lothringisches Volksgericht.

Auch solche Wörter lauten in der Mda. um, die erst nhd. nach Analogie anderer Wortgruppen im Plur. ö angenommen haben: h e f (Höfe); f e g ə l (Vögel); š l e s ə r (Schlösser); k e p (Köpfe): š t e k (Stöcke); k e χ (Köche); w e l w (Wölfe); mit Länge wie im Sing.: w é r t ə r (Wörter); h é r (Hörner); é w ə n (Oefen). Natürlich kann nur der Plural derjenigen Substantive herangezogen werden, die im Sing. das o beibehalten haben; so ist z. B. der Plural von b ù k, boc (Bock), in der Mda. b ì k; i vertritt dort, wie wir noch weiter unten sehen werden, den Umlaut von u.

Der Mda. eigen ist der Umlaut in e v ə r š t, mhd. oberest mit der Nebenform oberist, ahd. oberôst und oberist (oberst); die Form auf -ist wurde hier ausschlaggebend.

Der Umlaut e ist ein zweites Mal zu i umgelautet worden in t i l p ə l, tölpel (Tölpel).

Mhd. u

wird, allgemein gesagt, vor Geminationen und Spiranten zu offenem ù; dieses steht

1. vor Tenuis: b ù k ə l, buckel (Rücken); d r ù k ə n, trocken und trucken (trocken); d r ù k ə n, truckenen (trocknen); š l ù k (Schluck), zu mhd. slucken (schlucken)[1]; s ù p,

---

[1] Das Verbum lautet in der Mda. š l i k ə n; dasselbe ist entweder durch Umlaut von slucken gebildet, oder mit ahd. slicken (schlemmen) verwechselt worden.

suppe; kùpər, kupfer. Ebenso vor auslautender Media: sù'χ, zuc (Zug). Geschlossen bleibt aber das u vor p(f) aus pf in Verbis mit intensiver und iterativer Bedeutung: štupən, stupfen (stossen); šupən, schupfen (schieben); šlufən, slupfen und slüpfen (schlüpfen); im Subst. šnupən, snupfe (Schnupfen) zum mhd. Verbum snupfen (schnauben)[1];

2. vor Spiranten und Spirantverbindungen: nùs, nuȝ (Nuss); šùtz, schuȝ und schuz (Schuss und Schutz); nùts, nütze und nutz; nùtsən, nützen (oberd.) und nutzen (md); brùšt, brust; lùšt, lust; fùks, vuhs (Fuchs);

3. vor doppelter Nasalis: gəklùm, geklummen (geklommen); gəšwùm, geswummen (geschwommen); kùmər, kumber (Kummer); štùm, stum (stumm); drùm, trumbe und trume (Trommel); drùmən, trumeln (trommeln); ȝùn, sunne (Sonne); nùn, nunne (Nonne); fərgùnən, gunnen (gönnen); gəwùn, gewunnen (gewonnen);

4. vor n, dem eine andere Konsonanz als Tenuis folgt; d wird assimiliert: štùn, stunde; wùn, wunde; wùnər, wunder; ùn, unde (und); bəȝùnərš, zu besunder (besonders); abȝùnərliχ, zu sunderlich (absonderlich); ȝùnš, sunst (sonst); dazu imȝùnš (umsonst); lùŋ, lunge; wùnš, wunsch; fərnunft, vernunft;

Vor Nasal + Tenuis tritt dagegen langes û: krûmp, krump (krumm); štûmp, stumpf; lûmpən, lumpe (Lumpen, Lappen)[2]; jûŋk, junc (jung); drûŋk, trunc (Trunk); gədrûŋk, getrunken; šprûŋk, sprunc (Sprung); gəȝûnt, gesunt (gesund); grùnt, grunt (Grund); rûnt, runt (rund); pùnt, pfunt (Pfund); blûnt, blunt (blond); hûnt, hunt (Hund)[3]; auch vor n + z gilt û: grûnsən, grunzen. Die Dehnung ist vor n + Tenuis nicht erfolgt, wenn -el, -er und -en angehängt sind: duŋkəl, dunkel; muntər, munter; fuŋkən, vunke (Funke); tuŋkən (eintauchen); drûŋkən, trunken, ist an drûŋk, gedrûŋk, angeglichen.

Wie die andern Vokale, ist auch u in der Regel lang und geschlossen

1. vor r + Konsonant: wúrmən, wurm; dúriχ, durch (durch, entzwei); wúrtsəl, wurzel; kúrts, kurz; gúrjəl, gurgel; húrt, hurt (Hürde); gəbúrt, geburt; túr, turn (Turm, Gefängnis); dúrš, durst; štúrmən, sturm (Zeit, Periode, Moment, Laune); múrš, mursch (morsch); túrš,

---

[1] Offenes ù hat šnùfən (Taback schnupfen), ein jüngeres Wort.

[2] Im Sinne von «verächtlicher Mensch» wird lump wie nhd. Lump, kurz gesprochen.

[3] Als Schimpfwort gebraucht, ist hunt kurz.

torse, ahd. torso und turso (Kohlstrunk); f ú r, vurch (Furche); ausgenommen ist w u r f, mit kurzem Vokal, das sich an w è r f ə n anlehnt. Für k ù r š t, kruste, erklärt sich die Kürze dadurch, dass die Verbindung r + st keine ursprüngliche ist, sondern erst später zustande kam, nachdem, wie in niedersächs. korste, Metathesis des r eingetreten war; k ù r š t wäre also nach derselben Regel wie z. B. b r ù š t, l ù š t (s. oben) kurz geblieben;

2. Vor einfachen Nasalen und r, wenn keine Nachsilbe folgt: f r ú m, vrum (fromm); dazu f r ú m i χ k e ĭ t, vrümecheit (Frömmigkeit); aber ȥ u m ə r, sumer (Sommer); ȥ ú n, sun (Sohn); aber l u n ə n, lun und luns (Lünse, Achsnagel); š p ú r, spur; aber b u r ə n, brunne (Brunnen); erwähnt sei noch das Kompositum f ú r w i t s, mhd. virwize, ahd. firiwizi und furwizze (Vorwitz);

3. Vor Media in offenen Silben, wenn keine Verkleinerungssilbe folgt: š t ú, stube; š t ú d ə n, studen (stützen); j ú d ə n, Plur. zu j u t, jude; dagegen ȥ u d ə l n, sudelen (sudeln); p u d ə l n (im Wasser plätschern); r u d ə l n (rütteln); š u d ə r n, ndd. schuddern (schaudern); k u g ə l, kugel; dazu k u g ə l n (kugeln).

Im Mhd. unterbleibt der Umlaut des u vielfach vor Nasal + Konsonant, durchgängig vor lt und ld; die Mda. hat ihn durchgeführt: ì m, umbe und ümbe (um); ì n ə r, dazu die Zusammensetzungen d r ì m (darum), r ì m (herum); inər unter, ahd. untar und untir (unter); dazu die Komposita ì n ə r k l e ĭ t (Unterkleid), ì n ə r p â n t (Unterpfand), ì n ə r h â l t (Unterhalt); ì n ə r š t, unterest mit der Nebenform unterist; ì n ə n, unten, hat sich an ì n ə r angeglichen. Bei den Wörtern mit lt oder ld verschmilzt die Dentalis mit dem l: š ì l l i χ, schuldec (schuldig); g ə d ì l l i χ, gedultec (geduldig); g ì l ə n, guldîn (golden); h ì l s ə n, hulzîn (hölzern); š ì l ə r, schulter, ahd. scultirra.

Vor auslautendem lt (ld) wird u zu o «gebrochen»: g ə d o l t, gedult (Geduld); š o l t, schult (Schuld); dazu š o l t ə n (Schulden). Anderer Ablaut ist o in b r o ʻ χ, bruch (Bruch, Leibschaden); f l o s, vloȥ (Rheuma); š l o p, slupf (Schlinge).

Mhd. ü

widerstrebt dem Charakter der Mundart aus demselben Grunde wie ö; nach Verlust der Lippenrundung fällt es mit dem einfachern und für das Gehör dem ü am nächsten stehenden i-Laut zusammen, dessen fernere Schicksale es teilt: zu offenem kurzem ì wird es

1. vor doppelter Tenuis: b r ì k, brücke[1]; d r ì k ə n,

[1] Die Formen mit ü vor ck sind mitteldeutsch; im Oberdeutschen hat diese Konsonanz den Umlaut verhindert.

drücken; štik, stücke (Stück); dazu štikər (ungefähr); bikən, bücken; mik, mücke; rik rücke (Rücken); glik, gelücke (Glück); lik, lücke; flik, vlücke (flügge); sikən, zücken; rikən, rücken; knipən, knüpfen; dipən, zu der mhd. diminutiven Nebenform tüpfen von topf; šip, schüppe (Schaufel); hipən, hüpfen (hinken); hit, hütte;

2. vor doppelter Spirans und Spirantverbindungen: kisən, küssen (Kissen); šlisəl, schlüȝȝel (Schlüssel); kiχən, küchen (Küche); štitsən, stützen; šits, schütze (Flurschütz); grits, grütze (Grütze); pits, pfütze;

3. vor l, m und n, wenn sie geminiert oder mit anderen Konsonanten verbunden auftreten: wilən, wüllin (wollen); brilən, brüllen; fərgilən, vergülden (vergolden); krimən, krümben (krümmen); krimdən, krümbe (Krümmung); bəkimərn, bekümbern (bekümmern); ȝin, sünde; bindəl bündel; mins, münze; finf, vünf (fünf); winšən (wünschen).

Ebenfalls unter ähnlichen Bedingungen wie mhd. i wird ü zu geschlossenem langem í

1. vor einfacher Liquida oder Nasalis; míl, mül (Mühle); híl, hüle (Höhle); ȝín, süne, Plur. von sun (Sohn); dír, tür (Tür); fír, vür (für und vor), mit den Zusammensetzungen fíran (voran), fírus (voraus); špírən, spüren; dazu špír (Gefühl); šírən, schüren;

2. vor r + Konsonant: gəbírtiχ, gebürtec (gebürtig); biršt, bürste (Bürste und Borste); bírštən bürsten; fərdírštərn, verdürsten (verdursten); biriχ, bürge; mír, mürwe (mürbe); birt, bürde; fíršt, vürste (vorderste); dazu fíŕštdir (Vordertür).

Vor Nachsilben herrscht geschlossenes kurzes i: ibəl, übel; kibəl, kübel: hibəl, hübel (Hügel); gribəln, grübeln; iwər, über; kiniχ, künec (König); fidəl, vülin (Füllen); d steht für l durch Dissimilierung wegen des auslautenden l; miniχ, münech (Mönch); brigəl, brügel (Prügel); brigəln, brügeln (prügeln); bidən und bit, büten (Bütte); hierher gehört auch firtu'χ, (Vortuch, Schürze), wo das zweite Glied als Ableitungssilbe gilt.

Im Gegensatz zum Mhd. und Nhd. haben in der Mda. den Umlaut nicht angenommen: dur, dürre (dürr, mager); dazu durən (dorren und dörren); šusəl, schüȝȝel (Schüssel); duštər, ndd. düster.

Anders lautet ab fértən, vürhten (fürchten), ahd. furihten und forahtan; e ist nichts anders als ein o-Umlaut, der auf die Formen angls. forahtian, angs. forhtian, got. faurhtjan zurückzuführen ist.

B. Die betonten langen Vokale.

Mhd. â

wird in der Regel zu langem, offenem, d. h. nach o hinneigendem å, wie auch die folgende Konsonanz beschaffen sein mag: åwət, âbent (Abend); båbš, båbest (Papst); lån, lâȝen (lassen); wå, wâge; plån, plâgen; plå, plâge; ȝåmən, sâme; råt, rât (Rat); brådən, brâte (Braten); nål, nâdel; ådər, âder; nå, nâhe; šlåfən, slâfen (schlafen); klåter, klâfter; jåmər, jâmer (Jammer); dazu jåmərn (jammern); då, dâ; bår, bâre (Bahre); blås, blâse; jår, jâr (Jahr); šprå'χ, sprâche (Sprache); nåt, nât (Naht); mås, mâȝe (Mass); målən, mâlen (malen); frå vrâge (Frage); från, vrâgen; nåtən, âtem; månt, mânet (Monat); brå'χmånt, brâchmânet (Brachmonat); šwåər, swâger (Schwager); kråpən, krâpfe (Hacken); ål, âle (Schusterahle); šlåf, slâf (Schlaf und Schläfe); måȝən, spätmhd. mân, oberd. mâgsame (Mohn); salą̊t, salât; špidą̊l, spitâl; štål, stâl (Stahl); blådər, blâtere (Hitzblatter); kånən (Plur.), kâm und kân (Schimmel auf Wein); åmå'χt, âmaht (Ohnmacht).

In brát, brâht (gebracht) ist mhd. â auch der Qualität nach unverändert beibehalten; es bestätigt sich hier wieder die Regel, dass der vor ausfallendem h stehende betonte Vokal seine Klangfarbe nicht einbüsst, sondern bloss gedehnt wird, wenn er nicht schon lang war.

Das häufig in satzunbetonter Stellung gebrauchte Hülfsverb hàn, hân (haben), ist gekürzt worden.

Vor w entwickelt sich ein i nach mhd. â, das lang und geschlossen bleibt: kláiw, klâwe (Klaue); páiw, pfâwe (Pfau); gráiw, grâ, Plur. grâwe (grau); láiw, lâ, flekt. lâwer (lau).

Bis zu ó ging die Verdumpfung des mhd. â in jó, jâ; wór, wâr (wahr); dazu wórheït (Wahrheit); bló, blâ (blau); gədón, getân (getan); tópən, tâpe (Pfote); und über o hinaus zu û in wû, wâ (wo).

Vor Nasalis ist â manchmal in ê übergegangen: mènda, mântac (Montag); špên, spân (Spahn); êmèts und êmètsəl, âmeiȝe (Ameise); prêm, brâme (Dornstrauch); ferner in êl, âl (Aal), angls. ael, engl. eel, germ. St. êla- neben âla-. Bei êmèts ist ê ein von folgendem ei bewirkter Umlaut wie bei êrwət, arbeit. Bei špên und prêm, die selten im Sing. vorkommen, hat Uebertragung aus dem Plur. stattgefunden; mènda endlich lässt sich auf eine im Ahd. allerdings nicht belegte Form mânintac zurückführen.

Mhd. ê

wird in der Regel mit seiner geschlossenen Länge beibehalten: g é n, gên (gehen); š t é n, stên (stehen); k l é, klê (Klee); w é, wê (weh); é r, êre (Ehre); k é r, kêre (Kehr); ʒ é l, sêle (Seele); l é r ə n, lêren (lehren und lernen); l é r, lêre (Lehre); l é n ə n, lêhenen (leihen und entlehnen); b é r, bêr (Zuchteber); l é r χ i n, lêrche (Lerche); h é r š, hêrisch (stattlich); s w é n, zwêne (zwei).

Offenes ê haben g ê r ə n, gêre (Schoss); h â r[1], mitteldeutsch und niederdeutsch h ê r e (Herr); k a n ê l, kanel (Zimmet). Derartige Ausnahmen scheint also die allgemeine Regel nur vor Liquida zu erleiden.

Bei w e n i χ, wênic (wenig), ist ê kurz geworden, wahrscheinlich unter dem Einfluss der Nachsilbe.

Zu der â-Gruppe gehören s á i w, mhd. z ê h e (Zehe), mit der Grundform *taihwô(n), und š l á i w, slêhe (Schlehe), got. *slaihwô; die Mda. hat demnach bei diesen Wörtern den ursprünglichen Vokalismus bewahrt. Auch dem nhd. Sprehe steht mundartliches š p r á i w (Staar) gegenüber.

Mhd. î

ist im allgemeinen nur vor leichter Konsonanz oder in offenen Silben lang und geschlossen geblieben:

1. vor Media: p l í w ə n, belîben (bleiben); r í w ə n, rîben (reiben); š r í w ə n schrîben (schreiben); s w í b ə l n, zwîvelen (zweifeln); l í d ə n, lîden (leiden); š n í d ə n, snîden (schneiden); k r í t, krîde (Kreide); ʒ í t, sîde (Seide);

2. vor einem zwischen Vokalen zu d gewordenem t: r í d ə n, rîten (reiten); š t r í d ə n, strîten (streiten); f r í d a, vrîtac (Freitag); ausgenommen vor der Nachsilbe -er: r i t ə r, rîter (Sieb), wo î kurz und t beibehalten wird;

3. vor Liquida: f í l, vîle (Feile); p í l ə r, pfîlaere (Pfeiler); f í r ə n, vîren (feiern); l í r, lîre (Leier);

4. vor intervokalischem s: í ʒ ə n, îsen (Eisen); w í ʒ ə n, wîsen (weisen); w í s, wîse (Weise, Melodie); š p í s, spîse (Mörtel);

5. als Ersatzdehnung vor geschwundenem h: l í t, lîht (leicht); dazu ə r l í t ə r n, erlîhtern (erleichtern); jedoch ist vor angefügtem -el Kürzung erfolgt: t i s ə l, dihsel (Deichsel).

---

[1] dient in dieser Form ausschliesslich zur Bezeichnung des Ortspfarrers, des Herrn par excellence, dann eines Geistlichen überhaupt. Dagegen wird als Titel vor Personennamen kurzes h è r gebraucht, dem oberd. hërre entsprechend und sicher erst dem Nhd. entlehnt.

Vor schweren Konsonanten und vor Konsonantverbindungen, überhaupt in geschlossener Silbe ist mhd. î kurz geworden:

1. vor t und s im Wortauslaut: šit, schît (Scheit); sit, zît (Zeit); aber in sidən (bei Zeiten); sidiχ, zîtec (zeitig, reif), hat nur wegen der Nachsilbe kurzen Vokal; štrit, strît (Streit); aber štridən, strîten (streiten); nit, nît (Neid); wit, wît (weit); ȝit, sîte (Seite); ris, rîs (Reis), aber im Plur. riȝər; pris, prîs (Preis); is, îs (Eis);

2. vor den übrigen Spiranten und Spirantverbindungen: wis, wîȝ (weiss); drisiχ, drîȝec (dreissig); bisən, bîȝen (beissen); risən, rîȝen (reissen); fərwisən, verwîȝen (verweisen); rif, rîf (Reif, gefrorener Tau); štif, stîf (dicht, Stärkemehl); dazu štifən, (stärken); grifən, grîfen (greifen); pifən, pfîfen (pfeifen); šlifən, slîfen (schleifen); riχ, rîch (reich); gliχ, geliche (gleich); kiχən, kîchen (schwer atmen, keuchen); šliχən, slîchen (schleichen); špiχər, spîcher (Speicher); štriχən, strîchen (streichen); wiχən, wîchen (weichen); liχt, lîche (Leichenbett); biχt, bîht (Beichte); biχtən, bîhten (beichten); dritsen, drîzehen (dreizehn); krišən, krîschen (kreischen);

3. vor Nasalen: min, mîn (mein); din, dîn (dein); ȝin, sîn (sein); šin, schîn (Schein); šinən, schînen (scheinen); win, wîn (Wein); šwin, swîn (Schwein): pin, pîne (Pein); linən, lînen (leinen); šrinər, schrîner (Schreiner); hint, hînet (letzte Nacht); lim, lîm (Leim); kimən, kîmen (keimen); langes i steht ausnahmsweise in fin, vîn (fein).

Am Wortende sowie vor g, h und w wird mhd. î zu offenem ì, das in j ausklingt; dieser Schmarotzerlaut tritt dann an die Stelle der angeführten Uebergangskonsonanten: drìj, drî (drei); blìj, blî (Blei); brìj, brî (Brei); gìj, gîge (Geige); rìj, rîhe (Reihe, Linie, und Reihen am Fuss); vor Nachsilben wird ì gekürzt: bijəl, bîhel (Beil); zijən, sîhen (seihen); wijer, wîwer (Weiher); frijən, vrîen und vrîgen (freien); gəšwijən, geswige (geschweige).

Die Mda. hat also die gemeindeutsche Diphthongierung des langen mhd. î nicht mitgemacht, eine Eigentümlichkeit, die von alemannischen Einflüssen herrührt. Nur in wenigen Wörtern ist î zu eĭ geworden, das unter denselben Umständen wie der einfache Laut ein j im Gefolge hat: beĭj, bî (bei); freĭj, vrî (frei); weĭjən, wîhen (weihen); šneĭjən, snîen (schneien); kreĭjən, kriegen und krîgen; leĭp, lîp (Leib)[1]; gə-

[1] Dazugehöriges lîpliχ (leiblich), nur im Ausdruck l. kuȝinŋ (Vetter) gebräuchlich, ist mit lîpliχ aus lieblîch (lieblich) zusammengefallen.

šeīt, geschîde (gescheidt). Diese Bildungen sind wohl aus dem nordwestlothringischen Dialekt in die Mda. gekommen; in der Diedenhofener Gegend z. B. ist die Abneigung gegen diphthongiertes î schon nicht mehr zu Hause.

Mhd. ô

wird in der Regel als ó beibehalten: n ó t, nôt (Not); ó š t ə r n, ôstern; r ó s, rôse; b r ó t, brôt; t ó n, dôn und tôn (Ton); r ó t, rôt; r ó š t, rôst; l ó n, lôn (Lohn); b ə l ó n ə n, belônen (belohnen); f l ó'χ, vlôch (Floh); f r ó, vrô (froh); g r ó s, grôȝ (gross); š t r ó, strô (Stroh); h ó'χ, hôch; h ó t s i t, hôchzît (Hochzeit); h ó m u t, hôchmuot (Hochmut); d ó t, tôt; t r ó š t, trôst; š t ó s ə n, stôȝen (stossen); s w ó, zwô (zwei); š l ó s, slôze (Hagelkorn); b l ó s, blôz (bloss).

Als einzige Ausnahme hat l o s, lôs (Adj. und Adv.), wegen derselben Ursache die Kürze erhalten, als h è r, h i n und w è k sie gegen die Regel behalten haben: die Befehlsform wurde verallgemeinert. Dagegen ist im Kompositum g o t l ó ȝ i χ, gotlôs (gottlos), die Länge regelrecht geblieben.

Eine Lautvariante, a für o, zeigt d r â š ə l, drôschel (Drossel); b r é s ə l, brôsem (Brosame), hat wegen der hinzugetretenen Deminutivendung -el Umlaut erfahren.

Mhd. û

hat seine Länge, wie mhd. î, nur in offenen Silben vor leichter Konsonanz bewahrt:

1. vor Media: d ú w, tûbe (Taube); d r ú w, trûbe (Traube); š r ú w, schrûbe (Schraube); š r ú w ə n, schrûben (schrauben); ȝ ú w ə r, sûber und sûwer (sauber); ȝ ú w ə r n, sûbern (säubern); š t r ú w ə n, strûben (sträuben); d ú w, dûge (Fassdaube);

2. vor r: b ú r, gebûr (Bauer); ȝ ú r, sûr (sauer); t r ú r, trûre (Trauer); t r ú r ə n, trûren (trauern); l ú r, lûre (Lauer); l ú r ə n, lûren (lauern); m ú r, mûre (Mauer); d ú r ə n, tûren (dauern, bedauern); d ú r ə n, dûren (dauern, beharren);

3. vor inlautendem s: b ú s, bûse (Beule); ȝ ú ȝ ə n, sûsen (sausen); b r ú ȝ ə n, brûsen (brausen); h ú ȝ ə n, hûsen (hausen);

4. vor m und folgendem e: d ú m ə n, dûme (Daumen); k ú m und k ú m ə r l i χ, kûme (kaum).

In geschlossener Silbe und vor Position bildenden Konsonanten wird mhd. û zu kurzem u:

1. vor Tenuis: r u p, rûpe (Raupe); k r u t, krût (Kraut); h u t, hût (Haut); l u t ə r, lûter (lauter); r u t, rûte (Raute, Fensterscheibe); b r u t, brût (Braut); l u d ə n, liuten und lûten (läuten);

2. vor s im Auslaut und allen übrigen Spiranten: hus, hûs (Haus); mus, mûs (Maus); aber múȝən (mausen); lus, lûs (Laus); aber lúȝən (lausen); us, ûȝ (aus); štrus, strûȝ (Strauss); hufən, hûfe (Haufen); ȝufən, sûfen (saufen); bru'χən, brûchen (brauchen); hu'χən, hûchen (hauchen); bu'χən, bûchen (bauchen, in heisser Lauge einweichen); dazu bu'χ (Wäsche); štru'χəln, strûcheln (straucheln); bu'χ, bûch (Bauch); tuštən, tûschen (tauschen); tuš, tûsch (Tausch); fušt, vûst (Faust); šnutsən, sniuzen und snûzen (schneuzen). Offenes ù hat ùf, ûf (auf), das mit ùf aus offen zu einem Wort verschmolzen ist; dazu die Komposita nùf (hinauf), rùf (herauf) u. a.

Mhd. û wird zu ùi vor w und im Wortauslaut, wo noch ein w hinzugefügt wird: bùiwən, bûwen (bauen); trùiwən, trûwen (trauen); ȝùiw, sû (Sau); bùiw, bû (Bau); nach dem Abfall von ch auch in rùiw, rûch (rauh und roh)[1].

Die Mda. hat also nach alemannischem Muster ebensowenig Neigung û in au als î in eï zu diphthongieren. Nur das Zahlwort dauȝənt, tûsent (tausend), enthält den nhd. Doppellaut, scheint demnach der Schriftsprache entlehnt zu sein. War 1000 der Mda. früher eine unbekannte Zahl?

Mhd. ae

bleibt in der Regel offenes ê: fêlən, vaelen (fehlen); fêlər zu vaele (Fehler); lêr, laere (leer); lêrən, laeren (leeren); kês, kaese (Käse); šwêr, swaere (schwer); gnêdiχ, genaedic (gnädig); šêr, schaere (Scheere); štrêl, strael (Kamm); štrêlən, straelen (kämmen); rêdiχ, raetich (Rettich); rêdərš, raetersche (Erzählung, Märchen); drêjən, draejen (drohen); mêjən, maejen (mähen); krêjən, kraejen (krähen); ȝêjən, saejen (säen); êsiχ, ahd. âȝig (appetitlich). Zu kurzem è wird es vor -er: jèmərliχ, jaemerlich (jämmerlich).

Ein h wird nach ae durch j ersetzt: gêj, gaehe (jäh, steil); sêj, zaehe (zäh).

Dieselbe Aussprache wie im Nhd. hat ȝéliχ, saelec (selig), ist also diesem entlehnt.

Mhd. oe

wird zu é nach dem gleichen, in der Mda. geltenden lautphysiologischen Gesetz der Lippenentrundung, nach welchem ö zu e geworden ist. Beispiele: bés, boese (bõse); hérən, hoeren (hõren); nédiχ, noetic (nõtig); šén, schoene (schõn);

[1] Ein rohes Ei = ə ruiw eï

t r é š t ə ñ, troesten; ə r l é ʒ ə n, erloesen; b l é t, bloede; f r é n ə n, vrônen und vroenen (Frohndienst leisten); š t é r ə n, stoeren. Wie ferner durch Aufgabe der Lippenrundung ü zu i, so wird

Mhd. iu

zu í vereinfacht, und zwar vor einfachem l, n und r, inlautendem t, wenn kein -er folgt, und s: í l, iule (Eule); h í l ə n, hiulen (heulen, weinen); n í n, niun (neun); f í r, viur (Feuer); d í r, tiure (teuer); š í r, schiure (Scheune); g ə h í r, gehiure (geheuer); š t í r ə n, stiuren (stützen); l í t, liute (Leute); d í t ə n, diuten (deuten, zielen); dazu b ə d í t ə n, bediuten (bedeuten); hingegen i t ə r š, iuter (Euter), mit kurzem i; m í s, miuse (Mäuse); h í ʒ ə r, hiuser (Häuser); ausserdem vor geschwundenem h: l í t ə n, liuhten (leuchten); dazu l í t ə r š t o k (Leuchter).

Vor andern Spiranten als s und Spirantverbindungen sowie vor m tritt Verkürzung ein: h i f ə n (häufen), zu hûfe (Haufen); k r i t s, kriuze (Kreuz); d i t š, diutsch (deutsch); f i χ t, viuhte (feucht), wo h nicht verstummt ist; š i m ə n (schäumen), zu schûm (Schaum).

Im Auslaut und vor n + Tenuis wird iu zu offenem ì: š p r ì, spriu (Spreu); k n ì, kniu (Knie); f r ì n t, vriunt (Freund); f r ì n t l i χ, vriuntlich (freundlich); dagegen f r ì n š u f, vriuntschaft (Freundschaft), mit kurzem ì wegen des Ausfalls von t zwischen Konsonanten.

An mehreren Beispielen hatten wir sehen können, dass, wenn im Mhd. neben der Form mit iu eine andere mit û vorhanden war, für die Mda. nur letztere in Betracht kam. Aber auch bei Wörtern, die im Mhd. nur mit iu belegt sind, steht hier manchmal u; gewöhnlich ist dies der Fall vor w: r u i w, riuwe (Reue), mit dem Uebergangslaut i, der, wie schon bemerkt, nach mhd. û vor w sich einstellt; r u i w ə n, riuwen (reuen): ʒ u i w ə n, siuwe, Plural von sû (Sau); n u i w, niuwe (neu); b l u i b ə l (Bläuel), zu bliuwen (bläuen); š u i w ə n, schiuhen (scheuen); ʒ u i b ə l, siule (Schustersäule), zu ahd. siuwan (nähen); k n ú i w ə n, kniuwen (knieen), mit langem ú, vielleicht durch Anlehnung an k n ì (Knie); h ú t, hiute (heute). Nur das Kollektivum g ə b ì j, gebiuwe (Gebäude), hat eine umgelautete Form.

Bei einigen Wörtern ist iu vor w in o i übergegangen: o i w i χ, iuch und iuwich (euch); o i w ə r, iuwer (euer); k o i w ə n, kiuwen (kauen); k l o i b ə l, kliuwel (Knäuel); dieses o i entspricht, wie wir weiter unten sehen werden, dem mhd. ou.

Endlich steht eĭ für iu in deĭbəl, tiuvel (Teufel); dazu deĭbəlhaftiχ, tiuvelhaftic (verteufelt); gətreĭ, getriuwe (treu); gəseĭjən, geziuge (Zeuge); eĭ ist nichts anderes als der Umlaut von ou.

C. Die betonten Diphthonge.

Mhd. ei

wird bald zu áĭ, bald zu dessen Umlaute éĭ, je nachdem es in Wörtern steht, deren Stamm ursprünglich auf a, o und u ausging, oder in solchen, deren Wurzelform ein i (j) in der Endsilbe aufweist. Die Mda. hat demnach die Spuren der alten Stammunterschiede noch deutlich bewahrt. Beispiele:

1. mit áĭ: áĭt, eit (Eid), Wz. aitha-; áĭdəm, ahd. eidum (Eidam); áĭn, ein; áĭniχ, einec, ahd. einag (einig); hierzu áĭnsiχ, einzec (einzig); káĭn, kein; áĭs, eiȝ (Eiterbeule); šwáĭs, sweiȝ (Schweiss); láĭt, leit (Leid); bráĭt, breit; báĭn, bein; láĭn, alein (allein); štáĭn, stein; háĭn, heim (heim); dáĭl, teil; dáĭsən, deisem, ahd. deismo und deisam (Sauerteig); ráĭs, reise, ahd. reisa (Reise); dazu ráĭȝən, reisen; ráĭf, reif (Reif, ringförmiges Band); kráĭs, kreiȝ (Kreis); láĭtər, leiter, ahd. leitara; háĭȝər, heiser, got. heisa-; bəšáĭt, bescheit (Bescheid); špáĭχ, speiche; wáĭs, weise, ahd. weiso (Waise); máĭdəl, meit, ahd. magad (Maid, Mädchen); bláĭχ, bleich; wáĭχ, weich; ráĭχən, reichen; sáĭχen, zeichen und zeichenen, ahd. zeihhan und zeihhanen; gáĭš, geist; láĭš, leist (Leisten); máĭnšt, meist; kráĭš (Schrei), zu krischen, Praet. kreisch. Kurzes aĭ steht vor Vokal, g und j: haĭ, heie, ahd. heia (Holzhammer); laĭ, leie, asächs. leia (Schiefertafel); daĭ, teic, ahd. teig (weich, vom Obst); waĭən, weijen (wiehern); vereinzelt in haĭs, heiȝ (heiss);
2. mit éĭ: éĭn, einiu (eine, Zahlw.); kéĭn, keiniu (keine); gəméĭn, gemeine, ahd. gimeini (gemein und Gemeinde); kléĭn, kleine, ahd. kleini (daneben klîn); héĭlən, heilen, got. hailjan; héĭl, (heil); géĭšəl, geisel (Peitsche); déĭlən, teilen, got. dailjan; šéĭdən, scheiden; šéĭt, scheide; véĭl, veile, ahd. feili (feil); wéĭs, weiȝe, ahd. weizzi (Weizen); ȝéĭf, seife, got. *saipjô, finn. saippio; kléĭt, kleit (Kleid); méĭštər, meister; šwéĭsən, sweiȝen (schweissen); špréĭdən, spreiten (ausbreiten); bréĭdən, breite, got. braidei (Breite); wéĭχən, weichen (weich machen und werden); šléĭfən, sleifen (schleifen); bléĭχən, bleichen. Kurz ist der Diphthong im Wortauslaut und vor g geworden: eĭ, ei, got. addj (Ei); sweĭ, zwei; meĭ, meie, lat. Majus (Mai); -leĭ, leige (-lei);

eījən, eigen; neījən, neigen; seījərt (Zeiger), zu zeigen; fəršteījən (versteigern) zu steigen; meīər, meier und meiger (Meier, Bürgermeister).

Keine eigentliche Berechtigung hat der Umlaut in ʒéīt, seite (Saite), got. saita; wéīt, weide (Weide), ahd. waida; péīt (Tuchrolle), got. paida; éīχ, eich (Eiche), got. *aiks. Bei diesen Wörtern beruht der Umlaut eī auf Angleichung an andere Feminina auf -e, ahd. -i, wie bréīdən (Breite). Umgekehrt heisst es áīchəl, eichel, ahd. eihhila, für zu erwartendes éīchəl. (Dieser doppelte Widerspruch liesse sich so erklären: der Baum wurde früher regelgemäss áīch genannt; darnach wurde áīchəl gebildet und in dieser Form beibehalten, während das Stammwort zu einer andern Gruppe überging). Anlehnung an die Adjektiva auf -ig hat bei héīliχ, ahd. heilac, mhd. heilec und heilic (heilig), stattgefunden.

Auch sch bewirkt hier wieder Umlaut: héīšən, eischen, ahd. eiskôn (heischen, betteln); héīšən, heiʒen, ahd. heiʒʒan (heissen); fléīš, vleisch (Fleisch).

Zu mênən wurde meinen, asächs. mênjan, ndl. meenen, (Wurzel man); eilf wie im Nhd. zu elf; eimber zu êīmər (Eimer), asächs. êmbar, mndl. êmer, ndl. emmer.

Bei štrêm, strieme und streime (Strieme, Strich, Linie), das häufiger im Plural als im Singular vorkommt, wurde ê als Umlaut aufgefasst und infolgedessen eine neue Einzahl štrâm gebildet.

Mhd. ie

wird zu langem offenem î monophthongiert: brîf, brief: dînən, dienen; dînšt, dienest (Dienst); dîp, diep, (Dieb); lît, liet (Lied); dîr, tier; fîr, vier; lîp, liebe; bəlîwən, zu lieben; lîwər, lieber; bîjən, biegen; flîjən, vliegen; šîsən, schieʒen (schiessen); grîs, grieʒ (Griess, Sandboden); gîsən, gieʒen (giessen); dazu gîs (Giesskanne); krîχ, kriec (Krieg); sîjən, ziehen; dîf, tief; fərlîrən, verliesen (verlieren); bîr, bier; gəbîdən, bieten; fərbîdən, verbieten; rîmən, rieme (Riemen); nîsən, niesen; wîχən, wieche (Docht). Vor den Nachsilben -el und -er wird der vereinfachte Doppellaut auch noch gekürzt: sijəl, ziegel; kiwər, kienforhe (Kiefer); lidərdiχ, liederlich; (d für l beruht auf Dissimilation und Assimilation zugleich). Lang ist er jedoch in špîgəl, spiegel, vielleicht weil die Mda. dieses Wort erst später sich zu eigen machte.

Bei fərdrisən, verdrieʒen (verdriessen), das selten im Infinitiv gebraucht wird, mag die Kürze des Vokals im Partizip auf den der übrigen Formen übertragen worden sein.

Geschlossenes i steht vor ht: l i t, lieht (Licht), das somit denselben Laut besitzt wie dazugehöriges l í t ə n, liuhten (leuchten), ohne dass gegenseitige Anlehnung stattgefunden haben muss; ferner in i m ə s, ieman (jemand), und n i m ə s, nieman (niemand), deren ie (aus ahd. eo) eine andere Vorgeschichte hat als dasjenige der übrigen Wörter, wo es auf io, iu zurückgeht.

Vor r-Verbindung gewinnt das zweite Element des nhd. ie das Uebergewicht, während i untergeht; vor r + Tenuis entsteht ein langes é: f é r t ə l, vierteil (Viertel); vor l + Liquida ein kurzes e: f e r l i ŋ (ein Viertel Pfund); vor r + Affrikata ein kurzes è: f è r t s e n, vierzëhen (vierzehn); f è r t s i χ, vierzec (vierzig).

Mhd. ou

wird zu óï: l ó ï f ə n, loufen (laufen); g l ó ï w ə n, geloube (Glaube); b ó ï m ə n, boum (Baum); d r ó ï m, troum (Traum); š t ó ï f, stoup (Staub); s ó ï m ə n zoum (Zaum); k ó ï f, kouf (Kauf); g ó ï k ə l n, goukeln (gaukeln, hin- und herschwanken); d r ó ï f, troufe (Traufe); i w ə r h ó ï p t, (überhaupt), zu houbet; d ó ï f, toufe (Taufe); r ó ï m ə n, roum und râme (Milchrahm); ó i χ, ouch (auch); r ó ï f, roufe (Futterleiter); ʒ ó ï m ə n, soum (Saum).

Am Wortende sowie vor g und n steht kurzes o ï: f r o ï, vrouwe (Frau); oï, ouge (Auge); l o ï, louge (Lauge); g ə n o ï, genouwe (genau, sparsam); d o ï, tou (Tau); h o ï w ə n, houwen (hauen); r o ï w ə n, rouben (rauben).

Der Monatsname a u š, ougest (August), kann wohl nur durch Kontraktion aus ahd. agusto, Nebenform von augusto, nach Unterdrückung des intervokalischen g, entstanden sein.

Mhd. öu

wird zu é ï; dieser Umlaut findet sich in Wörtern vor, deren Endsilbe im Got. ein j enthielt; die Mda. hat ihn auch da durchgeführt, wo er im Oberd. durch folgenden Labial und bisweilen durch ch verhindert worden ist: g l é ï w ə n, oberd. gelouben, mda. gelöuben, got. galaubjan (glauben); ə r l é ï w ə n, erlouben und erlöuben, got. urlaubjan (erlauben); d é ï f ə n, toufen und töufen, got. *daubjan (taufen); k é ï f ə n, koufen und köufen, got. *kaupjan (kaufen); l é ï k ə n, lougnen und löugnen, Nebenformen louken und leuken, got. laugnjan (leugnen); d r é ï m ə n, troumen und tröumen (träumen); s é ï m ə n, zoumen und zöumen (zäumen); ʒ é ï m ə n, soumen und söumen (einen Saum nähen); š l é ï f ə n, sloufen und slöufen

(schleifen, schleppen); r é ï χ ə n, rouchen und röuchen (rauchen und räuchern).

Jedoch hat folgendes w die Bildung des Umlauts in der Mda. nicht gestattet; im Mhd. bestehen auch dann zwei Formen, eine mit ou und eine mit öu, nebeneinander; w hat ausserdem Verkürzung des Diphthongs bewirkt: g o ï, gouwe und göuwe (Gau, Kalkboden); h o ï, houwe und höuwe (Heu); d r o ï w ə n, drouwen und dröuwen (drohen); š t r o ï w ə n, strouwen und ströuwen (streuen). Nur wo im Mhd. der Umlaut allgemein anerkannt ist, hat sich ihm auch die Mda. nicht widersetzt: f r e ï ə n, vröuwen (freuen); f r é ï t, vröude (Freude).

Sekundärer Umlaut tritt ein vor Deminutivendungen und i-haltigen Ableitungssilben; auf diesen hat n keinen Einfluss: f r e ï f χ i n, vrouwelîn (kleine Frau); e ï f χ ə r, zu oïwən, Plur. von o ï (Auge); w i t l e ï f i c h, witloufic (weitläufig).

Bemerkt sei noch, dass der Umlaut é ï von ó ï (mhd. ou) sich mit dem von á ï (mhd. ei) der Aussprache nach vollständig deckt.

Mhd. uo

wird in der Regel zu offenem langem ů: b l ů t, bluot (Blut); b l ů d ə n, bluoten (bluten); m ů t, muot (Mut); š t ů l, stuol (Stuhl); š n ů r, snuor (Schnur); b l ů m, bluome (Blume); d ů n, tuon (tun); g r ů w, gruobe (Grube); b ů 'χ, buoch (Buch); d ů 'χ, tuoch (Tuch); f l ů 'χ ə n, vluochen (fluchen); ȝ ů 'χ ə n, suochen (suchen); p ů l, pfuol (Pfuhl, Lache, Pfütze); k r ů 'χ, kruoc (Krug); p l ů 'χ, pfluoc (Pflug); r ů, ruowe (Ruhe); r ů n, ruowen (ruhen); h ů n, huon (Huhn); f ů s, vuoȝ (Fuss); š ů 'χ, schuoch (Schuh); k ů, kuo (Kuh); b r ů 'χ bruoch (Sumpf, Moorboden, feuchte Wiese); r ů s, ruoȝ (Russ); š ů l, schuole (Schule); b ů, buobe (Bube, Knabe, Sohn); f ů r, vuore (Fuhre); g r ů m ə t, gruonmât (Grummet); s ů, zuo (zu); m ů m, muome (Muhme, als Anrede älteren Frauen gegenüber üblich); š p ů l, spuole (Spule).

Bei den Adjektiven ist uo zu kurzem ů (u) geworden: g ů t, guot (gut); dazu g ů d i χ k e ï t, güetecheit (Güte); g ə n ů 'χ, genuoc (genug); k l u 'χ, kluoc (klug); w u š t, wüeste, ahd. wuosti (wüst).

Folgendes -er hebt die Länge nicht auf: b r ů d ə r, bruoder (Bruder); f ů d ə r, vuoter (Futter); l ů d ə r, luoder (Luder, Aas); m ů t ə r, muoter (Mutter) ist dem Nhd. entnommen und wird nur wenig für das gewöhnliche mama gebraucht.

Zu den Wörtern mit û im Mhd. ist g ú m ə n, guome (Gaumen) übergetreten.

Für buoche (Buche) hat die Mda. umgelautetes b î χ, häufiger in der Zusammensetzung b î χ b o ī m; hierzu h è m-b i χ (Hainbuche), mit kurzem i wegen seiner Stellung in nebenbetonter Silbe; im 16.—18. Jahrhundert gab es auch in der Schriftsprache eine Nebenform Büche; die niederdeutsche Form ist boeke.

Vor deminutiver Endung hat m î m e, zu muome (Muhme), den Umlaut erhalten.

Mhd. üe

wird zu offenem î: b l î t, blüete, eigentlich Plural von bluot (Blüte); dazu b l î d ə n, blüejen (blüten); r î w, rüebe (Rübe); b r î, brüeje (Brühe); k î l, küele (kühl); g r î n, grüene (grün); h î d ə n, hüeten (hüten); r î r ə n, rüeren (rühren); d r î w, trüebe (trübe); b i s ə n, büeȝen (büssen); f î l ə n, vüelen (fühlen); b r î d ə n, brüeten (brüten); f î r ə n, vüeren (führen); r î m ə n, rüemen (rühmen); w î l ə n, wüelen (wühlen); w î d i χ, wüetec (wütend); h î n ə r, hüener (Hühner); b î χ ə̊ r, Plural von b û ˈ χ (Buch); f î d ə r n, vüetern (füttern); g l î d i χ, glüetec (glühend); k î n, küene (kühn).

Vor ht bleibt der geschlossene Charakter des mhd. üe bewahrt: n î t ə r n, nüehtern (nüchtern).

Dem mhd. müeje (Mühe) entsprechendes m e ī t (mit dentalem Zusatz) ist eine Entlehnung aus den nördlichen Nachbardialekten.

In b r i l ə n, brüelen (brüllen), ist wie im Nhd. Kürze eingetreten; die mit diesem Zeitwort verbundene Idee des Rohen, Heftigen, mag die raschere Aussprache desselben veranlasst haben.

D. Unbetonte Vokale und Diphthonge.

In jeder etwas schnell und ohne Anspruch auf Formenschönheit geredeten Mundart sind alle nicht oder schwach betonten Vokale und Diphthonge der Unterdrückung bezw. Abschwächung sehr ausgesetzt; so auch in der vorliegenden. Von allen Lauten ist natürlich tonloses e im weitesten Umfang der Apokope und Synkope anheimgefallen. Am Wortende in ungedeckter Stellung fällt es immer ab, welches auch die Natur des voraufgehenden Konsonanten oder die Quantität der Stammsilbe sein möge: f e š t, veste (fest); d r î w, trüebe (trübe); d î r, tiure (teuer); k l é ī n, kleine (klein); š é n, schoene (schön); š p ê t, spaete (spät); k î l, küele (kühl); l ê r, laere (leer); m î t, müede (müde); b l é t, bloede (blöde); b ə h è n, behende;

flìk, flücke (flügge); mír, mürwe (mürbe); bés, boese (böse); èŋ, enge; mil, milde (mild); èr, irre; dur, dürre (dürr); hút, hiute (heute); ret, rede; klá, klage; nás, nase; ráïs, reise; múr, mûre (Mauer); šír, schiure (Scheune); blûm, bluome (Blume); bû, bube; jut, jude; hás, hase; gəsel, geselle; pàt, pate; àf, affe. Ausgenommen ist die Präp. óne, âne (ohne).

In gedeckter Stellung wird unbetontes e in der Regel bloss vor Nasalen und Liquiden als stummes, wenig charakteristisches ə beibehalten: bûʒən, busem (Busen); fádən, vadem (Faden); bodən, bodem (Boden); áïdəm, eidem (Eidam); hèlfən, hëlfen; eïjən, eigen; âwət, âbent (Abend); sáïχən, zeichen; fogəl, vogel; nágəl, nagel; wésəl, wëchsel; àkər, acker; hùŋər, hunger; fatər, vater; fərlàŋən, verlangen. Vielfach klingt -ər, besonders bei Kindern, wie einfaches a: àka, (Acker); hùŋa (Hunger); fata (Vater); dapa (schnell); fagén (vergehen).

Vor andern Konsonanten tritt dagegen fast immer Synkope ein, sogar, im Gegensatz zur nhd. Schriftsprache, bei der 2. und 3. Person Sing. Ind. Praes. der Verba auf d oder t sowie bei Superlativen: fìnš, findest; fìnt, findet; gəbîtš, gebietest; gəbît, gebietet; rítš, reitest; rit, reitet; retš, redest; ret, redet; ʒénš, segnest; ʒént, segnet; ʒíšt (süsseste); hèrtšt (härteste). Dasselbe gilt von der 2. Person der Verba mit spirantischem Stammauslaut: lešt, leschest (löschest); dânšt, tanzest.

Umgekehrt ist tonloses e der Endsilbe nicht wie im Nhd. völlig untergegangen bei den Substantiven ówəs, obeʒ (Obst); àkəs, ackes (Axt); hèrwəš, herbest (Herbst); érnəš, ërnest (Ernst); doch zwischen n und t wurde es ausgestossen: mânt, mânet (Monat); hint, hìnet (diese Nacht). Vor ch ist es zu schwachem i geworden: mániχ, manec, ahd. manag (manch), bezw. blieb ahd. i erhalten: miniχ, münech, ahd. munic (Mönch). Dasselbe geschah durch Anlehnung an den Vokal der Tonsilbe in kribis, mhd. krëbeʒ, ahd. krëbiʒ (Krebs).

Unbetontes a wird zu ə abgeschwächt in der Ableitungssilbe -sam: lânsən, (langsam); bei níməs, nieman (niemand); íməs, ieman (jemand); dáïsən, ahd. deisam (Sauerteig); mâʒən, mâgsame (Mohn); wìŋərt, wingarte (Weinberg); grûmət, gruonmât (Grummet); zu u im Suffix -schaft: hèršuf (Herrschaft); rèχəšuf (Rechenschaft); frìnšuf (Freundschaft); bei ʒurumpərt (Sauerampfer); démut (Demant) ist mit démut (Demut) zusammengetroffen; a ward zu o in buboltər, vîvalter (Falter).

In nachtoniger Silbe ist i vor sch ganz ausgefallen: hérš,

hêrisch (herrlich, stattlich); b ú r š (bäurisch); k i n š, (kindisch); l è p š (läppisch); k n è p š (knapp); p é r š (Pfirsich); zu ə wurde es herabgedrückt bei den Stoffbezeichnungen auf -în: h ì l s ə n, hulzîn (hölzern); í r d ə n, irdîn (irden); g ì l ə n, guldîn (golden); bei i m e s, imbiʒ (grosses Essen); g r ù m p ə r, gruntbir (Kartoffel); û š ə l t, unslit (Unschlitt); in den Suffixen -nisse, -ic, -lich und -chîn hat es sich erhalten: ə r l é ï b n i s (Erlaubnis); f i n š t ə r n i s (Finsternis); k i n i k (König); ʒ é l i χ (selig); h é ï l i χ, heilec und heilic (heilig); s w a n s i χ (zwanzig); p r e d i χ, predige (Predigt); k r è f t i χ (kräftig); f r é l i χ (fröhlich); l î p l i χ (lieblich); h é ï m l i χ (heimlich); b r î d ə r χ i n (Brüderchen).

Tieftoniges o ist teils zu u gedämpft worden: b i š u f (Bischof); k i r χ u f (Kirchhof); á f u s (Amboss); teils zu ə herabgesunken: h â f ə l (Handvoll); m û f ə l (Mundvoll); m û m p ə r, muntbor (Vormund).

Nichtbetontes u wird zu ə in n â p ə r, nâchbûre (Nachbar). Das Suffix -unge lautet in der Mda. - i ŋ: h o f n i ŋ (Hoffnung); m á n i ŋ (Mahnung); š t e ï j i ŋ (Versteigerung).

Der Diphthong ei wird in nebentoniger Silbe zu ə: ê r w ə t (Arbeit); š u l m i š t ə r (Schulmeister); w o l b ə l (wohlfeil); š ó r š t ə n (Schornstein); ebenso in den Suffixen -heit und -keit: b ó s i t (Bosheit); w i t χ i t (Weite, Entfernung); á r m χ i t (Armut); h á ï m χ i t (Heimat); nur bei nhd. Lehnwörtern ist er zu eï geworden: é w i χ k e ï t (Ewigkeit); f r e ï h e ï t (Freiheit).

Bei k n o b l o χ (Knoblauch) und à l m à s (Almosen) hat sich der unbetonte Diphthong an den Vokal der Tonsilbe angeglichen. Das Suffix -tuom wurde bloss verkürzt: r i χ t u m (Reichtum); b ì š t u m (Bistum).

Die französischen Vokale.

A. Die betonten Vokale.

Den Einfluss der frz. Sprache hat die Mda., mit der wir uns beschäftigen, in besonders hohem Masse erfahren; sie wimmelt geradezu von frz. Wörtern und Wendungen. Dies kann nicht wundernehmen: stösst doch das Gebiet der Mda. an die frz. Sprachgrenze, und waren die ältern Generationen dazulande der Sprache Frankreichs, dem sie politisch angehörten, mehr oder weniger mächtig. Es frägt sich nun, welches das Schicksal des einzelnen Fremdwortes nach der Entlehnung gewesen ist. Zwei entgegengesetzte Verfahrungsweisen sind zur Anwendung gekommen; entweder fügt sich das frz. Wort in

jeder Beziehung der deutschmundartlichen Weise, oder man bemüht sich, so viel als möglich die ursprüngliche Gestalt des Wortes festzuhalten. Der erste Standpunkt, der einer völligen Angleichung, ist innerhalb der Mundart zeitlich der frühere, während später die Rücksicht auf die fremde Sprache das Uebergewicht erhält. Was in alter Zeit an frz. Fremdwörtern in die Mda. eingedrungen ist, hat vollständig die Gestalt von einheimischen Wörtern angenommen; ihre Laute haben dieselben Veränderungen mitgemacht, so dass die Fremdlinge kaum noch als solche zu erkennen sind. Als einen Zuwachs späterer Zeit kann man betrachten, was sich nur unvollständig anzugleichen vermochte; heute bleibt die fremde Gestalt fast unverändert. Wenn aber das geliehene Wort einmal in den wirklichen Besitz und lebendigen Gebrauch der Volkssprache übergegangen ist, dann findet auch in der Gegenwart eben so gut als früher eine Angleichung statt, ein Beweis dafür, dass die Mundart ihre Aneignungsfähigkeit noch nicht verloren hat.

Ein Hauptgegensatz zwischen den mundartlichen und den aus dem Frz. herübergenommenen Wörtern besteht in bezug auf den Accent. Die Mda. betont, wie alle deutschen Dialekte, in der Regel die erste Silbe des Wortes; beim Frz. liegt der Ton eher auf der Endsilbe. Die heimische Betonung wird nun meistens auf die entlehnten Wörter übertragen.

Bei manchen Fremdwörtern zeigt sich das Bestreben, sie dem Sprachbewusstsein, dem Zusammenhang mit dem übrigen Wortmaterial durch volksetymologische Umgestaltung näher zu bringen. Es versteht sich, dass in formaler Hinsicht die Fremdwörter eine weit grössere Willkür ertragen als einheimische; an Zwitterbildungen aus deutschen und französischen Wortteilen sowie an den widersinnigsten Verstümmelungen des fremden Sprachgutes fehlt es nicht. Auch der Bedeutung nach unterliegen die Lehnwörter viel leichter der Veränderung als die aus dem altdeutschen Sprachschatz ererbten. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns nunmehr dem Einzelnen zu:

Frz. a

ist zu à geworden in k r ą̀ w à t, cravate (Halsbinde); š ą̀ l à t, échalotte (Schalotte); l à t, latte (Latte); p à s ə n, passer (nicht spielen); zu â in l â, là (hier); g e n ə r â l, général (General); k u p ə r â l, caporal (Corporal); s è l d â t, soldat. Zu e wird es umgelautet vor i der folgenden Silbe: m è r m i t, marmite (Kochtopf); k è t r i n, Catherine; f e š, fascine (Faschine, Reisigbündel); vor Deminutivendungen: l è m ə l, lame (Messer-

klinge); b ę w è t, bavette (Beffchen); m è m s, mamelle (Euterspitze); vor ch: b è t š, bâche (Wagendecke); è n š, anche (Hahn, am Fasse); k l è n š, clanche (Klinke); k ų r è š, courage; ferner in f ę s ǫ, façon (Kleiderschnitt); d è m, dame (Dame): ę d e, altfrz. ade (Ade). Durch i wird es vertreten bei g l i n ə n, glaner (Aehren lesen); von glaner ist auch abgeleitet g l è n t ə r n (das Getreide hinter dem Schnitter aufheben).

Im übrigen hat frz. a seine Klangfarbe beibehalten: a p ą r t, à part (besonders); c a r ą c o, caraco (Frauenjacke); s į r a š, cirage (Wichse); m ą r i, Marie; M ą g r i t, Marguerite; f ą b r i k, fabrique (Kirchenvermögen); dagegen f a b r į k (Fabrik); p l ą k a š, placage; š a s, zu chasse (Gehrock); g a r t, garde (Aufseher); t a p i, tapis (Teppich); p a l t o, paletot (Männerjacke). Langes á haben wie im Frz.: g á r, gare (Station); c á š, cage (Käfig); r á r, rare (selten); š á r l, Charles (Karl).

Offenes e

wird teils beibehalten: g ą ʒ è t, gazette; f į c è l, ficelle (Hanfschnur); m į š è l, Michel; f è r m ə n, ferme (fest); e k s p r ę s, exprès; b l è s ī r ə n, blesser (verwunden); s è r e n, serrer (drücken); ą l è r t, alerte (munter); r è g ə l, règle (Lineal); ą f è r, affaire (Sache); s è ʒ ī r ə n, saisir (in Beschlag nehmen); m è, mais (aber); teils wird es geschlossen: k ǫ l e, collet (Kragen); t ų p e, toupet (Dreistigkeit); b r ę w e, brevet (Diplom); d į w e, duvet (Federdecke); m a r t į n e, martinet (Geissel); f i l e, filet; s è r v į ę t, serviette; a p ę p r e, à peu près (ungefähr); ž ų š t ə p e, juge de paix (Friedensrichter); d ę p e š, depêche (Depesche); a m p e š ī r ə n, empêcher (verhindern). Infolge der Accentverschiebung ist es zu kurzem i abgeschwächt worden bei s ų m i t ə r, sous-maître (Unterlehrer); p è r m i t ī r ə n, permettre (erlauben), bei letzterem unter dem Einfluss von permission.

Geschlossenes e

wird verschieden behandelt; in r e p u n d ī r ə n, répondre (bürgen); k ų̂ ž e (Entlassung, Militärzeit); k a l i t ę t, qualité (Qualität); k ą r t j e, quartier (Viertel), ist es beibehalten; in g e n ə r å l bleibt das erste e geschlossen, während das zweite zu stummem e wird; letzteres geschieht auch mit dem zweiten e in r è p ə t ī r ə n, répéter (wiederholen), wo aber das erste offene Aussprache annimmt; und mit dem e in n ų m ə r o (Nummer). In m u d ə l, modèle (Form), ist die Endsilbe -èle an die deutsche Deminutivendung -el angeglicheu worden. Zu i ist e geworden in m i k ą n i k, mécanique (Dreschmaschine); zu a ī in p a w ą ī,

pavé (Pflaster); mit vorhergehendem i verschmolz es in m i l j i, millier (Tausend Pfund Stroh oder Heu).

Dumpfes e

wird zu kurzem geschlossenem e in r e f u ʒ i r ə n, refuser (verweigern); n ẹ w e, neveu (Neffe); r ə s ẹ w è r, receveur (Einnehmer); zu offenem è in ž è l e, gelée (Schweinskäse); es verstummt gänzlich in š m ị n e, cheminée (Kamin), m ą g r i t, Marguerite.

Frz. i

ist in der Regel zu geschlossenem kurzem i geworden oder als solches erhalten: ą m i, ami (Freund); l i w ə r, livre (Livre); l i w ə r n, livrer (liefern); k i t, quitte (frei); k i t ì r ə n, quitter (verlassen); w ą l i s, valise (Felleisen, Handkoffer); w ẹ r n i, vernis (Firniss); n i š, niche (Nische); m i s, mise (Gebot, bei Versteigerungen); s ọ t i s, sottise (Grobheit); p r i, prix (Preis). Vor qu bekommt es jedoch offene Aussprache: b ụ t ì k, boutique (Laden, Werkstätte); e k s p l i k ì r ə n, expliquer (erklären); p i k, pique (heimlicher Groll); p ì k ə l, pique (Picke).

Offenes o

wird in der Regel zu geschlossenem o: p a f ọ r s, par force (durchaus); p r o p ə r, propre (rein); k ọ l e, collet (Kragen); r ą p o r t, rapport (Bericht, Angabe); h o t, hotte (Rückenkorb); d o t, dot (Mitgift); š o p, échoppe (Schuppen); b ọ t i n, bottine (Stiefelchen); gedehnt wird es in m ó t, mode; k o m ó t, commode (Kommode); k a m i ʒ ó l, camisole (Wolljacke); vor Nasal verwandelt es sich in u: k ụ m i, commis (Ladengehülfe); k u m ə d ì r ə n, commander (befehlen); b ụ n f a, bonne foi (aufrichtig); p ụ m a t, pommade; a l a b ụ n è r, à la bonne heure (so recht!); m u m è n t, moment; k ụ m i s è r, commissaire (Polizeikommissar); b ụ n è r, bonheur (Glück). In š ą̀ l à t hat es sich dem vorhergehenden Vokal angeglichen.

Geschlossenes o

ist als solches erhalten: k a r ą c o, caraco (Frauenjacke); p ą l- t o, paletot (Männerjacke); n ụ m ə r o, numéro (Nummer); l o ž ì r ə n, loger (logieren); m a l a p r ọ p o, mal à propos (zur Unzeit); k ą n i w o, caniveau (Strassenrinne); š ą p o, chapeau (Damenhut); p ọ l è t, épaulette; p ọ l i n, Pauline; Dehnung ist erfolgt in š ọ́ s e, chaussée (Strasse); š ó s o ŋ, chausson (Socke); durch u wird es ersetzt in m u m è n t, moment; m ụ d ə l, mo-

dèle (Form); in offenes à geht es über bei ʒàs, sauce; folgendem e hat es sich assimiliert in prèsèsjǫn, procession (Prozession).

Frz. u

ist entweder wie deutsches ü zu i geworden: fu̜ti, foutu (zerbrochen, krepiert); bi̜ro, bureau; di̜we, duvet (Federdecke); li̜ʒièr, luzerne (Luzernerklee); rę wi, rebut (Abfall); bi̜fe, buffet; ki̜wèt, cuvette (Waschschüssel); flit, flûte (Flöte); oder aber zu u: refuʒìrən, refuser (verweigern); aźustìrən, ajuster (zurechtsetzen); žužìrən, juger (urteilen); žu̜štepe, juge de paix (Friedensrichter); ką puš, capuche (Kapuze); amuʒìrən, amuser (amüsieren): amu̜ʒèt, amusette (Erholung); kǫfitur, confiture (Eingemachtes); tul, tulle (Tüll); bul, bulle (Kugel, Blase); źul, Jules (Julius).

B. Die Mischvokale.

Frz. ai

hat seine Aussprache behalten: raï, rail (Schiene); derąïjen, dérailler (entgleisen); pąïjas, paillasse (Springfedermatraze); kąnaï, canaille; fąïjit, faillite (Bankrott); frz. aï wird zu eï: fęïas, faïence (Porzellan).

Frz. ay

ist nichts anders als eine Verbindung von ai (offen) und i; der erste Laut wird nun in der Mda. zu einem geschlossenen: kręïjǫ, crayon (Griffel, Bleistift); peï, pays (Land).

Frz. eu

wurde zu e in nęwe, neveu (Neffe); apępre, à peu près (ungefähr); zu è in bu̜nèr, bonheur (Glück); alabu̜nèr, à la bonne heure (das lasse ich mir gefallen!); zu u in u̜žen, Eugène.

Frz. ou

wird mit kurzem u wiedergegeben in bu̜šǫ, bouchon (Pfropfen); bul, boule (grosse Kugel); kup, coupe (Hiebabteilung eines Waldes); burs, bourse (Börse); mu̜tat, moutarde (Senf); rągu, ragoût (Braten mit gewürzter Tunke); támbur, tambour (Eingang einer Kirche); lang wurde es in túr, tour (Turm, Gefängnis); ʒú, sou; trúbəl, trouble (trübe); offen in bù̜tìk, boutique; bù̜tèl, bouteille (Flasche).

Frz. oi

hat sein erstes Element, den flüchtigen Halbvokal u, in den Konsonanten w übergehen lassen: š w a ʒ ī r ə n, choisir (wählen); t w a l s j r e, toile cirée (Wachstuch); b ǫ^{n} s w a, bonsoir (guten Abend!); nach w und f hat Verschmelzung stattgefunden: w a l, voile (Schleier); ą r w a, au revoir (auf Wiedersehen!); b ų n-f a, bonne foi (aufrichtig).

Frz. oy

wird durch o ï wiedergegeben: m ǫ ï j è, moyen (Mittel); d ǫ ï j è, Doyen (Eigenname); a m p l o ï j ī r t ə r, employé (Beamter); w ǫ ï j a š, voyage (Reise); w o ï j a ž ī r ə n, voyager (reisen).

C. Die Nasalvokale.

Nicht selten ist die Nasalierung der frz. Vokale beim Uebertritt in die Mda. verloren gegangen; in der Regel geschieht dies in kurzen Silben. Der nasale Konsonant erhält dann seine normale Aussprache wieder zurück oder schwindet vollständig: m u m è n t, moment (Augenblick); l o ž ə m è n t, logement (Wohnung); p è r m i s j ó n, permission (Erlaubnis); k u m i s j ó n, commission (Auftrag); k u m p l i m è n t, compliment (Gruss); ž a m à n t, charmant (nett); dagegen m ą m a, maman (Mutter); r a ž ī r ə n, ranger (ordnen); š a ž ī r ə n, changer (ändern, wechseln); ž á l e, Jean; a m b ę, eh bien (nun gut!); m ų s j e, monsieur; k ǫ k o m ə r, concombre (Gurke); ą l a, allons (wohlan!); b u m, bombe; t r u m p ī r ə n, tromper (täuschen); r e-p u n d ī r ə n, répondre (bürgen); g r u m ə n, gronder (schelten); a f r ų n t, affront (Beleidigung); b l û n t, blond; û ŋ k ə l, oncle (Onkel); k a n ú n, canon (Kanone).

Silbenlänge und Beibehaltung der Nasalität gehen gewöhnlich miteinander: t è^{m} b r e, timbre (Briefmarke); k û^{n} t, compte (Rechnung); k û^{n} t w a, comptoir (Zähltisch); k ų̂ ž e, congé (Abschied, Militärdienst); t á^{m} b u r, tambour; s ą̂ s e, censé (ungefähr, sozusagen); š ą̂ s, chance (Glück); p û^{m} p j e, pompier (Feuerwehrmann); t á^{n} t, tante und tente (Tante und Zelt); l à^{n} t ə r, lanterne; ž á^{n} t i, gentil (artig); k û^{n} t r è r, contraire (Gegenteil); s è^{m} p ə l, simple (einfach); f ų̂ s j ə r, foncier (Steuer); k ų̂ s è l, conseil (Rat); â^{n} d i w ə n, endive (Salat); t r á^{n}-k i l, tranquille (ruhig); p l a f ǫ, plafond (Decke); k a n s ǫ, caleçon (Unterhose); f ę s ǫ, façon (Form); b ų š ǫ, bouchon (Pfropfen); k ǫ š ǫ, cochon (Schwein); k ų ʒ i ŋ, cousin (Vetter); ž â^{m} b o ŋ, jambon (Schinken); m ǫ l t o ŋ, molleton (Multontuch); ž à ŋ, Jean.

D. Die unbetonten Vokale.

Die vor oder nach einer hochbetonten Silbe stehenden tonlosen Vokale verstummen entweder ganz oder werden zu ə: k a m r á t, camarade (Kamerad); b à n d ə l i r, bandoulière (Bandelier); š ą̀ l à t, échalotte (Schalotte); l ą s t i k, élastique (Gummi); k u p r å l, caporal (Korporal); p r o s w ę̀ r w a, procès verbal (Protokoll); w è t î r ə n, avertir (warnen); k u m ə d î r ə n, commander; p ǫ l è t, épaulette. In k u p r å l ist nebentoniges a zu u verdumpft worden.

II. Der Konsonantismus.

§ 3. Etymologische Verhältnisse des Konsonantismus der Mundart.

Die Konsonanten der Mda. verhalten sich zu den mittelhochdeutschen wie folgt:

b

ist im Anlaut mit wenigen Ausnahmen weich geblieben: b å l i χ, balc (Balg); b è r i γ, bërc (Berg); b ú r, bûr (Bauer); b u i w ə n, bûwen (bauen); b o ï m ə n, boum (Baum), b û'χ, buoch (Buch); b l û t, bluot (Blut); b l û m, bluome (Blume); b r ù š t, brust; b r û d ə r, bruoder (Bruder); b r ọ́ t, brôt; b l ĕ χ, blëch; b l å s, blâse; b å p š, bâbes und pâbes (Papst); b e l s, belz und pelz (Pelz); b l è r ə n, blerren (plärren); b o l ə r n, bollern und buldern (poltern); b r å ŋ ə n, brangen und prangen (prahlen); b r i g ə l, brügel (Prügel).

Dieses b ist allen fränkischen Dialekten gemeinsam. Zu p ist es nur hie und da vor l oder r verschoben worden: p l i w ə n, belîben (bleiben); p r è m, brâme (Dornstrauch); p l o'χ, bloch (Block, Klotz). Vielleicht hat sich alemannischer Einfluss bei diesen Wörtern geltend gemacht.

Inlautend steht nicht b, wie im Mhd., sondern w, wie im Mittelfränkischen; die Mda. hat also den urgermanischen weichen Spiranten, wie er im altsächsischen herrscht, unverschoben bewahrt. Nur wenn die Ableitungssilbe -el unmittelbar darauf folgt, ist b eingetreten: è r w ə t, arbeit; å w ə t, âbent (Abend); g r á w ə n, grabe und graben (Graben und graben); š á w ə n, schaben; l è w ə r, lëber; l é w ə n, lëben; a w ə r, aber; è r w ə n, erben; š t é r w ə n, stërben; ȝ i w ə n, siben

(sieben); klówən, klobe (Kloben, Pfeifenkopf); fərdèrwən, verdërben; ȝilwər, silber; iwər, über; hèrwəš, herbest (Herbst); éwən, eben; bawər, haber, niederländisch haver (Hafer); ȝúwər, sûber (sauber); ríwən, rîben (reiben); šríwən, schrîben (schreiben); dríwən, trîben (treiben); garw, garbe; rìw, rüebe (Rübe); drúw, trûbe (Traube); štrúwən, strûben (sträuben); héwən, heben; ówəs, obeȝ (Obst); ówən, obene (oben); grùw, gruobe (Grube); roïwən, rouben (rauben); hàlwər, halber; kèlwər, kelber (Kälber); ȝèlwər, selber. Dagegen: hebəl, hebel und hevel (Hebel); hobəl, hobel und hovel (Hobel); hibəl, hübel (Hügel); ibəl, übel; kibəl, kübel; nebəl, nëbel; šwebəl, swëbel und swëvel (Schwefel); nabəl, nabel: šnabəl, snabel (Schnabel); gabəl, gabel; gribəln, grübeln; sàbəln, zabeln, Nebenform zappeln.

Nach langem u kann w (für b), das nach Abfall eines Schluss-e in den Auslaut getreten ist, auch verstummen: bù, buobe (Bube, Knabe, Sohn); štú, stube. Von bû lautet die Mehrzahl regelmässig bûwən, während zu dem Sing. štú ein Plural štún gebildet worden ist.

Nach m wird b assimiliert: kùmər, kumber (Kummer); bəkimərn, bekümbern (bekümmern); drìm, darumbe (darum); lèmər, lember (Lämmer); krùmər, krumber (krummer); krìmən, krümben (krümmen); ìm, imbe (Imme, Biene); iməs, imbiȝ (Mahlzeit); drum, trumbe (Trommel).

In áfus, anebôȝ (Amboss) ist b, vielleicht durch Anlehnung an fûs (Fuss), zu f geworden.

p

besitzt das Mhd. im An- und Inlaut nur bei einigen, erst nach der zweiten Lautverschiebung überkommenen Lehnwörtern; die Mda. behält dasselbe bei: pár, par (Paar); pèlmən, palme und balme (Palme); pèχ, pëch und bëch; pin, pine (Pein); pàt, pate, lat. pater; pàkən, packen; kàp, kappe; kàpəs, kappaȝ (Kappes).

Dasjenige p, welches im Mhd. das in den Auslaut tretende b ersetzt, erscheint als f in štóïf, stoup (Staub); kâlf, kalp (Kalb); kórf, korp (Korb); gràf, grap (Grab); hâlf, halp (halb). Nach m ist ist es geblieben: krûmp, krump (krumm); šlìmp, slimp (schief); šlàmp, slamp (Taufessen); šwâmp, swamp (Schwamm); ferner in leïp, lîp (Leib); dîp, diep (Dieb); ap, ap (ab). In doïw, toup (taub) ist das w der flektierten Formen auf den unflektierten Nom. Sing. übertragen worden.

Für mhd. pf (ph) steht im An-, In- und Auslaut das alte, von der Verschiebung nicht ergriffene p, wieder ein Beweis für den mittelfränkischen Standpunkt des Konsonantismus der Mda.:

1. im Anlaut: p è r t, pfërt (Pferd); p l û ʿχ, pfluoc (Pflug); p à n, pfanne; p ó r t, pforte; p i f, pfîfe (Pfeife); p â l, pfâl (Pfahl); p l â n s ə n, pflanzen; p è f ə r, pfëffer; p l â š t ə r, pflaster; p â f, pfaffe; p o š t ə n, pfost (Pfosten); p i l ə r, pfilaere (Pfeiler); p á ï w, pfâwe (Pfau); p ó t, pfôte; p û l, pfuol (Pfütze); p i t s, pfütze (Brunnen); p é r š, pfërsich (Pfirsich); p r u m, pflûme, lat. prunum (Pflaume); p l u m, pflûme (Flaumfeder); p e ï t, pfeit (Tuchrolle).

Bei den nhd. Lehnwörtern macht die Mda. durch Bequemlichkeit aus dieser Affrikata eine einfache Spirans: f è n i χ (Pfennig); f l é j ə n (pflegen); f l i χ t, pfliht (Pflicht).

2. im Inlaut: à p ə l, apfel; k ù p ə r, Kupfer; d a p ə r, tapfer (schnell); s i p ə l, zipfel; š n u p ə n, snupfe (Schnupfen); k n i p ə n, knüpfen; š u p ə n, schupfen (schieben); k e p ə n, köpfen; k l o p ə n, klopfen; š n è p ə n, snipfen (schnellen); š t o p ə n, stopfen; š t u p ə n, stupfen (stossen); š t i p ə n, stipfen (stützen); š n è p, snëpfe (Schnepfe): h i p ə n, hüpfen (hinken); r o p ə n, rupfen und ropfen; d r o p, tropfe (Tropf); š i p ə n, schüpfen schaufeln); t u p ə n, tupfen; s o p ə n, zopfen (zupfen); g u p ə n, gupfe (Spitze); ȝ u̦ r ù m p ə r t, zu ampfer (Sauerampfer).

Andere Wörter mit inlautendem p sind niederdeutscher Herkunft: š t è p ə n, mhd. steppen (Strümpfe stopfen); k i p, ndd. kippe (Spitze); l à p ə n, mhd. lappe (Lappen); š n à p ə n, mhd. snappen (schnappen); š l à p, ndd. slappe (Schlappe, Pantoffel); k n à p (knapp); r à p ə l n (rappeln); h è p, mhd. heppe und hepe (Hippe, Sichelmesser).

In den paar Ausnahmefällen, wo Verschiebung stattgefunden hat, geht diese über die Affrikata hinaus bis zur Spirans: š e f ə n, schepfen (schöpfen); š l u f ə n, slupfen (schlüpfen); š r e f ə n, schrepfen (schröpfen). Wahrscheinlich haben wir es hier wieder mit alemannischen Eindringlingen zu tun.

3. im Auslaut: k o p, kopf; k r o p, kropf (Vormagen der Vögel); k n o p, knopf; š t ù m p, stumpf; d â m p, dampf; t r û m p, trumpf; k û m p, kumpf (Schleifsteinhorn); ȝ ù m p, sumpf; š t r ù m p, strumpf; š o p, schopf (Haarschopf).

d

ist anlautend in der Regel erhalten: d à ʿχ, dach; d e k ə n, decken; d i ŋ, dinc (Ding); d ó r f, dorf; d ù ŋ k ə l, dunkel; d r â t, drât (Draht); d i t š, diutsch und tiusch (deutsch); d r e š ə n, drëschen. Vor einem r schwankt die Mda. wieder zwischen

Tenuis und Media: t r ì l ə n, drillen (drehen); dazu t r ì l (Karussell); zu t ist d ferner geworden in t i s ə l, dihsel (Deichsel), vielleicht durch partielle Assimilation an die folgende harte Spirans.

Intervokalisch hat es sich behauptet vor Nachsilben, d. h. wenn noch ein Konsonant hinter dem folgenden Vokale steht: r e d ə n, reden; l i d ə n, lîden (leiden); à d ə r, âder; s e d ə l, zedele (Zettel); f á d ə n, vadem (Faden); b o d ə n, boden; f e d ə r, vëder (Feder); f r í d ə n, vride (Frieden); f l è d ə r n, vladern (flattern). Folgt aber nur ein e, so wird dieses abgeworfen und d tritt als t in den Auslaut: m á t, made; r e t, rede; š á t, schade; l á t, lade; k r i t, kride (Kreide); ʒ i t, sîde (Seide). Dasselbe gilt nach r: è r t, ërde; b í r t, bürde.

Nach l und e fällt d aus, wofern ihm nicht -el angehängt ist: m ì l, milde; w ì l, wilde; b à l, balde; è n, ende; b ə h è n, behende; g ə š w i n, geswinde; l è n, lende; š à n, schande; w è n, winde; š t ù n, stunde; w ù n ə r, wunder; ù n, unde (und); š è n ə n, schenden (schimpfen); h ù n ə r t, hundert; h ì n ə r n, hindern; š ì n ə n, schinden; f i n ə n, finden; b ì n ə n, binden; g ì l ə n, guldîn (golden); à n ə r, ander; dazu è n ə r n (ändern); š ì l i χ, schuldec (schuldig); w è n ə n, wenden; ì n ə n, unden (unten); ì n ə r, under (unter); h i n ə r, hinder (hinter); h ì n ə n, hinden (hinten); m ù l, mulde (Backtrog); g ə š w ù n, geswunden (geschwunden); h ù n, hunde (Mehrzahl von h û n t); ebenso nach r vor konsonantischer Endung: w è r ə n, wërden. Aber: h à n d ə l, handel; š w i n d ə l, swindel (Schwindel); w ì n d ə l, windel; b è n d ə l, bendel; s u n d ə l, zundel; š ì n d ə l, schindel; t r è n d ə l n, trendeln. Bei ʒ i n t, sünde, ist d durch den Einfluss des Hochdeutschen erhalten.

t

ist altgermanisches d; dasselbe ist anlautend in der Mda. gewöhnlich nicht verschoben worden: d à ʽχ, tac (Tag); d â n s ə n, tanzen; d o ï w, toup (taub); d ú w, tûbe (Taube); d ó t, tôt; d i f, tief; d ó ï f, toufe (Taufe); d é ï l ə n, teilen; d ì r, tier; d í l, tille (Dill); d ó r t i χ, tôrëht (törlcht); d i p ə n, tüpfen (Topf); d a u ʒ ə n t, tûsent (tausend); d a p ə r, tapfer (schnell); d è n, tenne (Hausflur); d í r, tür (Türe); d r á n, tragen; d r ì ŋ k ə n, trinken; d r ù ŋ k, trunc (Trunk); d r â ŋ k, tranc (Trank); d r ó ï f, trouf (Traufe); d r ó ï m, troum (Traum); d r ì w, trüebe (trübe); d r i w ə n, trîben (treiben); d r ù m, trumbe (Trommel); d r ù m ə n, tromelen (trommeln); d r ì p ə n, zu triefen; dazu d r ì p (Tropfen); d r o p, tropfe (Tropf); d u m ə l n, tumeln (eilen); d o ï, tou (Tau); d û n, tuon (tun); d i š,

tisch; dûʻχ, tuoch (Tuch); d è n, tanne; d ó t ə r, tohter (Tochter); d ú r ə n, tûren (dauern, bedauern); d r á t, traht (Traglast); d a ĭ, teic (weich, vom Obst); d r ù k ə n, trocken; d í r, tiure (teuer); d e ï b ə l, tiufel (Teufel); d è ŋ ə l n, tengeln (die Sense klopfen).

In Wörtern aber, die erst verhältnismässig spät deutsch wurden, sowie manchmal vor r, steht wie im Mhd. t: t ó p, tâpe (Pfote); t è š, tasche; t à š t ə n, tasten; t u š t ə n, tûschen (tauschen); dazu t u š (Tausch); t è l ə r, teller; t è m p ə l, tempel; t r ê n, trahen (Träne); t r ó n, trôn (Thron); t ú t, tiute (Düte); t r u i w ə n, trûwen (trauen); t r ú r ə n, trûren (trauern); t r ú r, trûre (Trauer); t r ú r i χ, trûrec (traurig); t r è f ə n, treffen; t r è n d ə l n, trendeln; t r è p, treppe; t r é d ə n, treten; g ə t r e ĭ, getriuwe (treu); t r è t ə r, trehter (Trichter); t r oʻχ, troc (Trog); t r ó š t, trôst; t r é š t ə n, troesten; t r ù t s, trutz (Trotz); t r ù t s ə n, tratzen (trotzen); t u ŋ k ə n, tunken (eintauchen); t i p ə l, zu ahd. topfe (Tüpfel).

Im Auslaut ist altes d immer zu t verschoben worden; ein auslautendes d gibt es also in der Mda. ebensowenig als im Mhd. In den flektierten Formen und den Ableitungen solcher Wörter, die im Nom. Sing. auf t statt d ausgehen, kommen natürlich die für d geltenden Regeln in Anwendung: r à t, rat (Rad), Plur. r è d ə r; b a t, bat(d); b l à t, blat (Blatt), Plur. b l è d ə r; á ĭ t, eit (Eid); g è l t, gëlt (Geld); g l i t, gelit (Glied), Plur. g l i d ə r; g ù t, guot (gut), flekt. g ù d ə r; š m ì t, smit (Schmied); d ó t, tôt, flekt. d ó d ə r; r ó t, rôt, flekt. r ó d ə r; b l û t, bluot (Blut); aber b l û d ə n; s i t, zît (Zeit); aber s i d i χ (zeitig); b l î n t, blint (blind); aber b l i n ə r (Blinder); g r û n t, grunt (Grund); aber ʒ ə g r ù n g é n (zu Grunde gehen); h â n t, hant (Hand), Plur. h è n; h û n t, hunt (Hund), Plur. h ù n; l â n t, lant (Land), Plur. l è n ə r; g e ʒ û n t, gesunt (gesund); k î n t, kint (Kind), Plur. k i n; w î n t, wint (Wind); r î n t, rint (Rind), Plur. r î n ə r; r û n t, runt (rund), flekt. r ù n ə r; g ə d o l t, gedult (Geduld); b r e t, brët (Brett), Plur. b r e d ə r; š i l t, schilt (Schild); š t â n t, stant (Stand); aber g u t i m š t à n (in gutem Zustande); s â n t, zan und zant (Zahn), Plur. s è n; h é r t, hërte (Herde). Von š o l t, schult (Schuld) lautet der Plural mit Uebertragung des t aus dem Sing.: š o l t ə n (Schulden).

Nach l ist t, wenn es nicht im Wortauslaute stand, spurlos geschwunden; nur in einigen, nicht in allen Substantiven auf -er hat es sich gehalten: f è l ə n, valten (falten); f è l, v a l t e; f ə r k à l ə n, erkalten (gefrieren); h à l ə n, halten; š p à l ə n, spalten; š p à l, spalte; g è l ə n, gelten; g ə d i l i χ, gedultec (geduldig); è l t ə r, elter (älter); š i l ə r, schulter; da-

gegen èltər, alter und altaere (Alter und Altar); koltər, kolter (Pflugmesser); molter, malter (Getreidemass).

Bei Wörtern, die auf st oder ste endigen, wird das t meistens nicht mehr gehört: gáīš, geist; hèŋš, hengest (Hengst); àŋš, angest (Angst); fàš, vaste (fast); hàš, hâst (du hast); bīrš, bürste; érnəs, ërnest (Ernst); hèrwəš, herbest (Herbst); doch sagt man làšt, last; màšt, mast; ràšt, rast; mišt, mist.

Dem Schwund des t nach s entspricht es, wenn àkəs, ackes (Axt), ówəs, obeȥ (Obst), bâpš, bâbes (Papst), und jets, iezuo (jetzt) nicht wie im Nhd. ein t bekommen haben.

Intervokalisch wird mhd. t gewöhnlich durch unverschobenes d vertreten: brâdən, brâte (Braten); fûdər, vuoter (Futter); šlīdən, slite (Schlitten); trédən, treten; bédən, beten; bīdən, bieten; bèīdel, biutel (Beutel); râdən, râten; bèdəln, betelen (betteln); špêdər, spâter (später); blâdər, blâtere (Blase); rédəl, roetel (Rötel); ludən, liuten (läuten); lodər, loter (locker); hīden, hüeten (hüten); kádər, kater; wedər, wëter (Wetter); štrīdən, strîten (streiten); rīdən, rîten (reiten); šīdən, schüten (schütten); fede, veter (Vetter); gudiχkeīt, zu güete (Güte); dodər, toter (Dotter); sidərn, zitern (zittern); kidəl, kitel (Kittel). Vor -er steht bisweilen auch t; fatər, vater; mutər, muoter (Mutter); bùtər, buter (Butter); lutər, lûter (lauter). Doppeltes t bleibt immer Tenuis: špotən, spotten; mìtən, mitte; mitəl, mittel; mùt, motte; lèt, lëtte (Lehm).

Nach Konsonanten ist es im Inlaut erhalten: biχtən, bîhten (beichten); bàštən, brësten (bersten); bīrštən, bürsten; dištəl, distel; fléītən, vlehten (flechten); wintər, winter; mântəl, mantel; fàštən, vasten (fasten).

Hier möge das merkwürdige unverschobene t der pronominalen Neutra dàt, waȥ (was); wàt, waȥ (was), und ət, eȥ (es) angeführt werden, deren Unbetontheit die Entwicklung des Reibungsgeräusches beeinträchtigt haben mag.

Unverschoben ist auch das End-t des Nom. und Akk. der substantivierten Neutra der Adjektive: grósət, grôȥeȥ (Grosses); gùdət, guodeȥ (Gutes); jùŋət, jungeȥ (Junges); kléīnət, kleineȥ (Kleines); šlétət, slehteȥ (Schlechtes); šénət, schoeneȥ (Schönes) u. s. w.

g

bleibt im Anlaut eine wirkliche Media und wird demnach als leichter Schlaglaut gesprochen: gabəl, gabel; gêij, gaehe

(jäh); gátən, garte (Garten); gàs, gaʒʒe (Gasse); goï, gou (Gau); gìn, gëben; gèrən, gëre (Schoss); gén, gên (gehen); gél, gël (gelb); gaïs, geiʒ (Geis); gištər, gestern; glàs, glas; glàt, glat (glatt); gót, gote (Patin); gráïw, grâ (grau); grós, grôʒ (gross); gukən, gucken; gəwénən, gewénen (gewöhnen); glóïwen, geloube (Glaube).

Ein k steht anlautend für g in Lehnwörtern: klok, glocke, mlat. clocca (Glocke); kluk, glucke und klucke (Henne); krošən, gros und grosse (Groschen).

Im Inlaut sind die Verhältnisse etwas verwickelter: nach a, lang oder kurz, wird g mit folgendem e unterdrückt: frân, vrâgen (fragen); frâ, vrage; wâ, wâge (Wage); plâ, plâge; plân, plâgen; šwâr, swâger (Schwager). Die Zusammenziehung bewirkt Länge, wo diese noch nicht vorhanden war: klán, klagen; klá, klage; drán, tragen; ʒán, sagen; wán, wagen (Wagen); mát, maget; am dá (am Tage); dálón, tagelôn (Tagelohn). Dagegen sind mágən (Magen); magər (mager); šrágən (Schragen), mit erhaltenem g, dem Nhd. entnommen; für die beiden ersteren Wörter gebraucht die Mda. noch jetzt viel häufiger leïp (Leib) und dur (dürr).

Ferner ist bei den Verbis auf -nen mit dem Stammvokal ë Kontraktion erfolgt: rénən, rëgenen (regnen); dazu rén, rëgen (Regen); ʒénən, sëgenen (segnen); aber ʒéjən, sëgen (Segen), wo sich das g vielleicht durch den Einfluss des Nhd. erhalten hat.

Die Partizipia starker Verba auf -gen werfen diese Endung immer ab: gədrá, getragen; gəšlá, geslagen (geschlagen); gəsó, gezogen; gəfló, gevlogen; bədró, betrogen.

Von diesen Fällen abgesehen wird g nach Vokal in der Aussprache von j nicht unterschieden; vor -el jedoch bleibt es (stimmhafter) Verschlusslaut: lejən, legen (legen und liegen); ʒéjən, sëgen (sägen); ʒéïj, sëge (Säge); féjən, vëgen; éjən, egen (eggen); éïj, egede (Egge); lêjər, lëger (Lager); wìjən, wëgen (wägen und wiegen); lij, lüge; wìj, wige (Wiege); gəseïjən, geziuge (Zeuge); gìj, gîge (Geige); flìjən, vliegen; eïjən, eigen; auch in jajən ist g durch Angleichung an den Anlaut als j erhalten geblieben. Dagegen: nágəl, nagel; kegəl, kegel; špìgəl, spiegel; kugəl, kugel; fogəl, vogel; brigəl, brügel (Prügel); ʒìgəlwás[1] (Siegellack), zu sigel. Eine Ausnahme macht fléjəl, vlegel (Dreschflegel).

Nach ou ist g in w übergegangen: oïw, ouge (Auge), Plur. oïwən; loïw, louge (Lauge).

[1] eigentlich = Siegelwachs.

Nur drei Konsonanten, l, n und r, treten mit g verbunden auf; nach l und r wird es inlautend zu j, auslautend, nach dem Abfall eines Schluss-e, zu χ, das noch ein i vor sich nimmt; mit n verschmilzt es zu ŋ: foljən, volgen; fərdiljən, tilgen; gåljən, galge (Hosenträger); ȝórjən, sorgen; mórjən, morgen (Morgen); bórjən, borgen; biriχ, bürge; ȝóriχ, sorge; šlàŋ, slange (Schlange); bèŋəl, bengel; špriŋən, springen; sùŋ, zunge; hofniŋ, hoffenunge (Hoffnung).

Zu ž ist das zweite g in guržəl geworden; die Angleichung an das erste scheint auf halbem Wege stehen geblieben zu sein.

Vor s fiel g mit Ersatzdehnung aus bei måȝən, magsâme neben mâhen (Mohn).

k

ist an keiner Stelle des Wortes verschoben worden; das urgermanische k lebt also in der Mda. überall fort: Im Anlaut: kál, kal (kahl); kålf, kalp (Kalb); kålt, kalt; kînt, kint (Kind); kirχ, kirche; kléīn, kleine; kùmən, komen (kommen). Der Kuckuck[1] heisst in der Mda. guguk; für Kribs-Krabs (bei Goethe) sagt man hier grips-gràps. Im Inlaut: brik, brücke; ek, ecke; lik, lücke; mik, mücke (Fliege); rik, rücke (Rücken); bùkəl, buckel; bikən, bücken; wek, wecke (Brötchen); wik, wicke; bàkən, backe; drikən, drücken; rokən, rocke (Roggen); wàkən, wacke (Kiesel); flik, vlücke (flügge); hukən, hûchen, Wz. huk, (hocken, sitzen). Im Inlaut nach Konsonant: hèŋkən, henken (hangen und hängen); driŋkən, trinken; fèrkəl, verkel (Ferkel). Im Auslaut: špèk, spëc(ck); ȝàk, sac(ck); rok, roc(ck); bùk, boc(ck); kålk, kalc(k); kråŋk, kranc(k); bàŋk, banc(k); sárk, sarc, Gen. sarkes, (Sarg).

Wenn c im Mhd. das in den Auslaut gerückte g vertritt, so wird es, ausser nach n, zur gutturalen Spirans; nach hellem Vokal steht χ, nach dunklem ʽχ; nach l und r entwickelt sich vor c(g), nunmehr χ, ein i; nk wird zu ŋk: huniχ, honec (Honig); kriχ, kriec (Krieg); lediχ, lëdic (ledig); héīliχ, heilec (heilig); ȝéliχ, saelec (selig); áīniχ, einec (einig); mániχ, manec (manch); kiniχ neben kinik, künic (König); wéχ, wëc (Weg); wèχ neben wèk, enwëc (weg); dàʽχ, tac (Tag); sùʽχ, zuc (Zug); plùʽχ, pfluoc (Pflug); kluʽχ, kluoc (klug); krùʽχ, kruoc (Krug); gənùʽχ, genuoc (genug);

[1] Dafür ist gauch die gewöhnliche mhd. Bezeichnung.

bàliχ, balc (Balg); wéliχ, welc (welk); áriχ, arc (klug, listig, schlau; diese Bedeutungen hat das der Mda. unbekannte mhd. karc; es scheint also hier eine Verwechsluug stattgefunden zu haben); bèriχ, bërc (Berg); báriχ, barc (verschnittenes Schwein); máriχ, marc (Knochenmark); bóriχ, borc (Borg); ġəȝâŋk, sanc (Gesang); gâŋk, ganc (Gang); šprûŋk, sprunc (Sprung); rîŋk, rinc (Ring); jûŋk, junc (jung); lâŋk, lanc (lang); šwâŋk, swanc (Schwung); klâŋk, klanc (Klang); štrâŋk, stranc (Strang); hèriŋk, herinc (Hering). Dem Nhd. entlehnt ist diŋ, dinc (Ding), für häufigeres ȝà'χ, sache.

v (f)

ist sich im An- und Auslaut gleich geblieben: fál, val (falb); felən, vallen (fallen); fèlš, valsch; fàŋən, zu vâhen (fangen); ful, vûl (faul); fìnən, vinden; flás, vlahs (Flachs); fó, vohe (Edelmarder); fódərn, vordern; frân, vragen; froī, vrouwe (Frau); frúm, vrum (fromm); fértən, vürhten; brîf, brief; dîf, tief; šâf, schâf; šàf, schaf (Schrank); wolf, wolf; hof, hof; šarf, scharf und scharpf; finf, vünf; swelf, zwelf (zwölf); dórf, dorf; ùf, ûf (auf).

Im Inlaut ist zwischen altem v und dem jüngern aus p verschobenem f zu unterscheiden: während letzteres ein kräftiger stimmloser Spirant bleibt, wird ersteres sehr schwach und halb stimmhaft gesprochen: šlâfən, slâfen (schlafen); wèrfən, wërfen; grifən, grîfen (greifen); hèlfən, hëlfen; rifən, rîfe (gefrorener Tau); hufən, hûfe (Haufen); šàfən, schaffen; rèfən, raffen; àf, affe; hofən, hoffen. Dagegen: ówən, oven (Ofen); héw, heve (Hefe); háwən, haven (Topf). Vor -el wird v zu b: swíbəln, zwîvelen (zweifeln); deībəl, tiuvel (Teufel); štibəl, stivel (Stiefel); šwebəl, swevel (Schwefel); wolbəl, wol veile (wohlfeil).

Zwischen Konsonanten fällt f aus: ȝènt, senfte (sanft); hâltər, halfter; ebenso war t nach langem Konsonant Vokal: klâtər, klâfter (Klafter); aber lùft, luft.

Vor z ist f in 'χ übergegangen bei fù'χsen (fünfzehn), und fu'χsich (fünfzig).

Unverschobenes p hat dripən, triefen (tropfen), altsächsisch driopan, niederländisch druipen; dazu drip (Tropfen).

w

ist anlautend erhalten: wán, wagen (Wagen); wâ, wâge; wél, wal (Wahl); wór, wâr (wahr); wèšən, weschen; wàt, waȝ (was); wáȝən, wase (Rasen); wîχən, wieche

(Docht); w û, wâ (wo); w u 'χ, woche; w á n ə n, wonen (wohnen). In b ê r w o l f, werwolf (Werwolf) beruht das b wahrscheinlich auf Dissimilierung; doch könnte dieses Wort auch mit Bezugnahme auf ein bekanntes Tier (Bär) durch volksetymologische Umbildung entstanden sein.

Auch im Inlaut wird es in der Regel beibehalten: b ù i w ə n, bûwen (bauen); t r ù i w ə n, truwen (trauen); h o ī w ə n, houwen (hauen); d r o ī w ə n, dröuwen (drohen); š t r o ī w ə n, ströuwen (streuen); o ī w ə r, iuwer (euer); o ī w i χ, iuwich (euch); k n û i w ə n, kniuwen (knien); r ù i w ə n, riuwen (reuen). Nach Konsonanten: š w â r, swâger (Schwager); š w e š t ə r, swëster (Schwester); š w a r t s, swarz (schwarz); š w ê r, swaere (schwer); s w é n, zwêne (zwei); s w e l f, zwelf (zwölf); ausgefallen ist es in s i b ə l, zwibolle und zibolle (Zwiebel); t i š ə n, zwischen, ndl. tuschen.

Interkonsonantisches w ist unterdrückt worden in è r t s, erweiz (Erbse).

Gut erhalten hat sich unser Halbvokal in der Verbindung qu: k w â d ə r, quâder (Quader); k w e l ə n, quellen (abkochen); k w e t š ə n, quetzen (quetschen); k w à k, quëc (Quecke); k w e t š (Zwetsche); k w à l ə n, quëllen; dazu k w à l (Quelle).

Vor -el wird w zu b: b l u i b ə l (Bläuel), zu bliuwen (schlagen); k l o ī b ə l, kliuwel und kniuwel (Knäuel); l á ī b ə l-d i χ. zu lâ (lau), flekt. lâwer; k r á ī b ə l n, krouwen (krauen, kratzen).

Rückt das w nach abgeworfenem Schluss-e in den Auslaut, so wird es gewöhnlich abgeworfen: f r o ī, vrouwe (Frau), Plur. f r o ī w e n; g ə b i j, gebiuwe (Gebäude); r û, ruowe (Ruhe); darnach ist r û n, ruowen (ruhen) gebildet; m í r, mürwe (mürbe); hierzu die flektierte Form m í r ə r; g ə t r e ī, getriuwe (treu). Beibehalten wurde das w in f a r w, varwe (Farbe), dem f ê r w ə n zur Seite steht, und in dem Lehnwort l é w, lewe (Löwe).

Anderseits hat die Mda. ein w im Auslaut bewahrt, wo es mhd. nur noch in flektierten Formen steht: g r á ī w, grâ (grau), Plur. grâwe; r ù i w, rô (roh), flekt. r â w e r; k l á ī w, klâ und klâwe (Klaue). Uraltes w ist erhalten in s á ī w, zëhe (Zehe), Grdf. taihwôn.

h

ist seinem Ursprung nach ein gutturaler Reibelaut gewesen und als solcher noch jetzt im Nhd. auslautend und vor t beibehalten; dagegen hat es sich in der Mda. an allen Stellen des Wortes zum blossen Hauchlaut verflüchtigt oder ist ganz verschwunden.

Das anlautende h ist noch immer sehr deutlich vernehmbar: hàn, hân (haben); hèlmən, halm; hàlən, halten; himt, hemde (Hemd); hút, hiute (heute); hil, hüle (Höhle); huniχ, honec (Honig); hèrχən, horchen. Undeutlicher wird h im Anlaut der minder betonten Endsilben -heit und -haft artikuliert, ohne jedoch ganz zu verschwinden: freīheīt, vrìheit (Freiheit); fulheīt, vûlheit (Faulheit); gəwénheīt, gewonheit; wórheīt, wârheit; hèrtshèftiχ, hërzehaft (herzhaft); deībelhaftiχ, tiuvelhaft (verteufelt); warhaftiχ, wârhaft (wahrhaftig).

Unorganisches h ist vor héīšən, eischen (heischen, betteln) getreten, welcher Zusatz auf Angleichung an héīšən, heiȝen (heissen) beruht, sodass in der Mda. beide Verba der Aussprache nach vollständig zusammengestossen sind.

Intervokalisches h ist entweder ausgefallen oder in j übergegangen. Der Schwund des h ist mit einer Kontraktion der umgebenden Vokale verbunden: šlén, slahen (schlagen); sén, zëhen (zehn); gəȝìn, sëhen; fó, vohe (Marder); štàl, stahel (Stahl); nâ, nâhe. Der Uebergang von h in j findet in der Regel nach langem Vokale statt: weījən, wîhen (weihen); fərseījən, verzîhen (verzeihen); sîjən, ziehen; ȝijən, sîhen (seihen); sêīj; zaehe; gêīj, gaehe (jäh); rìj, rîhe (Reihe, Linie); rìj, rihe (Reihen am Fuss); bìjəl, bîhel (Beil); nach kurzem Vokal in šwêjərš; swëher (Schwägerin), und in den Komparativen nèjər (näher); héjər (höher).

Statt h ist nach u ein w eingeschoben worden: šuiwən, schiuhen (scheuen), nach a ein palatales g: âgər, eher (Aehre).

Vor s und t fällt es in der Regel mit Hinterlassung von Ersatzlänge aus: ès, ahse (Axe); flás, vlahs (Flachs); hès, hehse (Hechse, Schenkel); ékis, egedëhse (Eidechse); ȝéštər, sëhster und sehter (Sester, Sechter); wás, wahs (Wachs); wèsən, wehsen (mit Wachs überziehen); wásən, wahsen (wachsen); dazu gəwès (Gewächs); wésəln, wëhseln. Bei tisəl, dîhsel (Deichsel) ist wegen des -el nicht nur keine Dehnung eingetreten, sondern der an sich schon lange Vokal noch gekürzt worden. Wo h vor s nicht verstummte, da wurde es zum Verschlusslaute k: oks, ohse (Ochs); fùks, vuhs (Fuchs); ȝeks, sëhs (sechs); nèkšt (nächste); hékšt (höchste). Vor t: át, ahte (Acht); átən, ahten (achten); èt, ahte (acht); ritən, rihten (richten); nitərn, nüehtern (nüchtern); lit, lihte (leicht); lítən, liuhten (leuchten); lit, lieht (Licht); fértən, vürhten (fürchten); frút, vruht; nát, naht (Nacht); trètər, trehter (Trichter); knét, knëht (Knecht); rét, rëht (recht); šlét, slëht (schlecht); dótər, tohter (Tochter);

šlát, slahte (Schwade); ərdát, erdâht (erdacht). Hierher gehört auch lút, ndd. lucht für luft, in den Ausdrücken ge mər us dər lút, in dər lút štén (geh' mir aus dem Lichte, im Lichte stehen) gebräuchlich; dazu die Zusammensetzung lútlo'χ (Luftloch). In dem oft unbetonten nit, niht (nicht), ist h ohne Ersatzdehnung ausgefallen. Nicht selten behauptet sich h vor t als Reibelaut, namentlich bei solchen Wörtern, die kein altes Sprachgut der Mda. zu sein scheinen: fliχt, pfliht (Pflicht); fərfliχten, verpflihten; riχtər, rihter; gəwiχt, gewihte (Gewicht); gəʒiχt, gesihte (Gesicht); gəšiχt, geschiht (Geschichte); šla'χtən, slahten (schlachten); šla'χt, slahte (Schlacht); gərèχt, gerëht; heχt, heht (Hecht); ma'χt, maht (Macht); meχtich, mehtic (mächtig); feχtən, vëhten (fechten); dazu fo'χten (bettelnd im Lande herumstreichen); biχt, bîht (Beichte); biχtən, bîhten; wèχtər, wahtaere (Wächter); wèksəl (Wechsel, Schuldschein). Neben rét und slét kommen auch rèχt und šlèχt ohne wesentlichen Unterschied der Bedeutung gebraucht.

In fléītən, vlëhten (flechten), und fléīt, vlëhte (Flechte), ist ein i an die Stelle des h getreten.

ch

hat sich als kräftiger Reibelaut in der Regel erhalten: brèχən, brëchen; là'χən, lachen; mà'χən, machen; štèχən, stëchen (stechen und stecken); wà'χən, wachen; fərweχən, aus wecken und wachen zusammengeschmolzen, bedeutet wecken und erwachen; got. j hat zwar Umlaut bewirkt, aber ch ist durch Anlehnung an wà'χən geblieben; hu'χən, hûchen (hauchen); štru'χəln, strûcheln (straucheln); wiχən, wieche (Docht); ʒiχəl, sichel; šprâ'χ, sprâche; wù'χ, woche; ərlèχt, zu lëchen (ausgetrocknet, verdurstet); kirχ, kirche; iχ, ich; dà'χ, dach; lo'χ, loch; šwà'χ, swach (schwach); bláïχ, bleich; plo'χ, bloch (Block, Klotz); brâ'χ, bràch; no'χ, noch.

Auch steht ch im Auslaut für h: šû'χ, schuoch, Gen. schuohes (Schuh); fló'χ, vlôch, Gen. vlôhes (Floh); hó'χ; hôch, flekt. hôher, (hoch).

Weggefallen ist ch für auslautendes h in der Regel nach l und r: fúr, vurch (Furche); šél, schëlch (scheel); wel, flekt. welər, welch, flekt. welher; ʒolər, solch, flekt. solcher; ausserdem in der Präp. nâ, nach, durch Anlehnung an das Adj. nâ, nâch, flekt. nâher (nah), wo die unflektierte Form von den andern beeinflusst wurde; hierzu die Komposita dèmnâ (demnach), und danâ (darnach); ferner endlich bei zu-

sammengesetzten Wörtern am Ende des ersten Gliedes: h ó t - s i t, hôchzît (Hochzeit); n â p ə r, nâchgebûr (Nachbar); g ə - m è l i χ, gemehlich (langsam); b û š t a w, buochstap (Buchstabe).

Wenn ch nach l oder r stehen geblieben ist, so wird nach gedehntem Vokal ein i eingeschoben: d ú r i χ, durch (gebrochen, zerrissen); w é l i χ neben w é l, wĕlch und welc (welk); k e l i χ, kĕlch, ahd. kĕlich (Kelch); s á r i χ neben ʒ á k, sarch und sarc (Sarg); dagegen m ì l χ, milch; k ì r χ, kirche, wo i kurz geblieben ist.

Ein t wird nach ch hinzugefügt bei g ə f r à 'χ t, vrĕch (frech); dazu g ə f r à 'χ t i χ k e i t, vrĕchheit; l i χ t, lîch (Leichenbett).

j

ist anlautend geblieben: j ó, jâ; j â m ə r, jâmer (Jammer); j â r, jâr (Jahr); j o'χ, joch; sogar ursprüngliches in j ì r, mhd. ir (ihr). Die Interjektion t χ ú, j û (juchhe) erhält ein Vorschlag-t, und es entsteht, da j nach t zu χ werden muss, eine Affrikata.

Zu j e ist ie geworden in j e t s, iezuo (jetzt), und j e t - w i d ə r, ietwĕder (jeder), während bei i m ə s, ieman durch Anlehnung an n i m ə s, nieman (niemand) der Vokal i geblieben ist und e in sich aufgenommen hat.

Im Inlaut zwischen Vokalen steht in der Mda. ein j immer da, wo es im Mhd. bald gesetzt, bald ausgelassen wurde: m è j ə n, maejen und maen (mähen); d r è j ə n, draejen und draen (drehen); n è j ə n, naejen und naen (nähen); ʒ è j ə n, saejen und saen (säen); k r è j ə n, kraejen und kraen (krähen); e j ə r, eier und eijer (Eier); m e j ə r, meier und meijer (Meier, Bürgermeister); f r ì j ə n, vrîen, got. frijôn (freien); dazu f r ì j ə r (Freier); dieses j, das in der Mda. deutlich artikuliert wird, darf nicht als ein blosser Uebergangslaut, als ein unorganisches Einschiebsel aufgefasst werden, sondern ist, wie der Umlaut zeigt, etymologisch begründet.

In b l ì d ə n, blüejen (blühen), und g l ì d i χ (glühend), zu glüejen, erklärt sich das d durch Ableitung dieser Wörter von b l ì t, blüete (Blüte), und g l û t, gluot (Glut); das in den Inlaut gerückte t ist nach der Regel erweicht worden.

s

wird anlautend vor und inlautend zwischen Vokalen zu stimmhaftem, weichem ʒ: ʒ á n, sagen; ʒ â m ə n, sâme (Samen); ʒ ê n t, senfte (sanft); ʒ ú r, sûr (sauer); ʒ ú n, sun (Sohn); ʒ u m ə r, sumer (Sommer); ʒ ù n, sunne (Sonne); ʒ ó ï m ə n,

soum (Saum); g ə ʒ i n, sëhen; b é ʒ ə n, bësem (Besen); i ʒ ə n, îsen (Eisen); é ʒ ə l, esel; ʒ ú ʒ ə n, sûsen (sausen).

Dagegen wird es im Auslaut nach Vokal zu stimmlosem, scharfem s: g l à s, glas; g r à s, gras; h u s, h û s (Haus); p r i s, p r î s (Preis); i s, îs (Eis). Dasselbe gilt, wenn s erst nach Verlust eines e auslautend wird: b é s, boese (bōse); b l å s, blâse; r ó s, rôse; h á s, hase; n á s, nase; k è s, kaese. Kehrt aber s in den Inlaut zurück, so wird es auch wieder erweicht: g l è ʒ ə r (Gläser); h í ʒ ə r (Häuser); b é ʒ ə r (bōser); b l å ʒ ə n (blasen); r ó ʒ ə n (Rosen); h á ʒ ə n (Hasen).

Ein s, vor dem h ausfiel, ist immer scharf, sowohl im In- als im Auslaut: w á s, wahs (Wachs); f l á s, vlahs (Flachs); è s, ahse (Axe); é k i s, egedehse (Eidechse); w á s ə n, wahsen (wachsen); w é s ə l n, wëhseln; t i s ə l, dihsel (Deichsel); h ist eben nicht ohne weiteres geschwunden, sondern hat sich dem s assimiliert, wodurch dieses verstärkt wurde.

Von der Nachsilbe -el wird s verschiedenartig beeinflusst: Verschärfung tritt ein bei b r é s ə l, brosem (Brosame), und ʒ é s ə l, sëgense (Sense); Uebergang in š findet statt bei g é ī š ə l, geisel (Peitsche); weiches ʒ hat nur é ʒ ə l, esel.

Durch scharfes s wird natürlich das im Mhd. selten vorkommende ss vertreten: p r è s, presse; p r è s ə n, pressen; g ə w i s, gewis(ss); m i s, mësse.

Bei f r í r ə n, vriesen (frieren) und f ə r l i r ə n, verliesen (verlieren) ist das r aus dem Partizip in die Formen des Präsens gedrungen.

In den Konsonantverbindungen sl, sm, sn, sw, sp und st wird s zu dem Reibelaut š, welchem die Mda. nicht bloss im Anlaut Raum gewährt, wie das Nhd., sondern auch, nach alemannischem Muster, im In- und Auslaut: š l å f ə n, slâfen (schlafen); š l i χ ə n, slichen (schleichen); š l é n, slahen (schlagen); š l é t, slëht (schlecht); š l é ī f ə n, sleifen (schleifen, schleppen); š l i m p, slimp (schief); š m á l, smal (schmal); š m é r, smër (Schmiere); š m e l s ə n, smelzen (schmelzen); š n í d ə n, snîden (schneiden); š n a b ə l, snabel (Schnabel); š n ù r, snuor (Schnur); š w a r t s, swarz (schwarz); š w á t, swarte (Schwarte); š w i m ə n, swimmen (schwimmen); š p i l ə n, spiln, (spielen); š p i g ə l, spiegel; š p à l ə n, spalten; š p è k, spëc (Speck); š t û l, stuol (Stuhl); š t à ŋ, stange; š t r ê l, strael (Kamm); š t é n, štên (stehen); š t è r ə n, stërne (Stern); f è š p ə r, vësper; n à š t, ast (Ast); n i š t, nëst; d i š t ə l, distel; ʒ ù n š t, sunst (sonst); k ù n š t, kunst; l ù š t, lust; f ə r l ù š t, verlust; b r ù š t, brust; f à š t ə n, vasten; f à š t, vast; f e š t, veste (fest); f e š t, fëst (Fest); l e t š t, lest und leʒʒist, niederdeutsch letist und lezt für letst (letzte); b à š t ə n, brësten

(bersten); mišt, mist; lášt, last; mášt, mast; nêkšt (nächste); šûštər, schuo(h)s(û)taere (Schuster).

Nach l und r geht ebenfalls s in š über: hâlš, hals; felš, velse (Fels); tûrš, torse (Kohlstrunk); êrš, ars (Arsch); kirš, kirse (Kirsche); férš, vërse; fèn âltərš hèr (von alters her); milərš (Müller's). In der Verbindung rst wird das t im Auslaut oft nicht mehr gehört: érš, êrste; birš, bürste; aber birštən, bürsten; dúrš, durst, gérš, gërste; ànərš, anderes und anderst (anders).

Nach sonstigen Konsonanten wird s beibehalten: gâⁿs, gans; grâⁿs, grans (Maul); nach h, wenn dieses nicht ausfällt, sondern zu k wird: fùks, vuhs (Fuchs); ʒeks, sehs (sechs); oks, ohse (Ochs). In der Konsonantengruppe hst wird es aber zu š wegen des hinzutretenden t: nêkš (nächste); hékš (höchste); ʒekš (sechste).

Durch Kontraktion ist s in gəwén, gewësen, unterdrückt worden.

Die stark ausgeprägte Vorliebe der Mda. für den Reibelaut

sch

lässt erwarten, dass derselbe überall da beibehalten wird, wo er schon im Mhd. für altes sc anerkannt war; in der Tat ist er an allen Stellen des Wortes geblieben: šêt, schatte (Schatten); šámən, schamen (schämen); šàf, schaf (Schrank); šèrən, schërren (scharren); šit, schît (Scheit); šir, schiure (Scheune); šolt, schult (Schuld); šilər, schulter; šríwən, schrîben (schreiben); šrúwən, schrûben (schrauben); èšən, asche; wèšən, waschen; lešən, leschen (löschen); drešən, drëschen; héïšən, eischen (heischen); fiš, visch; minš, mensch; fèlš, valsch; bišuf, bischof; múrš, mursch (faul); friš, vrisch; hipš, hübesch (hübsch); ditš, diutsch (deutsch); kinš, kindisch; freš, vrosch; búrš, gebiuresch (bäurisch).

In fərwitšən, zu wischen (erwischen), wird ein t vor, in tuštən, tûschen (tauschen), ein t nach sch eingeschoben; auch ein p-Zusatz kommt vor: foršpərn, vorschen (nach forschen).

ʒ

ist in- und anlautend gewöhnlich durch den stimmlosen Spiranten s ersetzt: grós, grôʒ (gross); štrâs, strâʒe (Strasse); kráïs, kreiʒ (Kreis); gris, grieʒ (Sandboden); áis, eiʒ (Geschwür); flos, vluʒ (Rheuma); fərdrisən, verdrieʒen (verdriessen); fərdrùs, urdruʒ (Verdruss); šlós, slôʒə

(Hagelkorn); n ì s, niȝ (Lausei); š t r u s, strûȝ (Strauss); s t ó s ə n, stôȝen (stossen); š ì s ə n, schieȝen (schiessen); b i s ə n, bîȝen (beissen); f ə r w i s ə n, verwîȝen (verweisen); u s, û ȝ (aus); ȝ à s, saȝ (Sitz); ó w ə s, obeȝ (Obst); kribis, krebeȝ (Krebs). Ebenso ȝȝ: w à s ə r, waȝȝer (Wasser); š p r o s ə l, sproȝȝe (Leitersprosse); g à s, gaȝȝe (Gasse); m è s ə r, meȝȝer (Messer); m è s ə n, mëȝȝen (messen); š l i s ə l, slüȝȝel (Schlüssel); w ì s ə n, wiȝȝen (wissen); s t r o s, stroȝȝe (Kehle).

Stimmhaftes ȝ ist dafür eingetreten bei m ú ȝ ə n, mûȝen (mausern), vielleicht durch Anklingen an m ú ȝ ə n (mausen) zu m û s (Maus); dazu m ú ȝ i χ (traurig); ferner bei l â ȝ ə n neben l â n, l â ȝ e n und l â n (lassen); in š ging ȝ über bei k r i š ə n, krîȝen und krischen (kreischen, schreien, schimpfen); h i r š, hirȝ (Hirsch); h é ĭ š ə n, heiȝen (nennen, genannt werden), das mit h é i š ə n, eischen (betteln) zusammengefallen ist; nur bis zu der Affrikata ts ist die Verschiebung gediehen bei š ù t s, schuȝ (Schuss); g ə b i t s, zu biȝ, (Gebiss); b r è n è t s ə l, zu neȝȝel, (Brennessel); è m è t s ə l, ameiȝe (Ameise); è r t s, arweiȝ und erwiȝ (Erbse).

Unverschobenes t haben, wie schon erwähnt, d à t, daȝ (das); w à t, waȝ (was); ə t, eȝ (es), sowie der Nom. und Akk. Neutr. des substantivierten Adjektivs: g ù d ə t, guoteȝ (Gutes) u. s. w.

z

wird im Anlaut sowie nach l und e zu scharfem s; hier ist demnach germanisches t über die Affrikata hinaus bis zur Spirans verschoben worden: s á ĭ χ ə n, zeichen; s ù n d ə l, zunder; s ù ŋ, zunge; s w í b ə l n, zwìvelen (zweifeln); s w e l f, zwelf (zwölf); s è ĭ j, zaehe (zäh); s â n t, zan (Zahn); s a b ə l n, zappeln; s á m, zam (zahm); s á t, zart; s ó ĭ m ə n, zoum (Zaum); s i t, zît (Zeit); s á l, zal (Zahl); s é l ə n, zeln (zählen); s û, zuo (zu); s r ì k, zerücke (zurück); s ì j e n, ziehen; s w é n, zwêne (zwei); s á ĭ w, zêhe; s é n, zëhen (zehn); s é r ə n, zern (zehren); s e d ə l, zedele (Zettel); s i d ə r n, zittern; s ó r, (zorn); s ì b ə l, zwibolle (Zwiebel); s i k ə n, zücken (zucken); s ì p ə l, zipfel; s w ì ŋ ə n, twingen (zwingen); s w é r š, twerch (quer); h o l s, holz; š m à l s, smalz (Schmalz); m à l s, malz; š m e l s ə n, smelzen (schmelzen); ȝ à l s, salz; ȝ à l s ə n, salzen; f à l s, valz (Falze); f à l s ə n, valzen; p l â n s ə n, pflanzen; g e l s ə n, zu gelze (verschnittenes Schwein); m i l s, milze (Milz); s w a n s i χ, zweinzic (zwanzig); g l à n s, glanz; f r à n s, (Franz). Dagegen ist weiches ȝ im f r à n ȝ ə l, franze (Franse); hierzu g ə f r à n ȝ ə l t (mit Fransen besetzt).

Anlautendes t ist nicht verschoben worden in tišən, zwischen. Dem nhd. Zwetsche entspricht in der Mda. qwètš.

Im In- und Auslaut nach Vokal und r hat sich z (tz) als Affrikata behauptet: grìts, grütze; hits, Hitze; làtsən, letzen; netsən, netzen; ʒìtsən, sitzen; šwitsən, switzen (schwitzen); šìts, schütze (Flurschütz); pits, pfütze (Brunnen); kàts, Katze; dùtsənt, totzen (Dutzend); nùts, nütze; stutsən, stutzen (schmollen); rùts, rotz; šnutsən, sniutzen (schneuzen); krètsən, kratzen und kretzen; trùtsən, tratzen und tretzen (trotzen); truts, trutz (Trotz); glitsərn, glitzern; špàtsəl, spatz; šwètsən, swetzen (schwätzen); kúrts, kurz; wúrtsəl, wurzel; érts, erze (Erz); kérts, kerze; hèrts, hërze (Herz); šwarts, swarz (schwarz).

l

hat keine Aenderung erfahren: die Mda. zeigt nicht, wie gewisse andere, die Neigung, l zu mouillieren oder schwinden zu lassen; im Gegenteil besitzt diese Liquida von allen Konsonanten die grösste Festigkeit. Geblieben ist es im Anlaut: léwən, lëben; gléïwən, gelouben (glauben); fərlìrən, verliesen (verlieren); nach Konsonanten: kloïbəl, kliuwel und kniuwel (Knäuel); im Mhd. und Nhd. steht n durch Dissimilierung wegen des auslautenden l; flijən, vliegen; plànsən, pflanzen; im Inlaut: fèlən, vaelen (fehlen); mâlen, mâlen (malen); hilən, hiulen (heulen, weinen), vor Konsonanten: gədolt, gedult (Geduld); kâlt, kalt; bàl, balde (bald); swelf, zwelf (zwölf); tilpəl, tölpel und törpel; im Auslaut: ful, vûl (faul); fil, vil (viel); hil, hüle (Höhle); in der Gemination: bilən, bëllen; felən, vallen (fallen); él, elle und elne (Elle).

Kein l hat das im Mhd. nicht belegte fišpərn, älter nhd. flistern und flispern (flüstern).

r

ist bedeutend wandelbarer; geblieben ist es im Anlaut: rèχən, rëche (Rechen); rót, rôt; roïwən, rouben (rauben); rìmən, rieme (Riemen); rù, ruowe (Ruhe); nach Konsonanten: brèχən, brëchen; brùdər, bruoder (Bruder); bru'χən, brûchen (brauchen); fràn, vragen; štroïwən, ströuwen (streuen); šprà'γ, sprâche; drìj, drî (drei); im Inlaut: fárən, varn (fahren); kórən, koren (kosten); špárən, sparen; hérən, hoeren (hören); in der Verdoppelung: hêr,

hërre (Herr); šèrən, schërren (scharren); blèrən, blerren (plärren); når, narre (Narr); pår, pfarre (Pfarrei); kårən, karre (Karren); dur, dürre (dürr, mager).

Ursprüngliches r ist bewahrt in prum, mhd. pflûme und prûme, ahd. pfrûma, lat. prunum (Pflaume).

Im Auslaut und vor Konsonanten wird einfaches r nur sehr schwach oder gar nicht mehr artikuliert. Die Zungenspitze wird nicht in vibrierende, die obere Wandung der Mundhöhle berührende Bewegung gesetzt, sondern bleibt träge unten liegen und begnügt sich damit, ein kurzes unbetontes a hervorzubringen. Tritt aber auslautendes r in den Inlaut zurück, so wird es wieder gesprochen: pár und pá, par (Paar); dír und día, tür (Tür); fir und fia, vür (vor); fər und fa, vür (für); šír und šía, schiure (Scheune); fír und fía, viur (Feuer); wór und wóa, wâr (wahr); dìr und dìa, tier (Tier); bìr und bìa, bier; mìr und mìa, mir; dìr und dìa, dir; rér und réa, roere (Röhre); múr und múa, mûre (Mauer); widər und wida, wider (wieder); hår und håa, hâr (Haar); jår und jåa, (Jahr); fatər und fata, vater; mùtər und mùta, muoter (Mutter); mèsər und mèsa, meȝȝer (Messer); dórf und dóaf, dorf; kórf und kóaf, korp (Korb); dúrš und dúaš, durst; bírš und biaš, bürste; gérš und géaš, gërste; kerpər und keapa, Körper; fértən und féatən, vürhten; štérwən und štéawən, stërben; wírt und wiat, wirt; bírt und biat, bürde; aber dirən, Plur. von día (Tür); dìrər und dìra, Plur. von dìa (Tier) u. s. w. Nach demjenigen a, das die helle Klangfarbe behält, lässt verstummendes r blosse Ersatzdehnung zurück, indem das tonlose a, wodurch r vertreten wird, in dem andern aufgeht: gártən und gátən, garte (Garten); bárt und bát, bart; kárt und kát, Karte; sárt und sát, zart; wártən und wátən, warten. Geblieben ist es in kurz gesprochenem hart (hart).

Zuerst Metathesis und dann Verkümmerung des r ist bei kuršt neben kuašt, kruste, eingetreten. Vollständig unterdrückt wurde es in båštən, brësten (bersten).

Schon im Mhd. ist r bei einigen Wörtern im Auslaut nach langem Vokal oder vor artikulationsverwandten Lauten ausgefallen: mé, mêre, mêr und mê (mehr); wèlt, wërlt und wëlt (Welt); neben vordern galt schon im 14. Jahrhundert hier und da vodern; letzteres ist die Form der Mda.

m

ist im wesentlichen gut erhalten. Anlautend: málən, maln (mahlen); milχ, milch; mût, muot (Mut). In der gewöhnlich

vortonigen Praep. mit ging das m in b über, wie schon zu mhd. Zeit in der Verbindung mitalle, woneben betalle gebräuchlich war. Inlautend: námən, name; himəl, himel (Himmel); kùmən, kumen (kommen); vor Konsonanten: dâmp, dampf; krûmp, krump, (krumm); šlîmp, slimp (schief); hìmt, hemde (Hemd). Auslautend: sám, zam (zahm); ìm, ümbe (um); frúm, vrum (fromm); prum, pflûme (Pflaume); blûm, bluome (Blume). Die auf rm endigenden Wörter haben eine zweifache Aussprache: entweder tritt dumpfes ə zwischen beide Konsonanten, oder das r fällt aus, und m wird mit dem Anhängsel -ən versehen: árəm undámən, arm; wárəm und wámən, warm; lèrəm und lèamən (Lärm); šúrəm und šúamən, schirm (Schutz, Obdach). Die Nachschlagsilbe -ən hängt sich immer an auslautendes einfaches m einsilbiger Wörter mit dem Stammvokal óĭ (mhd. ou), sowie an lm: bóĭmən, boum (Baum); ʒóĭmən, soum (Saum); sóĭmən, zoum (Zaum); róĭmən, roum (Rahm); hèlmən, halm; šwàlmən, swalwe (Schwalbe), mit m statt w.

Nicht zu halten vermochte sich m in der tonlosen Endsilbe -em, die zu -ən abgeschwächt wird: béʒən, bësem (Besen); bùʒən, buosem (Busen); fádən, vadem (Faden); nâtən, âtem (Atem). Ferner ist lancsam (langsam) zu lântsən, heim zu háĭn geworden.

Hingegen hat sich m behauptet in šêmt (Scham), während es schon im Got. und Ahd. durch Assimilation an folgendes d (t) zu n übergegangen war: skanda, scanta, (mhd. schande), Abstraktbildung zu der germ. Wurzel skam. Daneben hat die Mda. šàn (Schande).

n

bleibt in den meisten Stellungen, ausser nach r und vor Spirans: nát, naht (Nacht); nâl, nâdel; nùiw, niuwe (neu); hùn, huon (Huhn); màn, man (Mann); ʒìn, sin (Sinn); šnûr, snuor (Schnur); wánən, wonen (wohnen); wùn, wunde; ànər, ander; hìnər, hinder (hinter); lânt, lant (Land); kìnt, kint (Kind); rùnt, (rund); sânt, zan (Zahn); ng wird zu ŋ, nk zu ŋk: èŋ, enge; sùŋ, zunge; fâŋən, zu vâhen (fangen); fìŋər, vinger (Finger); bâŋk, banc (Bank); jùŋk, junc (jung); lâŋk, lanc (lang); dêŋkən, denken; drîŋkən, trinken; fùŋkən, vunke (Funke). Dagegen štir, stirne (Stirn); gér, gërn; dór, dorn; sór, zorn; gár, garn; gəbór, geborn (geboren); gəšór, geschorn (geschoren); gəšwór, gesworn (geschworen); fərlór, verlorn (verloren); mór, morn (morgen), kontrahiert aus morgen;

h ǫ r è t s ə l, horniz (Hornisse); t ú r, turm und turn (Turm, Gefängnis); letzteres kann auch ein frz. Lehnwort sein. Jedoch ist n nach r nicht abgefallen, wenn noch ein e folgte: š t ë r ə n, stërne (Stern); h i r ə n, hirne (Hirn); f é r ə n, vërne (vorjährig); b u r ə n, brune, angls. burna (Brunnen); das Schluss-e wird also abgestossen und dafür ein ə zwischen r und n geschoben. Weiterhin ist n vor s geschwunden: ʒ é s ə l, sëgense (Sense); d i š d a, dinstac (Dienstag); d ù š d a, dunerstac (Donnerstag); a wird zum Ersatz für den Verlust des n vor s und f nasaliert: g å ⁿ s, gans (Gans); g r å ⁿ s, grans (Maul); h å ⁿ f, hanf. Dieser Vorgang lässt sich nur vor einfacher Spirans beobachten; vor z bleibt n, und a erfährt keine Nasalierung: g å n s, ganz; d å n s, tanz; p l å n s e n, pflanzen.

Mitunter auch ist n vor s zu i geworden, so im Plural g è i s (Gänse); l ì i ʒ ə n (Linsen), zu l ì n s, linse; ferner in b l ì i š l à ŋ, blintslîche (Blindschleiche), wo zunächst t ausgefallen war.

Anderseits hat die Einschiebung eines n zwischen Vokal und Konsonant stattgefunden in m á ï n š t, meist, und ʒ i n t ə r, sît und sint (seit), aus sint und her zusammengesetzt.

Im Anlaut der Wörter n å š t, ast, und n å t ə n, âtem, hat sich n infolge irrtümlicher Worttrennung nach dem Akkusativ des Artikels dən (den) mit dem Substantiv vereinigt. Umgekehrt wurde des anlautende n von nache (Nachen) als zum Artikel gehörig aufgefasst und abgelegt: à ʿχ ə n.

In der Mda. hat b i r, bir (Birne) nicht wie im Nhd. das n aus dem Plural in den Sing. übertragen, und wäre dies einmal der Fall gewesen, so hätte es wie bei š t i r, stirne u. a. auch wieder verschwinden müssen.

In mhd. spinel (Spindel, Stecknadel) wird d im Nhd., g in der Mda. zu n hinzugefügt: š p i ŋ ə l (frz. épingle).

Die französischen Konsonanten in der Mundart.

b

ist anlautend erhalten: b è t š, bâche (Wagendecke); b ų t i k, boutique (Laden, Werkstätte); b o t i n, bottine (Stiefelchen); b u l, boule (Kugel); b u š ǫ, bouchon (Pfropfen); b ų n è r, bonheur (Glück). Zwischen Vokalen und nach r wird es zu w: b ą w è t, Babette (Barbara); r e w i, rebut (Auswurf); p r o s w ę r w a, procès verbal (Protokoll); t ų w à k, tabac; s ą w o t, sabot (Holzschuh); doch bleibt es vor -el: k ù r b ə l, corbeille

(Körbchen); t r ú b ə l, trouble (trüb). Auslautendes -be wird p: barp, Barbe (Barbara). Nach m fällt b vor leichter Nachsilbe aus: k ǫ k o m ə r, concombre (Kürbis); b ù m, bombe; dagegen: j â m b o ŋ, jambon (Schinken); a m b ą r a, embarras (Verlegenheit). Auch in dem jungen Lehnwort t ê m b ə r, timbre (Briefmarke), ist es nicht assimiliert worden.

p

ist überall hart geblieben: a p ą r t, à part (besonders); p à s ə n, passer (nicht spielen); p l ą k a š, placage; t a p i, tapis (Teppich); a m p e š î r ə n, empêcher (verhindern); p r o p ə r, propre (rein); p l è ʒ î r, plaisir; k ą p u š, capuche (Kaputze); š ą p o, chapeau (Hut); k u p, coupe (Holzschlag); p a r ą p l e, parapluie.

d

ist ebenfalls erhalten und wird nur in der Endung -de, wo es bei der gänzlichen Verstummung des e in den Auslaut tritt, zu t: m ó t, mode; k o m ó t, commode; p ù m a t, pommade; m u d ə l, modèle (Form); r e p u n d î r ə n, répondre (dafür stehen); b à n d ə l î r, bandoulière (Bandelier): k ù m ə d î r ə n, commander (befehlen); m ų t a t, moutarde; g a r t, garde (Zollaufseher); b l ù n t, blond.

t

hat sich nicht bloss im An- und Inlaut, sondern auch im Auslaut nach Konsonant behauptet: t a p i, tapis (Teppich); t r ú b ə l, trouble (trüb); t r a ŋ k i l, tranquille (ruhig); t r u m p î r ə n, tromper (täuschen); t r i p, tripe (Gedärme); b ų t è l, bouteille; b ų t ì k, boutique; f u t i, foutu (entzwei); f ó t è l, fauteuil; w è t î r ə n, avertir (warnen); a p ą r t, à part; ą l è r t, alerte (munter); r ą p o r t, rapport (Meldung); m u m è n t, moment; a f r ù n t, affront (Beleidigung). Es wird aber, wie im Frz., auslautend nach Vokal in der Regel nicht gehört: p ą l t o, paletot; f i l e, filet; k o l e, collet (Kragen); t u p e, toupet (Dreistigkeit); r e w i, rebut (Auswurf); d i w e, duvet (Federdecke); b i f e, buffet; ausgenommen sind s a w o t, sabot (Holzschuh) und d o t, dot (Mitgift).

g

behält als Kehllaut seine Aussprache bei: g á r, gare (Bahnhof); g ą ʒ è t, gazette; m a g r i t, Marguerite; g l î n ə n, glaner (Aehren

auflesen); g a r t, garde; r ê g ə l, règle (Lineal); r ą g u, ragoût (Braten mit Sauce); ebenso als palataler Zischlaut: u ž e n, Eugène; ž è n î r ə n, gêner; k û ž e, congé; ž è l e, gelée; l o ž i r ə n, loger; ž u ž î r ə n, juger (urteilen); r a ž î r e n, ranger (ordnen); š a ž î r ə n, changer (ändern); ž a n t i, gentil (artig); ausgenommen ist g e n ə r â l, général. Am Wortende, nach Abfall eines -e, wird es zu š gesteigert: s į r a š, cirage (Wichse); p l ą k a š, placage; k a š, cage (Käfig); p a š, page (Seite eines Buches); k ų r è š, courage; t ą p a š, tapage (Lärm); ž ų š t ə p e, juge de paix (Friedensrichter).

c

ist unverändert herübergekommen; wie dort lautet es bald wie k, bald wie s: k a r ą k o, caraco (Frauenjacke); k ǫ k o m ə r, concombre (Kürbis); k ù m i, commis; k ą n i w o, caniveau (Strassenrinne); k a š, cage; k r å w å t, cravate; s i r a š, cirage; k a n s ǫ, caleçon (Unterhose); f è c ǫ, façon; f i s e l, ficelle; f û s i e r, foncier (Steuer); s á s e, censé (ungefähr); š á s, chance; k i t a s, quittance (Quittung).

qu

klingt auch in der Mda. wie k: k a l i t é t, qualité (Qualität); k a r t j e, quartier (Viertel); e k s p l i k î r ə n, expliquer (erklären); k i t, quitte (frei); k i t î r ə n, quitter (verlassen).

j

lautet wie im Frz.: ž â m b o ŋ, jambon (Schinken); a ž u s t î r ə n, ajuster (zurecht machen); ž u ž i r ə n, juger (urteilen); ž u š t ə p e, juge de paix (Richter); b ǫ ž u r, bonjour; ž a l u, jaloux (neidisch); ž a, Jean; ž u l i, Julie; ž u s t i s, justice (Gericht).

ch

behält seine Aussprache bei, wird also durch ein š dargestellt: š á r l, Charles; š ą l à t, échalotte (Schalotte); š è f, chef; m i̩- š è l, Michel; d ę p e š, depèche (Depesche); a m p e š î r ə n, empêcher (verhindern); b u š ǫ, bouchon (Pfropfen); k a p u š, capuche (Kaputze); š w a ʒ î r ə n, choisir (wählen). Vor dem š entwickelt sich ein t in b ê t š, b â c h e (Wagendecke).

f

bleibt unverändert: p l ą f ǫ, plafond (Zimmerdecke); a f r ų n t, affront; b ù n f a, de honne foi (aufrichtig); f è r m ə n, ferme fest, gesund); r e f u ʒ î r ə n, refuser (verweigern).

v

wird richtig wie weiches w ausgesprochen: wal, voile (Schleier); ųwrije, ouvrier (Arbeiter); diwe, duvet; kiwèt, cuvette (Waschschüssel); walis, valise (Felleisen, Handkoffer); newe, neveu (Neffe); pavąï, pavé (Pflaster); liwər, livre; liwərn, livrer (liefern); sèrwét, serviette; wèrni, vernis (Firniss); wèrnîrən, vernir (firnissen). In den Auslaut tretendes v wird zu f: bètraf, betterave (Rübe); èsklaf, esclave (Sklave).

s

hat im Anlaut und nach Konsonanten seine Schärfe in der Regel bewahrt: sawot, sabot (Holzschuh); sèʒîrən, saisir (in Beschlag nehmen); sèʒi, saisie (Beschlagnahme); sèmpəl, simple (einfach); sèrwîrən, servir (bedienen); sèrwét, serviette; sùm, somme (Summe); burs, bourse (Börse); bôⁿswa, bonsoir; kų̈sèl, conseil (Rat); musje, monsieur. Weiches ʒ haben im Anlaut, vielleicht durch den Einfluss des Nhd., ʒú, sou, und ʒâs, sauce. Zwischen Vokalen hat s seine weiche Aussprache beibehalten: šwaʒîrən, choisir (wählen); kuʒiŋ, cousin; sèʒîrən, saisir; sèʒi, saisie. Rückt aber das intervokalische s in den Auslaut, so wird es verschärft: mis, mise (Gebot, bei Versteigerungen); sotis, sottise (Schimpfwort). Im Anlaut wird s vor t und p nach deutscher Art zu š: štèr, stère (Kubikmeter Holz); špidíl, perspective (Fernrohr); nicht so im Wortinnern: ažustîrən, ajuster; žustis, justice. Stummes s im Wortlaut bleibt in der Regel unausgesprochen: wèrni, vernis; kumi, commis; tapi, tapis. Dagegen eksprès, exprès.

x

wird inlautend so, wie es ist, übernommen: eksąməl, examen; weksîrən, vexer (ärgern). Im Auslaut bleibt es stumm bei Substantiven, während es bei Adjektiven zu s wird: pri, prix (Preis); źuštəpe, juge de paix; dagegen žalus, jaloux; kajós, curieux.

z

behält seine weiche Aussprache nur im Inlaut bei: gąʒèt, gazette; liʒièr, luzerne (Luzernerklee); anlautend wird es, wie das mhd. z, zu hartem s: swáf, zouave.

l

unterliegt keiner Veränderung, soweit es im Frz. nicht erweicht war: lèməl, lame (Klinge); walis, valise; žèle, gelée; fisèl, ficelle; règəl, règle; tráŋkil, tranquille (rubig). Das mouillierte l wird inlautend zu lj, im Auslaut dagegen verliert es die Mouillierung: paljas, paillasse (Matratze); milji, millier (tausend Pfund); butel, bouteille; kùrbəl, corbeille (Körbchen); fótèl, fauteuil; smul, smouille (Hirse); kụ̀sèl, conseil; famil, famille. Inlautend und daher zu lj ist es geworden in kanạlji, canaille. Stumm bleibt auslautendes l in žánti, gentil (artig); es wird stumm in proswẹ̀rwa, procès verbal. Vor hinzutretender Deminutiv-Endung -el ist es durch Dissimilierung zu d geworden: mérdəl, merle (Amsel); ȧndudəl, andouillette (Wurst).

r

hat dieselben Schicksale wie in deutschen Wörtern: im Auslaut und vor Konsonanten büsst es gewöhnlich seine Artikulation ein und wird durch tonloses a vertreten: mèrmit neben mèamit, marmite (Kochtopf); fèrmən und fèamən; ferme (fest); ạlèrt und ạlèat, alerte; mérdəl und méadəl, merle; proswèrwa und proswèawa, procès verbal; sèrwét und sèawét, serviette; wèrni und wèani, vernis; raport und rapoat, rapport; kùrbəl und kùabəl, corbeille; viktor und viktoa, Victor; bǫžur und bǫžua, bonjour; bụ̀nèr und bụ̀nèa, bonheur; ạfèr und ạfèa, affaire; plèʒir und plèʒia, plaisir; támbur und támbua, tambour; die Endung -ər, für frz. -re, wird zu a herabgedrückt: propər und propa, propre; liwər und liwa, livre; liwərn und liwan, livrer; sụmètər und sụmèta, sous-maître. Nach a geht r in diesem auf: magrit, Marguerite; šál, Charles; rár und rá, rare; gár und gá, gare; bǫswar und bǫswa, bonsoir; pafǫrs, par force; mutat, moutarde; kajós, curieux. Vor t in kurzer betonter Silbe ist r geblieben: apart, à part; kartje, quartier. Sonst blieb es in der Regel nur im An- und Auslaut sowie nach Konsonanten vor dem Untergang geschützt: rapoat, rapport; rá, rare; propa, propre; proswèawa, procès verbal; ambạra, embarras. Stumm bleibt es in der Endung -er: kartje, quartier; uwrije, ouvrier (Arbeiter).

m und n

bereiten keine Schwierigkeit im Anlaut, zwischen Vokalen

und nach Konsonanten, wo sie ungeschmälert beibehalten werden: m ó t, mode; m u d ə l, modèle; m è r m i t, marmite; š m i n e, cheminée (Kamin, Schornstein): l è m ə l, lame (Klinge); n o t, note; g l i n ə n, glaner (Aehren auflesen); w è r n i, vernis; nach r wird an m wie im Deutschen die Nachklangsilbe -ən angehängt: f è r m ə n, ferme (fest). Wo m und n im Frz. den vorhergehenden Vokal nasalieren und dabei ihre eigene Existenz verlieren, da werden sie in der Mda. verschieden behandelt: entweder geben sie kein nasales Element an den Vokal ihrer Silbe ab und behalten dann völlig ihre natürliche Artikulation bei, was meistens in betonter Endsilbe stattfindet: m u m è n t, moment; l o ž ə m è n t, longement; k u m p l i m è n t, compliment; a f r ù n t, affront; k a n ú n, canon; ž a m à n t, charmant; k u m i s j ó n, commission; p è r m i s j ó n, permission; b ù m, bombe; oder sie bewirken die Nasalierung des Vokals; doch geht diese nicht so weit als im Frz., und dementsprechend wird der nasale Konsonant nicht vollständig aufgegeben, sondern bleibt, wenn auch mehr oder minder abgeschwächt, erhalten; dies geschieht in der Regel vor Labial und Dental: a m b ą r a, embarras; t è m b ə r, timbre; t á m b u r, tambour; l á m b r i, lambris (Getäfel); k ų̂ n t, compte (Rechnung); k û n t w a, comptoir; t r u m p î r ə n, tromper; a m p e š î r ə n, empêcher; p ù m p j e, pompier; s ê m p ə l, simple; â n d u d ə l, andouillette; r e p u n d î r ə n, répondre; b à n d ə l î r, bandoulière; b l û n t, blund; l â n t ə r, lanterne; a k û n t r è r, au contraire; ž á n t i, gentil; t á n t, tante und tente (Tante und Zelt); ebenso vor gutturalen Konsonanten: û n k ə l, oncle; t r á ŋ k i l, tranquille (ruhig). Vor Spiranten wird der Nasal nicht mehr gehört: k û z e, congé; f ú s i è r, foncier (Steuer): k ú s e l, conseil; s á^n s e, censé: š á^n s, chance. Manchmal auch ist der nasale Konsonant untergegangen, ohne dass der voraufgehende Vokal Nasalierung erfährt; es ist aber anzunehmen, dass eine solche früher gegolten hat: m a m a, maman; r a ž î r ə n, ranger; š a ž î r ə n, changer; k ù m ə d î r ə n, commander; k o k o m ə r, concombre; m ù s j e, monsieur; ž á l e, Jean; a m b è, eh bien; a l a, allons.

Die Aussprache der Endung -on ist der frz. gewöhnlich identisch: k a n s ǫ, caleçon; f è s ǫ, façon; b u š ǫ, bouchon; k o š ǫ, cochon; t á m p ǫ, tampon (Tuchballen); p l a f ǫ, plafond; oder es ist Gutturalnasal in den Auslaut getreten: ž â m b o ŋ, jambon; moltoŋ, molleton; dasselbe geschieht bei k ù ʒ i ŋ, cousin; k r è ŋ, crin (Pferdehaar); ž à ŋ, Jean.

Nichtlautgesetzliche Wandlungen.

Dass französische Wörter bei ihrem Uebergang in die Mda., der nicht auf schriftlichem, sondern mündlichem Wege erfolgte, öfter unrichtig aufgefasst wurden, ist nicht auffallend. Durch Anklingen an vorhandene heimische Wörter, die zwar nicht identisch mit ihnen sind, deren Stamm aber zu einem Teil das gleiche Lautmaterial enthält, können derartige falsch verstandene Ausdrücke zu mitunter komischen Zwitterbildungen Anlass geben. So z. B. entstehen Wörter, die einen französischen und deutschen Bestandteil haben; gewöhnlich steht der eine zum andern oder zum Ganzen in irgend einer Beziehung: šarawán, char à bancs (Wagen mit Sitzbänken; wán = Wagen); kanabet, canapé (Sopha; bet = Bett); mètlat, matelas (Matratze; lat = Lade); agutsèrwis, à votre service (zu dienen; gùt = gut); wèrmišèl, vermicelle (Fadennudeln; mišèl = Michel); sumpós, supposé (vorausgesetzt, im Falle dass; sum = zum); papisəri, tapisserie (Tapete), ist durch Anlehnung an Papier gebildet.

Bei andern Lehnwörtern zeigt sich das Bestreben, sie dem Sprachbewusstsein durch verdeutlichende Zusätze näher zu bringen: pèrseládən, persiennes (Fensterladen); flàŋku'χən, flan (Fladen); liʒièrklé, luʒerne (Luzernerklee).

Französische Wörter können deutsche Ableitungssilben erhalten: grìnsiχ, grincheux (zänkisch, bissig); matériŋ, matière (Eiter); mérdəl, merle (Amsel); ândudəl, andouillette; papijole, papillotte (Haarwickel; -le = lein).

Es kommt auch vor, dass frz. Endungen miteinander vertauscht werden; tiroŋ, tiroir (Schublade).

Sogar ähnlich lautende frz. Wörter sind verwechselt worden: modèl bedeutet «Medaille»; daneben m'udəl, ebenfalls von modèle, im Sinne von «Form».

Der Artikel verschmilzt untrennbar mit dem vokalisch anlautenden Substantiv: labe, l'abbé; lisje, l'huissier (Gerichtsvollzieher); lami, l'ami (Pferdenamen).

Gewisse Konsonanten stehen füreinander; so l für n und umgekehrt: kansǫ, caleçon (Unterhose); patrol, patron (Muster); eksaməl, examen; l für r: marbəl, marbre (Marmor).

§ 4. Aenderung in der Quantität.

Nicht bloss in der Qualität der mhd. Vokale sind, wie wir gesehen haben, bedeutende Wandlungen eingetreten; auch

die Quantität hat tiefgreifende Aenderungen erfahren. Unter welchen Bedingungen die Mda. Dehnung kurzer und Verkürzung langer Vokale anerkannt hat, wollen wir im Folgenden etwas näher untersuchen.

A. Dehnung kurzer Vokale.

Unter den Faktoren, welche bei der Zerrüttung der Quantitätsverhältnisse mitgewirkt haben, spielt wieder die Natur der auf den Vokal folgenden Konsonanz eine Hauptrolle.

1. Einfluss der Liquiden und Nasalen. Stämme, die auf einfaches l, m, n, r ausgehen, werden in der Regel gedehnt; dasselbe gilt, wenn nach r ein anderer Konsonant (n, w) abgefallen ist: k á l, kal (kahl); š t é l ən, steln (stehlen); m á l ə n, maln (mahlen); w ó l, wol (wohl); m í l, mül (Mühle); n á m ə n, name; š á m ə n, schamen (schämen); s á m, zam (zahm); f r ú m, vrum (fromm); h á n, han (Hahn); ʒ ú n, sun (Sohn); b í r, bir (Birne); b é r, ber (Beere); m î r, mir; d í r, tür (Tür); p á r, par (Paar); š p ú r, spur; é r, ër; g ú r, gir (Gier); f í r, vür (vor); š w é r ə n, swern (schwören); š t â r ə n, starn (starren); g é r, gërne; h ó r, horn; d ó r, dorn; s ó r, zorn; š t í r, stirne; m í r, mürwe (mürbe); m ó r, morn (morgen); f ə r l ó r, verlorn (verloren); g ə b ó r (geborn). Der kurze Vokal ist vor m hie und da geblieben: k ù m ə n, komen (kommen); k ù m a t, komat (Kummet); ferner in den einsilbigen Adverbien h è r, hër; h i n, hin; f i l, vil (viel); als Adjektiv in der Bedeutung «tot» (von Tieren) ist h í n der Regel nach lang, während f i l durch Uebertragung auch als Adj. kurz bleibt.

Die Nachsilben -el und -er bewirken nach m, -ec nach n Erhaltung der Kürze: h à m ə l, hamel (Hammel); h i m ə l, himel (Himmel); h a m ə r, hamer (Hammer); k a m ə r, kamer (Kammer); ʒ u m ə r, sumer (Sommer); h u n i χ, honec (Honig); k i n i χ und k i n i k, künec (König).

Die Dehnung unterbleibt auch vor Geminationen: à l, al (all); f à l, valle (Falle); f e l ə n, vallen; š t e l ə n, stellen; f l à m, vlam und vlamme; š t à m, stam (Stamm); b a n, ban (Bann); ʒ ù n, sunne (Sonne); è r, irre; d u r, dürre; ferner vor l und n, nach denen d oder t ausgefallen ist: f è l, valte; f è l ə n, valten; m ì l, milte (mild); w ì l, wilde; š p à l, spalte; š p à l ə n, spalten; h à l ə n, halten; f ə r k à l ə n, erkalten; b e h è n, behende; b ì n ə n, binden; f ì n ə n, finden; g ə š w ì n, geschwinde (geschwind); š t ù n, stunde. Die Assimilation des t an l tritt nur dann ein, wenn t nicht im unmittelbaren Wortauslaute stand.

Im Gegensatz zum Nhd. sind Stammsilben, die auf Nasal

oder Liquida ausgehen, denen eine andere Konsonanz als Media folgt, der Dehnung meistens nicht entgangen; t bleibt nach l bestehen, wenn es den Auslaut bildete: â l t, alt; k â l t, kalt; w â l t, walt (Wald); k â l k, kalc (Kalk); b â l k ə n, balke (Balken); k â l f, kalp (Kalb); h â l š, hals; b â ŋ k, bank (Bank); d â ŋ k, danc (Dank); k r â ŋ k, kranc (krank); l â ŋ k, lanc (lang); š ê ŋ k ə n, schenken; l â n t, lant (Land); b â n t, bant (Band); h â n t, hant (Hand); g â^{n}s, gans; g â n s, ganz; d â n s, tanz; d â m p, dampf; ê n t, ente; š p r ê n s ə n, sprenzen (giessen); á r ə m, arm; w á r ə m, warm; ȝ á r i χ, sarch und sarc (Sarg); m á k, marc (Marke, Grenzstein); m á r i χ, marc (Mark); g á t ə n, garte (Garten); w á t s ə l, warze; w á t ə n, warten; k á t, karte; f é r š, vërse (Ferse); k é r t s, kërze; k í r š, kirse (Kirsche); m é r t s, merze (März); g é r š, gërste; š t é r w ə n, sterben; h é r t, hërt und hërte (Herd und Herde); w é r k, wërc (Werg); s w é r š, zu twërc (quer); f é r ə n, vërne (vorjährig); k é r ə n, kërn; s í r k ə l; zirkel; í r d ə n, irdîn (irden); r î ŋ k, rinc (Ring); d r î ŋ k ə n, trinken; k î n t, kint (Kind); b l î n t, blint (blind); š l î m p, slimp (schief); k ó r f, korp (Korb); d ó r f, dorf; ȝ ó r j ə n, sorgen; m ó r j ə n, morgen; w ó r t, wort; k r û m p, krump (krumm); j û ŋ k, junc (jung); š p r û ŋ k, sprunc (Sprung); g ə ȝ û n t, gesunt (gesund); h û n t, hunt (Hund); w ú r m ə n, wurm; d ú r i χ, durch; w ú r t s ə l, wurzel; k ú r t s, kurz; m ú r š, mursch (morsch); b í r i χ, bürge; d ú r š, durst; b í r š, bürste.

Kurzes a haben der Regel zuwider die Adjektive h a r t, hart, und š t a r k, starc (stark), während bei s á r t, zart, die Dehnung regelgemäss eingetreten ist. Hermann Paul (Beiträge 9, 119) sucht dies auch im Nhd. hervortretende Schwanken durch die Annahme zu erklären, dass lautgesetzlich der lange Vokal nur in den flektierten Formen eingetreten und dann durch Ausgleich bald die eine, bald die andere Form durchgedrungen sei. Ursprünglich habe es hărt, hārte, zărt, zārte geheissen; in hărt habe der Vokal der unflektierten, in zārt der der flektierten Form gesiegt. Doch ist nach Wilmanns (d. Gr. I, 307) diese Annahme schwerlich richtig. «Denn gerade wenn dem energischen Accent des kurzen Vokals sich noch eine Silbe unterordnet, zeigt die Sprache Neigung, der Dehnung zu widerstehen.» Von einer solchen Neigung, ist aber wenigstens in der uns beschäftigenden Mda., die überdies eine eigentliche Flexion nicht kennt, wenig zu verspüren. Ich möchte speziell bei diesen Wörtern in ihrer Bedeutung und der damit zusammenhängenden Betonungsweise das ausschlaggebende Moment für den Unterschied in der Quantität suchen: h a r t und š t a r k werden ihrem Sinne gemäss energisch und kurz, s á t

(zart) dagegen weich und gedehnt gesprochen. Ein Beleg für diese Erklärung ist fín, vín (fein), welches den langen Vokal beibehält, während sonst immer das í vor n kurz wird.

Vor Nasal oder Liquida behauptet sich die Kürze, wenn eine Media folgt; (Beispiele mit ld und nd haben wir oben gesehen); vor mb: kùmər, kumber (Kummer); vor ŋ: šlàŋ, slange (Schlange); èŋ, enge; fìŋər, vinger; briŋən, bringen; lùŋ, lunge; vor rb; èrwən, erben; garw, garbe. Ferner vor r + w, f: farw, varwe (Farbe); farw, varm (Farrenkraut); šarf, scharpf (scharf); vor nk und einer Nachsilbe: fùŋkən, vunke; dùŋkəl, dunkel; tùŋkən, tunken (eintauchen); endlich in Wörtern, bei denen r durch Metathesis hinter den Vokal getreten ist: burən, brunne (Brunnen); kurš, Kruste.

2. Einfluss der Verschlusslaute. Vor einfacher Tenuis behält der Vokal in der Regel seine Kürze, falls jene im Auslaut oder im Inlaut vor -er steht: ʒàk, sac (Sack); šlà'χ, slac (Schlag); gràf, grap (Grab); ràt, rat (Rad); bat, bat (Bad); blàt, blat (Blatt); dà'χ, tac (Tag); dàt, daʒ (das); wàt, waʒ (was); pàt, pate; fatər, vater; bet, bette (Bett); bret, bret (Brett); gəbèt, gebët; gìf, gip (gib); glit, gelit (Glied); šmìt, smit (Schmied); grop, grop (grob); gəbot, gebot; krot, krote (Kröte); bùk, boc (Bock); sù'χ, zuc, zuges (Zug); bùtər, buter (Butter). Ausnahmen: wéχ, wëc (Weg), wo Uebertragung aus dem Plural oder der Präp. wéjen, von wëgen (wegen) stattgefunden hat; das Adverb wèχ (neben wèk), enwëc (weg) ist nach der Regel kurz; kádər, kätere (Kater); hier ist zu berücksichtigen, dass der Stammvokal schon im Mhd. keine bestimmte Quantität zeigte, und dass die Endung -ere mit -er, das im Grunde nur ein r-Suffix vorstellt, nicht auf eine Stufe zu stellen ist.

Vor inlautendem t ist in der Regel Dehnung eingetreten: bédən, bëten; trédən, trëten; gəlít, geliten (gelitten); gəštrít, gestriten (gestritten); gərít, geriten (geritten); gəšnít, gesniten (geschnitten); gətrót, getreten; špát, spate (Spaten); šlídən, slite (Schlitten); šét, schate (Schatten).

Dass vor Doppeltenuis von Länge keine Rede ist, braucht kaum angedeutet zu werden.

Vor Media wird der kurze Vokal in der Regel gelängt, wobei g nicht selten verloren geht; nur die Wörter mit den Ableitungssilben -el und -er sträuben sich stets dagegen: léwən, leben; héwən, heben; ówən, obene (oben); ówəs, obeʒ (Obst); plíw, gebliben (geblieben); gədríw, getriben (getrieben); gəháw, gehaben (gehoben); gráwen, graben; ládən, laden; lát, lade; šát, schade; mát, made; bádən,

baden; g r á t, gerat, ahd. girado (gerade); w á n, wagen (Wagen); k l á n, klagen; m á t, maget (Magd); ʒ á n, sagen; d r á n, tragen; r é n, rëgen (Regen); ʒ é n ə n, sëgenen (segnen); g ə b ó, gebogen; g ə s ó, gezogen; g ə š l á, geslagen (geschlagen); dagegen: w i d ə r, wider (wieder); l e d ə r, lëder; l è w ə r, lëber; k e g ə l, kegel; k n e b ə l n, knebeln; f e d ə r, vëder; g e b ə l, gibel (Giebel); a d ə l, adel; g a b ə l, gabel; š n a b ə l, snabel (Schnabel); n a b ə l, nabel; a w ə r, aber; h a w ə r, haber (Hafer); š w i j ə r m u t ə r, zu swiger (Schwiegermutter); s i b ə l, zwibolle (Zwiebel); i b ə l, übel; k i b ə l, kübel; h i b ə l, hübel (Hügel); b r i g ə l, brügel (Prügel); g r i b ə l n, grübeln; h o b ə l, hobel; f o g ə l, vogel; e w ə r š t, oberest (oberst); ʒ u d ə l n, sudelen (sudeln). Langes á hat nur n á g ə l, nagel, vielleicht auch durch Anlehnung an n á g ə n, nagen, womit nagel stammverwandt ist; dazu n è g ə l c h ə r, negellîn (Nelken). Kurzen Vokal vor Media haben ausnahmsweise noch: b o d ə n, boden; j u t, jude; aber Plur. j ú d ə n; das nhd. Lehnwort r e d ə n, reden; dazu r e t, rede; g i n, geben. Vor g ist i kurz geblieben: l ì j ə n, ligen (liegen); w i j ə n, wigen (wiegen, wägen); g ə š w i j ə n, geswigen (geschweige); nach l ì j ə n hat sich l e j ə n, legen, gerichtet.

3. Einfluss der Spiranten. Einfaches f (v) und s verursachen Dehnung, wenn sie inlautend waren: h á s, hase; n á s, nase; l é s ə n, lesen; w é ʒ ə n, wesen; r í s, rise (Riese); w í s, wise (Wiese); g ə r í w, geriben (gerieben); ó w ə n, oven (Ofen); h á w ə n, haven (Hafen); standen sie dagegen im Auslaut, so bleibt der kurze Vokal: g l à s, glas; g r à s, graȝ; h o f, hof; š à f, schaf (Schrank); ausserdem vor -el: š t i b ə l, stivel (Stiefel); š w e b ə l, swëvel (Schwefel).

Die Dehnung unterbleibt vor allen übrigen Spiranten und Spirantenverbindungen, an welcher Stelle des Wortes sie auch stehen mögen: f à s, vaȝ (Fass); k r à 'χ, krach; w ù 'χ, woche; k r à f t, kraft; g à š t, gast; š l a 'χ t ə n, slahten (schlachten); g ə ʒ i χ t, gesichte (Gesicht). Etwas anderes ist es, wenn h vor s oder t ausfällt; dann tritt Ersatzdehnung ein: w á s, wahs (Wachs); w á s ə n, wahsen (wachsen); f l á s, vlahs (Flachs); h è s, hehse (Hechse); n á t naht; d r á t, traht; w é s ə l n, wëhseln; r í t ə n, rihten, d ó t ə r, tohter; f r ú t, vruht (Frucht).

B. Verkürzung langer Vokale.

Während im Nhd. die Verkürzung der langen Vokale auf ein enges Gebiet beschränkt ist und ein durchgreifendes Gesetz sich dabei nicht wahrnehmen lässt, hat sie in der Mda. sehr weit um sich gegriffen; aber auch da ist es nicht möglich,

eine für alle langen Vokale gültige Regel aufzustellen, indem Momente, welche bei dem einen die Verkürzung begünstigten, auf einen andern ohne Einfluss sind.

Langes â zeigt die grösste Festigkeit; es bleibt auch da, wo es im Nhd. verkürzt wurde: b l â d ə r, blâtere (Hitzblase); j â m ə r, jâmer (Jammer); w â f ə n, wâfen (Waffe); k l â t ə r, klâfter (Klafter); b r á t, brâht (gebracht); d r â š ə l, drâschel (Drossel); l â n und l â ȝ ə n, lân und lâȝen (lassen); p r ê m, brâme (Dornstrauch); n â p ə r, nâchgebûre (Nachbar); m â n t, mânet (Monat); nur das unbetonte Hülfszeitwort h à n, hân (haben), wurde kurz.

Auch ê blieb unversehrt: l é r χ i n, lêrche (Lerche); hêr, hêre (Herr Pfarrer); h é r š, hêrisch (herrlich); einzige Ausnahme: w e n i χ, wênic (wenig), durch die Nachsilbe -ic veranlasst.

Dagegen scheint die Mda. Abneigung gegen langes î zu haben; in geschlossener Silbe und vor Spiranten wird es immer beseitigt: m i n, mîn (mein); d i n, dîn (dein); ȝ i n, sîn (sein), w i s, wîȝ (weiss); š i t, schît (Scheit); š i n, schîn (Schein); w i n, wîn (Wein); r i s, rîs (Reis); i s, îs (Eis); r i χ, rîch (reich); s i t, zît (Zeit); š t r i t, strît (Streit); w i t, wît (weit); l i m, lîm (Leim); n i t, nît (Neid); r i f, r î f (Reif); g l i χ, gelîch (gleich); p i n, pîne (Pein); š w i n, swîn (Schwein); ȝ i t, sîte (Seite); p r i s, prîs (Preis); d r i s i χ, drîȝec (dreissig); k i χ ə n, kîchen (keuchen); š l i χ ə n, slîchen (schleichen); r i s ə n, rîȝen (reissen); š p i χ ə r, spîcher (Speicher); g r i f ə n, grîfen (greifen); p i f ə n, pfîfen (pfeifen); f ə r w i s ə n, verwîȝen (verweisen); b i χ t ə n, bîchten (beichten); t i s ə l, dîhsel (Deichsel); š r i n ə r, schrîner (Schreiner).

Von den Wörtern mit ô haben nur š l o s, slôȝ (Schloss), l o s, lôs (los), und h o f a r t, hôchvart (Hoffart), Kürzung erfahren. Dagegen hat sich die Länge in h ó t s i t, hôchzît (Hochzeit), und š l ó s, slôz (Hagelkorn) gehalten.

Aehnliche Tendenz wie î verrät û; wenn andere Konsonanten als Media und r folgen, gibt es die Länge auf: h u t, hût (Haut); k r u t, krût (Kraut); l u t ə r, lûter (lauter); r u p, rûpe (Raupe); h u'χ ə n, hûchen (hauchen); š t r u'χ ə l n, strûcheln (straucheln); u s, uȝ (aus); š t r u s, strûȝ (Strauss); h u s, hûs (Haus); m u s, mûs (Maus); t u š, tûsch (Tausch); f u š t, fûst (Faust); ȝ u f ə n, sûfen (saufen); h u f ə n, hûfe (Haufen); f u l, vûl (faul); b r u n, brûn (braun); š u m, schûm, (Schaum); r u m ə n, rûmen (räumen); û bleibt nur lang vor -me: d ú m ə n, dûme (Daumen); k ú m, kûme (kaum).

Der Umlaut iu leidet Verkürzung vor Konsonantverbindungen und -er: d i t š, diutsch (deutsch); k r i t s, kriuze

(Kreuz); fiχt, viuhte (feucht); frinšûf, vriundschaft (Freundschaft); itəršs, iuter (Euter).

Die Verkürzung des ie beschränkt sich auf vereinzelte Fälle: fèrtsen, vierzêhen; fèrtsiχ, vierzec (vierzig); sijəl, ziegel; ferdrisən, verdrieȝen (verdriessen).

Der Diphthong uo ist bei Adjektiven zu kurzem u geworden: gùt, guot (gut); gənù'χ, genuoc (genug); wušt, ahd. wuosti (wüst); klu'χ, kluoc (klug); ausserdem vor -er in mùtər, muoter (Mutter); in fûdər, vuoter (Futter); dagegen hat sich die Länge gehalten.

Es lässt sich also im allgemeinen sagen, dass diejenigen langen Vokale, die im Nhd. zu Diphthongen wurden, in der Mda. die Länge eingebüsst haben; es sind dies î, û und iu. Ihre Behandlung ist alemannisch.

§ 5. Umlaut.

Die Mda. weicht im Gebrauch der umgelauteten Vokale erheblich vom Nhd. ab: ein und derselbe Vokal kann, je nach der folgenden Konsonanz, im Umlaut verschiedene Qualität, bald offene, bald geschlossene Aussprache annehmen; in manchen Wörtern findet sich ein Umlaut vor, namentlich von a, der sich weder mittelbar noch unmittelbar auf die Wirkung eines i zurückführen lässt; in der Erweiterung des Umlautgebietes durch Analogiebildungen ist die Mda. manchmal weiter, manchmal auch nicht so weit gegangen als die Schriftsprache, wie die Flexionslehre noch des nähern zeigen wird.

Mhd. a

wird in der Regel zu offenem è, jedoch vor st, pf und mitunter auch vor l + Kons. zu geschlossenem e umgelautet: hânt, hant, pl. hèn;[1] bânt, bant, pl. bènər; hâlš, hals, pl. hèlš; màn, man, pl. mènər; blàt, blat, pl. blèdər; ràt, rat, pl. rèdər; gràf, grap, pl. grèwər; kràft, kraft, pl. krèftən; wâlt, walt, pl. wèl; gártən, garte, pl. gèrtən; farw, varwe (Farbe), Verb. fèrwən; wámən, warm, Verb. wèrməln; mát, maget (Magd), pl. mêt; glàs, glas, pl. glèȝər; êrwət, arebeit; èšən, asche; tèš, tasche; wèšən, waschen; fèlš, valsch; èlter, alter und altaere; fèl, valte; fèlən, valten; pèlmən, palme;

[1] Beibehaltung oder Veränderung der Quantität hängt von der Beibehaltung oder Veränderung der folgenden Konsonanz ab, gemäss den im Vokalismus aufgestellten Regeln.

hèlmən, halm; plèts, platz; dèn, tanne; èt, ahte; ès, ahse; mit e: nàšt, ast, pl. nešt; gàšt, gast, pl. gešt; kàlt, kalt, subst. kelt; àp̣əl, apfel, pl. epəl.

Mhd. â

geht immer in ê über: šprâ'χ, sprâche, verb. šprêχən; nât, nât (Nacht), pl. nêt; mânt, mânet (Monat), pl. mènt; brâdən, brâte, Dem. brêtχin; êl, âl (Aal); èmètsəl, âmeiȝe; špên, spân (Spahn).

Mhd. o

hat als Umlaut mit Verlust der Lippenrundung geschlossenes e: hols, holz, pl. helȝər; dórf, dorf, pl. dérfər; kórf, korp, pl. kerw; lo'χ, loch, pl. leχər; plo'χ, bloch, pl. pleχ; hof, hof, pl. hef; rok, roc, pl. rec; kop, kopf, pl. kep; wórt, wort, pl. wértər; ko'χ, koch, fem. keχin; fogəl, vogel, pl. fegəl; hór, horn, pl. hér; dór, dorn, pl. dér; bro'χ, bruch, pl. breχ; šlop, slupf (Schlinge), pl. šlep; freš, vrosch.

Mhd. ô

verliert im Umlaut ebenfalls die Lippenrundung und wird zu é: brót, brôt, pl. brédər; fló'χ, vlôch (Floh), pl. flé; grós, grôȝ, comp. grésər; hó'χ, hôch, comp. héjər; tróšt, trôst, verb. tréštən; brésəl, brôsem (Brosame); hérən, hoeren; nédiχ, noetic; šén, schoene.

Mhd. u

wird in den meisten Fällen offenes ì, vor n, r und einfachem l jedoch geschlossenes í: bùk, boc, pl. bìk; bùkəl, buckel, pl. bìkəl; nus, nuȝ (Nuss), pl. nis; lušt, lust, Koll. gəlìštən; šuts, schuȝ (Schuss), pl. šìts; su'χ, zuc, pl. siχ; fùks, vuhs, pl. fìks; bəkìmərn, bekümbern; štùmp, stumpf, pl. štìmp; šìliχ, schuldec; gədìliχ, gedultec; gilən, guldîn (golden); hìlsən, hulzîn (hölzern); fərgìlən, vergulden (vergolden); šilər, schulter; wilən, wullîn (wollen); dagegen: míl, mül (Mühle); hìl, hüle (Höhle); ȝún, sun (Sohn), pl. ȝín; dír, tür; fír, vür (vor); špírən, spürn (spüren); mír, mürwe (mürbe); kiniχ, künec (König); dúrš, durst, Verb. fərdíríštərn; wúrmən, wurm, pl. wírmən; bírš, bürste. Dieses i steht auch vor Ableitungssilben: hibəl, hübel (Hügel); hibš, hübesch (hübsch). Der Umlaut von

Mhd. û

ist immer geschlossenes i: m u s, mûs (Maus), pl. m í s; hus, hûs (Haus), pl. h i ȝ ə r; h u t, hût (Haut), pl. h i t; f u š t, fûst (Faust), pl. f i š t; b r u 'χ ə n, brûchen (brauchen), conj. imp. b r i χ t; íl, iule (Eule); š t r u s, strûȝ (Strauss), pl. š t r i s; h u f ə n, hûfe (Haufen), pl. h i f ə n; m u l, m û l (Maul), pl. m i l ə r; š u m, schûm (Schaum), Verb. š i m ə n; n i n, niun (neun); d í r, tiure (teuer); h i l ə n, hiulen (heulen); l í t, liute (Leute).

Mhd. ou

wird in e ĭ umgelautet: g l é ĭ w ə n, gelouben (glauben); d é ĭ f ə n, toufen (taufen); k é ĭ f ə n, koufen (kaufen); l é ĭ k ə n, löugnen (leugnen); d r é ĭ m ə n, tröumen (träumen); ȝ é ĭ m ə n, söumen (einen Saum nähen); r é ĭ χ ə n, röuchen (rauchen, räuchern); f r e ĭ f χ i n, vrouwelin (Fräulein); b ó ĭ m ə n, boum (Baum), pl. b é ĭ m ə n. Als Umlaut von

Mhd. uo

gilt offenes ì: b r ì d ə r, pl. von b r û d ə r, bruoder (Bruder); b l û t, bluot (Blut), Koll. g ə b l ì t; š t û l, stuol (Stuhl), pl. š t ì l; š n û r, snuor (Schnur), pl. š n i r; b û 'χ, buoch (Buch), pl. b ì χ ə r; k r û 'χ, kruoc (Krug), pl. k r ì χ; f û d ə r, vuoter (Futter), Verb. f ì d ə r n; h û n, huon (Huhn), pl. h ì n ə r; f û s, vuoȝ (Fuss), pl. f ì s; k û, kuo (Kuh), pl. k ì; b l ì t, bluot (Blüte); g r ì n, grüene (grün); f ì l ə n, vüelen (fühlen).

Mhd. ei

ist nicht umlautsfähig, wohl aber das in der Mda. ihm entsprechende a ĭ, das in e ĭ übergeht: á ĭ n, ein, fem. e ĭ n; b á ĭ n, bein, pl. b é ĭ n; d á ĭ l, teil, Verb. d é ĭ l ə n; š w á ĭ s, s w e i ȝ (Schweiss), Verb. š w é ĭ s ə n.

§ 6. Konsonantenwechsel.

Wir fassen unter diesem Titel verschiedene Arten von Veränderungen auf dem Gebiete des Konsonantismus zusammen, die, im Vergleich zu den bisher besprochenen lautgesetzlich durchgeführten Wandlungen, von weniger durchgreifender Bedeutung sind, da sie nur sporadisch auftreten. Die Neigung, einen Konsonanten für einen andern eintreten zu lassen, kommt schon im Mhd. nicht gerade selten vor und

mag zum grossen Teil in dem Streben nach Assimilation und Dissimilation begründet sein. Folgende Fälle von Vertauschungen, namentlich innerhalb der Gruppe der Liquiden, lassen sich in der Mda. nachweisen:

l für r: múrwolf, mûlwërf (Maulwurf); hier hat Umstellung stattgefunden; l und r haben ihre Plätze gewechselt; volksetymologische Umbildung tat das Uebrige, indem sie durch Anlehnung an einen andern bekannten Tiernamen das e zu o werden liess; tìlpəl, törpel und tölpel; zunächst ging das Schluss-r in l über, wie in der unbetonten Endsilbe anderer besonders Lehnwörter, z. B. mhd. priol neben prior, marmel neben marmor, martel neben marter, oder durch Anlehnung an die deminutive Nachsilbe -el; hernach wurde durch Assimilation an das zweite auch das erste r zu l; sùndəl, zunder; fèȝəl, vaser (Faser, Franse); die beiden letztern Fälle erklären sich ganz einfach durch Suffixvertauschung. Anderseits hat bei prum, pflûme (Pflaume) kein Uebergang von r zu l stattgefunden.

l für n: šlèk, snëcke (Schnecke); klikən, knicken; in diesen beiden Wörtern ist der Wechsel vor k erfolgt, ist also wahrscheinlich durch diesen Umstand hervorgerufen worden; klìpəl, knüpfel (Knüttel); hier mag l auf Assimilation an das auslautende l beruhen. Hingegen ist altes l in kloïbəl, kniuwel (Knäuel) nicht vertauscht worden, während es im Mhd. und Nhd. durch Dissimilation wegen des l am Wortende zu n wurde.

r für l steht, ausser in múrwolf (s. oben), in dem Ortsnamen sèntafór, Sanct-Avol(d).

r für n: mər (ma), man; in diesem stets unbetonten Pronomen fiel zunächst n ab; das übriggebliebene tonlose a wurde dann als nachlässig artikuliertes -ər aufgefasst, wie in fata für fatər (Vater), und infolgedessen bei etwas sorgfältigerer Aussprache damit vertauscht; kropəl, knorpel; hier kann auch blosse Metathesis vorliegen.

n für m: háïn, heim und hein; in unbetonter Silbe: nâtən, âtem und âten; lânsən, lancsam; dáïsən, deisem (Sauerteig); nicht m, sondern ursprüngliches n, jedoch mit Beimischung eines gutturalen Elementes, hat hébàŋ, hebamme, ahd. hevianna.

m für w: šmàlmən, swalwe (Schwalbe); mir, wir; mâlbər, waltber (Heidelbeere); nùmən, niuwan (nur); murwètsiχ, ahd. wurmâȝic (wurmstichig); polmər, pulver.

b für m: marbəl, marmer und marmel; bìt, mit; schon mhd. gab es betalle für metalle.

m für b: širməl, schërbe.

b für w: bérwolf, werwolf (Werwolf); hier ist wohl Dissimilation anzunehmen.

w für m: mụrwètsiχ, wurmâȝic; das eine ist an die Stelle des andern getreten, wie l und r in múrwolf; fárw, varm und varn (Farrenkraut), das nun genau so lautet wie farw (Farbe). Zu bemerken ist, dass in beiden Fällen der Wechsel von m und n nach r geschehen ist.

m für n: dimərn (donnern), zu donner; ebenso die Komposita dimərwedər, dimərštáīn; flèmən, vlennen (das Gesicht verziehen, die Zunge zeigen).

d für l: déīdəln, teilen; fidəl, vülìn (Füllen); lìdər-diχ, liederlich; in den beiden ersten Wörtern beruht die Ersetzung des l durch d auf Dissimilation vor hinzugetretenem l, im letzten auf Assimilation an vorhergehendes d und zugleich auf Dissimilation des anlautenden l.

§ 7. Assimilation.

Es kommen in der Mda. verschiedene partielle und totale Assimilationen benachbarter Konsonanten vor. Die wichtigsten hierher gehörigen Fälle sind folgende:

Vor einem Labial wird n zu m: hèmbìχ, hainbuoche (Hainbuche); šìmbáīn, schienebein (Schienbein); ebenso assimiliert sich das n im Auslaut einsilbiger Präpositionen oder Verbalformen vor den mit m anlautenden Pronomen: amər, (an mir); fèmər (von mir); gemər (gehn wir); lâmər (lassen wir); die Gruppe ntb wird nach Ausfall des t, das eine Verhärtung des b hinterlässt, zu mp: grùmpər, gruntbir (Kartoffel); kìmpət, kintbette (Kindbett); šèmpərliχ, schantbaere (schändlich); mûmpər, muntbor (Vormund); èmpérən, en(t)bërn (entbehren); rùmbèŋəl, runtbengel (Rundholz); hier ist b durch Anlehnung an das Grundwort geblieben; auch ntw ist zu mp geworden in èmpərn, antwurten (antworten);

Umgekehrt ist m vor f zu n übergegangen in kànfər, kampfer.

Die Verbindungen tb, tw und gb sind zu p verschmolzen in wìlpret, wiltbraete (Wildbret); èpəs, ëtewaȝ (etwas); nâpər, nâ(ch)g(e)bûre (Nachbar); wípoïmən, wîde(boum).

Zu k verwachsen tg und dg: èŋkéjən, entgegene; ékis, eg(e)dehse (Eidechse).

Aus dv wird f: âfəkât (Advokat).

Ein b assimiliert sich an nachfolgendes und vorhergehen-

des m: ìməs, imbiȝ (Imbiss, Mahlzeit); gìmər, gip mir (gib mir); vor s geht b zu t über, das dem s nähersteht: èrts, erbse.

Folge einer Assimilation ist es auch, wenn d und t nach l, d nach n, h vor t und s ausfallen: bàl, balde; hàlən, halten; fìnən, finden; knét, knëht; wásən, wahsen u. s. w., oder wenn mit Nasalierung des vorhergehenden Vokals nt vor v schwindet; mûfəl, muntvol (Mundvoll); háfəl, hantvol (Handvoll); das Gewicht des zurückbleibenden Konsonanten wird vermehrt, also muss er seinen Nachbarlaut in sich aufgenommen haben.

§ 8. Lautverlust.

Auslautendes e wird immer abgestossen: ret, rede; brik, brücke; lit, liute (Leute). Die Nachsilbe -isch verliert stets ihren Vokal: hérš, hêrisch (stattlich); kìnš, kindisch, u. s. w.

In pro- und enklitischen Wörtern wird häufig Ausfall von Vokalen und Konsonanten durch Anlehnung verursacht. Von den Formen des Artikels schwächt sich dàt zu t, welches dann gewöhnlich mit dem vorhergehenden Worte zusammengesprochen wird, z. B. lântkìnt (lasst das Kind). Besonders gern verschmilzt der so verstümmelte Artikel mit einem voraufgehenden Einsilber: ùfət (auf das); ant (an das); ìnt (in das); ìmet (um das); iχət (ich das); mìrət (mir das); ebenso werden die Formen des Pronomens in satzunbetonter Stellung abgeschwächt und angelehnt: ùfən (auf ihn); ìmən (um ihn); ìwərn (über ihn); dún (du ihn); dût (tue es); wù hàštən (wo hast du ihn).

Der Vokal einiger Präpositionen geht in Zusammensetzungen verloren: drìn (darin); dran (daran); drùf (darauf); srìk (zurück); samən (zusammen); Elision findet vor einem vokalisch anlautenden Worte statt: sùfər gén (zu Opfer gehen).

Manche Komposita sind zu einsilbigen Wörtern zusammengeschrumpft; nur der anlautende Konsonant des zweiten Gliedes ist erhalten in hênš, hantschuoch (Handschuh); kirw, kirchwihe (Kirchweih); der auslautende des ersten in láīn (allein); aus mehr als zwei Elementen bestehende adverbiale Ausdrücke beseitigen den Vokal eines Mittelgliedes: hìntàmàl (hie und da ein Mal); beīnèntər (beieinander); néwənèntər (nebeneinander).

Nach langem Vokal verstummen mitunter b, w, ch und r:

bû, buobe (Bube); štú, stube; rù, ruowe (Ruhe); vróĭ, vrouwe (Frau); nâ, nâch (nach); mé, mèr (mehr).

In Konsonantgruppen wird oft der eine oder andere unterdrückt: ch nach l und r und vor beliebiger Konsonanz: ȝolər, solcher; welər, welcher; fúr, vurche (Furche); hómùt, hôchmuot (Hochmut); gəmèliχ, gemechlìch (gemächlich, langsam); bùštaw, buochstap (Buchstab); ferner auslautendes t nach s: fàš, vaste (fast); gáĭš, geist; érnəš, ërnest (Ernst); gérš, gërste; hèrwəs, herbest (Herbst); n nach r: gér, gërne; dór, dorn; f und p zwischen Vokalen: ȝènt, senfte (sanft); hâltər, halfter; šlitərš, splitter; n vor s: ȝésəl, sëgense (Sense); dîšta, dinstac (Dienstag); w nach r in mír, mürwe (mürbe); nach z in sìbəl, zwibolle (Zwiebel), und tišən, zwischen; s im Auslaut von gip, gips. Nach langem á wird r nicht mehr artikuliert: gátən, garte (Garten); wátən, warten. In fodərn, vordern und vodern (fordern) hat vielleicht das r der Nachsilbe den Ausfall des r der Stammsilbe veranlasst.

§ 9. Lautzusatz.

Dem Schwund steht die Hinzufügung eines Lautes gegenüber. Beide Vorgänge bilden scheinbar einen starken Gegensatz, beruhen aber auf demselben Prinzip: Erleichterung der Artikulation.

So hat sich in der Regel ein svarabhaktisches i zwischen r, l und folgender Gutturalis oder Spirans entwickelt: áriγ, arc (arg); máriχ, marc (Knochenmark); báriχ, barc (verschnittenes Schwein); bàliχ, balc (Balg); bèriχ, bërc (Berg); dúriχ, durch; bíriχ, bürge; bóriχ, borg; keliχ, Kelch; zwischen r und n, m und s drängt sich ein dumpfes ə: kérən, kërn; hirən, hirne; štèrən, sterne; burən, brunne; brùməs, brëmse.

Folgende konsonantische Zusätze kommen in Betracht: einsilbige Wörter auf m klingen in angefügtes -ən aus: ámən, arm; wámən, warm; šúrmən, schirm; hèlmən, halm; lèrmən (Lärm); bóĭmən, boum (Baum); sóimən, zoum (Zaum); šwàlmən, swalwe (Schwalbe); einen t-Zusatz bekamen liχt, lìch (Leichenbett); gəfrà'χt, vrëch; gəfà'χt, vach (Fach); sânt, zan (Zahn); fərwitšən, zu wischen (erwischen); tuštən, tûschen (tauschen); wo hingegen das Nhd. ein t im Auslaut angenommen hat, verhält sich die Mda. ablehnend: àkəs, ackes (Axt); ówəs, obeȝ (Obst); bàbš, bâbes (Papst); dobəl (doppelt); jets, iezuo (jetzt); bìš, bis

(bist); h à š, hàs (hast); - š ù f, - s c a f (-schaft); Zusatz von n erfuhren n à s t, ast; n â t ə n, âtem; s i n t, sìt (seit); m á ĭ n š t, meist. Vor der Deminutivendung - e l wird bei Stämmen auf n bald ein d, bald ein g eingeschoben: f ê n d ə l, vane (Fahne); k ê n d ə l, kanel (Dachtraufe); š p i ŋ el, spinel (Spindel); ein p zwischen m und t: ȝ à m p t, samt (samt); ȝ à m p t (Sammet); f ə r d à m p t (verdammt); ferner in n è m p- l i c h (nämlich); nach sch in f o r š p ə r n (forschen).

§ 10. Metathesis.

Wiederholt tritt Umstellung bei r ein: b u r ə n, brunne, niederdeutsch born (Brunnen), mit Schmarotzer - ə; k u r š t und k u a š t, kruste; k r ó p ə l, knorpel, mit Ausfall des n; b à š t ə n, brësten (bersten), wo jedenfalls r erst nach der Metathesis unterdrückt wurde.

§ 11. Accent.

In der vorliegenden Mundart herrschen dieselben Accentregeln wie in allen andern deutschen Dialekten. Für das einfache Wort gilt auch hier als Grundsatz: der Hochton ruht auf der Stamm- oder Wurzelsilbe, welche immer die Anfangssilbe ist; ihr sind alle andern Silben des Wortes untergeordnet. Verletzungen dieser Hauptregel sind in der Mda. seltener als im Nhd. zu verzeichnen: es heisst zwar auch dort l ə b è n- d i χ, lebendig; mhd. lebəndic; aber h ǫ l è n ə r, ahd. hǫlunder, mhd. hol(n)der; w è k ə l t ə r, mhd. wëcholter (Wachholter); h ǫ r è t s ə l, hórniȝ (Hornisse); l ǫ t ə r š, lutherisch.

Die Lage der Nebentöne ist verschieden; das Wort hat zwar im allgemeinen eine absteigende Betonung, aber gleichmässig absteigend ist sie nicht. Die dritte Silbe kann sich der zweiten Silbe unterordnen, sie kann sich auch umgekehrt über diese erheben. Das Mass der Unterordnung ist übrigens nicht immer dasselbe; vielmehr sind die Tonabstufungen der minder betonten Silben so mannigfaltig, dass sie sich kaum gegeneinander abgrenzen lassen.

In zusammengesetzten Hauptwörtern trägt die Wurzelsilbe des ersten Gliedes den überwiegenden Hauptton: š í r d í r (Scheunentor); f í r t u ʿχ (Schürze); g r ó s f a t ə r (Grossvater); m â n t š i n (Mondschein); das verbale Kompositum verlangt umgekehrt einen höhern Ton für das zweite: f ə r l î r ə n (verlieren); ə r l é ȝ ə n (erlösen).

Ausser der Lage kommt auch die Beschaffenheit des Hauptaccentes in Betracht; je nach der Quantität der Vokale zeigt er wechselnde Unterschiede. Doch sind die Accenteigentümlich-

keiten einer Mundart schwer zu fixieren und fassbar darzustellen. Im allgemeinen wird bei kurzen Silben der Ton kräftig gestossen: àpəl (Apfel); nùtsən (Nutzen); bei langen schwillt er allmählich ab, so dass er zweigipfelig wird: gróos (gross); káat (Karte); wiis (Wiese); brúuȝən (brausen); héerən (hören).

Was die französischen Fremdwörter anbelangt, welche seit längerer Zeit eingebürgert sind, so haben auch sie den Accent auf die Anfangssilbe zurückgezogen: bįro, bureau; kąfe, café; bųtèl, bouteille; è de, adieu; šǫse, chaussée; fèsǫ, façon; mądam, madame; kųrèš, courage; ąlèrt, alerte; file, filet; kąrtje, quartier; žèle, gelée; rąport, rapport; pųmat, pommade; bųnèr, bonheur; kąpuš, capuche; bǫžur, bonjour; oder der Accent wird wenigstens auf die vorletzte Silbe zurückgezogen: mirąbel, mirabelle.

Obige Regel gilt nicht für die fremden Ableitungssilben -ei, -ieren: swaȝìrən, choisir (wählen); mejəréī, mairie (Bürgermeisteramt).

Zweiter Teil.

Flexionslehre.

I. Deklination.

A. Artikel.

§ 12.

Es gibt in der Mda. wie im Nhd. ein dreifaches Genus und einen doppelten Numerus, aber nur drei Kasus; der Genitiv ist bis auf wenige Reste verloren gegangen.

	sing.			plur.
	masc.	fem.	neutr.	für die 3 genera
nom.	da(dər)	di(də)	ət, t	di(də)
dat.	(dəm)əm	da(dər)	(dem)əm	(dən)də
acc.	dən, də	dì(də)	ət, t	dì(də)

Die Form da des Nom. Sing. Masc. und des Dat. Sing. Fem. entspricht der im ersten Teil angeführten Regel, nach welcher unbetontes -er wie a lautet; jedoch wird dieses a des immer in Proklisis stehenden Artikels noch kürzer gesprochen als im Auslaut von Substantiven; auch ist die abgeschwächte

Form d a häufiger als die vollere d ə r, fällt aber mit dem Akk. d ə durchaus nicht zusammen. Die Mda. besitzt also noch einen wirklichen Nom. des Artikels, während in den nördlichen Dialekten der Akk. an dessen Stelle getreten ist. Das r-lose d a steht ebensowohl vor vokalischem als vor konsonantischem Anlaut: d a d i š (der Tisch); d a h a m a (der Hammer); d a ó w ə n (der Ofen); d a â w ə t (der Abend).

Im Dat. Sing. verstummt d gewöhnlich, immer nach dentalem Auslaut und nach Präpositionen, mit denen der Artikel zu einem Ganzen verschmilzt: h i n ə r ə m (hinter dem). Der Akk. dagegen behält das anlautende d immer bei, vielleicht deswegen, weil sonst der bestimmte Artikel mit dem unbestimmten (ə n = einen) verwechselt werden könnte, oder weil n besser imstande ist, d zu halten, insofern beide dieselbe Artikulationsstelle haben. Im Mhd. lehnte sich der Akk. des Artikels oft an ein vorhergehendes Verbum an, so in dem bekannten Vers Walters von der Vogelweide: Philippe setze en weisen ûf. Der Akk. behält das auslautende n nur vor Dentalis: d ə n d î p (den Dieb); d ə n d ó t (den Tod); d ə n n å r (den Narr); vor den übrigen Konsonanten fällt es ab: d ə m å n (den Mann); d ə š å f (den Schrank).

Der Nom. und Akk. Sing. Fem. und der Nom. und Akk. Plur. haben kurzes offenes i und werden nur in ganz schneller Rede zu d ə abgeschwächt.

Der Nom. und Akk. des Neutrums ist als blosses t im allgemeinen nur nach l und n erhalten, nach sonstigem Anlaut als ə t: h ó l 't b r ó t (hole das Brot); l å n 't k î n t (lasst das Kind); in dieser Weise verschmilzt der Art. mit Präpositionen: a n t (an das); i n t (in das); û f ə t (auf das); d û r c h ə t (durch das).

Statt des Genitivs gebraucht man bei Sachen die Präposition f è n (von), die mit dem Dat. Sing. Masc. und Neutr. des Artikels zu f è m verwächst: d a d å γ f è m h u s (der Dach des Hauses); d a d e k ə l f è m b û χ (der Deckel des Buches); ə t l î t f è n d a ȝ ù n (das Licht der Sonne). Bei Personen wird der Gen. immer durch den Dativ und ein Pronomen possessivum ersetzt: ə m k i n i χ ȝ i ȝ ú n (der Sohn des Königs); m i f å t ə r ȝ i n h u s (das Haus meines Vaters); d ə m n â p ə r ȝ i n h û n t (des Nachbars Hund); d ə r m ù t ə r j i r f r é ï t (der Mutter Freude).

Im übrigen ist die Mda. in der Anwendung des Artikels nicht freigebiger als das Nhd.; nur dann wird ein den Satz eröffnendes Substantiv durch den Artikel wieder aufgenommen, wenn es besonders hervorgehoben werden soll. Dann hat eben der Artikel die Funktion eines demonstrativen Pronomens erhalten.

B. Substantiva.

§ 13.

a) die starke Form.

1. Ohne Umlaut: masc. da dà'χ (der Tag), da frînt (der Freund); neutr. ət kînt (das Kind); ət finštər (das Fenster).

	Masculinum		Neutrum	
Sg. N.	da dà'χ	da frînt	ət kînt	ət finštər
G.	fèm dà'χ	fèm frînt	fèm kînt	fèm finštər
D.	əm dà'χ	əm frînt	əm kînt	əm finštər
A.	dən dà'χ	də frînt	ət kînt	ət finštər
Pl. N.	di dá	di frin	di kin	di finštər
G.	fèn də da	fèn də frin	fèn də kin	fèn də finštər
D.	də dá	də frin	də kin	də finštər
A.	di dá	di frin	di kin	di finštər.

Die Mda. hat sich die Deklination sehr einfach gemacht: der Genitiv beider Numeri wurde abgeschafft und durch fèn mit dem Dativ ersetzt. Der Dativ seinerseits fällt mit dem Akkusativ zusammen, in der Einzahl durch Abstossung des -e, in der Mehrzahl durch Verlust des n.

Neben dem Dativ dà'χ, welcher durch Uebertragung aus dem Akk. entstanden ist, gibt es noch einen lautregelmässigen Dat. dá, der durch Kontraktion aus tage, nach Ausfall des g, gebildet wurde, aber nur in dem Ausdruck am dá (bei Tag) gebräuchlich ist. Der Dat. ist immer n-los, selbst wenn eine Präposition vorhergeht: an də dá (an den Tagen); in drij dá (in drei Tagen).

Der Plural kin drückt das Verhältnis zu den Eltern aus; im Sinne von «Kleinen» gibt es auch noch die Form kinər.

Nach obigem Paradigma gehen nur wenige Substantive: šwin (Schwein); àkər (Acker); šrit (Schritt); lit (Leute) u. a.

2. Mit Umlaut: masc. da kórf (der Korb); da nágəl (der Nagel); fem. di kû (die Kuh); di bâŋk (die Bank); neutr. ət wórt (das Wort).

	Masculinum		Femininum		Neutrum
			Singular		
N.	da kórf	da nágəl	di kû	di bâŋk	ət wórt
G.	fèm kórf	fèm nágəl	fèn da kû	fèn da bâŋk	fèm wórt
D.	əm kórf	əm nágəl	da kû	da bâŋk	əm wórt
A.	də kórf	də nágəl	di kû	di bâŋk	ət wórt

	Masculinum		Femininum Plural		Neutrum
N.	di kerw	di nêjəl	di ki	di bêŋk	di wértər
G.	fèn də kerw	fèn de nêjəl	fèn də ki	fèn də bêŋk	fèn də wértər
D.	də kerw	də nêjəl	de ki	də bêŋk	də wértər
A.	di kew	di nêjəl	di ki	di bêŋk	di wértər.

Dieser Deklination folgen hof, hof; fádən, vaden; fogəl, vogel; ówən, ofen; ʒún (Sohn); štrus (Strauss); špru'χ (Spruch); gəbru'χ (Gebrauch); brûdər (Bruder); túr (Turm); sânt (Zahn); hus (Haus); hán (Hahn); fušt (Faust); krut (Kraut); hut (Haut); mul (Maul); mus (Maus).

Im Gegensatz zum Nhd. haben den Umlaut im Plur. angenommen hûnt (Hund), pl. hìn; mágən (Magen), pl. mêjən; wán (Wagen), pl. wên; mânt (Monat), pl. mênt; bó'gən (Bogen), pl. béjən; brót (Brot), pl. brétər; hufən (Haufen), pl. hifən; ausserdem lauten in der Mda. solche Wörter um, deren Stammvokal áĭ dem mhd. ei entspricht: áĭs, eiʒ (Geschwür), pl. éĭs; báĭn (Bein), pl. béĭn; štáĭn (Stein), pl. štéĭn; ráĭf (Reif), pl. réĭf; gáĭš (Geist), pl. géĭštər.

Häufiger als im Nhd. ist, namentlich bei Wörtern sächlichen Geschlechtes, der Plural auf -er: bet (Bett), pl. betər; krits (Kreuz), pl. kritsər; štìk (Stück), pl. štìkər; gəʒiχt (Gesicht), pl. gəʒiχtər; gəšprêχ (Gespräch), pl. gəšprêχər; hèrts (Herz), pl. hèrtsər; hìmt (Hemd), pl. hìmdər; brót (Brot), pl. brétər; diŋ (Ding), pl. diŋər; hàntwèrk (Handwerk), pl. hàntwèrkər; dîr (Tier), pl. dîrər; gəbèt (Gebet), gəbèdər; gəʒets (Gesetz), pl. gəʒetsər; gəwiχt (Gewicht), pl. gəwiχtər; špil (Spiel), pl. špilər; plèts (Platz), pl. plètsər; ènt (Ende), pl. ènər; auch einige Masculina haben diese Endung angenommen; rèšt (Rest), pl. rèštər; štil (Stiel), pl. štilər; brîf (Brief), pl. brìwər; dìš (Tisch), pl. dìšər; wéχ (Weg), pl. wéjər; gàljən, galge (Hosenträger), pl. gàljər.

Umgekehrt lehnen einige Wörter die Pluralendung -er ab und begnügen sich mit dem Umlaut: wúrmən (Wurm), pl. wírmən; dór (Dorn), pl. dér; hór (Horn), pl. hér; wâlt (Wald), wèl.

Von der Deminutivendung -χin, die beim Plural zu -χər wird, soll noch weiter nun die Rede sein.

b) Die schwache Form.

Beispiele: masc. da minš (der Mensch); da knét (der Knecht); di fróĭ (die Frau); dàt jàr (das Jahr).

		Masculinum		Femininum	Neutrum
Sg.	N.	da minš	da knét	dì froï	ət jår
	G.	fèm minš	fèm knét	fèn da froï	fèm jår
	D.	əm minš	əm knét	da froi	əm jår
	A.	de minš	də knét	dì froï	et jår
Pl.	N.	dì minšən	dì knétən	dì froïwən	dì jårən
	G.	fèn də minšən	fèn də knétən	fèn de froïwən	fèn də jårən
	D.	də minšən	də knétən	də froïwən	də jårən
	A.	dì minšən	dì knétən	dì froïwən	dì jåren.

Ebenso werden abgewandelt: låšt (Last); felš (Fels); láïšt (Leisten); tèš (Tasche); hênš, fem. (Handschuh), pl. hênšən.

Mehrere Substantiva, die im Nhd. stark sind, schliessen sich in der Mda. der schwachen Deklination an: jår (Jahr), wenn keine Zahl davorsteht, z. B. di jårən gén rìm (die Jahre gehen herum); dagegen: ət ʒi jets swansich jår (es sind jetzt 20 Jahre); in drij jår (in 3 Jahren); ər håt fèrtsiχ jår (er hat 40 Jahre); ferner knét (Knecht), pl. knétən; dìp (Dieb), pl. dìwən; fìš (Fisch), pl. fìšən; wirt (Wirt), pl. wirtən; gewöhnlich entbehren die zur schwachen Deklination übergetretenen Wörter den Umlaut des Nhd.: åkəs (Axt), pl. åkəsən; klùts (Klotz), pl. klùtsən; bå'χ (Bach), pl. bå'χən; ʒák (Sarg), pl. ʒákən; ʒadəl (Sattel), pl. ʒadəln; šnabəl (Schnabel), pl. šnabəln; nát (Nacht), pl. nátən; fatər (Vater), pl. fatərn; mùtər (Mutter), pl. mùtərn; dótər (Tochter), pl. dótərn; ʒui (Sau), pl. ʒuiwən; andere bekommen ihn: kråft (Kraft), pl. krèftən; ámən (Arm), pl. èamən; oder haben ihn gar auf den Sing. übertragen: hèlmən (Halm), pl. hèlmən; pèlmən (Palme, Buchs), pl. pèlmen; freš (Frosch), pl. frešən.

Wörter, bei denen in der Mda. das n in den Sing. gedrungen ist und sich dort festgesetzt hat, sind: båkən (Backe, Wange); gədåŋkən (Gedanke); råntən (Rand); geseïjən (Zeuge); kårən (Karre und Karren); ekən (Ecke); šolən (Scholle); mìten (Mitte), gêrən, gêre (Schoss); glóïwən (Glaube); mit Umlaut im Plural: námən (Name), pl. nêmən; hufən (Haufe), pl. hifən.

Mitunter hat sich stammauslautendes n im Sing. der Mda. gehalten, wo es im Nhd. als Pluralendung aufgefasst und infolgedessen abgeworfen wurde: wolkən, mhd. wolken (Wolke); kedən, keten (Kette); kiχən, küchen (Küche); mètən, metten (Mette).

Andere Wörter, denen umgekehrt das Nhd. im Nom.

Sing. n ausgegangen sind, werden in der Mda. stark [illegible] [illegible] weis. Weise (Wiese), [illegible] schate (Schatten).

Wenn der Sing. aus rein [illegible] Gründen auf -ən ausgeht, so nimmt diese Endung als Form des Plurals [illegible]: warəm (Wurm), pl. wirmən; arəm (Arm), pl. ärmən; bàməm (Baum), pl. bèimən; hèləm (Halm), pl. hèlmən; štèrən (Stern), pl. štèrən; kerən (Kern), pl. kèrən.

Nur im Plural sind gebräuchlich èšən (Asche) und keštən (Kosten), wozu ųgkeštən (Unkosten) mit Umlaut wegen des folgenden š.

§ 14. Alte Kasusreste.

1. Den Genitiv hat die Mda. über Bord geworfen; dennoch sind Reste eines früheren Genitivs erhalten

a) bei Zahl-, Mass- und Zeitbestimmungen: ûʒər áinər (unser einer); oiwər, jir swén usw. (eurer, ihrer zwei usw.); drijərleī (dreierlei, usw.; kops héjər, kléīnər (Kopfs höher, kleiner): hútsdás (heute des Tages = heutzutage); áfáŋs, usgáŋs di wúχ, dánər wúχ, də mánt, ət frijár usw. (Anfangs, Ausgangs diese Woche, die nächste Woche, diesen Monat, dieses Frühjahr usw.); gəhántsdá'χ (Johannistag); štèfənsda'χ (Stephanstag); nuijáršdá'χ (Neujahrstag).

b) bei Verwandtschaftsbegriffen oder bei Appellativ- und Eigennamen: kinskint (Kindskind, Enkel); fatəršbrûdər (Vaterbruder, Onkel); brûderšbû (Brudersohn, Neffe); šweštəršmaīdəl (Schwestertochter, Nichte); mûtər godəs (Mutter Gottes); nâpəršhus (Nachbarhaus); beī wánərš, beī šrinərš (bei Wagners, bei Schreiners); miləršš katrin (Müllers Katherine); šteins pièr (Steins Pierre); ər iš bés ûf meijərš (er ist böse auf Meiers); ər iš frînšuf bit mûts (er ist mit den Muths verwandt). Von Eigennamen, die auf s endigen, wird sogar ein schwacher Genitiv gebildet, weil das Genitivverhältnis nicht gut anders zum Ausdruck gebracht werden könnte: èrnèsən krìštin (Ernsten Christine); kolbusən majan (Colbus' Marianne).

c) in formelhaften Ausdrücken und Redewendungen sowie in Zusammensetzungen: fèŋ kìnsbeīn (von Kindsbeinen); wát wúnərš (was Wunders); im gotəswilən (um Gotteswillen); in gotsnámən (in Gottes Namen); ûf dər gâns hèrgotswèlt (auf der ganzen Herrgottswelt); wírtsbû (Wirtssohn); wírtsmáīdəl (Wirtstochter); ət iš nìt dər

wért (es ist nicht der [Mühe oder Rede] wert); mànskèrl (Mannskerl); búršlít (Bauersleute); hèrgotsblûmən (Herrgottsblumen); ȝùndas-, wértasklèïdər (Sonntags-, Werktagskleider); šáwəshûštən (Schafshusten); pèrtsmìšt (Pferdemist); fogəlsnìšt (Vogelnest); glìkskìnt (Glückskind); minəs-, dinəs-, ȝinəs-, jirəsgliχən (meines-, deines-, seines-, ihresgleichen); mi lebsdá (mein Lebtag); štérwənskrånk (sterbenskrank); léwənsgəfår (Lebensgefahr); dodəsàŋšt (Todesangst); fèn rétswéjən (von rechtswegen). Auch schwache Genitive gibt es noch in einigen Verbindungen: šlèkənhus (Schneckenhaus); róȝənštok (Rosenstock); birənštil (Birnenstil); påfənȝàk (Pfaffensack); kàtšəndrèk (Katzendreck); fróïwənhût (Frauenhut); bùksənknop (Hosenknopf).

2. Der Dat. hat die Form des Akk. angenommen; Ueberbleibsel eines alten Dativs sind: fèn hèrtsən (von Herzen); am dá (bei Tage).

§ 15. Verschiedene Substantivbildungen.

Zu den männlichen Appellativnamen werden Feminina nicht wie im Mhd. und Nhd. vermittelst der Ableitungssilbe -inne, -în (= in) gebildet, sondern mit dem Suffix s. Dasselbe geht auf romanisches -esse (lat. issa) zurück (vgl. maîtresse, Herrin, mairesse, Bürgermeisterin) und wird nach r der Regel gemäss zu š; abgeschwächt lautet die ganze Endung aš (für əršj): liinaš (Lügnerin); fərèdaš (Verräterin); fụlènsaš (Faulenzerin); dálenaš (Taglöhnerin); šwèjaš (Schwägerin); šùlmìštaš (Schulmeisterin, Frau Lehrer); kèïȝaš (Kaiserin); pariȝaš (Pariserin). Durch Uebertragung wird dieses Suffix auch bei Femininis verwendet, denen kein männliches Nennwort zur Seite steht: nèdərš (Nähterin); kátənšlèjərš (Kartenschlägerin). Endlich wird nach Analogie dieser Wörter ein š auch an Sachnamen gehängt, die weiblich sind und auf -er endigten: itərš (Euter, frühnhd. Euters); šlitərš (Splitter); rèdərš (Rätsel, Märchen).

Nur solche Substantiva mobilia, die nicht auf -er ausgehen, haben ein Femininum mit -in neben sich: kénijin (Königin); prinsèsin (Prinzessin). Ein nhd. Lehnwort jüngsten Datums ist lérərin (Lehrerin).

Um das Weibchen eines Tieres zu bezeichnen, wird der Name desselben mit mutər verbunden: mutərhùnt (Hündin); mutərkålf (Kälbin).

Zahlreiche Masculina auf -er nehmen noch ein t-Suffix hinzu, vielleicht durch Anlehnung an Wörter, die auf -hart

endigten, wie bàštərt, mhd. bastart (Bastard), bànkərt, banchart (Bankert); die gewöhnliche Aussprache des -ərt ist -at: bràŋat (Prahler); ùfgukat (Aufpasser); štiŋkərt (Stinker); kwàksat (Nesthocker); gåʒat (Gänserich); klewat (Maikäfer); eījat (weiblicher Häring); mìlγat (männlicher Häring); knìpat (Knoten); blìkat (Sonnenstrahl); šluksat (Schluchzen); štésat (Stössel); ʒųrumpat (Sauerampfer).

Ein männliches Substantiv mit persönlicher Bedeutung, das im Nhd. auf -e ausgeht, kann sich in der Mda. den Nominibus agentis auf -er anschliessen: kirχəšefər (Kirchenschöffe).

Kollektivnamen mit der Vorsilbe ge- erhalten mitunter noch ein s-Suffix, das dem Worte einen verächtlichen Beigeschmack gibt: gədìŋs, zu dìŋ (Ding); gədrèks, zu drèk (Schmutz); gəlùts (Geläute); gəšríps (Geschreibsel); gəléīfs (Lauferei); gəštríts, zu štrídən (streiten); gəsèŋks (Gezänke); gəʒèms, zu ʒàmən (Same); gəkrídərs, zu krut (Kraut); gəkliŋəls (Geklingel); geklèpərs, zu klèpərn (klappern); gəʒufs, zu ʒufən (saufen).

Von Adjektiven werden Abstrakta mit dem erweiterten Suffix -igkeit abgeleitet: gùdiγkeīt (Güte); fèlšiχkeīt (Falschheit); gəfrà'χtiχkeīt (Frechheit); oder mit -cheit: hèlχit (Helligkeit); hólχit (Hohlheit, Höhlung); witχit (Weite, Entfernung); nêkχit (Nähe); léŋχit (Länge); ámχit (Armut); háīmχit (Heimat). Bei denen auf -ichkeīt, die infolge der Einschaltung des -ig dreisilbig geworden sind, hat die Nachsilbe -keit einen starken Nebenton und rettet deshalb ihren vollen Diphthong, während sie bei der andern Gruppe von Wörtern, die zweisilbig sind, unbetont ist und abgeschwächt wird.

Das Abstraktum hàlšet (Halbscheid, Hälfte) ist nicht etwa mit heit zusammengesetzt, sondern mit dem Verbalsubstantiv scheide von scheiden.

Mit der deminutiven Endung -ling werden mehrere Konkreta gebildet: trèplìŋ (Treppenstufe); ferliŋ (Viertel Pfund); pétərliŋk (Petersilie); drìšlìŋər (Schwamm, Pilz), zu drìš (unangebaut).

Das Suffix -sal setzte sich an šreksəl (Schreck) hinzu.

Suffixvertauschung ist erfolgt bei bəditnis (Bedeutung).

Unterdrückung eines Wortteiles und dessen Ersatz durch einen verdeutlichenden Zusatz hat stattgefunden bei witfroī (Witwe), witmàn (Witwer).

In substantivischen Gebrauch können nicht bloss Infinitive übergehen, sondern auch das Verbum finitum und satzartige

Verbindungen: dàt iš áĭn dûn (das ist ein Tun = einerlei); ət ìš keĭn mus dà (es ist kein Muss da = Notwendigkeit); du hàš káĭn ferštéštəmiχ (du hast kein Verstehst du mich = Verstand).

§ 16. Genuswechsel.

Abweichend vom Nhd. und teilweise auch vom Mhd. sind in der Mda.

1. Masculina: èltər, daʒ alter (das Alter); àŋəl, der und diu angel (Stachel); bàkən, der backe (die Backe und der Backen); bìr, daʒ bier (das Bier); dər bùtər, der und diu buter (die Butter); dər dàχ, daʒ dach (das Dach); dər dìl, dər und diu dil (die Diele); dər ekən, diu und daʒ ecke (die Ecke); dər hofat, diu hoffart; dər koštən, diu und diu kost (die Kost); dər mark (die Mark); dər mót (die Mode); dər pìts, diu pfütze; dər dèn, der, diu und daʒ tenne (die Tenne); dər šprosəl, der sproʒʒe (die Sprosse); šolən, diu scholle; dər wolkən, der und diu wolke (die Wolke).

2. Feminina: di bà'χ, diu bach (der Bach); di bol, der balle (der Ball); di bór (der Bohrer); di felš, der vels (der Fels); di freš, der vrosch (der Frosch); di hobəl, der hobel; dər horètsəl, der horniʒ (die Hornisse); di klùts, der und daʒ kloz (der Klotz); di lát, der lade (der Fensterladen), zusammenfallen mit di lát, (die Lade); di mišt, der mist; di šêt, der schate (der Schatten); di špát, der spade (der Spaten); di salât, der salât (frz. la salade); di ʒák, der sarc (der Sarg); di drip, der tropfe (der Tropfen); di fìnštər, daʒ vënster (das Fenster); di wìkəl, der wickel.

3. Neutra: dàt ìməs, der und daʒ imbiʒ (der Imbiss); dàt minš, der und daʒ mensche (Geliebte); miʒèr, la misère (das Elend); dàt plèts, der platz. Sämtliche Frauennamen sind sächlichen Geschlechtes; auch die auf Frauenspersonen, ob jung oder alt, sich beziehenden Fürwörter sind Neutra. Merkwürdig ist, dass das weibliche Geschlecht, konkret genommen, sein Genus verliert, während doch leblose Dinge das ihrige von ihm geborgt haben. Wollte man dadurch die Idee des Schwachen, Niedlichen, Kleinen zum Ausdruck bringen? Ein Zeichen von Missachtung der Frau gegenüber oder gar ihre Herabdrückung zum blossen Gegenstande ist jedenfalls nicht darin zu erblicken.

Wird das zweite Glied eines Kompositums durch ein anderes Wort oder Suffix ersetzt, oder bekommt das Simplex eine

neue Endung, so wird das Genus entsprechend verändert: dər hoĭšprùŋ, diu hōuschrĕcke (die Heuschrecke); dər pétərliŋk, der pëtersilje (die Petersilie); ən áĭntər, swéĭtər drìtər, fìrtər usw. (eine Eins, Zwei, Drei, Vier usw.); di šlitərš (der Splitter); di rèdərš (das Rätsel, Märchen); dieser Kategorie von Wörtern ist auch hènš (fem.), der hantschuoch (der Handschuh) beigetreten; mètlat, le matelas (die Matratze) erhielt das Geschlecht von lát (Lade).

Bei di hirən, daȝ hirne (das Hirn) hat der Wechsel des Genus den des Numerus zur Folge gehabt; man sagt: di hirən ȝìn rusgəloĭf (das Gehirn ist herausgelaufen); die Endung -ən, die aus der gewöhnlichen Einschiebung von ə zwischen r und n entstanden ist, hat natürlich dazu beigetragen; der Begriff des Wortes ist für die Pluralbildung kein Hindernis, hat doch auch das Nhd. neben der einfachen eine kollektive Form.

§ 17. Deminution.

In allen Dialekten ist die Neigung zur Deminution eine sehr starke; sie findet dort in dem vertrauten Verkehrston ihren eigentlichen Boden; auch werden ja die Deminutiva vorzugsweise zu sinnlichen Wesen, Personen und Sachen, gebildet, um die sich die Sprache der Mundart fast ausschliesslich bewegt.

Mehrere Verkleinerungssuffixe stehen der unsrigen zu Gebote.

Ueberreste der ältesten und einfachsten Deminutivbildung sind gewisse Substantiva auf -əl, das durch Apokope aus alemannischem -elì entstanden ist: fèrkəl (Ferkel); špàtsəl (Spatz); àtsəl (Elster); máĭdəl (Mädchen); brésəl (Brosame); ȝésəl (Sense); šìrməl (Scherbe); hèĭȝəl (= Häuschen, Abtritt); hìŋkəl (Hinkel); sìkəl (Zicklein); tipəl (Tüpfel); wátsəl (Warze); horètsel (Hornisse); špàĭγəl (Speiche); šprosəl (Sprosse); kloĭbəl (Knäuel); hibəl (Hügel); tisəl (Deichsel); frànȝəl (Franse); èmètsəl (Ameise); lèməl, frz. lame (Messerklinge); bìndəl (Bündel); hèksəl (Häcksel); brokəl (dicke Milch); fidəl (Füllen); mérdəl, frz. merle (Amsel); grìməl (Krume); dáĭdəl (Teil). Die meisten dieser Wörter stehen durch den Untergang des Grundwortes isoliert und werden deshalb nicht mehr deutlich als Deminutiva empfunden; gerade deswegen aber konnten sie ihre eigentümliche Form in der Mda. behaupten, und zwar umso leichter, als sie mit den Substantiven auf -el, das auf

ahd. -ilo, -ila zurückgeht, zusammenfielen. Wenn aber manche Wörter dadurch, dass sie nur in der deminutiven Form üblich geblieben sind, ihre deminutive Bedeutung verloren haben, so lassen sie sich dennoch immer als Deminutiva auffassen, indem ihnen stets der allgemeine Begriff der Abhängigkeit und Zugehörigkeit, des Kleinen und Unselbständigen anhaftet; sie waren sicher ursprünglich als Deminutiva gedacht, erscheinen aber nicht mehr als solche.

In ihrem Geschlecht stimmen diese Deminutiva mit ihrem Grundwort überein, wenn der Zusammenhang mit einem solchen noch nicht aus dem Bewusstsein geschwunden ist, sonst aber sind sie in der Regel Neutra. Männlich sind špàtsəl, tipəl, hibəl, kloībəl, horètsəl; weiblich ʒésəl, wátsəl, špáīchəl, frànʒəl, èmètsəl; sächlich fèrkəl, máidəl, hinkəl etc.

Die gewöhnliche Deminutionssilbe der Mda. ist -χin (aus -chen mit Uebergang des e zu i nach ch in unbetonter Silbe), das immer den Umlaut des Stammvokals bewirkt. In der Mehrzahl wird -chin nach Analogie der Substantiva, die in diesem Numerus auf -ər ausgehen, zu -χər (χa): rut (Raute, Guckfenster), ritχin; kû (Kuh), kîχin; wán (Wagen), wènχin, pl. wènχər; jut (Jude), jitχin; mus (Maus), misχin, pl. misχər; fùs (Fuss), fìsχin, pl. fìsχər; dúw (Taube), difχin, pl. difχər; ʒún (Sohn), ʒinχin, pl. ʒinχər; hán (Hahn), hènχin, pl. hènχer; hûn (Huhn), hînχin, pl. hînχər; šâf (Schaf), šêfχin, pl. šêfχər; kaninχin (Kaninchen), pl. kaninχər; filètχin (Veilchen), pl. filètχər. Als Deminutivum ist auch, nach Annahme eines auslautenden n, lérχin (Lerche) aufgefasst und dazu ein Plural lérχər gebildet worden.

Was das Geschlecht der mit -χin verkleinerten Wörter anbelangt, so nehmen diese nicht etwa wie im Nhd. das sächliche an, sondern behalten immer dasjenige des Grundwortes bei: di ritχin, dər wènχin, dər hènχin, dər ʒinχin u. s. w.

Bei Wörtern, die ihren Plural durch Anhängen von -er bilden, kann die Endung -χər im Plural an dieses Suffix treten: hus (Haus), pl. hiʒər, hiʒərχər; plèts (Platz), pl. plètsər, plètsərχər; fàs (Fass), fèsχər und fèsərχər; mul (Maul), pl. milər, milərχər; krits (Kreuz), kritsərχər; diš (Tisch), pl. dišər, dišərχər; kînt (Kind), pl. kînər, kînərχər.

Im übrigen steht bei den Deminutiven in der Ein- und Mehrzahl vor den Verkleinerungssilben derjenige Stammauslaut, den das Grundwort in der Flexion der Mundart, d. h. im

Plural zeigt: b û (Bube), pl. b û w ə n, also b î f χ i n, b î f χ ə r; oï (Auge), pl. o ï w ə n, also e ï f χ i n, e ï f χ ə r; f r o ï (Frau), pl. f r o ï w ə n, also f r e ï f χ ə n, f r e ï f χ ə r; h û n t (Hund), pl. h ì n, also h i n χ i n, h ì n χ ə r; h â n t (Hand), pl. h è n, also h è n χ i n, h è n χ ə r; ʒ ù i (Sau), pl. ʒ ù i w ə n, also ʒ ì i f-χ i n., ʒ ì i f χ ə r.

Bei gutturalem Stammauslaut tritt vor - χ i n ein pleonastisches - ə l, um eine wohllautende und deutliche Ableitung zu gewinnen, da der Gebrauch von blossem - χ i n einen Uebellaut hervorbringen und der Anlaut dieser Nachsilbe sich von dem Auslaut der Stammsilbe nicht abheben würde: b û ʿχ (Buch), b i χ ə l χ i n, b i χ ə l χ ə r; l o ʿχ (Loch), l e χ ə l χ i n, l e χ ə l χ ə r; š t i k (Stück), š t i k ə l χ i n, š t i k ə l χ ə r; r o k (Rock), r e k ə l χ ə n, r e k ə l χ ə r; b à ʿχ (Bach), b è χ ə l χ ə n, b è χ ə l χ ə r; t r o ʿχ (Trog), t r e χ ə l χ i n; š û ʿχ (Schuh), š î-g ə l χ i n, š î g ə l χ ə r.

Die Substantiva auf -en verlieren bei der Deminution diese Endung, ob sie nun schon im Mhd. vorhanden war oder erst in der Mda. dazu gekommen ist: g á t ə n (Garten), g ê a t χ i n, ó w ə n (Ofen), é f χ i n; d ì p ə n (Topf), d ì p χ i n; f á d ə n (Faden), f ê t χ i n; h á w ə n (Hafen), h ê f χ i n; š t o p ə n (Pfropfen), š t e p χ i n; l û m p ə n (Lumpen), l î m p χ i n; l à-p ə n (Lappen), l è p χ i n; b r â d ə n (Braten), b r ê t χ i n; ebenso, jedoch mit Einschaltung von - ə l, nach Guttural: š t è k ə n (Stecken), š t è k ə l χ i n; k û ʿχ ə n (Kuchen), k i χ ə l-χ i n; h â k ə n (Hacken), h è k ə l χ i n.

Die auf -el und -er ausgehenden Nomina werden ganz regelmässig durch Anfügung von - χ i n im Sing., von - χ ə r im Plur. verkleinert: f o g ə l (Vogel), f e g ə l χ i n, f e g ə l χ ə r; g a b ə l (Gabel), g è b ə l χ i n, g è b ə l χ ə r; f ì ŋ ə r (Finger), f ì ŋ ə r χ i n, f i ŋ ə r χ ə r.

Eine unbewusste Häufung von Verkleinerungssilben ist es, wenn alten Deminutiven auf -el, die nicht mehr als solche erkannt sind, noch ein -chen angehängt wird: m á ï d ə l χ i n (Mädchen); f è r k ə l χ i n (Ferkelchen); e ï ə r w i ʒ ə l χ i n (Eierwieselchen); h ì ŋ k ə l χ i n (Hinkelchen); ʒ ì k ə l χ i n (Zickelchen); f i d ə l χ i n (kleines Füllen); g r i m ə l χ i n (Krümchen).

Die Deminution der Vornamen geschieht in der Regel durch Anhängung eines - l e, das wie - ə l aus alemannischem - e l ì hervorgegangen ist; bei dem einen ist der Vokal vor, bei dem andern der Vokal nach l weggefallen. Diese Art der Verkleinerung wird gewöhnlich nur von Kindern oder für Kinder gebraucht: p e t ə r l e und p i ê r l e (Peter, Pierre); l u i l e (Louis); ʒ i m l e (Simon); ž á l e (Jean); f r è n s l e (Franz); m a r i l e (Marie); a n a l e (Anna); a l f ǫ s l e (Alfons);

ž o ʒ è f l e (Joseph); ebenso m a m a l e (Mama); p a p a l e (Papa).

Französische Mädchennamen, die auf einen Konsonanten auslauten, werden durch blosse Anfügung eines -e verkleinert: k a t r i n e (Catherine); m a g r i t e (Marguerite); b a w è t e (Babette); m a ĭ j a n e (Marie-Anne).

Daneben ist auch die Endung -chen zur Deminution der Eigennamen besonders erwachsener Personen im Gebrauch: ž u l χ i n (Jules); à n χ i n (Anna); k è t r i̯ n χ i n (Catherine); ausserdem -el für ältere Leute: b è r b ə l (Barbe); g r é d ə l (Margaretha); n ì k ə l (Nicolas); j å k ə l (Jacques); ʒ i m ə l (Simon). Diese können durch Hinzufügung von -chen inbezug auf Kinder nochmal verkleinert werden: n ì k ə l χ i n usw.

Aus der Kindersprache stammen endlich folgende vereinzelte Deminutivformen: p á p i (Grosspapa); m á m i (Grossmama); mit e: m î m e (Muhme); f e d e (Vetter, Onkel); mit o: p å t o (Pate); g o d o (Patin).

Verkleinerte weibliche Namen sind natürlich Neutra, da schon die unverkleinerten dieses Geschlecht zeigen.

C. Adjektiva.

§ 18.

Die Eigenschaftswörter können stark und schwach flektiert werden. Die schwache Deklination unterscheidet sich jedoch von der starken nur im Nom. Sing. Masc. und im Dat. Sing. Masc. und Neutr., während das Fem. und der ganze Plural beider Formen identisch sind.

Als Paradigma dient š é n (schön).

		a) starke Form:			b) schwache:		
		Masc.	Fem.	Neutr.	Masc.	Neutr.	Plur.
Sg.	N.	š é n ə r	š é n	š é n	š é n	š é n	š é n
	D.	š é n ə m	š é n	š é n	š é n e n	š é n ə n	š é n
	A.	š é n ə n	š é n	š é n	š é n ə n	š é n	š é n

Der Sing. des Fem. und des Neutr. sowie der Plur. entbehren in allen Kasus jeder Endung. Beachtenswert ist namentlich die flexionslose Form des Neutrums in attributiver Stellung: ə š é n h u s (ein schönes Haus); ə g r ó s f i r (ein grosses Feuer); ə g ù t k ì n t (ein gutes Kind); ə n å l t p è r t (ein altes Pferd); k å l t w å s ə r (kaltes Wasser); l å ŋ l é w ə n (langes Leben). Somit hat die Mda. den alten Stand der Dinge bewahrt; in mhd. Zeit konnte die unflektierte Form ebenfalls

zwischen Artikel und Substantiv treten: daȝ wilt swìn (das wilde Schwein = Wildschwein).

Im Auslaut der Adjektive ist n nur vor Vokalen, h und Dentalen hörbar; vor den andern Konsonanten verstummt es: šén hols (schönes Holz); šé máïdəl (schönes Mädchen); šénə bóïmən (schönen Baum); grósən diš (grossen Tisch); grì wís (grüne Wiese); kléï fróï (kleine Frau).

Dem substantivisch gebrauchten Neutrum des Adjektivs wird die Endung -ət (= mhd. eȝ, mit unverschobenem t) angehängt, z. B. ə grósət (ein grosses); ət grósət (das grosse); ə gùdət (ein gutes); ət gùdət (das gute); ə jùŋət (ein junges); ət juŋət (das junge).

Nach einem Zahlwort nimmt der Plural des attributiv gebrauchten Adjektivs die Endung -er an: fìr grósər béïmən (vier grosse Bäume); sweï šénər pêr (zwei schöne Pferde); drij šwêrər štéïn (drei schwere Steine). Diese Formen sind wohl als Ueberbleibsel eines alten Gen. Plur. zu betrachten.

Reste eines alten Gen. Sing. haben sich nach èpəs (etwas) und ništ erhalten: èpəs šénes (etwas Schönes); èpəs grósəs, šlèχtəs (etwas Grosses, Schlechtes); niš gùdəs (nichts Gutes); ništ ìbəls (nichts Uebels).

Ein uralter Dativ ist erhalten in der Zusammensetzung hèlwənnát, zurückzuführen auf ahd. in der halbin naht (Mitternacht).

§ 19. Verschiedene Adjektiv-Bildungen.

In der Mda. wird das Suffix -ig selten unmittelbar an den Auslaut des Stammwortes gehängt; nach l und mitunter nach r hat sich ein d eingeschoben: bùkəldiχ (buckelig); kitsəldiχ (kitzelig); grúȝəldiχ (gruselig); rùnsəldiχ (runzelig); šimməldiχ (schimmelig); šwàŋəldiχ, zu mhd. swanc und swankel (schwank, biegsam); krídəldiχ (krittelig, empfindlich); kruȝəldiχ (kraus); šprìŋkəldiχ (gesprenkelt); nidərdiχ (niedrig); hùŋərdiχ (hungrig).

Sonst wird gewöhnlich s eingeschaltet: ìnəwèntsiχ (inwendig); uȝəwèntsiχ (auswendig); nitsiχ (neidisch); štrúpsiχ (struppig); šèksiχ (schäckig); šmértsiχ (schmierig); hârtsiχ (haarig); štirtsiχ (stierig, störrig); blûtsiχ (blutig); ȝùmpsiχ (sumpfig).

Eine Folge dieser Einschiebungen war, dass -diχ und -siχ (-tsiχ) als einheitliche Endsilben erschienen und neben -iχ oder anderen Suffixen selbständig gebraucht wurden: wàkərdiχ (wacker); lèkərdiχ (lecker); nàksiχ (nackend); rénsiχ (regnerisch); dûmpsiχ (dumpf); klépsiχ (klebend);

dórtiχ, statt tórdich (thöricht); šmúdiχ (schwül); blimərdiχ (blumig); nitgùtsiχ (nichtsnutzig); hùnsiχ (hündisch); šwinsiχ (schweinisch, geizig); tâpsiχ (täppisch).

Das einfache Suffix -iχ tritt als blosse Wucherung zu den Adjektiven frimdiχ (fremd); gotlósiχ (gottlos); élèniχ (elend); bóshaftiχ (boshaft); hèrtshèftiχ (herzhaft); báfìsiχ (barfuss); das Adj. glìdiχ (glühend) ist entweder von glût (Glut) abgeleitet, oder aus mhd. glüendec durch Kontraktion entstanden.

Bei einigen Adjektiven auf -lich wird das anlautende l dieser Nachsilbe als Auslaut des Stammwortes aufgefasst und das so abgetrennte -ig nach Analogie der übrigen Bildungen auf -diχ mit einem d versehen: blóəldiχ (bläulich); ródəldiχ (rötlich); ʒísəldiχ (süsslich); ʒúrəldiχ (säuerlich); krènkəldiχ (kränklich).

Vor -lich ist -ər an den Stamm getreten in héfərliχ (höflich) und im Adv. kúmərliχ (kaum).

§ 20. Steigerung der Adjektiva.

Der Komparativ der Adjektive wird durch Anhängen von -ər (-a), der Superlativ durch Anhängen von -št gebildet: šén (schön), šénər, šenšt; krèftiχ (kräftig), krèftijər, krèftiχšt; grós (gross), grésər, grèšt (mit Assimilation).

Einige Komparative und Superlative nehmen in der Wurzelsilbe den Umlaut an, andere nicht: frúm (fromm), frúmər, frúmšt; dùm (dumm), dùmər dùmšt; kâlt (kalt), kâltər, kâlšt; glàt (glatt), glàtər, glàtšt; ful (faul), fulər, fulšt; àm (arm); ámər, ámšt; šmál (schmal), šmálər, šmálšt; dagegen grós (gross), grésər, gréšt; kúrts (kurz), kírtsər, kírtšt; làŋ (lang), lèŋər, lèŋšt; âlt (alt), èlər, èlšt; jûŋk (jung) jìŋər, jìŋšt;

Von den in der Mda. umgelauteten Formen sind besonders hervorzuheben ewəršt, mhd. oberist und oberôst (oberst), und inəršt (unterst).

Regelmässig sind gebildet firšt (vorderst), zu fir, mhd. vür (vor), und hinəršt (hinterst), zu hinər (hinter).

Wie das Neutrum des Positivs ist dasjenige des Komparativs in attributiver Stellung flexionslos: ə šénər hus (ein schöneres Haus); ə grésər štìk (ein grösseres Stück). Auch hat das Fem. des Komparativs durch Apokope sein Endungs-e verloren: ə besər froï (eine bessere und einer bessern Frau). Beim Masc. ist die flektierte Form nicht gebräuchlich, weil die attributivische Verwendung des männlichen Komparativs vermieden und entweder durch den Positiv mit vorgesetztem mé

(mehr) oder durch Umschreibung mit einem Relativsatz vertreten wird; ersteres geschieht nach dem unbestimmten, letzteres nach dem bestimmten Artikel: ə mé grósər mán (ein grösserer Mann); dər màn wu gəlértər iš (der gelehrtere Mann).

In der Verbindung mit káĭn (kein) wird der Komparativ in der Regel durch ȝo (so) mit dem Positiv ersetzt: káĭn ȝo dùmər minš (kein so dummer Mensch); kéĭn ȝo gəfrà′χt kìnər (keine so frechen Kinder).

Nach niš (nichts) und èpəs (etwas) steht der Genitiv des Komparativs: niš besərəs (nichts Besseres); èpəs šénəres (etwas Schöneres).

Zur Verstärkung des Komparativs dient fil (viel), das gern wiederholt wird: fil fil besər (viel besser).

Um den absoluten Superlativ auszudrücken, bedient man sich der Adverbia gâus (ganz) und ȝér (sehr) mit dem Positiv: gâns gùt (ganz gut); ȝér šén (sehr schön).

Die Steigerungsform von fil ist mé (mehr), Sup. máĭnšt. Statt dər máĭnšt (am meisten) sagt man jedoch häufiger dər filšt; «meistens, meistenteils» wird durch ət máĭnšt, di máĭnšt sit (= frz. la plupart du temps) wiedergegeben. Das Adv. gér heisst im Komp. liwər (lieber), im Sup. am lipštən.

Nach dem Komparativ steht bei Vergleichungen ès (als) oder wi (wie); beide werden gewöhnlich verbunden, wenn ȝo (so) vorhergeht: ȝo riχ ès wi dú (so reich als du).

Statt am (am) mit dem Superlativ setzt man öfter bei allen drei Geschlechtern in der Ein- und Mehrzahl dər (der): di fróĭ, wu dər bešt ko′χən kàn (die Frau, welche am besten kochen kann); dàt máĭdəl, wu dər šenšt nèjən kàn (das Mädchen, das am schönsten nähen kann); di bûwən, di dər šnèlšt kànən lóĭfən (die Buben, die am schnellsten laufen können); ət iš dər bešt (es ist am besten); di lit, wu dər riχš bìn (die Leute, die am reichsten sind); dàt hus, wu dər hékšt iš (das Haus, das am höchsten ist). Diese Redewendung scheint, wie noch manche andere, der frz. Syntax entnommen zu sein: les personnes qui travaillent le mieux (am besten); les chiens qui courent le plus vite (am schnellsten); les objets qui nous sont le plus chers (am teuersten). Die Superlative «zuerst» und «zuletzt» werden ebenfalls nach dem Frz. durch dər éršt und dər letšt wiedergegeben, mit dem Unterschiede jedoch, dass diese Ausdrücke durch Uebertragung der Formen des Sing. Masc. auf alle übrigen Numeri und Genera stets unverändert bleiben: dər klu′χ git dər érš nà (der Kluge gibt zuerst nach; le premier); di

klu'χən gin dər érš nå; dər érš bin iχ əršrok (zuerst bin ich erschrocken); di èlštən kümən dər lešt dran (die Aeltesten kommen zuletzt dran).

Ein Wort mit komparativer Form hat positiven Sinn, nämlich èŋštər (ängster), das gewöhnlich für àŋšt (angst) gebraucht wird: ich hàn èŋštər und àŋšt (ich habe angst); ət iš mir èŋštər (es ist mir angst); dieser Komparativ tritt sogar an die Stelle des Substantivs àŋst (Angst); fèn lutər èŋštər (vor lauter Angst); ich hàn dódəsèŋštər usgəštàn (ich habe Todesangst ausgestanden).

D. Zahlwörter.

§ 21.

a) Grundzahlen.

Zunächst mögen die Zahlen vorgeführt werden, die irgend eine Besonderheit aufweisen: 1. áïn, éïn (mit Umlaut), áïn; flektiert áïnər, éïn, áïnt; die übrigen Zahlen werden nicht flektiert; 2. swén, swó, sweï, mit Erhaltung der Dreigeschlechtigkeit (mhd. zwêne, zwô, zwei); 3. drìj, für alle Genera, verkürzt in dritsen (dreizehn) und drisiχ (dreizehn); 4 fìr, aber fértsen (14), fèrtsiχ (40); fértəl (Viertel); 5. fìnf, aber fü'χsen (15), fü'χsiχ (50), mit Uebergang des f in niederdeutsches ch vor s; 6. ʒeks, mit geschlossenem e, aber ʒèχsen (16) und sèχsiχ (60) mit offenem è; 7. ʒiwən, aber mit Ausfall des n bei ʒiwətsen (17), ʒiwətsiχ (70); 8. èt, mit Umlaut; dagegen à'χsen (18) und àχsiχ ohne Umlaut; 9. nín, jedoch nèïntsen (19) und nèïntsiχ (90); 10. sén.

Die übrigen Zahlwörter sind regelmässig gebildet oder bieten nichts Auffallendes: 11. elf; 12. swelf; 20. swansiχ; 21. áïnəswansiχ, für die drei Geschlechter; ebenso 22. sweïjəswansiχ; 23. drìjəswansiχ; 28. ètə- und aχtəswansiχ; 29. nínəswansiχ; 100. hünərt; 101. hünərt ùn áïn, éïn, áïn, flektiert hünərt ùn áïnər, éïn, áïnt; die Konjunktion ùn (und) wird immer gesetzt; 102. hünərt ùn swéï, swó, swéï; 103. hünərt ùn drìj; 110. hünərt ùn sén; 200. sweïhünərt; 300. drihünərt; 400. fìrhünərt; 800. èthünərt; 1000. dauʒənt. Ein Vielfaches von 100 000 wird stets mit Hülfe des Adv. mål (mal) gebildet: 500000. finf mål hünərt dauʒənt; eine Million wird durch sen mål hünərt dauʒənt ausgedrückt.

Die erste Zahl wird genau wie ein Adjektiv behandelt, hat also je nach ihrer Stellung eine starke und schwache Deklination; sogar ein schwacher Plural wird von ihr gebildet: d i á ï n ə n (die Einen); hingegen bleiben die drei Geschlechtsformen von 2 in allen Kasus unverändert. Jene kann ferner die Funktion eines unbestimmten Artikels übernehmen; dann ist sie unbetont und wird abgeschwächt zu masc. ə n und ə, fem. und neutr. ə.

Um auszudrücken: «in etwa 8 Tagen, vor ungefähr 3 Wochen, nach etwa 2 Jahren», bedient man sich der Wendungen i n ə n d à'χ ə r è t, f o r ə w ù'χ ə r d r i j, n å ə j å r ə r s w é ï; das -ə r zwischen dem Substantiv und dem Zahlwort ist wohl nichts anders als eine Verstümmelung der unbetonten Konjunktion «oder». Aehnlich ist š t ì k ə r ʒ e k s (etwa sechs) aus «ein Stück oder sechs» kontrahiert worden.

Um zu sagen: «er ist in den zwanziger, dreissiger, vierziger Jahren», heisst es ohne Flexionsendung: ə r i š i n d ə s w a n s i χ, d r i s i χ, f è r t s i χ; j å r braucht nicht hinzugefügt zu werden.

Bei ungefähren Zahlangaben bedient man sich zumeist einer dem Frz. entlehnten Wendung: i n d ə d r i s i χ (dans les trente, etwa dreissig). Das daneben vorkommende ù ŋ e f ê r (ungefähr) wird fast immer mit ʒ ó (so) verbunden: ʒ o u ŋ e-f ê r h ù n ə r t.

Die Zahlen 1 und 2 stimmen abweichend vom nhd. Sprachgebrauch bei Angabe der Tageszeit mit dem Worte «Uhr» im Genus überein: é ï n ú r (ein Uhr); s w ó ú r (zwei Uhr); ə f é r t ə l u f é ï n (ein Viertel auf eins); ə f é r t ə l n à s w ó (ein Viertel nach zwei); ə t i š s w ó f ə r b é ï (es ist zwei vorüber). Vielleicht hat sich auch hier französischer Einfluss geltend gemacht: é ï n ú r = une heure. Bei «halb» dagegen ist die Flexion des attributiv gebrauchten Nom. Sing. Masc. verallgemeinert worden; wie es z. B. heisst: ʒ i i š h à l w ə r d ó t (sie ist halb tot), so wird auch gesagt: ə t i š h à l w ə r é ï n (es ist halb eins); h à l w ə r s w ó (halb zwei) usw.

b) Ordnungszahlen.

Von den Ordnungszahlen ist nur die erste eine von ihrer Grundzahl unabhängige Bildung: 1. é r š t, ahd. ê r i s t o, Sup. zu ê r (eher); ǫ n t e r zu frz. un wird bloss von den Kindern beim Spielen gebraucht. Die übrigen Ordinalia werden von den Kardinalzahlen abgeleitet, und zwar von 2 bis 19 durch Anhängen eines t, von den höhern Zahlen vermittelst der Superlativendung: 2. s w é ï t, vom Neutrum der Grundzahl; d r ì t,

regelmässig zu drìj gebildet, nur mit Verkürzung wie in dritsen (dreizehn); 4. fìrt; 5. finft; 6. ʒekšt; 7. ʒiwət, mit Ausfall des n wie in ʒiwətsen (siebzehn); 8. êtšt, mit Superlativendung, weil sich sonst die Ordnungszahl von der Grundzahl, die auf t ausgeht, nicht unterscheiden würde; 9. nint; 10. sént; 18. à'χsent; 20. swansišt, mit Unterdrückung des palatalen Spiranten vor s; 100. hùnəršt.

Die substantivisch gebrauchten Zahlen werden in der Mda. durch die flektierten männlichen Formen der Ordinalia ersetzt; auch die Zahl «Eins» wird in dieser Verwendung nach Analogie der übrigen durch Hinzufügung von -ter gebildet: ən áïntər (eine Eins); e sweïtər (eine Zwei); ən dritər (eine Drei); ən êtštər (eine Acht); ə séntər (eine Zehn); ə swansištər (eine Zwanzig); ən drisištər (eine Dreissig); ən hùnərtštər (eine Hundert).

Statt der Grundzahl steht die Ordnungszahl vor su (zu) in Sätzen wie: ʒi bìn sùm sweïtən, sùm drìtən, sùm fìrtən, sùm ʒekštən kùm (sie sind zu zwei, zu drei, zu vier, zu sechs gekommen); daneben: ət bi jər sweï gəwén usw. (es sind ihrer zwei gewesen usw.).

Bei Angabe des Jahres wird das Jahrhundert der Kürze halber ausgelassen; «im Jahre 1870» heisst: im ʒiwətsištə jâr (im siebzigsten Jahre).

c) Teilzahlen.

Um einen Bruch mit dem Zähler eins auszudrücken, verbindet die Mundart den Nenner als Ordinalzahl mit dem Subst. dáïl (Teil), das aber, von fértəl (Viertel) abgesehen, nicht wie im Nhd. abgeschwächt und zu der Zahl als blosse Nachsilbe hinzugesetzt wird: dər drit dáïl (ein Drittel); $^1/_5$ dər fìnft dáïl; $^1/_6$ dər ʒekšt dáïl; $^1/_{10}$ dər sént dáïl. Dagegen wird ein Bruch mit einem höhern Zähler als eins durch die Verbindung einer Grundzahl mit dáïl angedeutet: $^2/_3$ sweï deïlər, $^3/_4$ drìj deïlər, $^4/_5$ fìr deïlər; ist der Nenner um mehr als eine Einheit grösser als der Zähler, so wird er ausdrücklich angegeben; $^2/_5$ sweï deïlər fèn fìnf; $^5/_8$ fìnf deïlər fèn a'χt.

Die Deminutivsilbe -ling wird zur Bruchbildung benutzt in ferlìŋ (Viertel Pfund). Andere Zusammensetzungen von Zahlwörtern sind solche mit dem alten Subst. lei: sweïərleï (zweierlei); ferner mit dem durch -tiχ erweiterten Suffix -fà'χ (= fach): áïnfà'χtiχ (einfach); von -hânt (Hand) gibt es nur das Kompositum àlərhânt (allerhand).

Für den einfachsten Bruch $^1/_2$ hat die Sprache ein von den Zahlwörtern unabhängiges Wort hàlwər, hâlw, hâlw (halber, halbe, halbes); wird es substantivisch gebraucht oder ist ein Substantiv sächlichen Geschlechtes zu ergänzen, so gilt für das Neutrum die Form hàlwət (halbes). Vor einem Adjektiv steht immer durch Ausgleich der flektierte Nom. Sing. Masc., wie vor dem Substantiv «Uhr»: ʒi bin hàlwər dót gəwèn (sie sind halb tot gewesen); ət iš šon hàlwər dùŋkel (es ist schon halb dunkel); iχ bin hàlwər krâŋk (ich bin halb krank).

Von elliptischen Bildungen ist nur ànərthàlw (anderthalb) gebräuchlich.

E. Pronomina.

§ 21.

a) Personalia.

Die persönlichen Fürwörter haben je eine betonte volle und eine unbetonte, bisweilen verkürzte Form. Der fehlende Genitiv wird durch fèn (von) mit dem Dativ ersetzt.

	1. Person		2. Person	
	betont	unbetont	betont	unbetont
Sg. N.	iχ	əχ, χ	dú	də
D.	mìr (mìa)	mər (ma)	dìr (dìa)	dər (da)
A.	miχ	miχ	diχ	diχ
Pl. N.	mìr (mìa)	mər (ma)	jìr (jìa)	jər (ja)
{D. A.	ûs	ùs	oïwiχ	oïwiχ.

3. Person.

	Masculinum		Femininum		Neutrum	
	betont	unb.	bet.	unb.	bet.	unb.
Sg. N.	ér (éa)	ər (a)	ʒi	ʒə	èt	ət, t
D.	ém	əm, m	ir, (ìa)	ər (a)	ém	əm, m
A.	én	ən, n	ʒi	ʒə	ét	ət, t

	bet.	unb.
Pl. N.	ʒi	ʒə
D.	énən	ən
A.	ʒi	ʒə

Im Plural der 2. Person ist der alte Akk. iuwich auf den Dativ übertragen, im Plural der 1. Person umgekehrt der alte Akk. unsich durch den Dativ verdrängt worden. Dieser Ausgleich erklärt sich aus dem Umstand, dass in der Mda. der dritte und vierte Fall gerade beim Plural nicht streng aus-

einander gehalten werden; so heisst es: ich hàn ʒ'ət gəʒát (ich habe es ihnen gesagt); hàš də ʒ'ət gìn (hast du es ihnen gegeben), während im Sing. der Dat. des Pronomens nach diesen Verben stehen würde.

Wenn von Frauen die Rede ist, wird das Neutr. des Fürwortes gebraucht.

Für die Anrede an eine ältere oder fremde oder den höhern Gesellschaftsklasse angehörende Person ist der Plural des Pronomens der 2. Person üblich; das Anreden mit «Sie» ist der Mda. fremd.

b) reflexivum.

Das Reflexivpronomen hat weder Genitiv noch Dativ. Als Ersatz dafür gebraucht man sowohl im Sing. als im Plur. die Akkusativform ʒìχ (sich).

c) possessiva.

Die besitzanzeigenden Fürwörter weichen insofern von der Deklination der gewöhnlichen Adjektiva ab, als sie nur bei substantivischem Gebrauch flektiert werden. Die adjektivisch gebrauchten sind in allen Casus eines jeden Genus unverändert: min (mein); din (dein); ʒin (sein); ûʒər (unser); oïwər (euer); jìr (ihr); das n der Singularformen wir nur vor Vokalen, h und Dentalen gehört; statt -ər bezw. -r des Plurals ist -a das Gewöhnliche. Beispiele: fè mì fatər (meines Vaters, von meinem Vater); an di ʒún (an deinen Sohn); wejən ʒi mùtər (wegen seiner Mutter); beï ûʒər nâpərn (bei unsern Nachbarn); in jìr hiʒər (in ihren Häusern) usw. Bei weiblichen Personennamen wird das Possessivverhältnis durch das Neutrum ʒin ausgedrückt: əm mari ʒi rok (der Marie ihr Rock). Die Pluralformen haben Genitivfunktion in den Ausdrücken ûʒər, oïwər, jìr swén, drìj usw. (unser, euer, ihrer zwei, drei usw.).

Die substantivisch gebrauchten Possessiva werden folgendermassen flektiert:

	Masc.	Fem.	Neutr.	Plur.
Sg. N.	minər	mini	mint	minən
D.	minəm	minər	minəm	minən
A.	minən	mini	mint	minən

Es scheinen also diese Pronomina in absoluter Stellung das Bedürfnis einer Endung zu haben, um Geschlecht und Zahl deutlich hervortreten zu lassen. Nur so erklärt es sich, warum beim Fem. ursprüngliches e, anstatt abzufallen, vermutlich unter dem Einfluss des Vokals der ersten Silbe zu i ge-

worden ist, und der Nom. Plur. die schwache Endung -ən angenommen hat.

Ebenso werden dekliniert dinər, dini, dint, dinən (deiner, deine, deines, deine); ȝinər, ȝini, ȝint, ȝinən (seiner usw.); ûȝər, ûȝəri, ûȝərt, ûȝərn (unser usw.); oïwər, oïwəri, oïwərt, oïwərn (euer usw.); jîrər, jîri, jîret, jîrən (ihr usw.).

Vor den Possessivpronomen steht in der Mda. nie der Artikel, auch dann nicht, wenn sie substantivisch gebraucht werden: mint (das meine); dîni (die deine); ȝinər (der seine); ûȝərn (die unsern); oïwərt (das eure); ət iš jîrt (es ist das ihrige).

Die erst im Nhd. aufgekommenen pronominalen Ableitungen auf -ig, wie «meinig, deinig» usw., sind nicht in die Mda. gedrungen.

d) Demonstrativa.

Als hinweisendes Fürwort dient mitunter einfaches betontes dèr, dî, dàt (der, die, das); gewöhnlich aber gebraucht man Zusammensetzungen dieses Pronomens mit lâ (= frz. là?), um etwas Nahes, Gegenwärtiges zu bezeichnen, oder mit dórt (dort, woneben lórt, durch Angleichung an lâ), um auf etwas Entferntes hinzuweisen. Diese Verbindungen sind also analog wie das in der Mda. nicht vorhandene «dieser» gebildet, das aus der Verschmelzung des einfachen Demonstrativums mit der Partikel sê (= ecce) entstanden ist.

Sehr oft werden dər lâ durch Wiederholung des lâ verstärkt: dər lâ lâ, dàt lâ lâ; das erste ist betont, das zweite nicht.

Der zu bezeichnende Gegenstand kann zwischen das Pronomen und lâ treten, aber auch hinter diesem stehen: dər màn lâ (dieser Mann); dàt lâ hus (dieses Haus).

Ein anderes hinweisendes Fürwort besitzt die Mda. in dərȝèl, diȝèl, dàtsèl, der Form nach dem nhd. «derselbe, dieselbe, dasselbe» entsprechend; jenes ist aber rein demonstrativ; die Bedeutung der Determination und der Identität, welche «derselbe» gewöhnlich hat, ist dər ȝèl vollständig fern; letzteres wird übrigens nur absolut verwendet. Beispiel: wén iš ət gəwén? dərȝèl (wer ist es gewesen? jener dort); im Gegensatze zu dər lâ wird dərȝèl immer in Bezug auf etwas Entfernteres angewandt, gerade wie dər lórt.

	Masc.	Fem.	Neutr.	Plur.
Sg. N.	dər ȝèl	di ȝèl	dàt ȝèl	di ȝèlən
D.	dəm ȝèlən	dər ȝèl	dəm ȝèlən	də ȝèlən
A.	də ȝèlən	di ȝèl	dàt ȝèl	di ȝèlən

e) determinativa.

Als Pronomen determinativum wird ausser dem betonten dèr, dì, dàt mit folgendem Relativ meistens dər nèmpliχ, di nèmpliχ, dàt nèmpliχ (der, die, das nämliche) gebraucht; seltener ist dərjéniχ (derjenige), das dem Nhd. entlehnt zu sein scheint.

Eine eigentümliche Bildung ist ʒótər (solcher), im Sing. stets mit dem unbestimmten Artikel verbunden. Mit solch (aus so und -lich entstanden) hat ʒótər das erste Element der Zusammensetzung gemein; das t ist vielleicht ein blosser Uebergangslaut vor der Flexionssilbe -ər. Doch liesse sich ʒótər auch von sô-tân-er (sotaner) herleiten. Die Form ʒótər ist unveränderlich: ə ʒótər màn (ein solcher, einen solchen Mann); ə ʒótər froï (eine solche, einer solchen Frau); ʒótər lìt (solche Leute, solchen Leuten).

Auch ʒèlwər (selber) ist indeklinabel: iχ ʒèlwər; mìr ʒèlwər; ʒi ʒèlwər (sie, Fem. Sing. und Plur.); mìr ʒèlwər (wir selber). Eine Bildung wie «selbst» gibt es in der Mda. nicht.

f) relativa.

Um das relative Verhältnis auszudrücken, bedient sich die Mda. ausschliesslich des Lokaladverbiums wû (wo): dər màn, wù gəštórw iš (der Mann, welcher gestorben ist); di froï, wu gəsát hàt (die Frau, welche gesagt hat); di kìn, wu dórt špilən (die Kinder, welche dort spielen).

Der Genitiv «dessen» und «deren» kann auf dreifache Art wiedergegeben werden: entweder durch einfaches wû, oder durch wû in Verbindung mit fèn, welche Partikeln aber nicht nebeneinander stehen, sondern das Hauptwort zwischen sich nehmen, oder endlich durch wû und folgendem Pronomen possessivum: ət kìnt, wù ér dər fatər iš, oder wù ér dər fatər fèn iš, oder wù ér ʒì fatər iš (das Kind, dessen Vater er ist); dər màn, wù də froï dót iš, oder wù də froï fèn dót iš, oder wù ʒi froï dót ìš (der Mann, dessen Frau tot ist); dì kìn, wù dì èltərn riχ bìn, oder wù dì èltərn fèn . . . oder wù jìr èltərn . . . . . (die Kinder, deren Eltern reich sind).

g) interrogativa.

Die absolut gebrauchten fragenden Fürwörter sind: wén (wer), wàt (was); welər, weli, welt (welcher, welche, welches); wàt fər aïnər, wàt fər eïn, wàt fər aïnt

(was für einer, eine, eines); wàt fərər, wàt fəri, wàt fərt, durch Anhängen der Flexionsendungen -ər, i und t an wàt fər. Vor einem Substantiv stehen: welər, wel, wel (welcher, welche, welch); wàt fər ən, ən, ən (was für ein, eine, ein).

Anm. Bei wén hat Uebertragung des Akk. auf den Nom. stattgefunden. In welər, mhd. welch, ist wie in šêl, schelch (scheel), das ch ausgefallen. Das i von weli beruht auf Ausgleichung an mini, dini, ȝini (meine etc.). In einem Fragesatz tritt wàt fər ən nach alter Weise getrennt oder wie im Nhd. verbunden auf: wàt iš dàt fər ən màn und wàt fər ən màn iš dàt (was für ein Mann ist das).

h) indefinita.

Folgende unbestimmte Fürwörter sind in der Mda. im Gebrauch: mər, ma (man); ímǝs (jemand); nímǝs (niemand); áïn, éïn, áïnt (einer, eine, eines); káïn, kéïn, káïnt (keiner, keine, keines); jetwidər (jedweder) steht vor Substantiven und ist indeklinabel; jetwidəráïnər, jetwidəréïn, jetwidəráïnt (jedweder einer, eine, eines), in absoluter Stellung; weniχ (wenig), ohne Flexion; fil (viel), ebenso; etliχ (etliche), wird schwach flektiert, wenn kein Substantiv folgt: ət bì jər etliχən gəwén (es sind ihrer etliche gewesen); èpəs (etwas); niš und ništ (nichts); àləs (alles); àl (alle), das gewöhnlich durch gêr (gar) verstärkt wird, vor dem das Pronomen stets die schwache Pluralendung annimmt (àlən gèr), wahrscheinlich nur des Wohlklangs und der leichtern Aussprache wegen.

Das seltene máni χ (manch) wird durch mé ès áïn (mehr als ein, frz. plus d'un) ersetzt; unbekanntes «einige» durch ə pá (ein Paar); das reziproke Verhältnis wird durch «áïnər dən ànərn» (einer den andern, frz. l'un l'autre) ausgedrückt; mhd. einander kommt nur in den Kompositis vor: fèn-, dúriχ-, inərənènər (von-, durch-, untereinander).

Anm. Bei mər (man) beruht wohl der Konsonantenwechsel, nach dem Ausfall des n, auf fälschlicher Auffassung des -a für -ər; auch die Anlehnung an -ər, a (er) mag dazu beigetragen haben. Was nímǝs anbelangt, so könnte hier, wie bei nichts, ein alter elliptischer Genitiv vorliegen; ímǝs wäre dann später an nímǝs angeglichen worden.

II. Konjugation.

§ 22.

Die Formen des Verbums sind in der Mda. sehr zusammengeschmolzen. Ein Imperfekt des Indikativs ist bei keinem mehr vorhanden, auch die Hülfszeitwörter haben es verloren. Es kann also ferner von einem Plusquamperfekt keine Rede sein; dasselbe wird durch das mit dem Partizip von ȝìn oder hàn erweiterten Perfekt ersetzt.

Das Präsens des Konjunktivs ist nur noch in einigen Wunschformeln erhalten: got ȝen (Gott segne, zu ergänzen diχ oder oïwiχ);[1] gut hèlfiχ (Gott helfe Euch);[2] gut dáŋiχ (Gott danke Euch);[3] ùȝər hêrgot hèlfiχ (unser Herrgott helfe Euch);[4] got štémər beï (Gott stehe mir bei).

Ein Imperfekt des Konjunktivs haben nur die Hülfszeitwörter bewahrt; bei den übrigen Verbis wird es durch eine Umschreibung ersetzt, die mit der verdunkelten Form gèt und dem Infinitiv gebildet ist. Dieses gèt könnte aus einem Konjunktiv Imperfekti des Hülfszeitwortes dûn (tun) durch Dissimilation des anlautenden d vor auslautendem t, oder durch partielle Assimilation des d an das ch des Pronomens der ersten Person mit Uebertragung auf die andern entstanden sein; wahrscheinlich aber ist gèt von einer erweiterten, halb starken, halb schwachen Konjunktivform *gèbt (gäbte = gäbe) herzuleiten.

Für das Futurum I setzt man gewöhnlich das Präsens, für das Futurum II das Perfekt; dies geschieht regelmässig, wenn das Verbum eine Zeitbestimmung neben sich hat: ər kìmt ìn sén jår (er kommt in zehn Jahren); mər pliwən ȝeks mênt (wir werden sechs Monate bleiben). In Sätzen aber, die eine Handlung in unbestimmter Zukunft, überhaupt etwas Ungewisses und Zweifelhaftes enthalten, gebraucht man das Futurum: də wèršt gəȝìn (du wirst sehen); ȝə wêrən hofəntlich gén (sie werden hoffentlich gehen); ət wêrt wól ȝo bin (es wird wohl so sein).

Da keine Imperfekta erhalten sind, lassen sich die starken und schwachen Verba nur an der Bildung des Partizipiums Perfekti erkennen.

---

[1] sagt man zu einem, der niest.

[2] Gruss der ältern Leute.

[3] noch von jedermann als Gegengruss auf jeden beliebigen Gruss gebraucht.

[4] damit speist man die Bettler ab, denen man nichts geben will oder kann.

In der Mda. herrscht ein starker Formenausgleich: Die 1. Person Sing. und der ganze Plural des Indikativs Präsentis sowie die 2. Person der Mehrzahl des Imperativs sind bei allen Verben identisch; sie gleichen alle dem Infinitiv: gén (gehen), iχ gén, mər gén, jər gén, ʒə gén (ich gehe, wir gehen, ihr geht, sie gehen), gén (geht); bru'χən (brauchen), iχ bru'χən, jər bru'χən, imper. bru'χən; dûn (tun), iχ dûn, jər dûn, dûn (tut). Nur einige Hülfszeitwörter machen von der allgemeinen Regel, nach welcher die 1. Person Ind. Praes. mit dem Infinitiv zusammenfällt, eine Ausnahme. Es liegt hier allem Anschein nach ein Ueberrest der althochdeutschen Verbalflexion vor. In der Tat endigt diese Person bei den schwachen Verben auf -ôn und -ên wie der Infinitiv: salbôn (salben), salbôn (ich salbe); habên (haben), habên (ich habe). Im Mhd. und Nhd. hat das -e der starken Verba das -en der schwachen verdrängt; umgekehrt ist vielleicht in der Mda. die Endung -ən von den schwachen auf alle Verba übertragen worden.

Im Plural, wo es für die drei Personen nur eine Form gibt, hat sich die zweite nach den beiden andern gerichtet; wie jene lautet natürlich die zweite Person des Plurals Imperativi.

§ 23. Hülfszeitwörter.

Zur Bezeichnung der Unterschiede des Tempus und des Genus dienen die Hülfszeitwörter hàn (haben), ʒin und bin (sein), wèrən (werden); um den Unterschied des Modus zu bezeichnen, sind folgende im Gebrauch: kànən (können), dáfən (dürfen), mánən (mögen), mùn (müssen), ʒolən und ʒodən (sollen), wilən (wollen), làn und làʒən (lassen); auch gén (gehen) und wiʒən (wissen) können hierher gerechnet werden.

Konjugation von ʒin oder bin (sein):

	Indicativ		Conjunctiv
Praes.	iχ bin (ʒin)	Imperf.	iχ wèrən (wèr)
	də bišt (biš)		du wèršt (werš)
	ər išt (iš)		ər wèr
	mər bin (ʒin)		mər wèrən
	jər bin (ʒin)		jər wèrən
	ʒə bin (ʒin)		ʒə wèrən
Perf.	iχ bin gəwén	Pl. q. Perf.	iχ wèrən gəwén
	də biš gəwén		də wèrš gəwén
	ər iš gəwén		ər wèr gəwén
	usw.		usw.

Imperativ bi (ʒei), bin (ʒeiən).

Zwischen der 1. Pers. Sing. des Präs. Ind. und dem Infinitiv hat Formenaustausch stattgefunden. Die Aehnlichkeit der Pluralformen b i n (1. und 2.) mit den mittelhochdeutschen birn und birt (bint) ist, da sie nur auf Ausgleich beruhen, eine ganz zufällige. Beim Konjunktiv hat die 1. Pers. der Einzahl w ê r eine Nebenform mit - ə n, die sich entweder durch Verwechslung mit derselben Person des Hülfszeitwortes w ê r ə n (werden) oder durch Uebertragung aus dem Plural erklärt.

Die Nebenform ʒ e i des Imperativs, welche allmählich die ältere Form b ì (mhd. bis) verdrängt, ist dem Nhd. entlehnt; doch hat «seid» beim Uebertritt seine der Mda. fremde Flexionsendung mit der üblichen Pluralsilbe der 2. Pers. - ə n vertauscht.

Konjugation von h à n (haben).

	Indicativ		Conjunctiv
Praes.	i χ h à n	Imperf.	i χ h e t
	d ə h à š t (h à š)		d ə h e t š t (h e t š)
	ə r h à t		ə r h e t
	m ə r h à n		m ə r h e d ə n
	j ə r h à n		j ə r h e d ə n
	ʒ ə h à n		ʒ ə h e d ə n
Perf.	i χ h à n g ə h á t	Pl. q. Perf.	i χ h è t g ə h á t
	d ə h à š g ə h á t		d ə h e t š g ə h á t
	usw.		usw.

Imperativ h à (habe), h à n (habt).

Das mhd. haben zeigt für den Infinitiv, die 1. Sing. und die 1. Plural Ind. ähnliche kontrahierte Formen: h à n (haben, ich habe und wir haben). Beim Konjunktiv wird t intervokalisch zu d. Der Imperativ h à ist nur selten gebräuchlich: h à n ù m ə n g ə d o l t (habe nur Geduld); man umschreibt ihn lieber mit d ə m ù š h à n (du musst haben).

Konjugation von w ê r e n (werden).

	Indicativ		Conjunctiv
Praes.	i χ w ê r ə n	Imp.	i χ g è t w ê r ə n
	d ə w ê r š t (w ê r š)		d ə g è t š w ê r ə n
	ə r w ê r t		ə r g è t w ê r ə n
	m ə r w ê r ə n		m ə r g è d ə n w ê r ə n
	j ə r w ê r ə n		j ə r g è d ə n w ê r ə n
	ʒ ə w ê r ə n		ʒ ə g è d ə n w ê r ə n
Perf.	i χ b i w ó r t usw.	Plusq. Pf.	i χ w ê r ə w ó r t usw.

Imperativ w ê r (werde), w ê r e n (werdet).

Wie im Nhd. wird dieses Hülfszeitwort zur Bildung des Futurums und Passivums verwendet: i χ w ê r ə š l é n (ich werde schlagen); i c h w ê r ə n g ə š l á (ich werde geschlagen); ə r i š g ə š l á w ó r t (er ist geschlagen worden); es kann auch

absolut stehen: ər wêrt meījər (er wird Bürgermeister); ət wêrt niš drus (es wird nichts daraus). Bei dem Mangel eines Konj. Imperf. muss man sich einer umschreibenden Kondizionalform bedienen, während eine solche bei ʒìn und hàn nicht gebräuchlich ist.

Die übrigen Hülfszeitwörter weisen folgende Eigentümlichkeiten auf: Der Infinitiv hat den Vokal der 1. Sing. Ind. Praes., er wird aus dieser durch einfaches Anhängen von -ən gebildet. Der ganze Plural des Indikativs ist dem Infinitiv gleich. Auch das Partizip hat in der Regel denselben Vokal wie das Praesens. Die Konjugation der Modalitätszeitwörter sei hier kurz zusammengestellt.

kànən (können); iχ kàn, də kànšt (kànš), ər kàn, mər kànən, jər kànən, ʒə kànən; conj. imperf. iχ kènt (kèn), də kènšt (kènš), ər kènt (kèn), mər kènən (kèntən), jər kènən (kèntən), ʒe kènən (kèntən); part. gəkènt. Die Formen kèn und kènən sind nicht, wie man glauben könnte, Ueberreste eines Konj. Praesentis; wenn ʒìn und hàn den ibrigen verloren haben, ist nicht anzunehmen, dass der von kànən erhalten sei. Die fraglichen Nebenformen sind vielmehr durch den häufig vorkommenden Ausfall des t hinter n zu erklären. Das Partizip ist mit dem von kènən (kennen) zusammengefallen; bisweilen steht auch dieser Infinitiv für kànən.

dáfən (dürfen); indic. praes. iχ dáf, də dáfšt, ər dáf, mər dáfən, jər dáfən, ʒə dáfən; conj. imperf. iχ dirft (dirf), də dirfšt, ər dirft (dirf), mər dirftən (dirfən), jər dirftən (dirfən), ʒə dirftən (dirfən); part. gədáft (gədáf). Bei nachlässiger Aussprache wird das t sowohl des Partizips als des Konjunktivs nicht gehört; auch das f verstummt manchmal vor š: də dášt für dáfšt, diršt für dirfšt; nach dem Vorbilde von dášt und diršt werden dann auch die übrigen Formen nicht selten ohne f gebildet: inf. dášən; ind. praes. iχ dáš, ər dáš, mər dášən usw.; part. gədášt; conj. imperf. iχ diršt (dirš), ər diršt (dirš), mər dirštən (diršən) usw.

mánən (mögen); indic. praes. iχ mán, də mánšt (mánš), ər mán (mánt), mər mánən, jər mánən, ʒə mánən; conj. imperf. iχ méīχt (méīχ), də méīχšt (méīχš), ər méīχt (méīχ), mər méīχtən (méīχən), jər méīχtən (méīχən), ʒə méīχtən (méīχən); daneben iχ mint, də minšt (minš), ər mint, mər mintən, jər mintən, ʒə mintən; part. gəmánt. Die Form mán der 1. Sing. Ind. Präs. ist wohl durch Kontraktion aus *magen entstanden; Plural und Infinitiv müssten

eigentlich ebenso lauten, sind aber nach Analogie der anderen Hülfszeitwörter durch eine zweite Anhängung von -ən an die 1. Sing. neu gebildet worden. Die 2. und 3. Sing. richten sich ebenfalls nach der 1. wie z. B. bei dáfen; die 3. Sing. hat ausserdem nach dem Muster anderer Verba eine Nebenform mit t. Es werden zwei Formen des Konj. Imperf. nebeneinander gebraucht, méĭχt und mint; die erste mit Vorliebe in positiven, die zweite in negativen Sätzen; méĭχt gehört seiner Bildung nach zu mhd. möhte, mint zu mán: auffallend ist der Umlaut i für zu erwartendes e; vielleicht sollte damit einer Verwechslung mit dem verloren gegangenen Konj. Imperf. von mênən (meinen) vorgebeugt werden.

mùn (müssen); indic. praes. iχ mùn, də mùšt (mùš), ər mùs, mər mùn, jər mùn, ʒə mùn; conj. imperf. iχ mèst (mès), də mèšt, ər mèst, mər mèstən (mèʒən), jər méstən, ʒə mèstən; part. gəmùst (gəmùs) und gəmùn. Der Infinitiv mùn ist aus *mùʒən zusammengezogen wie làn aus làʒən; daneben gibt es noch einen zum Konj. mès gebildeten Infinitiv mèʒən.

ʒodən (sollen); indic. praes. fehlt; conj. imperf. iχ ʒot, də ʒotšt (ʒotš), ər ʒot, mər ʒodən, jər ʒodən, ʒə ʒodən; part. gəʒot. Der Infinitiv hat sich in Ermangelung eines Präsens an den Konj. Imperf. angelehnt; l ist ausgefallen; t wird intervokalisch zu d.

wilən (wollen); iχ wilən, də witšt, ər wit, mər wilən, jər wilən, ʒə wilən; conj. imperf. iχ wot, də wotšt, ər wot, mər wodən, jər wodən, ʒə wodən; part. gəwit. Auch hier ist Ausfall des l vor t oder š zu konstatieren; die 3. Sing. Ind. hat analogisches t; die 2. scheint zu der 3. durch Anfügung von št gebildet zu sein; doch könnte das t vor š einen blossen Zusatz bedeuten wie z. B. in fərwitšən (erwischen).

làn und làʒən (lassen); indic. praes. iχ làn, də lèšt (lèš), ər lèst, mər làn (làʒən), jər làn, ʒə làn; conj. imperf. iχ gèt làn usw.; imperat. làs, làn (làʒən); part. gəlàs. Auch das Mhd. besitzt neben làʒən eine kontrahierte Form làn. Einen organischen Konj. hat dieses Hülfszeitwort in der Mda. verloren.

Nicht der Bildung, aber der Verwendung nach sind zu den Hülfszeitwörtern zu rechnen gên und wisən.

gên (gehen); iχ gén, də géšt (géš), ər gét, mər gén, jər gén, ʒə gén; conj. imperf. iχ gèŋ, də gèŋšt (gèŋš), ər gèŋ, mər gèŋən, jər gèŋen, ʒə gèŋən; daneben iχ gèt gén usw.; part. gàŋ; imperat. ge, gen. Der Gebrauch von gén als Hülfsverbum ist französischen

Ursprungs: ət gét rénən = il va pleuvoir (es wird gleich regnen); ər gét štérwən = il va mourir (er liegt im Sterben); mər gén prowîrən = nous allons essayer (wir wollen versuchen). Infolge dieser Verwendung ist gén zu einem Adverb mit der Bedeutung «gleich, bald, jetzt» erstarrt, das auch zum verbum finitum gén verstärkend hinzutreten kann und unbetont ist: ər wèrt gen kùmən (er wird gleich kommen); ət wèrt gən ludən (es wird bald läuten); mər gén gen èsən (wir wollen jetzt essen); mər gén gen fort (wir gehen nun fort). So kann es vorkommen, dass gén dreimal hintereinander gesprochen wird: mər gén gen gén wir wollen jetzt gehen); das erste ist Hülfszeitwort und halbbetont, das zweite Adverb und unbetont, das dritte ein Infinitiv und betont. Der Konjunktiv ist durch Umlaut aus dem Stamme gang gebildet. Der Imperativ ist seiner Natur nach kurz.

wisən (wissen); iχ wéĭs, də wéĭšt, ər wéĭs, mər wéĭʒən (wìsən), jər wéĭʒən (wìsən), ʒə wéĭʒən (wìsən); conj. imperf. iχ wêĭšt (wèĭš), də wêĭšt (wêĭš), ər wêĭšt (wèĭš); mər wèĭštən, jər wêĭštən, zə wëĭštən; part. gəwùšt (gəwùš). Im Ind. Präs. ist der Vokal des Sing. auf den Plural übertragen werden; derselbe hat eine an den Infinitiv sich lehnende Nebenform; umgekehrt lautet auch dieser manchmal wéĭʒən wie der Plural.

Anm. In Verbindung mit dem Infinitiv eines andern Verbums kann wie im Nhd. statt des Partizips der Infinitiv der Hülfszeitwörter stehen, jedoch wird ersteres vorgezogen; beide haben ihren Platz vor dem Infinitiv des abhängigen Verbums: iχ hàn ət gəmùs bəsálən und mùn bəsálən (ich habe es bezahlen müssen); iχ hàn niš gəkènt mà'χən und kànə mà'χən (ich habe nichts machen können).

§ 24. Flexion der andern Verba.

a) Starke Klasse.

Infinitiv wèrfən (werfen); part. praet. gəworf.

Indicativ		Conjunctiv.
Praes.	iχ wèrfən	Imperf. iχ gèt wèrfən
	də wèrfš(t)	usw.
	ər wèrft	Plusq. iχ het geworf
	mər wèrfən	usw.
	jər wərfən	oder
	ʒə wèrfən	iχ het geworf gəhát
Perf.	iχ hàn gəworf usw.	usw.
Plusq.	iχ hàn geworf gəhát	Imperativ.
	usw.	wèrf, wèrfən.

Wie im Nhd. haben auch in der Mda. die 2. und 3. Sing. Ind. Präs. der umlautsfähigen Verba in der Regel den Umlaut: iχ hàlən, də hèlšt, ər hèlt (ich halte, du hältst, er hält); lóïfən, léïfšt, léïft (laufe, läufst, läuft); lȧȝən, lêšt, lêst (lasse, lässt); ȝufən, ȝifšt, ȝift (säufe, säufst); šlufən, šlifšt, slift (schlüpfe); štósən, štéšt, štést (stosse, stösst); blȧȝən, blêšt, blêst (blase, bläst); drán, drêšt, drêt (trage, trägst); šlȧfən, šlêfšt, šlêft (schlafe); fȧrən, fèršt, fêrt (fahre). Den Umlaut haben in der Mda. einige Verba, bei denen er im Nhd. ausnahmsweise nicht eingetreten ist: iχ kùmən, kìmšt, kìmt (ich komme, kommst und kömmst); dûn, dišt, dit (tue, tust); hoïwən, heïpšt, heïpt (haue, haust); rûfən, rîfšt, rîft (rufe, rufst). Umgekehrt hat die Mda. den Umlaut da abgelehnt, wo ihn die Schriftsprache anerkennt: iχ bàkən, bàkšt, bàkt (ich backe, bäckst, bäckt); brȧdən; brȧtšt, brȧt (brat, brätst); rȧdən, rȧtšt, rȧt (rate, rätst); ládən, látšt, lát (lade, lädst).

Bei šlén (schlagen) ist der Umlaut auf die übrigen Personen des Präsens und den Infinitiv übertragen worden: iχ šlén, də šléšt, er šlét, mər šlén usw.

Die sog. Brechung, d. h. der regelmässige Wechsel im Präsens zwischen e und i bei Verben mit dem Stammvokal e, findet in der Mda. nicht statt; e geht durch das ganze Präsens: iχ léȝən, léšt, lést (lese, liest) wèrfən, wèrfšt, wèrft (werfe, wirfst); štérwən, štérpšt, štérpt (sterbe, stirbst); hèlfən, hèlfšt, hèlft (helfe, hilfst); šmelsən, šmelšt, šmelst (schmelze, schmilzest); fərdèrwən, fərdèrpšt, fərdèrpt (verderbe, verdirbst); wèrən, wèršt, wèrt (werde, wirst); gəšwelən, gəšwelšt, gəšwelt (schwelle, schwillst); gèlən, gèlšt, gèlt (gelte, gilst); štélən, štélšt, štélt (stehle, stiehlst); brèχən, brèχšt, brèχt (breche, brichst); štèχən, štèχšt, štèχt (steche, stichst); trèfən, trèfšt, trèft (treffe, triffst); trédən, trétšt, trét (trete, trittst); èsən, èšt, èst (esse, isst); frèsən, frèšt, frèst (fresse, frisst); fərgèsən, fərgèšt (vergesse, vergisst); mèsən, mèšt, mèst (messe, misst); nèmən (nur in dem Ausdruck ȝiχ in át nèmən, sich in Acht nehmen, gebräuchlich), nèmšt, nèmt (nehme, nimmst). Der Imperativ dieser Verba lautet dementsprechend; lés (lies), wèrf (wirf), hèlf (hilf), štél (stiehl), brèχ (brich), štèχ (stich), ès (iss), frès (friss), fərgès (vergiss) usw.

Bei kontrahierten Verben wird e in allen Formen zu i: gìn (geben), iχ gìn, də gìšt, ər gìt (gebe, gibst, gibt),

Verba auf -ərn, die zu einem Substantiv oder Adjektiv gehören, lauten um oder behalten den reinen Vokal, aber manchmal umgekehrt wie im Nhd.: ʒ ú w ə r n (säubern); dagegen f ə r h ì ŋ ə r n (verhungern). Durch Anlehnung an f ə r - h ì ŋ ə r n ist r-Suffix nebst Umlaut in f ə r d í r š t ə r n (verdursten) eingetreten.

Schwache Verba auf -nen (mhd. -enen) werden durch Synkope in solche auf - ə n umgewandelt: d r ù k ə n (trocknen); b e g é j ə n (begegnen); r è χ ə n (rechnen); s á ĭ χ ə n (zeichnen); l é ĭ k ə n (leugnen); nur bei r é n ə n (regnen) und ʒ é n ə n (segnen) wird das n-Suffix beibehalten, um eine zweisilbige Form zu erzielen.

Ableitungen mit s sind gewöhnlich mit einem verächtlichen Beigeschmack verbunden: g r ì p s ə n (wegnehmen); g r à p s ə n (zugreifen); g r è p s ə n (aufstossen); b r i l s ə n (weinen), zu b r i l ə n (brüllen); g r ì n s ə n (knirschen), zu mhd. grinnen (greinen). Wie nhd. blitzen (mhd. bliczen) sich zu blicken, so verhält sich in der Mda. s p ù t s ə n zu spucken.

Die Partikel zer- als Präfix von Verben hat im Dialekt keine Aufnahme gefunden; als Ersatz dient f ə r: f̧ ə r r ì s ə n (zerreissen); f ə r š n í d ə n (zerschneiden); f ə r š t ó s ə n (zerstossen).

Anhang.

§ 26. Adverbia und Präpositionen.

Die von Adjektiven abgeleiteten Adverbia bilden die stärkste Gruppe:

1. Akk. Sing. Neutr.: l à ŋ (lange), zu l â ŋ k (lang); d e k, dicke (oft); k ú m ə r l i χ, zu mhd. kûme (schwächlich, kaum), vielleicht an «kümmerlich» angelehnt; g ə d i χ t, zu dichte (genau); g r á t, zu gerade (sofort, gleich); w i r k l i χ und w è r k l i χ (jetzt, gegenwärtig); g ê r, ahd. garo (prorsus), zur Verstärkung von à l (alle) dienend; d ú r i χ (durch), zu ahd. dërh (durchlöchert), bedeutet als Adj. in der Mda. «zerbrochen, zerrissen»; d a p ə r, tapfer (schnell); à l t, ahd. mhd. alleʒ (continuo), ein häufig gebrauchtes Füllwort, das sich mit «eben, immerhin» wiedergeben lässt; l è t s, zu mhd. laʒ (matt) und letzen, bedeutet als Adj. und Adv. «verkehrt».

2. Gen. Sing.: r û n s r ì m (rings herum), zu r û n t (rund); l à ŋ ə s (vorbei), zu l â ŋ k (lang); Beispiel: ə r i š l à ŋ ə s m i c h g à ŋ (er ist an mir vorbei gegangen); d e k s m â l (oftmals); die adverbialen Genitive l ì ŋ k s und r é t s werden auch adjektivisch und sogar substantivisch verwendet: d i r é t s h â n t (die rechte Hand); ə r i š l i ŋ k s und l i ŋ k ə s (linkarmig); ebenso š r è k s (schief), zu mhd. schraege, als Adj. in der

Bedeutung «schielend»; áīns (einig). Das Adj. und Adv. swérš (quer), mit š statt zu erwartendem χ, entspricht wahrscheinlich mhd. entwerhes; dazu ìwərswérš (überzwerch).

3. Präpositionale Verbindungen: ʒə gùt (zu gute, schuldig); rit sû (richt zu, geradeaus); im nèmpliχən (im nämlichen, zugleich); fèn friš ùf an (von frisch auf, von neuem); fər ništ (für nichts, umsonst, vergebens); ʒə gùts (gut, ordentlich).

4. Komparative: filiχtər (vielleicht); érštər (eher), mit superlativer Form, aber komparativer Bedeutung; witərš (weiter), mit Genitiv-Endung nach Analogie der Adverbia 2; mé, mhd. mê und mêr (mehr).

5. Superlative: dəréršt (zuerst); dərletšt (zuletzt); ət letšt (letzthin); ət máīnšt (meistens); ùf ət hékšt (aufs höchste, höchstens).

Substantivische Adverbia sind ebenfalls zahlreich vertreten: háīn (heim, nach Hause); daháīn (daheim); mór, mhd. morne, aus morgene zusammengezogen, (morgen); dazu ìwərmór (übermorgen), ìwəràniχmór (über den andern Morgen), mit Vertauschung der Endung -ər gegen -ig in dem das Mittelglied bildenden Adj. ànər; hìnt, hìnet (in der letzten Nacht); férən, verne (voriges Jahr); ìwər krits (kreuzweise); mì lepda und mì lepsdás (mein Lebtag); àlwéχ, mhd. allewëc (allweg, natürlich, freilich); àlfort, ahd. alla fart (alle Fahrt, immer, stets), mit Angleichung an fort (fort); gəméīnərhânt (gemeiner Hand, gewöhnlich); bis ùf witərš ordər (frz. jusq'à nouvel ordre, bis auf weiteres); an káīnəm èn (an keinem Ende, nirgends); im plètsès (im Platze dass, statt); ìn dər sitès (in der Zeit dass, während); ʒə liw (zuliebe); ùf də ʒit (auf die Seite, beiseite); ùf disit (auf dieser Seite diesseits); ùf der ànər ʒit (auf der andern Seite, jenseits); uf beīt ʒitən (auf beiden Seiten); ìnərwéjən (unterwegs), bedeutet in Verbindung mit lân: «bleiben lassen»; fər wéjən warìm (für wegen warum = weshalb); bìt sitən (mit Zeiten, rechtzeitig); dúrχ də bâŋk (durch die Bank, durchgehends); ìn áīn štìk (in einem Stück, in einem fort); ìm štàn (imstande); gùt ìm štàn (in gutem Stande, wohlgenährt); nâ dər hànt (nach der Hand, nachträglich); ùm plèts (auf dem Platze, auf der Stelle, sofort); musràksdót (mausetot); mùdərgotʒéliχláīn (muttergottseligallein, mutterseelenein); ùf ə mâl (auf einmal, in einem Male); ùf áīn màl (auf einmal, plötzlich); də folən, mhd. den vollen (die Fülle); hútsdás, mhd. hiute (de)s tages (heute des Tages, heutzutage); àlə jârš (alle Jahre), mit Anfügung von adverbialen Genitiv-s, das nach z zu š wird; kugəl ìwər hols (Kugel über Holz, durcheinander).

Zur Verstärkung der Satznegation dienen die Substantiva bìsin (bischen), aus bìsχen durch Assimilation des ch an s entstanden, und bìsəlχin; ʒirχin (= nhd. Spierchen?) und ʒír, bedeutet «ein klein wenig»; brésəl (Brosame).

Das Pronomen ʒiχ (sich) verschmilzt so innig mit der Präposition, dass eine unlösbare Verbindung entsteht, die auch nach einem Subjekt in der 1. und 2. Person gebraucht werden kann: fírʒiχ (vor sich); ge fírʒiχ (geh voran); iγ kùmən nìt fírʒiχ (ich komme nicht voran); ebenso hinərtsiχ (hinter sich); ich bìn hìnərtsiχ gefàl (ich bin nach hinten gefallen), mit t-Zusatz nach -ər.

Nicht zusammengewachsen ist wie im Mhd. und Nhd. der Ausdruck in sweīən, enzwei (entzwei).

Kein t haben bekommen wie im Nhd. ʒùnš, mhd. sus (sonst); jets, ieze (jetzt).

In der Mda. hat màl (mal) nur in dàmàls (damals) ein Genitiv-s; in den übrigen Verbindungen steht es im Akk.: káī(n)màl (keinmal, niemals); filmàl (vielmals); no'χə-mal (nochmals); dekmàl und deksmàl (oftmals); «mehrmals» wird durch mé ès ə màl (frz. plus d'une fois, mehr als einmal) wiedergegeben.

Mehrere Verbindungen eines Namens mit einer Präposition, die nicht den Genitiv regiert, haben ein auf Analogie beruhendes s erhalten: ʒəláits (zu Leide); ʒəláits léwən bedeutet «quälen»; ʒə gùts (zu Gute, gut, ordentlich); gùk miχ màl ʒə gùtsan (sieh mich einmal gut an); nit ʒe gùts·hàt mər gès... (kaum hat man gegessen....); ʒə gùts ist also nicht zu verwechseln mit ʒə gùt (schuldig); ferner inərwéχ (unterwegs).

Pronominale Adverbia: ès (dass); der Verlust des Anlauts und die Abschwächung des Vokals, ähnlich wie bei ès (als), erklären sich durch die Unbetontheit dieses Wörtchens; ùn dàt (und das, und zwar, frz. et cela); hì (hie, dieserorts); wané und winé, mhd. wanne (wann); durch Verlegung des Accentes auf die Endsilbe, wie dies in mehrsilbigen Fragewörtern ganz natürlich ist, hat sich das ursprüngliche e erhalten, während der Stammvokal abgeschwächt wurde.

Verbale Adverbia: mèn iχ (meine ich, wahrscheinlich), zu mènən, mit Verkürzung des satzunbetonten Verbums; šint (scheint es), aus šint ət kontrahiert; gèt (gelt) und gèlən; ersteres wird zu Personen gesagt, die man mit «du», letzteres zu solchen, die man mit «ihr» anredet; -ən ist die Flexionsendung der 2. Plur.: in gèt hat sich t, weil im Auslaut stehend, gehalten, in gèlən dem l nach der Regel assimiliert; der Verlust des l in gèt ist eine Folge des Tonmangels dieses häufig gebrauchten Adverbiums.

Zusammengesetzte Adverbia: wì ès (weil), kontrahiert aus weil dass, (frz. parce que); tišən ès (zwischen dass, während, frz. pendant que); èwən ès (eben dass, bevor, frz. avant que); nâ dèm ès (nachdem dass, frz. après que); bìt-ȝàmt (mitsamt); nâ beï (nahe bei, beinahe); dèm nâ (demnach, je nachdem); fər wàt (für was, wofür); fər dâ for (für dafür); firan (voran); dàbit (damit); nâ tsù nâ (nach und nach); dahin (dahin); dahin brìŋən heisst soviel als «fertig werden mit etwas, zuwege bringen»; das erste Kompositionsglied wird vielfach verstümmelt: nùf (hinauf); nus (hinaus); nab (hinab); rìt niwər (richt hinüber, gegenüber); fìr nus (vor hinaus, vorn an der Spitze); nìn (hinein); rùf (herauf); rab (herab); rus (heraus); rìm (herum); wurìm (wo herum, wo); drìm (drum); ət iš mər nìt drìm = es ist mir nicht wohl zu Mute, ich bin nicht dazu aufgelegt; drus (draussen); drìn (drinnen); unbetontes her wird öfters angehängt bezw. wiederholt: sïntər, mhd. sìthër (seit); sintər hèr (seither); rawər (herabher, herab); rusər (herausher, heraus); nà'χər und hər-nà'χər (nachher); rimər (herumher, herum); wûrìmər, und wûrìmərš (wo).

Von den einfachen Raumpartikeln und Präpositionen regieren den Dativ: us (aus); bìt (mit); nâ (nach); fèn (von); wéjən (wegen); èŋkéjən (entgegen); den Akkusativ: dú-riχ (durch); óne (ohne); làŋəs (vorbei); fər (für); bald den Dativ, bald den Akkusativ, je nachdem sie einen Ort oder eine Richtung bezeichnen: ìn (in); beï (bei, zu); ìnər (unter); fìr (vor); hìnər (hinter); ìwər (über); néwən (neben); ùf (auf); tìšən (zwischen); widər (wider).

§ 27. Interjektionen.

Die am häufigsten gebrauchten Ausrufe sind folgende: o wé (wehe); oï (au); ojoï, ojoïjọï; ùtš (autsch); tχú (juchhe); šu (gibt dem Kältegefühl Ausdruck); hus (gebietet einem Hunde Schweigen); fi (frz. fi, pfui); hola (frz. holà, halt); aba (frz. ah bah, ach was); jo, ì, ìja (ja); ná, ìná (nein); o jé, o jes, o jerəm; jerəm marjá; jerəm káïtən; dùnərlèdər (Donnerwetter), mit absichtlicher Vertauschung des u, um einen vermeintlichen Fluch zu umgehen; deiwèŋkər, aus deïbel (Teufel) oder dìb (Dieb) und hèŋkər (Henker) zusammengegossen; gotlówəndâŋk (Gott Lob und Dank).

XIV.

Strassburger Kindersprüche.

Eine Nachlese

von

Wilhelm Teichmann.

Als August Stöber 1842 seine Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Märchen, zu einem «Elsässischen Volksbüchlein» vereinigt, herausgab, glaubte er noch einmal die Zeichen und Zeugen einer versinkenden Zeit zu versammeln und ihnen, als lieben Toten, ein bescheidenes Denkmal zu setzen. In der Tat tritt das Bedürfnis, derartige Sachen aufzuzeichnen, gewöhnlich dann ein, wenn sie anfangen aus dem Gebrauch zu verschwinden, und Stöber mochte in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wohl den Eindruck haben, dass die Zeit des alteinheimischen deutschen Kinderspruchs vorüber sei. Wenn er heute wiederkäme, würde er ein Stück alten Volksglaubens auch hier bestätigt finden: dass die Totgesagten noch ein langes Leben vor sich haben.

Durch Untersuchungen andrer Art kam ich darauf, dem seligen Stöber ins Handwerk zu pfuschen, und alle Kindersprüche aufzuzeichnen, welche gegenwärtig in einer strassburger Familie und ihrem Bekanntenkreis in Gebrauch sind. Eine Vergleichung der so entstandenen Sammlung mit dem Volksbüchlein zeigte, dass die meisten Sprüche, welche Stöber aus Strassburg aufgenommen hat, heute noch ebenso vorkommen wie damals.[1] Zu andern fanden sich Nebenformen. Es ergab

[1] Es sind dies aus der 2. Auflage von 1859 Nr. 1, 8, 10, 13, 18, 29, 30, 31, 39, 41, 47, 50, 52, 58, 65, 79, 97, 107, 112, 120, 134, 138, 140, 141, 154, 156, 168, 176, 206, 209, 227, 263, 268, 279, 290, 294, 303, 330, 360; dazu aus der 1. Auflage Nr. 33, 37, 39, 45, 49, 59, 64, 106, 190 und die Erzählung «Vom Schnirrchele» 236.

sich aber auch ein gewisser Ueberschuss von Sprüchen, welche dem Volksbüchlein fehlen. Manche mögen jüngeren Ursprungs sein; viele gehen aber der Ueberlieferung zufolge auf die Grosseltern des jetzt lebenden Geschlechtes zurück. Entweder hat Stöber Bedenken getragen, sie aufzunehmen, oder er hat sie nicht gekannt, weil sie seinem und seiner Gewährsmänner Kreis fremd waren.

Im «Elsässer Schatzkästel» S. 394 und 395 sprechen die Klassenbuben von dem Zusammenhalten der Buben der verschiedenen Stadtviertel. Die Jungen zwitschern auch hier nur, wie die Alten sungen. In dem Menschengewimmel des heutigen Strassburg erscheinen die eigentlichen «Strassburger», deren Zahl übrigens nicht mehr allzu gross ist, als Einheit. Im alten Strassburg gab es Unterschiede, welche nicht nur durch die gesellschaftliche Stellung oder den Bekenntnisstand, sondern auch durch den Wohnort bedingt waren, und sich ebenfalls auf Sprache und Sitte erstreckten. Die Gärtner der Weissturm-, Kronenburger- und Steinstrasse, die Melker der Krutenau, die Fischer und Schiffer, die Bürger der inneren Stadt hatten ihre eigene Weise, die sich auch auf dem Spielplatz und in der Kinderstube wiederfand. So konnten z. B. die Kindersprüche im Pflanzbad oder Finkweiler wohl abweichen von denen auf dem Paradeplatz oder Stephansplan. Was das Volksbüchlein bringt, macht den Eindruck, als ob es aus Bürgerfamilien der inneren Stadt stammte, wohingegen die nachfolgenden Sprüche meist in der Weissturmstrasse wurzeln, wo man bis 1870 halb und halb auf dem Lande war, auch mit den Vororten und nächstgelegenen Dörfern, welche in der schönen breiten Strasse auszuspannen pflegten, in regem commercium und conubium stand. Diesen «Boddegü» verleugnen sie auch nicht, wie der geneigte Leser bald herausfinden wird.

Oben sind schon diejenigen Sprüche des Volksbüchleins angegeben worden, welche sich im grossen und ganzen heute noch unverändert vorfinden. Wo das Volksbüchlein eine Nebenform zu den folgenden Sprüchen hat, ist die betreffende Nr. angeführt, wenn nicht anders bemerkt, nach der 2. Auflage. Die Schreibweise ist die hergebrachte unphonetische. Die Anordnung folgt Stöbers mustergiltigem Beispiel, der die verschiedenen Altersstufen der Kinderzeit nacheinander zum Wort kommen lässt. Einzelne Stücke könnten natürlich ebensogut an andrer Stelle eingereiht werden. Und nun zu den Sprüchen selbst.

1. Für die ersten Kinderjahre.

1.

Ninele, Nanele, Bubbele, schlof!
Schloft min Bubbele, bin i so froh!
Ninane, Bubbai!

2. (24).

Der Hansele isch e braver Bue,
Er kann e Sippele koche.
Wenn sini Mamme nit d' heime isch,
Schmisst er sie hinter den Offe.
Hansele, kumm,
Schla mer die Trumm,
Fehr mer min Kindel im Gärtel herum
Spaziere, ins Griene!

3.

So klan un so guet, so lieb un so nett:
Wenn i nurre siwwe so Biewele hätt'!

4. (36).

Essele, Essele, I-a,
Iwwermorje-n-isch Sunnda!

Hier scheint Stöbers Lesart verständlicher. Die Vertröstung auf den Sonntag hat wohl denselben Sinn, wie der Vers im Handwerksburschenlied:

Am Samstag, am Samstag,
Da ist die Woch' zu Ende.
Da geh ich zur Frau Meisterin,
Und hol mir 'n reines Hemde.

5. (48).

Lange Wäi, breite Wäi,
Ringele, Dipfele,
Elleböje, Nas gezöje!

oder:

6.

Lange Wäi, iwwerzwerch,
Krizwis, dupf de Finger,
Elleböje, Batschhand!

7. (49).

Danz, Bibbele, danz,
Dini Schüehjele sin noch ganz;

Wenn sie au verrisse sin,
Schlaht din Babbe-n-e Näjele drin.
Danz, Bibbele, danz.

oder :

. . . Loss dich's nit gereie,
De Babbe macht dir neii.

8.

Maidele, wäsch' di, strähl' di, putz' di scheen,
No derfsch' au mit m'r uf de Polka gehn.

9. (52).

Do steh i uf der Kanzel
Un preddi wi e Hansel.
Do kummt e Bue
Un nimmt mer d' Schueh,
Do kummt e Krabb'
Un nimmt mer d' Kapp,
Jetz spring i von der Kanzel erab.

10. (53).

Kling, klang, der Pfaff isch krank.
Er leit im Bett, het Hänschi an,
Het Liweh, het's Hemd voll Fleh.
Dreimol fimf isch fufzeh!

In manchen Familien heisst es statt dessen: d' Katz' isch krank.

11. (58—60).

Hale, hale, Säje,
's Kätzele-n-uf em Stäje,
Hale, hale Spätzelsdreck,
Hit un morje-n-isch alles eweck

2. Reiterliedchen.

12. (98—102).

Ritte, ritte, Ross,
Ze Basel isch e Schloss,
Ze Basel isch e Herrehüs,
Lueje drei Jungfraue-n-erüs.
D' eint' spinnt Side,
D' ander spinnt Wide,
D' dritt' spinnt Hawwerstroh,
D' vert' macht's au eso.

gin (gegeben); gəʒin (sehen), praes. gəʒìn, gəʒišt, gəʒit, pl. gəʒìn, part. gəʒìn; gəšìn (geschehen); gəšit (geschieht), mit schwachem part. wie im Md.: gəšìt (geschehen).

Das Partizip hat sein Suffix -en abgestossen. Der Stammvokal steht mit geringen Ausnahmen auf derselben Ablautstufe wie im Mhd.: gəbìs (gebissen); gəgrìf (gegriffen); gəpì (gepfiffen); gəríw (gerieben); gərít (geritten); gəštrit (gestritten); gəlít (gelitten); vor Media und Tenuis ist also Dehnung eingetreten; fərwìs (verwiesen); fərlór (verloren); gəbót (geboten); stammauslautendes g verstummt: gəbó (gebogen); gəló (gelogen); bədró (betrogen); gəfló (geflogen); gəsó (gezogen); gəklùm (geklummen); gəšwùm (geswummen); gəšpùn (gespunnen); gəwùn (gewunnen); gebùn (gebunden); gəšor (geschorren, gescharrt); fərdorw (verdorben); gəštórw (gestorben); gəfrès (gefressen); gəmál (gemahlen); gədrá (getragen); gəšlá (geschlagen); gəháw (gehaben, gehoben); gəštàn (gestanden); gəhàl (gehalten); gəfàl (gefallen); gəhoïw (gehauen); gəlóïf (gelaufen). Zu einer andern Ablautreihe gingen über gətrót (getreten); gəsàs (gesessen); gədón (getan).

Die Vorsilbe ge- haben zunächst, wie übrigens auch im Nhd., jene Verba im Partizip nicht angenommen, die schon mit einem Präfix versehen sind, wie z. B. fərštàn (verstanden), aber selbst einfache Verba sind von ihr freigeblieben: kùm (komen, gekommen); fùn (vunden, gefunden); wórt (worden, geworden und worden); trof (troffen, getroffen); gàŋ (gangen und gegangen); ferner gìn (gegeben); pliw (geblieben); gol (gegolten). Zu mhd. gessen (gegessen) wurde nicht wie im Nhd. noch ein ge- hinzugefügt.

b) Schwache Klasse.

Infinitiv mà'χən (machen); partic. gəmà'χt.

Indic. praes.	Conj. imperf.
iχ mà'χən	iχ gèt mà'χən
de mèχšt	usw.
ər mèχt	Imperat.
mər mà'χən usw.	ma'χ, ma'χən.

In der 2. und 3. Sing. Ind. Präs. schwacher Verba hat der Umlaut zwar keine Berechtigung, ist aber dennoch bei mehreren unter dem Einfluss der starken Verba eingetreten: mà'χən, mèχšt, mèχt (mache, machst, macht); ʒán, ʒèšt, ʒèt (sage, sagst); hólən, hélšt, hélt (hole, holst); ʒù'χən, ʒi'χšt, zi'χt (suche, suchst); rolən, relšt,

relt (rolle, rollst); klopən, klepšt, klept (klopfe, klopfst); ropən, repšt, rept (rupfen, rupfst); jájən, jėišt, jėit (jage, jagst); frân, frèšt, frèt (frage, fragst).

Das Gebiet des sog. Rückumlautes ist in der Mda. beschränkter als im Mhd. und Nhd.; der Vokal des Infinitivs wird auf das Partizip übertragen bei kènən, gəkènt (kennen, gekannt); brènən, gebrènt (brennen, gebrannt); nènən, gənènt (nennen, genannt); rènən, gərènt (rennen, gerannt); wènən, gəwènt (wenden, gewandt); dêŋkən, gədêŋkt (denken, gedacht); déïfən, gədéïft (taufen, getauft). Dagegen hat das Partizip von kéīfən (kaufen), šidən (schütten), lejən, got. lagjan (legen) den Umlaut des Infinitivs nicht: kóïf (gekauft), gəšùt (geschüttet), gəlát (gelegt); analog wurde zu héïšən (heissen und heischen) ein Part. geháīš gebildet.

Einen sonderbaren Ablaut hat das Partizip gəbràlt zu brilən (brüllen); derselbe wird bisweilen auf den Infinitiv übertragen: brálən. Vielleicht hat man das i deshalb durch ein a ersetzt, weil jenes als eine allzu schwache Wiedergabe des Naturlautes empfunden wurde; dagegen lautet das Part. von brìlsən (weinen) nach der gewöhnlichen Regel gəbrìlst.

Kein Präfix erhalten im Partizip: kóïf (gekauft); brát, mhd. brâht (gebracht); košt (gekostet); kreït (gekriegt).

Eine Reihe von Verben ist aus der starken Klasse in die schwache übergetreten, indem ihre Partizipien die Endung t annahmen: gəšit, md. geschiet (geschehen); gəšint (geschunden); fərseït (verziehen); gəmèlkt (gemolken); gəšint (geschienen); gədrešt (gedroschen); gəšmelst (geschmolzen); gədiŋt (gedungen); gəšpàlt, mhd. gespalten (gespaltet und gespalten), zu špàlən; gəʒàlst (gesalzen); gəfléït (geflochten); fərwùrt (verworren).

Von fértən (fürchten) gab es schon im Mhd. ein starkes Partizip gevorhten neben gefürhtet; die Mda. hat nur das erstere anerkannt; gəfórt.

§ 25. Verschiedene Verbalbildungen.

Ein beliebtes Mittel zur Bildung von Verben ist das l-Suffix; mehreren neuhochdeutschen Zeitwörtern auf -en entsprechen in der Mda. solche auf -əln; fast alle haben deminutiven oder iterativen Sinn: wèrməln (wärmen); firməln (firmen); brùməln (brummen); kráībəln (krauen, kratzen, mhd. krouwen).

Dagegen haben im Nhd. einige Faktitiva die Endung -ern angenommen, während die Mda. bei der mhd. Form geblieben ist: réïχən, rôuchen (räuchern und rauchen); štejən, steigen (steigern); dazu fəгštejən (versteigern).

Die nächtliche Heimkehr des Hausvaters aus dem Wirtshaus ist fast zu lebenswahr beschrieben in den folgenden Sprüchen, deren mythologische Grundlage kaum noch zu erkennen ist.[1]

19. (71. 72. 80).

D' Sunn schint, s Vejele grint,
D' Madam sitzt im Garte,
Spinnt e langer Fade.
Der Herr sitzt im Bierhüs,
Drinkt alli Glässer üs.
Z' Nachts wenn er haamkummt,
Het er nix ze esse,
Als e Stickel Katzefleisch,
Un e bissel Kresse.

20.

Es kumme drei Saldate,
Klopfe-n-an de Lade,
Fröje, wo der Babbe-n-isch?
Babbe sitzt im Wirtshüs.
Z' Nachts kummt er haam
Mit de krumme Baan.
Nemmt d' Mamme 's Kuecheblech,
Schlaht em grad d' Nas eweck.

Der Schluss lautet auch:

D' Mamme nemmt de Bäsestiel,
Zei't im Babbe 's Ringelspiel.

In fortwährender Ausgestaltung befindet sich auch der auf sehr alte Grundlagen zurückgehende Spruch von dem verunglückten Kind oder Engel, dessen Geschichte die kindliche Phantasie naturgemäss lebhaft beschäftigt:

21. (75—78. 100—1, 41).

Eins zwei drei, in der Juddenei,
In der Juddekinderlehr
Sitzt e-n-Engele vor der Thier:
Het e Gackele in der Hand.
Mecht's gern siede,
Het ken Glüete,
Mecht's gern esse,
Het ken Messer.
Fallt e Messer owwe-n-erab,
Schlaht im Engel 's Baan ab.
Engel geht zum Dokter,

---

[1] Siehe Rochholz, Alemannisches Kinderlied 1857 S. 139.

Der Dokter isch nit d'haam.
D' Katz fäjt d' Stub üs,
D' Müs traat d' Fäjet nüs.
Sitzt e-n-alti Grossel unterm Dach,
Die lacht sich schier de Buckel ab.

Statt des Engels kommt auch ein Biewele oder Maidele vor, denen die Hand abgeschlagen wird, statt des modernen Doktors der Balwierer, oder gar der ländliche Nothelfer, der Schmied, von dem es freilich heisst:

's Maidele geht zum Schmid,
Schmid git im e Tritt.

Statt der alten Grossel freut sich ein altes Männele, Aeffele oder Voejele des angerichteten Schadens.

4. Vom Essen und Trinken.

22.

Ene dene Dinteklowe,
D' klaane Kinder esse z' Owe,
D' grosse misse faschte,
's Brot leit im Kaschte,
Der Win leit im Keller,
Nix as Muschkedeller.

23.

Lirum larum Leffelstiel,
Alti Wiwer esse viel.
Jungi misse faschte,
's Brot leit im Kaschte.

oder ganz kurz:

24. (209).

Lirum larum Leffelstiel,
Wer diss nit kann, der kann nit viel.

25.

E scheens Kumplement,
Der Kaffee isch verbrennt,
D' Milich isch ins Fier g'loffe,
D' Mamme kann ken Kaffee koche.

26.

Kerwelkrüt, Kerwelkrüt
Wachst in unserm Garte.

Mamme koch e Milichsupp',
Ich kann nimm länger warte.

27.

Blöireblöi! D' Supp isch kocht,
Was furr e Supp? E Grumbeeresupp.
Wer het sie kocht? E Bürefrau,
Drum esst sie sie au.

oder kürzer:

Wer het se' kocht? D' Saldatefrau,
Sie esst sie au.

Blöireblöi ist Nachahmung des Trommelschlags: Planrataplan.

5. Lieben und Heiraten

28.

Eins, zwei, drei, vier,
Mit em rote Bändele,
Wenn i sechzeh Johr alt bin,
Wurr i Marketendere.

oder:

kummt e Kaperal erüs
Mit der Marketendere.

29.

Es räit, es schneit,
Es geht e kiehler Wind,
D' arme Saldate
Marschiere mit der Flint!
D' Flint uf em Buckel,
's Steckel in der Hand.
«Adje, liewer Vater,
Jetz wurr i Müsikant»

30. (1, 111).

«Gutte Morge, Spielmann,
Wo bleibscht Du so lang?»
Dort drunte, dort drowe,
Dort danze die Schwowe
Mit der klaane Gigelgei,
Mit der grosse Bumbum.
Der Kaiser schlaht d' Trumm'.

Viel Ochse, viel Küh,
Viel Jungfraue sin hie,
Krejt kaani kenn Mann,
As d' Ochsemariann'.

Die ersten Zeilen ahmen die schwäbische Aussprache nach.

31. (1, 201. 202).

Hansjockele, witt mini Käth?
Wenn D' sie witt, sie isch rottli fett.
Sie kann büche, kann bache,
Kann allerhand Sache,
Kann stricke, kann näje,
Kanns Rädel rum dräje.

In der ältesten Lesart heisst es: «Fädel» statt «Rädel». Die zweite Zeile erinnert an den Satz: Fett isch e scheeni Farb'.

32.

Der Hansel sitzt am Fenschter
Un wichst sini Schueh,
's Grethel kummt ze renne,
Un luejt im Hansel zue.
«Hansel, wenn de hirothe witt,
Ze hiroth numme mich.
Ich hab jo noch e Dahler,
Der langt furr mich un dich.»
«Grethel, wem'mer g'hiroth sin,
No ham'mer noch ken Hüs.»
«No schlupfe mer in de Henkelkorb,
Un lueje owwe-n-erüs.»

33. (206).

D' gäle Widle, d' gäle Widle
Sin diss Johr verfrore.
Maidele, nemm ken alter Mann,
Nimm e junger Knowe.
Hit nit d'haam, morn nit d'haam,
Bis am Mittwuch Owe.
Wenn i zue mim Schätzel kumm,
Saw i: «Gueten Owe!
Guete-n-Owe, Lissegreth,
«Zai mer, wo din Bettlad steht.»
«Hinterm Offe ime-n-Eck,
O dü liewer Zuckerbeck!»

Der Spruch stammt ursprünglich vom Lande, und bezieht sich auf die Messtiwoche. Auf den Dörfern heisst es jetzt meist: Lissabeth; auch ist der Schluss etwas viereckiger.

6. Von den Tieren.

34. (313. 314).

Storik, Storik, stibber di Baan,
Bring mer morje-n-e Bubbele haam.

Die zweite Zeile heisst auch:

Draa mi uf em Buckel haam.

oder:

Bring der Mamme-n-e Bubbele haam.

oder auch:

Bring mer nur ken Bubbele haam.

35. (330—332).

Maikäfer fliej uf!
's Firele brennt, 's Suppele kocht,
D' Mamme sitzt im Offeloch.

Stöbers «Schawelle» für Fusschemel ist jetzt unverständlich geworden. Ganz kurz singt man auch den Maikäfer an:

36.

Maiatzel! Speckatzel!
Drei Ehle Gügück.

37. (300).

Kikeriki, der Hahn isch nit hie,
Er isch iwwer Feld,
Holt e Säckele voll Geld.

38. (283—285).

Wenn ich's Bäuers Kätzele wär,
Wollt' ich lehre mäuse,
Owes spoot in's Gässele gehn,
Morjes widder heräusse.

Hier ist die Aussprache aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts beibehalten. Der Spruch hatte auch noch eine Fortsetzung in Prosa, worin die Katze statt des gewöhnlichen «Miau» «Frau Rau» sagt. Ich habe sie aber nicht vollständig bekommen können.

7. Auf der Gasse.

39.

Karlinele, Karlinele,
Geh mit mer iwwers Holz.
«Ich träu der net, ich träu der net,
Die Buewe sin ze stolz.»
D' Maidle gehn in's Kaffeehüs,
D' Buewe gehn in's Bierhüs.
D' Maidle kreje gebachener Has,
D' Buewe kreje-n-e Dreck uf d' Nas.

40. (167).

Grethel, Paschtetel, Het d' Ziwwle verbrennt,
Isch mit em Kochleffel d' Stäi nunter gerennt.

41.

Kilian,
. . . in d' Pfann,
Dass dini Mamme schmelze kann.

42.

Schängele, Schängele, Wiedebloch,
Geh an d' Bach un wäsch din . . .

43. (121).

Guete Daa, Herr Mondaa.
Wie geht's im Herr Dienschdaa?
Ganz guet, Herr Mittwoch.
Sawe Sie im Herr Dunnerschdaa,
Er soll am Fridaa
Mit der Madam Samschdaa
Ins Café Sunndaa kumme.

Auch französisch bekannt: Bon jour lundi u. s. w.

44.

Guete Morje, Herr Maier.
Was koschte die Eier?
Sie koschte-n-e Dreier.
Sie sim' mer ze theier.
Adje, Herr Maier.

45.

E gross Neijohr,
E Stolle-n-ans Ohr,
E Bengel an de Kopf,

Dass 's Bluet eradropft.
's Neijohr isch din,
Un der Stolle-n-isch min.

46. (172. 176).

Wie heisch'? Hans Geischt,
Wie noch? Hans Bloch.
Wie meh? E Säckel voll Fleh.
Wie wen'jer? E Säckel voll Kerner.

47. (153. 154).

Gschenkt isch gschenkt!
Dreimol an de Galje g'henkt,
Dreimol iwwer de Rhin,
Un jetz isch's min.

8. Spiele.

48.

Zwei Maidele welle Wasser hole,
Zwei Buewe welle bumbe.
Do gückt en alter Mann erüs:
Was welle-n-ehr, ehr Lumpe?

Der Vorgang wird mit ineinander geschränkten Händen pantomimisch dargestellt.

49.

Liewer Offe, ich bet' dich an,
Dü brüsch' Holz, un ich e Mann.

Kommt regelmässig beim Pfänderauslösen dran.

50. (119).

Alter Vater Kockeriko,
Het e Barick mit Gaisehoor.

Die Kinder laufen dem, der den alten Mann vorstellt, nach, und zupfen ihn am Kleid.

51.

Die Triewel, die Triewel sin gar ze guet,
Der Bangert isch e Spitzbue.

Der Bangert, der sich bisher versteckt gehalten hat, springt nun vor, und verfolgt die Traubendiebe.

52.

Ho-le-hoh! —
Wer isch do? —
Der Wawemann. —
Was mecht er gern? —
E Pfund Speck. —
Jo! E Säckel voll Dreck!

Wurde am Freitag auf den ausgespannten Marktwagen gespielt. Der Wagenmann suchte einen Wagen, auf dem sich die anderen Kinder befinden, zu erklettern, und eins zu fangen.

53.

Storik, Storik, dräj di erum!
Barickel, Barickel, 's het Eins g'schlawe!

Ist ein Spiel, ähnlich dem: Wo lauft d'Scheer?

Karri, karro, wir stehn auf der letzen Kapelle.
Wir haben den Schlüssel verloren,
Wir fallen auf die Knie.
Steht auf, steht auf, ihr jungen Leut',
Wir haben den Schlüssel gefunden.
Sperret auf, sperret auf, die Tore auf,
Der König von Preussen wird kommen.

Ein altes, jetzt abkommendes Spiel, bei dem sich die Kinder in zwei Chöre teilen, auf die Knie fallen, wieder aufstehen, und mit den Händen ein Tor bilden, durch das alle hindurchgehen. Das letzte hindurchgehende Kind, der König von Preussen, wurde durchgeprügelt. Die erste Zeile ist Nachahmung des unverstandenen französischen Spielreims: C'est un grand chateau, qui s'appelle, qui s'appelle etc.

Das einfachste Bewegungsspiel besteht darin, dass zwei Kinder mit übers Kreuz angefassten Händen im Takt dahingehen, und am Schluss mit einem Ruck umkehren. Die Sprüche dazu lauten:

55.

Zicke zacke, Bohnestecke,
Ans, zwei, drei.

56.

Kumm, mer welle wandre
Von aner Stadt zur andre.
Rira rütsch,
Mer fahre-n-in der Kütsch!

57.

D'Strossburjer Maidele
Mit de wisse Kleidele
Gehn spaziere,
Mit de-n-Offeziere,
Links um, rechts um,
Jetz kehre mer widder um.

58. (1, 231. — 74. 124.)

Nodel, Fade, Fingerhuet,
Wenn ich sterb', ze geht's mer guet.
Gehn zwei Engele mit der Licht',
Trawe mich in's Paradis.
Paradis isch nit so scheen,
Kumm, mer welle Himmele gehn.
Himmele het e Spalte,
Kumm, mer welle halte.
Himmele het e Loch,
Kumm, mer welle doch.

9. Anzählerle.

59.

Ene dene Wassergras,
Ene dene weck.

60.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.
En alti Frau kocht Ruewe,
En alti Frau kocht Speck,
Un dü bisch weck.

61.

Ene dene disse,
Wer het . . . . ?
En üralter Mann,
Der's nimm verhalte kann.
1, 2, 3,
Dü bisch am erschte frei,

62.

1, 2. 3, Uf der Bolezei
Ich e neies Kind gebore.
Wie soll's heisse?
Katharina Rumbelkaschte.

Wer soll em d' Windle wäsche?
Ich oder Dü?
Des bisch Dü.

Dieser Anzählspruch besteht aus Erinnerungen an Nr. 17 und 21, und ist jüngeren Datums. Umso älter ist der folgende:

63. (1, 38. — 2, 127. 293).

Zirle mirle Lespandirle,
Peter, lehn mer
Dini krumme grade Stiel,
Dass ich min Hiffele Holz
Drowwe haamfiehre kann.
Durch Hüs, durch Hof
Geht e-n-alti Bettelfrau,
Zählt alli Dippele-Däppele,
Schwarzi Räppele,
. . . .
Dü muesch nüsgehn dienä!

Es scheint mir eine Zeile, mit dem Reim auf «diene», das hier zwei betonte Silben hat, ausgefallen zu sein. — Die Spiele haben ein Ende, wenn die Mutter ruft:

63. (87).

Hopp, hopp, Hämmerle,
Stäjel nuf ins Kämmerle.
Hopp, hopp, hepp,
Stäjel nuf ins Bett.

Der Spruch erinnert an die Zeit, wo der kleine Bürger noch im eigenen Häuschen wohnte: unten der Laden oder die Werkstatt, im ersten Stock die Wohnräume, und darüber die Kammern der Kinder — klein, aber mein!

10. Schand und Spott.

Auch diese Sprüche, auf welche man öfter lieber verzichten möchte, durften nicht ausgelassen werden, weil sonst das Bild unvollständig geblieben wäre.

64.

Uns geht's wohl
Im rote Kamesol.
Wenn die Büüre z' Acker fahre,
Derfe mer im Schiffele fahre.
Uns geht's wohl
Im rote Kamesol.

Ein Schifferspruch.

65. (73).

Der Schnider fahrt de Berri nuf
Mit der goldne Schees'.
Kummt e Gais un sitzt em druf,
Wurd der Schnider bees.
Schnider nimmt e Wackelstaan,
Schmisst der Gais d' Baaner entzwei.
Gais macht: mäh!
Schnider macht: bäh!

Der Wackelstein steht anstatt des Röthelsteins, den die Kinder jetzt beim Schneider nicht mehr kennen.

66.

Kaminfäjer, Steckeleträjer,
Lochbutzer, Ziwwelschlutzer,
Apfelbisser, Hosse . . .

Der Kaminfeger ist auch in Strassburg eine gefürchtete Persönlichkeit für die Kleinen. Wenn nichts mehr hilft, heisst es: sej stille, oder der ramoneur kummt un nemmt dich! Den ausgestandenen Schrecken muss er dann später entgelten, ebenso die Handelsleute, mit denen man auch oft den Kindern droht:

67.

Gigel, gigel, ratze,
Morje kumme d' Spatze,
Iwwermorje d' Finke,
. . . .

68.

Denk nurre, Bridel, der Herr Maire het mer 'gsait,
Dass mer de Messti bal han.
Es macht im Herr Pfarrer gar ken Fraid,
Dass mer de Messti bal han.
Der Pfarrer ischt e wahrer Chrischt,
Weil ihm das Tanze verbote-n-ischt,
Drum will er's uns au verbiete.
Awwer worrum? Mer denke nit dran.
Geht's denn au den alte Pfarrer ebs an?

Zeile 5 und 6 ahmen das «Pfarrersdeutsch» nach. Der Spruch stammt sicher vom Lande, wo solche kleinen Konflikte hie und da jetzt noch ihren Poeten finden, der sie, in Reime geschmiedet, der Nachwelt aufbewahrt. Findet das Lied An-

klang, so wird es weitergesungen.[1] Von seinem ursprünglichen Boden losgelöst, ist das obenstehende zum Kinderspruch geworden.

Auch über die Fremden ergoss sich die Lauge des Spottes, vor 1870 über die Wälschen:

69.

Wälscher Hannickel,
Gagummersalat,
Friss dü de Dreck,
Ich iss de Speck.

Ihnen wurden die zungenbrechenden Sprachübungen aufgegeben:

70.

Fimfefufzig Hechteköpf!
Sechsesechzig Hechteköpf!

71.

Ken Kind kann ka'm Kinni ken Kalbskopf koche.

72.

Hinter-em Minschter
Het's Beckemaidel Butterwecke feil,
Hinter-em Minschter
Het's Beckemaidel feil.

Die eigenen französischen Kenntnisse waren auch nicht alle dem Dictionnaire der Akademie gemäss: Arrangez-vous! isch e wälschi Hochzit. — Laissez passer: e Karch voll Judde, und dergl. Die Kinder sagten:

73.

Le boeuf, der Ochs, la vache, die Kueh,
Ferme la porte, mach d' Thier zue.

Das Jahr 1870 hat auch einen Spruch hervorgebracht:

74.

So lang as's Schnitz un Knepfle git,
Verlosse die Schwowe das Elsass nit.
|: Wie wurd's noch kumme?: |
Trüüri, trüüri.

[1] Vgl. übrigens hierzu das Messtilied mit gleichem Anfang bei A. Stöber, Der Kochersberg. 1857, S. 54.

Die Melodie ahmt den Hohenfriedberger Marsch nach. Als Sprachprobe der eingewanderten Norddeutschen dient der Satz:

75.

Eine jute jebratene Jans
Ist eine jute Jabe Jottes.

Den Modedamen wurde nachgerufen:

76.

Krinolin', à la mode,
Het ken Geld furr Schwarzbrot.
E sidener Rock, e Tolma druf,
Verrisseni Schueh, diss basst derzue.

77.

Uessewendig: hui! Innewendig: Pfui!

78.

Heidrium! Min Frau isch krumm.
Sie het e krummer Zeh.
Sie hupft jo in der Stub erum
Un fangt sich alli Fleh'.

79.

Der Linsewirt von Hawenau,
Der het e krummi, gradi Frau.
Sie isch nit krumm, sie isch nit grad,
Un het e Kopf wie e Wawerad.

80.

's geht e Frau vun Litzelstaan,
Traht e Katz im Firduech haam,
Un die het e Ratt im Kopf,
Maant, die Katz, die fangt sie doch.

81.

D' Frau Schulze von Wier
Het Linse-n-am Fier.
Schitte Wasser, schitte Wasser.
Der Schmutz isch gar dhier.

Als das Schultheissenamt in Vergessenheit geraten war, änderte man den Eingang:

Der Pfarrer von Wier
Het Kuttle-n-am Fier.

Kuttle sind Blutwürste. Von einer ähnlichen sparsamen Küche heisst es:

82.

Jühe! Wasserschnäll,
G'schmelzt mit Oel üs der Ampell'.

Die Wasserschnäll' steht an der Spitze der strassburger Suppen, welche Dan. Martin in seinem New Parlement 1637 S. 36 aufzählt.

83.

Un jetz isch's üs,
Un dort lauft e Müs,
Un wer sie fangt, bekommt e scheeni Belzkapp drüs.

XV.

Vom Schlaftrunk.

Von

Karl Roos.

Von der germanischen Gastfreundschaft erfahren wir schon in ältester Zeit einige Züge, die noch heute zum Charakter des deutschen Volkes gehören. Der Gast war stets willkommen, mochte er auf eine Einladung hin oder unverhofft einkehren. Es ward ihm gewährt, was das Haus bieten konnte, besonders Speise und Trank wurden im Ueberfluss vorgesetzt. Wir wissen auch, dass unsere braven Altvordern ihre Gelage oft bis tief in die Nacht ausdehnten und des Guten mehr denn einmal zu viel taten. Ein besonders merkwürdiger Brauch der Deutschen war es, dem Gaste, wenn er sich schon zu Bett begeben hatte, noch einmal Speise und Trank darzureichen. Dies war der sogenannte Schlaftrunk (vgl. Weinhold, Deutsche Frauen, II, 200).

Die Chroniken und vor allem die deutschen Gedichte des Mittelalters tun dieser Sitte vielfach Erwähnung. Wolfram von Eschenbach z. B. erzählt uns: als der junge Parzival schon «underz declachen» gesprungen war, folgten ihm vier Jungfrauen ins Gemach,

die solten dennoch schouwen
wie man des heldes pflaege
und ob er sanfte laege. (Parz. ed. Martin 243, 22 ff.).

Sie waren begleitet von vier Knappen, die zur Beleuchtung des Gemaches Kerzen (Nachtlichter) in der Hand trugen, 243, 26:

vor ieslier ein knappe truoc
eine kerzen diu wol bran.

Jede der vier Jungfrauen aber brachte für den zu Bett gekommenen Gast eine letzte Erquickung und zwar, 244, 13:

> **môraz, wîn unt lûtertranc**
> **truogen drî ûf henden blanc:**
> **diu vierde juncfrouwe wîs**
> **truog obz der art von pardîs**
> **ûf einer tweheln blanc gevar.**

Môraz von latein. moratum «war entweder der gegohrene Saft der Maulbeeren, ein feineres lid (= Obstwein) also, oder Wein über Maulbeeren abgezogen: der Name, jedoch nur der Name, kommt auch späterhin in latein. Schriften wie in französ. (= morès) und deutschen so häufig vor, dass man sieht, dieses Getränke sei fort und fort eines der beliebtesten gewesen» (Wackernagel in Haupts Zeitschr. f. deutsches Altertum 6, 272). Der Wein wurde nicht rein gekostet, sondern sowohl einheimische wie ausländische wurden mit allerlei Zutaten, mit Honig, Kräutern und Früchten künstlich angemacht. Man würzte ferner die Getränke in derselben Weise wie die Speisen, diese jedoch sehr stark aus Trunksucht, um den Gaumen noch mehr zum Trinken zu reizen, den Wein hingegen, weil er ungewürzt auf die scharf gewürzten Speisen genossen keinen richtigen Geschmack mehr gehabt hätte. Ja man ass auch das Gewürz selbst zum Weine. Die Sitte den Wein, statt mit Honig allein zu versüssen, vermittelst Gewürzen und andern Zutaten auch stark, heiss und duftig zu machen gleich den Südweinen, lernte man erst kennen «mit dem elften zwölften Jahrhundert, als vor und mit den Kreuzzügen der südöstliche Handel einen höheren Aufschwung nahm und die Weine des Südens und die Gewürze des Ostens in grösseren Massen auch durch Deutschland anfing zu vertreiben» (Wackernagel, a. a. O., p. 273). Der lûtertranc endlich war «über Gewürzen oder Kräutern abgeklärter Rotwein, etwa das, was wir Bowle nennen» (Martin Anm. zu Parz. 244, 13). Der Maitrank, den man noch jetzt in Gegenden am Rheine macht, unterscheidet sich von dem Lautertrank dadurch, dass er aus weissem Weine bereitet wird, während er mit ihm die Kräuterzutat teilt und sicher als ein «auf den Maimonat beschränkter Ueberrest des mittelalterlichen Lautertrankes» anzusehen ist (Wackernagel, a. a. O., p. 278). Ausser diesen Getränken nun wurde Parzival noch allerhand feines «Obst, wie es im Paradiese wächst», auf einem reinen, weissen Tuche dargeboten.

Nachdem die Jungfrauen eingetreten waren, kniete die vierte vor Parzivals Lager nieder. Der Jüngling hiess die Mädchen sich setzen, aber sie leisteten der Aufforderung keine Folge,

weil sie bloss gekommen seien, den Gast zu bedienen, d. h. ihm den Schlaftrunk darzureichen. Darauf begann Parzival mit ihnen ein freundliches Gespräch und kostete ein wenig von dem Vorgesetzten, 244, 23:

süezer rede er gein in niht vergaz:
der hêrre tranc, ein teil er az.

Damit war der Schlaftrunk beendet, und die Jungfrauen zogen sich zurück, 244, 25:

mit urloube se giengen widr.

Nachdem dann Parzival eingeschlafen war, stellten die Knappen die Nachtlichter vor seinem Lager nieder und entfernten sich ebenfalls, 244, 26:

Parzivâl sich leite nidr.
ouch sazten junchêrrelîn
ûfen tepch die kerzen sîn,
dô si in slâfen sâhen:
si begunden dannen gâhen —

Diese Sitte des Schlaftrunkes dauerte bis spät ins 16. Jahrhundert. Aber es hatte sich indessen manches daran geändert. Der Schlaftrunk wurde nicht mehr dargeboten, nachdem man sich schon zu Bett begeben hatte; auch begnügte man sich nicht mit einem mässigen Quantum «môraz, wîn unt lûtertranc» und mit einigem «obz der art von pardîs», sondern der Schlaftrunk hatte den Charakter eines selbständigen Gelages angenommen, das sich an die Abendmahlzeit anschloss und bis in die späte Nacht, ja bis zum andern Morgen ausgedehnt wurde. Speise und Trank der verschiedensten Art wurde in grossen Quantitäten aufgetragen und genossen, und auch die Frauen beteiligten sich eifrig an diesen nächtlichen Sitzungen, wiewohl wir uns dieselben bei den Trinkgelagen auch in älterer Zeit nicht als blosse Zuschauerinnen zu denken haben (Weinhold, a. a. O., p. 124). Es wurden Fleischspeisen, namentlich Wildbret, und Fische vorgesetzt, Gallerten, köstliche Latwergen, zahlreiche Obstsorten, feine Gewürze und wohlschmeckendes Backwerk kamen hinzu. Die Hauptsache war aber auch jetzt noch der Wein: die allerbesten und stärksten, die verschiedensten Sorten und Gewächse mussten vorhanden sein. Freundliche, bisweilen wohl recht lebhafte Unterhaltung und Gesang liessen die Stunden rasch vergehen. Auch an Musik durfte es nimmer fehlen: Spielleute erheiterten mit ihren Vorträgen die Gesellschaft der Zecher. Zur geselligen Freude trug weiter der von Musik be-

gleitete Tanz erheblich bei: war er doch bei den Deutschen stets ein notwendiger Teil jeder festlichen Gelegenheit, der in jeder Gesellschaft gepflegt wurde uud bis zum Schlafengehen dauerte.

Bei manchen Schlaftrünken muss ein geradezu tolles Treiben geherrscht haben. Da ging es «drunter und drüber». Der grösste Ueberfluss an Speise und Trank konnte den Gästen nicht genügen, und die Speisekammer und der Keller des Hausherrn, d. h. des Gastgebers, litten grosse Not. Die mächtigste Fülle an Ess- und Trinkbarem wurde verzehrt, und das Gelage schien oft nicht mehr enden zu wollen. Keiner wollte zuerst aufbrechen oder durch seinen Aufbruch die anwesende Gesellschaft verletzen bezw. stören. Gar mancher war auch nicht mehr imstande sich zu erheben und musste zu Bett geführt werden. So war es kein Wunder, wenn etliche Gäste, die zu tief ins Glas geblickt, anderen Tages die schlimmen Folgen des nächtlichen Gelages schwer empfinden mussten, ja dass einige des Morgens tot im Bette aufgefunden wurden, andere hingegen in der Trunkenheit von der Treppe abgestürzt waren.

Aus solchen gewichtigen Gründen wurden am Ende des 16. Jahrhunderts namentlich von Seiten der Aerzte die Schlaftrünke und das Bankettieren als schädlich und ungesund bekämpft. Hierüber und über das ganze Wesen der damaligen Schlaftrünke gibt uns das Kräuterbuch von Doctor Hieronymus Bock, erschienen zu Strassburg im Jahre 1587, in seinem 4. Teile, der «teutschen Speisskammer», eingehende Mitteilungen. Der betreffende Abschnitt möge hier wortgetreu folgen:

Von Pancketieren und Schlaffdrüncken und was man gemeinlich zu den selben pfleget auffzutragen.

Ueberflüssige Schlaffdrünck sind (wie meniglich bekennen muss) eitel schädliche unordnungen / durch welche Menschliche Cörper hefftig geschwecht / und zeitliche nahrung entlich verschwinden und zerrinnen müssen. Noch will man solche schedliche gewonheit / wie inn andern mehr dingen / im brauch haben unnd behalten / das lassen wir fallen. Schlaffdrünck ein schädlich gewonheit.

Den Schlaffdrunck aber pfleget man gemeinlich auff dise weiss ungeferlich an zu richten. Erstlich so muss alles / was under der Sonnen guts ist / dem Schlaffdrunck dienen / solches aber muss der Haussherr zuvor bestellen / und anrichten / derselbig gibt jedem Diener seinen besonderen befelch. So ist die Speisskammer zuvor zugerüst / stehet an der handt / darauss Forma und anstellung / eines prächtigen Schlaffdruncks.

fordert man Wein / Brot / Kertzen / Liechter / und alles was der Haussherr zuvor befolhen hat. Zu dem so seind die Gemach und Disch / auff das aller köstlichst gerüst und zubereit / die Kertzen und Liechter brennen an allen orten / dann tragen die Diener auff kalt Gebratens / allerhand Wilprecht / Cappaunen / Phasanen / Feld und Haselhüner / vilerley gevögels / mancherley Pasteten von Fischen und Wilprecht bereit. Darneben stellet man auch Fischwerck / als gebraten Forellen / gebraten Hecht / gebraten Salmenruck / Bricken und andern Bratfisch mehr. Etwan stellet man Fleisch und Fisch Galreien zusamen / oder kalte gesottene Rinder und Kalbsfüss / inn Essig darbey.

Zum andern werden auffgetragen viel köstlicher wol bereitter Latwergen / aller hand Obs unnd Specerey / inn Zucker unnd Honig condiert und eingemachet / als die Sawre Amarellen Kirssen / Johanstreubel / Sawrachbeerlein / Schlehen / Pflaumen / Spilling / Möllelein / Nespelen / Speierling / Quitten und Byrn / darzu die edele Weintrauben / unzeittige grüne eingebeisste Baumnuss / mit Specereien bestecket / Darnach kommen auff den platz rote Rüben / vil unnd seltzame eingebeisste Wurtzelen / als der Wegwarten / Bibernellen / Dessgleichen Limonen / Citrinaten / Pomerantzenschölet / auch Muscatnuss / seltzame Kost auss den Apotecken / als Mirabolani / und dergleichen vil. Weiter bringet man auss der Speisskammer Dactel / Feigen / Zibeben / Rosein grüne Mandel / rote Haselnuss / grüne Baumnuss / Castanien und anders.

Under des so braten auch die Quittenöpffel / die Byrn und Castanien inn der heissen äschen / so bereit der Koch darneben auff den Kolen das Weissbrot / zu den Dräseneien. Auss der Speisskammer werden auch getragen die schönste ubergulte Confect von Mandel / Canel / Ingber / Muscaten / Coriander / Fenchel / änis / Kümmel / und das klein Bisemconfect / gleich dem weissen Magsamen / das alles würt züchtiglich / unnd mit fleiss zum Schlaffdrunck fürgetragen.

Zum dritten / schicket der Koch seltzam Gebachens mit den Dienern in die Gemach / darzu Fladen / Honigkuchen / Hyppen / unnd schöne vergulte Marcipan mit seltzamen Wappen / seind auss Mandel und Zucker bereit.

Der Keller hat die aller beste Käse / heimisch und frembde zu wege gestellet / und darneben das Obs / als öpffel / Byrn / Treubel / unnd was für Obs jederzeit zu bekommen ist. Noch ist das alles nichts / dann es mangelt noch an hauptstucken / nemlich an Wein unnd an Brot / das solt man zum ersten haben auffgetragen / als Weissbrot / Eyerkuchen / Bretzelen / unnd die aller besten stercksten Wein / deren etlich weiss /

etlich rot unnd schwartz / firnen und newen / süsse Wein / rösche Wein / als Rappis / Kirssen und Schlehen Wein.

Dann erheben sich erst die besten freude unnd kurtzweil / freundtlich gesprech / züchtige gesäng / liebliche sprüch / mit hoffieren und dantzen / darzu seind vormals bestelt besondere Spielleut / die mit der Music und allerhand Instrumenten / so man erdencken kan / die Leut wissen frölich zu machen. Etliche aber essen unnd trincken von newem / Andere haben sonst besondere gespräch / die dritten machen kundtschafft und new Freundtschafft / die Vierdten sehen allein zu und mercken das am kosten gar nichts mangelt / mit verwunderung des geprengs / und was doch zuletst darauss wölle werden. So ist des Hauss Herren gesind / zuvor auff alle Ding ordenlich mit worten abgericht / jedes hat acht auff seinen befelch / unnd inn sonderheit das kein mangel an Wein und Liechtern gespüret werde. Solch spil und kurtzweil beim Schlaffdrunck weret etwan biss inn die halbe nacht / etwan auch biss an den morgen / dann facht sich aller erst ein Danckscheidens an / mit vilem erbieten und Dancksagung. Ist aber jemands dem andern ein Drunck zum selbigen mal schuldig bliben / der würt etwann am morgen desselben halben zu reden gestelt. Die andern wöllen nicht wissen was nechten geschehen seye / lassen alle Ding bleiben. Also endet sich zuletst ungeverlich der züchtig schlaffdrunck der Reichen / so es vermögen und zu verlegen haben.

Was beim Schlaffdrunck gehandelt.

Gemeiner Reicher Leut Schlaffdrunck.

Bey den unverständigen wilden Welt Kindern / würt der Schlaffdrunck vil anderst gehalten. Dann daselbst gehet es drunder und drüber. Und ob wol allerhand speiss und Tranck / von Fleisch und Fischen würt auffgetragen / auch zum uberfluss / lassen sich doch jhr etlich daran nicht genügen / sonder fahen etwan an selbers zu kochen / der will ein Specksuppen / der ander begeret ein Sawrmilchsuppen / die dritten wöllen Eyer inn Schmaltz haben / etlich essen rohe Bücking / rohe Bratwürst / und lassen jhnen Hering auss der Thonnen also rohe mit Essig und zwybeln hertragen / die andern wöllen Rhetich / oder zum wenigsten den Sawren Compost auss der Cappesbütten zum Schlaffdrunck essen. Offtermals muss der Koch Weissbrot iñn Buttern rösten / das nennen sie der Zechbrüder Kramatvögel / zu Latein Scala vini / ein gute Weinleitter / da erhebt sich aller erst das auffrichtig / erbarlich und ordenlich zu drincken an / je zween und zween bringens andern zweyen / und also

Ein andere art des Schlaffdruncks.

fürt an mit guten sprüchen unnd kurtzweil / solches heissen sie ein herrliche / köstliche / gute / getrewe / erbare Gesellschafft / die etwan biss an den Morgen beharrlich thut weren / dann keiner will im drunck der letst sein / so will auch keiner die Gesellschafft zerstören / oder den ersten anbruch machen. Inn summa / zum Schlaffdrunck würt nichts gespart / es muss die fülle und uberfluss darbey sein / dann es ist und bleibet der Schlaffdrunck ein alte langwürige / rechte / gute gewonheit / die man auss der acht nicht soll / noch lassen kan / darumb das unsere Voráltern / die redliche alte Teutschen / solches also herbracht / und wir derselben nachkommen / gemelten ererbten Brauch nicht wissen zu enderen oder abzuschaffen.

Cornelius Tacitus de moribus Germanorum.

Was für nutz oder unraht / gemeinlich auss dem Schlaffdrunck folget.

Den nutz / so man beim Schlaffdrunck empfahet / wolt ich mir nicht wünschen / dann ob schon alle ding gantz züchtig / frölich / ehrlich und ordenlich angestellet und vollendet werden / so ist doch der uberfluss alle zeit schädlich / zu dem seind die Speiss / als Fisch und Fleisch durch einander uber einem mal genossen / den Menschen vast beschwerlich und ungesund / Quia Epulae cruditatem generant. Das ist / vilerley trachten geberen mancherley Früchten / darauss unzalbare kranckheit folgen müssen / wie wir derselben im Wein Tractätlein etlicher massen gedacht haben / Aber den Artzten / Doctorn und Apoteckern / seind die Schlaffdrünck am gesündesten / die wissens zu verdawen und nutzlich zu machen / darumb das sie stäts mit Leutten / so den Schlaffdrunck inn stäter übung haben / zu schaffen gewinnen / und mit jnen handlen müssen / nemlich wie der unverdawt rohe uberfluss / beim Schlaffdrunck entstanden / widerumb auss dem Leib bracht werde. Die artzet aber / unnd was jhrer Profession ist / woltens nicht anders wünschen / dann sie wissen das die Schlaffdrünck dem Leib wehe thun / bringen läme / und vilerley flüss / wie Seneca sagt / Ebrietates nervorum torporem ac tremorem generant. Allerley kranckheit entstehn von unzeittigem essen unnd trincken / davon bekommen die Artzet den besten nutz.

Seneca de remed. fort. lib. 7.

Den Artzten und Apoteckern / ist der Schlaffdrunck am nützlichsten.

Wa findet man auch mehr blöder Menschen / von Mann unnd Weibern / dann eben an enden und orten / da man stäts uberflüssig / unnd zur unzeit frü und spat / essen und trincken muss?

Zu dem / so seind / wie Seneca schreibet / die Menschen nicht mehr zu ersettigen / wann schon der Magen sein portion hat / können doch die Augen nicht ersettiget werden.

Seneca. Etiam oculi gulosi sunt.

Ein wunder ists / wie das Weibisch geschlecht / so etwan auch bey obernenten Schlaffdrüncken sein wöllen / gesund mögen bleiben / jedoch sicht man den Weibern zum theil under Augen / an jhren geberden unnd farben wol an / wie gesund sie seind / dann sie jhre schöne inn die harr nicht können verhälen.

Das aller best / so die zarten Frewlin unnd Jungfrawen beim Schlaffdrunck erlangen / ist der Hoffdantz / vom selben werden jhr etlich widerumb lustig / das machet die bewegung unnd übung der zarten glyder des gantzen Leibs. Es werden jhr aber beim Dantz auch zum theil kranck / und also blöd / das man sie hinauss füren muss // ursach / derselben seind vorhin etlich schwache Createurlein. Zu dem / so essen sie etwan zu viel von den vorgesatzten Trachten / welche zum theil gantz süss / zum theil gantz sawr bereit seind / darvon jhr viel auffgeblehet werden / gewinnen ein hart druckens umb den Magen / essen jetzund Fisch / dann Fleisch / einmal Saltz / dann Zucker / jetzund Bier / dann Essig / oder Baumöly / das kompt alles im Leib zusamen / daselbst erhebt sich ein Bauchkrieg / ein Magenkampff / und ein sturm im gantzen Leib / durch alle glyder lauffend / wie können solche Leut gesundt bleiben?

Weitter / seind etwan die Jungfrawen auch zu hart uber den Magen eingeprisen / Das machet sie seind inn sehr enge Kleider gedrungen / uber das alles seind sie / im Dantz unnd getümmel / des staubs fähig worden / dardurch der Athem verkürtzet / denselben sie schwerlich haben mögen / das sie offt meinen sie müssen ersticken.

Jetzt gedachte läst und kümmernuss laden wir uns selbs eigenwilliglich auff den halss und rucken. Noch seind jhr vil die am morgen gehapter und noch gegenwürtiger kranckheit ursach / dörffen forschen / Ob es der Himmelischen Aspecten / oder bösen Planeten zamenfügung schuld seye / oder obs der krancken Person jrgends mit Zauberey / durch böse anblick eines bösen verdachten alten Weibs / die mit solchen dingen wissen umb zugehn / zugefallen sey. Ich aber als der unverstendigst acht / es sey die gross Coniunction / so nächten spat zum Schlaffdrunck im Hauss Virginis und Arietis / oder Tauri erschinnen / vast schuldig daran / Dann wa solche grosse nächtliche Coniunctiones seind / da erscheinen auch vil unnd mancherley seltzamer wunderbarlicher aspect / welche zuletst würckung mit sich bringen / sonderlich wann der Doctor R. mit seim Harnglass / und der Apotecker mit seiner Büchsen am morgen zum Krancken erfordert werden / welche dann etwan auch dem Krancken zu spat kommen / darumb das von solchen Aspecten unnd Schlaffdrüncken der zamenfügung jhr etlich unversehenlichs selbs den Halss abstürtzen / jhr etlich

am morgen im Bett todt funden werden / ohn was sich sonst mit der zeit nach dem Schlaffdrunck zutragen thut.

Den andern unraht unnd schaden des uberflüssigen unzimmlichen Schlaffdruncks / würt des Herren Speisskammer wol gewar / dann dieselbig muss von stätigem Pancketieren abnemen unnd lär werden. Solchen unraht unnd abgang mercket man nicht / biss der Haussherr selber / oder sein Speissmeister anfahen die Speisskammer zu visitieren unnd zu beschawen / als dann erfinden sich die rechten griff und mängel an allen orten im Hauss / als inn der Kuchen / im Keller / im Bachhauss / auff dem Speicher / inn der Fleisch / Eyer unnd Kässkammer / inn den Wurtzkasten / inn allen Behalteren / inn Vihe unnd Hünerstellen / inn den Fischbehaltern. Inn summa / das Saltzfass ist lär / die Speisskammer entblösst / Wachs / Unschlit / alle Liechter unnd Kertzen seind zerschmoltzen / Das Brennholtz ist durchs Fewr verzöret / alles leinen Gedüch / als Dischdücher / Servieten / Handzwehel / seind verwüstet / zerhudelt unnd besudelt / Das Kuchengeschirr ist zum theil zerbrochen / zum theil enteussert worden / aller vorraht ist dahin / unnd des Speissmeisters Seckel lär. Will nun der Haussvatter erzelter mängel rechte gründtliche ursach wissen / bald werden jhm die Register alles auffgelauffenen kostens vom Speissmeister zur handt gelegt / die zeigen alle ding underschiedlich an / zu welcher zeit und tag ein jedes auffgetragen / auch was für Gest zugegen gewesen / sampt allen anderen umbständen / unnd so die sachen nach besichtigung der Register examiniert / erkundiget / unnd gründtlich erwogen worden / erfindet sichs ohn alles widersprechen / das gehapte Bancket und Schlaffdrünck eitel unnütze / schädliche verschwendung zeitlicher Nahrung seind / und das von gemeltem Pancketieren Menschliche Cörper höchlich geschwecht / die Selen betrübet / und die Haussherren (wa sie es ubersehen / und nicht abschaffen) endtlich zur armut gerahten müssen.

Also haben wir kurtzlich / was für Nutz oder Schaden auss unzeittigem Pancketieren und vilen Schlaffdrüncken folgen / jederman zur lehr und vermanung wöllen beschreiben / unnd das urtheil den trewen Speissmeistern darüber befelhen / welche nuhn jhre eigen Speisskammer lieben / unnd dieselben nicht also schnell / wie vormals geschehen / aussgesogen begeren zu erhalten / mögen zeitlich einsehens thun / unnd dise trewe vermanung (geliebet es jhnen anderst) zu hertzen fassen / als dann werden sie selbs vor vilen Leibs gepresten sich wissen zu bewaren / unnd die zeitliche Nahrung / so eittel Gottes Gaben seind / nicht mehr also gering achten und inn wind schlagen / sonder alles / klein und gross zu rhat halten unnd

darmit der aussgesogenen / aussgemergelten Speisskammer widerumb auffhelffen.

Darumb wöllen wir nun auch die Teutsch Speisskammer versperren / und fürter besser beschliessen / dann wir ein Zeitlang unversehenlichen mercklichen schaden und abgang derselben gespüret unnd funden haben / eins theils durch stäte thewrung unnd misswachs / Darnach von vilem uberfallen der Frembden / mit vilem angewendtem kosten / mit versehrung und zerstörung alles Haussraths / mit abgang aller getreid / unnd was man under der Sonnen geleben soll.

Zum dritten / so thut der vorkauff unnd Gewerb / grossen schaden / Die Handtwercksleut / als Schneider / Schuster / Kürssner / Schreiner / Wagner / Kessler / alle Waaffen unnd Goltschmidt / und was sich mehr der handtarbeit nehret / seind zu vil thewr worden / niemands kan jhnen genugsam lohnen. Zu dem / so seind der Landstreicher / Krämer / unnd Grempen zu vil / diser Leut Wahr ist zu thewr / unnd etwan zu leicht / so seind die Ackerleut / Gartner unnd Bawren selbs Herren / treiben neben der Feldarbeit / besondere gewerb / mit kauffen und verkauffen / niemands kan mehr rechts umb sie kauffen / was vor zeiten ein creutzer galt / muss man jetzunder mit einem gantzen batzen bezalen.

Zum vierdten / ist das gedingt Gesinde / Knecht und Mägd ungleich / zum theil stoltz / ubermüttig und faul darbey / fügt uns offt ungewarnter sachen durch fahrlessigkeit /und abtragen nicht geringen schaden zu / ohn was sonst für täglicher ungefell inn der Kuchen / im Keller / im Bachhauss / inn allen behältern / Schräncken / Speichern / Geschirr / am Gerede / inn Vihe / Heusern und Schewren selbers sich zu tragen / darinnen offt vil abgehet / verfellt / ohn was mutwilliger weiss verwarloset würt.

Zum letsten / ist alle unordnung inn allen Dingen / sampt der untrew und ungehorsam vor Augen / dardurch der kosten stäts grösser würt / Darzu hilfft das täglich uberfallen der freien Zechbrüder / die lassen jhnen nicht abstewren / wöllen von keinem abgang hören sagen. Inn summa / wir könnens nicht mehr (wie ein zeit lang geschehen) ertragen / die Register der Hausshaltung zeigen uns den wüsch im Haffen / wie geschriben stehet. Sera parsimonia in fundo est, non enim tantum minimum, imo sed pessimum remanet. Seneca. und abermals / Donec deceptus et expes.[1] Nec quicquam[2] in fundo suspiret nummus[3] in imo. Seneca lib. 1. epist. ad Lucullum. Pers. Saty. 2.

---

[1] im Kreutterbuch von 1595: expers.
[2] im Kreutterbuch von 1630: nequicquam.
[3] im Kreutterbuch von 1595: nummum.

Es hat gethon / alle Ding seind inn abgang kommen.
Gott gebe das wir auss selbs erfahrung uns auch selber vermanen / unnd nach besichtigung der bey nahe aussgelärten Speisskammer warnemen / und auff sie hinfürter fleissiger / dann vormals / acht haben / auff das wir sie zu Göttlichem Lob und Ehre / zu nutz und auffenthaltung des Nächsten / und zur gesundtheit unsers Leibs / frölicher mit Dancksagung mögen anrichten / gebrauchen und geniessen. Amen.
xij. Julij. Anno
M. D. L.

Psalm 115.

Non nobis Domine, non nobis,
Sed nomini tuo da gloriam.

XVI.

Kleine Mitteilungen.

Von

Ernst Martin.

1. Mein verehrter Kollege F. P. Bremer z. Z. in Bonn schreibt mir (16. Jan.): In einem Briefe von Savigny an J. Grimm vom 3. Juni 1806 heisst es: «Gestern hat mir Arnold geschrieben. Er ist Professor in Coblenz und geht nächstens dahin. Ich schreibe ihm heute, auch von Ihnen.» — Leider ist von diesem Briefwechsel sonst nichts erhalten, wie es scheint; aber es ist von Bedeutung dass der treffliche Meister der elsässischen Dialektpoesie mit dem Begründer der historischen Rechtswissenschaft und dem ersten Namen der deutschen Altertumsforschung verbunden war.

2. Eine elsässische Redensart lautet: do leit e Musikant begrawe, so sagt man, wenn man stolpert. Ich möchte das aus einer scherzhaften Tröstung ableiten, die man sich selbst gibt: das Stolpern wird als ein Tanzen aufgefasst, wie man wohl lacht um einen Schmerz zu verbergen. Freilich etwas anders, aber mir nicht deutlich lässt Goethe in Faust II, 1. Akt auf der kaiserlichen Pfalz Mephistopheles sprechen, der auf die unterirdischen Schätze hinweist:

Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

XVII.

Der Strassburger Gimpelmarkt.

von

Adolf Schmidt (Darmstadt).

W. Teichmanns Mitteilung im «Jahrbuch» 18, 201 bringt mir einen Eintrag in einem alten Buche der Gr. Hofbibliothek zu Darmstadt in Erinnerung, aus dem sich ergibt, dass bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts zu den vielen Dingen, die man auf dem Gimpelmarkt kaufen konnte, gerade wie in unseren Tagen auch Bücher gehört haben. In einem Exemplar der von Christian Egenolffs Erben zu Frankfurt a. M. 1565 herausgegebenen «Sprichwörter» schrieb ein Besitzer auf der Innenseite des Vorderdeckels folgende Worte ein: «Die 12 Octobris hujus hunc librum in foro scrutario mihi Argentorati comparavi et exposui pro eo nummum xenii loco ab Anna Dach mihi missum. Anno 1584. Georgius Pihelmair Ratisbonensis. Darunter stehen Wahlsprüche in drei Sprachen:

Quod spernit mundus gaudet habere Deus.

Wer Gott vertraut hat wol gebauth.

πόνου χωρὶς οὐδὲν εὐτυχεῖ.

Wer der Schreiber war, tut nichts zur Sache; vielleicht ein junger Studiosus. Man könnte dies aus folgenden Versen schliessen, die er demselben Buche anvertraut hat:

Wans B kumbt zum P,
Wie bei ihm Stet das G,
Und ich das H hoer nimmerme
Alsdan verschwind mein Herzenwe.

Darunter eng verschlungen die Anfangsbuchstaben des Namens der Angebeteten B. H. und seines eigenen G. P.

Lange kann er das Buch übrigens nicht besessen haben, denn es war später im Besitze keines Geringeren als Johann Fischarts, der sein aus den Buchstaben J. F. M. bestehendes Monogramm auf dem Titelblatt eingeschrieben hat. Mit einigen anderen Büchern aus Fischarts Bibliothek, die die Witwe gleich nach dessen Tode verkauft zu haben scheint, ist es nach manchen Irrfahrten in die Darmstädter Hofbibliothek gelangt. (Vgl. auch Adolf Hauffen in der Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 1, 21 ff. 1898).

XVIII.

Christoph Thoman Walliser der ältere als Dramatiker.

von

Johannes Bolte.

Der ältere Christoph Thoman Walliser war bisher nur als Verfasser des Liedes «Am End hilf mir, Herr Jhesu Christ» bekannt, das Ph. Wackernagel (Das deutsche Kirchenlied 4,605 Nr. 828) aus den Strassburger Psalmen 1569 Bl. 236 wieder abgedruckt hat. Vor kurzem aber erwarb ich ein biblisches Schauspiel von ihm, das folgenden Titel führt:

> Ein schön vnnd | sehr tröstlich Spyl, nem- | lich die schöne History Essther, ein | hoher trost allen frommen Gottsförchtigen, | aber ein warnung, allen verstockten, vnd | feinden dess Euangelij, Gespilt zů | Strassburg im Monat Septem- | ber, Anno 1568. | [Holzschnitt: Esther kniet vor dem Throne des Königs; hinter ihr steht ein bartloser Diener; zwei bärtige Männer schauen zum Fenster herein]. Titel schwarz und rot. 3 7/8 Bogen 8°. — Auf Bl. D 7b steht: Getruckt zů | Strassburg am Korn- | marckt, bey Christian Mül- | lers Erben, Anno | 1568. |

Der Verfasser hat sich nicht auf dem Titelblatte, sondern erst am Schlusse des Epilogs genannt: «Christoph Thoman Walliser spricht». Diese löbliche Bescheidenheit aber hat ihren besondern Grund. Das Stück ist nämlich keine selbständige Dichtung, sondern eine erweiterte Bearbeitung nach Hans Sachsens Drama vom Jahre 1536 «Die gantze Hystori der Hester» (Folioausgabe von 1558 1, 1, 24b—30b). — Das Verwandtschaftsverhältnis unseres Verfassers zu dem jüngeren Christoph Thomas Walliser (1568—1648), über den zuletzt Eitner in der Allg. deutschen Biographie 10, 754 f. gehandelt hat, bleibt noch festzustellen.

XIX.

Die frühere Aussprache des Schriftdeutschen im Elsass.

Von

J. Spieser.

Die bisherige elsässische Mundartforschung hat sich, so viel mir bekannt ist, mit einer einzigen Ausnahme, nicht um die Frage gekümmert, wie früher die hochdeutsche Schriftsprache im Elsass behandelt wurde, die ja als Kirchensprache und Büchersprache schon mehrere Jahrhunderte neben der Mundart ihr Sonderdasein führte. Wenn man aber noch irgend etwas über die gewaltigen Umwandlungen, die in der Aussprache des Hochdeutschen auf elsässischem Gebiet vor sich gegangen sind, der Nachwelt überliefern will, so ist es jetzt allerhöchste Zeit. Denn die altertümlichen Aussprachen des Schriftdeutschen sterben infolge unserer Schulen viel schneller aus als die Mundarten, so dass bald jede Spur davon erloschen sein wird. Das wäre aber schade; denn die Entwicklung der Aussprache des Schriftdeutschen auf einem kleinen Gebiet innerhalb eines verhältnismässig geringen Zeitraums ist ausserordentlich lehrreich für die Beurteilung der Frage, ob wir eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen für das gesamte deutsche Sprachgebiet erstreben und erhoffen dürfen.

Freilich stehen mir nicht allzuviel Quellen zu Gebote für meinen Gegenstand, so dass es mir unmöglich ist, ein irgendwie vollständiges Bild zu bieten. Vielleicht genügt aber das Wenige, um den ungeheuern Fortschritt, der sich hier vollzogen hat, ahnen zu lassen. Vielleicht regt auch das Mitgeteilte Andere, die dazu in der Lage sind, an, das Bild zu vervollständigen.

I.

Die mir zugänglichste Quelle ist meine eigene Erinnerung an die Art, wie meine Grosseltern, die 1807 und 1814 in **Mühlbach** im Münstertal im Oberelsass geboren waren, beim Lesen auszusprechen pflegten. Ich gebe diese Aussprache hier in der in diesem Jahrbuch üblichen Lautschrift Kräuters wieder. Wer damit noch nicht vertraut ist, merke sich folgendes: Der Akut (ʹ) bezeichnet die Länge des Selbstlauts, der Gravis (ˋ) die tiefere Zungenlage, für beide zusammen steht der Zirkumflex (ˆ). š steht für sch, ŋ für ng, χ für ch (ich- oder ach-Laut, nur in den Mülhäuser Proben bloss ach-Laut), r nur Zungen-r; p t k sind unbehaucht (stimmlose b d g). Mit e ist geschlossenstes e gemeint, das mit norddeutschem offenem i ungefähr zusammenfällt. Mit w ist der süddeutsche Beidlippenlaut gemeint, nicht der norddeutsche Zahnlippenlaut.

Als Stoff wähle ich Liederverse und Gebete, die ich oft von meinen Grosseltern gehört habe.

1.

àχ plèip pèi ùns hèr jèsy krešt,
wèil ás nyn âwənt[1] wortən ešt.
tèin kètliχ wort, tàs halə leχt
làs[2] jà pèi ùns oislèšə neχt.

ãn tiesr lètšt pətrieptə tsèit
frlèi ùns hèr pəštantikhèit,
tàs wier tèin wort ùn(t) sàkràmant
rèin phàltə pes àn ùnsr ant.

2.

s wol kot (*das walte Gott*), phiet əs kot, tr liep hèr jèsys krešt, àləs wàs ùns liep ešt. ųsr liewr hèrkot æm hæml wolə ùns àlə phietə ù pəwàrə, kleksálikə tâk pəšèrə. ãm nàmə kotəs təs fàtrs, təs sùnəs ùn təs hèilikə(n) kèištəs. àmə.

3.

hèr kot hæmlišr fàtr, sáknə ùns tiesə tèinə kàwə, tie wier fon tèinr meltən kietə tsyù ùns námə wolə, tùriχ jèsùm kreštùm, ùnsərə hèrə. àmə.

---

[1] Oder «âwant»; überhaupt wird jedes der hier geschriebenen ə bei deutlicher Aussprache oder beim Singen zu vollem a, dessen Klang es auch bei flüchtiger Aussprache mehr oder weniger hat.

[2] Hier bei schwacher Betonung kurz, sonst lang : lâsən. Daher in die Mundart aufgenommen «si tyùn ə lósə» (sein Tun und Lassen), während die Mundart selbst verlangen würde «si tû ù losə». So auch «tsysâmə(n)» (zusammen), trotzdem es in der Mundart «tsamə» lautet.

4.

kot lów ùn tàŋk fer špèis ùn tràŋk, fer àləs kyùtə, wàs ùns tr liewə kot pəšèrə tyùt. ər wolə ùns káwə nàχ tiesr walt tàs èwikə láwə. àmə.

Eine von dieser Aussprache erheblich abweichende lernten meine 1838 und 1839 geborenen Eltern. Während die ältere Aussprache ganz mit dem Lautbestand der Mundart auszukommen suchte, finden wir hier bereits Laute und Lautverbindungen, die der Mundart fremd sind, wie «u» und «àu». Nachstehend ein Liedervers in beiden Aussprachen.

Ältere Aussprache.	Jüngere Aussprache.
wár nyùr tan liewən kot lèst wàltən	wèr núr tən líwən kot lèst wàltən
ùnt hofət oif ien àlətsèit,	únt hofət àuf ín àlè tsait,
tán wert ár wùntrpàr arhàltən	tǽn wirt ǽr wuntrpàr ærhàltən
æn àlr nót ùnt troirikhèit.	in àlr nót unt tràurikhait.
wár kot, tam àlrhèχštən troit,	wèr kot təm àlrhèkštən tràut,
tár hàt oif khèinən sànt kəpoit.	tǽr hàt àuf khainən sànt kəpàut.

Aus den folgenden Versen können wir Raummangels[1] wegen nur noch die Formen mitteilen:

2. halfə, šwárə, pəsèiftsə wier, krèits.	hælfən, šwǽrə, pəsaiftsən wír, kraits
3. fərkniekt, kənàtəwelə, fiekt	fərkníkt, knàtənwilè, fíkt
4. netsliχ	nitslíχ
5. ty, fərlàsə, fiel	tú, fərlàsən, fíl

Die mundartliche Grundlage beider Aussprachen ist genau dieselbe; der Unterschied ist allein durch die Mode bedingt. Aber auch die ältere Aussprache weicht oft, irgend einer fremden Mode folgend, von der Mundart ab. Seite 314. Anm. 2 haben wir schon auf die Aussprachen «làsə(n)», «tsysàmə(n)» hingewiesen. Wir können noch aus dem Vorstehenden «wan» (Ma. wæn), «wár» (Ma. wèr), «khant» (Ma. khænt), «fiel» (Ma. fíl), tsy (Ma. tsù, volle Form: «tsyù»), «wier, ien, tiesr, leχt» (Ma. mér, ǽnə, tesə in festen Redensarten wie «tesjyor, tesə tà», lieχt) anführen.

Das Aussprechen oder Weglassen des n in der Endung *en* war stark der Willkür unterworfen. Beim Auswendigsagen fiel

[1] Die ganze Arbeit wurde nur unter der Bedingung schon in das diesjährige Jahrbuch aufgenommen, dass ihr Umfang auf die Hälfte gekürzt würde. Das geschah durch Streichung des grössten Teiles der gesammelten Texte.

es natürlich mehr weg als beim Lesen. Da die Mundart die Verbindung ən oder gar selbstlautendes n nicht kennt, so musste beim Aussprechen des n das ə auch etwas stärker, dem vollen kurzen a ähnlicher ausfallen (vgl. S. 314 Anm. 1).

II.

In mancher Hinsicht verschieden von der Mühlbacher Aussprache meiner Grosseltern war die Aussprache von **Günsbach**, die ich von der 1805 geborenen Grossmutter meiner Frau hörte. Ich notierte mir 1896 nach ihrer Aussprache aus folgendem Lied zwei Verse.

wan iχ o šèpfr tæinə màχt,
ti wæishæit tæinr wáχə,
ti líwə, tí fír àlè wàχt,
ânpátənt íwrlèχə,
so wæis iχ, fon pèwyntryŋ fol,
niχt, wi iχ tiχ ərhêwən sol,
mæin kot, mæin hèr ynt fâtr.

Aus dem 2. Vers seien noch mitgeteilt die Formen «oiχə, wohín, praχtiχ, rýft».

Aus der Verschiedenheit der Günsbacher Mundart von der Mühlbacher erklärt sich bloss das Günsbacher «æi» statt des Mühlbacher «èi». «Wan, wár» ist der Günsbacher Mundart ebenso fremd als der Mühlbacher, dagegen ist es Kolmerisch. «Wyntr, ynt, yns» usw. ist ebensowenig günsbachisch wie mühlbachisch. Ebensowenig kommt in der Günsbacher Mundart χ für schriftdeutsches g vor. Die Schule hat hier der Mundart mit Erfolg entgegengearbeitet. Doch liess die Frau die Aussprache wákə, lêkə, oikə usw. als gleichfalls richtig gelten, ebenso «lipè, ípr, ərhêpən». «Plekt, heml, kəšmekt» entspricht der Mundart und kam bei nachlässigerem Sprechen zum Vorschein; als feiner aber empfand sie «plikt, himl, kəšmikt».

III.

Eine kurze Probe der **Kolmerer** Aussprache des Schriftdeutschen bietet V. Henry in seiner Schrift *Le Dialecte alaman de Colmar* (Paris 1900) auf S. 105. Die Stelle lautet in unsere Lautschrift übertragen:

tu piš kəpenəlait ùntr tènə waiwr, ùn kəpenətait iš ti frùχt tainəs laipəs. hailiχi màrjà, myətr kotəs, pet fer ùns, ârme syntr, jèts ùnt en tr štùnt ùnsərəs àpštèrwəs, âmən.

Ich glaube diesen Text von Mühlbacher Katholiken wiederholt in folgender Fassung gehört zu haben:

kre.sæištə màrjâ, ·týpeš ·foltar ·knâtæ, tr ·hèrešmetér,

typeš kəpènə·tæit eŋr tanə ·wæiwərə, kəpènə·tæiteš ·tífrùχt ·tæinəs ·læiwəs, ·jèsys. ·hæilikə màrjâ, myətər ·kotæs, ·petferùns, ·àrmi ·sentær, jèts ùn en ·tárštùnt ùnsrəs ·àpštarwəs ·âm (âmə ?).

Den starkgesprochenen Silben habe ich einen Punkt (·) vorgesetzt.

IV.

Anders scheinen die Ausspracheverhältnisse in **Mülhausen** gewesen zu sein, deren Kenntnis ich den freundlichen brieflichen Angaben des im vorigen Jahrgang des Jahrbuchs S. 215 genannten Dichters Eugen Fallot verdanke. Dort scheint schon in den fünfziger Jahren in den Schulen ein Hochdeutsch gelehrt worden zu sein, das für süddeutsche Verhältnisse wirklich eine staunenswerte Reinheit von mundartlichen Einflüssen zeigt. Fallot behauptet, dass auch die ältesten Mülhäuser, deren er sich aus seiner Jugend erinnert — er ist 1837 geboren —, nicht anders gesprochen hätten. Dagegen kennt er auch ein «ungeschultes Hochdeutsch», wie er es nennt, das er aus dem Munde der Bauern der umliegenden Dörfer häufig vernommen hat, das aber in Mülhausen selbst als ungebildet verlacht wurde. Er war so freundlich mir das nachfolgende Gedicht in beiden Aussprachen niederzuschreiben. Ich übertrage seine eigene Lautschrift in die des Jahrbuchs. Gegen Wiedergabe seines ä durch ə in den Endungen verwahrt er sich.

«Ungeschultes Hochdeutsch».	Schulhochdeutsch 1850.
tar plentæ khènik.	tær plintè khö'nik.
wàs štèt tar nórtšæ faχtær šâr	wàs štèt tær nortšæn fæχtær[1] šâr
hóχ àif tas mèræs pórt?	hóχ àuf tæs mèræs port ?
wàs wel en sæinæm krâïæ hâr	wàs wil in sainæm kràuæn hâr
tar plentæ khènik tórt ?	tær plintè khö'nik tort ?
ar ryæft, en petræm hàrmè	ær rúft, in bitræm hàrmè
àif sæinæm štàp kəlánt,	àuf sainæm štâp kèlænt,
tàs éwræm mèræsârmè	tàs ýpærm mèræsàrmè
tàs æilànt wétærtènt :	tâs ailànt witærthö'nt :
kep, raiwær, àis tam fælsfær-liæs	«kip, röipær, àus tæm fælsfær-lis
tiæ toχtær mer tsyærek !	ti thoχtær mir tsuryk !
ér hàrfæšpél, er liæt, so siæs,	ír hàrfænšpil, ír lít, so sýs,
wàr mæinæs àltærs klek.»	wàr mainæs àltærs klyk.»

[1] χ : ach-laut auch nach i, e, ä, ö, ü, r, l, n.

Aus den folgenden Versen seien noch mitgeteilt die Formen:

tàns, tý, wakèràipt,	thànts, tú, wǽkkèràupt
ampór, fâtærs, sûn,	æmphór, fâtærs, són,
fél, hén, hórχ,	fýl, hín, horχ,
tùmfær.	tumpfær.

V.

Die alte in **Waldhambach** übliche Aussprache des Hochdeutschen ermittelte ich 1892, indem ich mir das nachfolgende Lied von einem 1805 geborenen (1897 verstorbenen) alten Mann der Gemeinde vorlesen liess. Er las folgendermassen:

wǽr nûr tæn léwən kot lèst wàltə(n)
ùnt hofət œ̀üf[1] in àlətæit,
tæn wert ær wùntərpår ərhåltə(n)
en àlər nót ùnt trœ̀wriχkhæit.
wǽr kot tæm àlərhèkšte trœ̀üt,
tær hàt œ̀üf khæinən sònt kəpœ̀üt.

Weitere Formen aus den folgenden Versen:

sorχə, pèsæiftsə, kræits ùnt læit, štelə (neben «štilê»), fərknéχt (auch «fərknîχt»), wâs, netsleχ, fél kûts, tü', jêkliχəm, tsü, tsü'fərseχt, trœ̀üw.

Vor der Niederschrift dieser Proben für den Druck liess ich mir das Lied von einer 1834 geborenen Frau vorlesen. Sie zeigte fast genau dieselbe Aussprache. Auch sie sprach «jêkliχæm»; statt «ərhên»: «ərhêə», statt «wǽrtə»: «wærtə».

Auch hier manches gegen die Dorfmundart verstossende, in der z. B. «zu gut» «tsû kùt», nicht «tsý kût» heisst.

Man vergleiche damit folgendes Schuldeutsch, das ich im Jahr 1890 auf der hiesigen Unterklasse hörte.

kèfrórèn hàt ès höiea[2]
noχ kòa khæin fèsthès æis.
tàs pýplæin šthêt àm wæihea
unt špriχt so tsú siχ læis:
«iχ wil ès æinmâl wâχèn,
tàs æis, ès mus toχ trâχèn».
wéa wæis?

Aus den folgenden Versen: šthàmft, hàkhèt, krèps, làuthea, hèràws,[3] wàseamàws, hàws.

---

[1] œ̀ offenstes ö, ü Mittellaut zwischen u und y (hochdeutschem ü).

[2] Geschlossenstes ö!

[3] Das w kommt am deutlichsten zum Vorschein im Inlaut: «fràwèn, hàwèn, tràwèn» (Frauen, hauen, trauen).

Der grosse Unterschied hat verschiedene Gründe. Zum Teil geht er auf Wandlungen der Mundart zurück. Dies ist der Fall bei der Aussprache des r, das bei den ältesten Leuten fast in jeder Stellung noch seinen vollen Wert als Zungenzitterlaut hat. Auch in einem Wort wie «frœwə» = Frauen hat bei vielen Alten das w noch einen durch Zungenhebung bedingten vokalischen Charakter, was beim jüngern Geschlecht völlig geschwunden ist.[1] Die meisten übrigen Verschiedenheiten zeigen den Einfluss der Schule, ganz besonders die Erhebung der schwachen Silben zu starken und die Einfügung des Hauches an unnatürlicher Stelle. Dass diese Schulaussprache nicht mehr die jetzige ist, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso dass die Aussprache der Kinder, die einst auf der Unterstufe so sprachen, später bei geläufigerm Sprechen sich etwas änderte, etwas natürlicher wurde, im Grossen und Ganzen aber ihre Klangschattierungen behielt.

VI.

Herrn Kreisschulinspektor Menges in Saarunion verdanke ich folgende Proben der Schulaussprache von **Niederbetschdorf** in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

1.

àχ plæip pæi ùns, hèr jèsy krešt,
wæil as jètst âwənt wortən ešt.
tæin kètliχ wort, tàs halə leχt
làs jâ pæi ùns àyslèšə neχt.

2.

krešti plût ùn kəraχtikhæit,
tàs ešt mæin šmùk ùnt êrə(n)klæit;
tàmet wel iχ for kot pəštên,
wàn iχ tsùm heməl wart æinkên.

VII.

Was ich über die alte **Strassburger** Aussprache des Hochdeutschen weiss, verdanke ich den freundlichen Angaben des Herrn Pfarrers Siegfried in Herbitzheim, eines 1837 geborenen Strassburgers. Derselbe hörte noch 1863 Pfarrer Edel auf der Kanzel aussprechen «mèinè fröyntè». Den Liedervers «Ach bleib bei uns . . .» glaubt er in seiner Jugend von seiner

---

[1] Auch in Strassburg sprechen die Alten «máuə» (Magen), die Jungen «máwə».

Grossmutter, einer geborenen Strassburgerin, ungefähr so gehört zu haben:

> àχ pléip péi üns hèr jèsy krešt,
> wéil æs nyn àwənt wortən ešt;
> téin kètliχ wort, tàs hælə leχt
> làs jà péi ùns öyslèšə neχt.

Er wies auch darauf hin, dass der Eigenname Schneider in der Mundart nicht «šnítər», sondern «šnèitər» gesprochen werde, was auf eine ältere amtliche Aussprache des schriftdeutschen «*ei*» als «èi» zurückgehe. Leider konnte ich aus seinen Angaben nicht feststellen, ob nicht vielleicht in der Aussprache zweierlei *ei* unterschieden wurde, je nach der Herkunft, wie das noch heute z. B. in Schwaben, im südlichen Schwarzwald und in Teilen der Schweiz geschieht. Siegfried erinnerte daran, dass nach Luthers Angaben die Strassburger Reformatoren auf dem Marburger Religionsgespräch vom «Gaischt» gesprochen hätten, daraus könnte man schliessen, dass damals vielleicht die Aussprache «sèin kaišt» üblich war, mit schwäbischer Unterscheidung der beiden *ei* (auch je zweier *au* und *äu*). Da z. B. «Rauch» in der Strassburger Mundart «rauχ» lautet, so könnte vorstehendes «öyslèšə» auch auf ein zwiefaches *au* weisen.

VIII.

An dieser Stelle darf natürlich auch das sogenannte «Pfarrerdeutsch» nicht übergangen werden, das auch Henry S. 105 als «pàštûrətaitš» erwähnt. Siegfried teilte mir einige Sätze darin mit. «wər hàwə hait ə laiχ khàpt». «tàs hàwiχ àuχ k(ə)hèrt». «t tsait eš mər làŋ worə». «hàts šùn ts metàχ kəlait?» «wàs werts hait kûts kæwə». «iχ wel tiχ ètwàs fràχə, peš tú (tý) hait en tər šùl kəwæsə? hàš tain læktsión kəlèrt? khànšs auχ kùt? peš khainər fon tə lètštə? tr wifilt peš ùntr tainə metšélərə?»

Aus der eigenen Aussprache Siegfrieds notierte ich mir «màrik, pəmèrikt, psàləm, fynəf, éləf», eine Aussprache, die ich seinerzeit auch bei Prof. E. Reuss (geb. in Strassburg 1804) gehört habe.

Es gab eine Zeit, wo dieses «pfàrərtaitš» das einzige im Elsass als Umgangssprache gesprochene Hochdeutsch war. Verdrängt wurde es teils durch das Französische, teils durch die nackte Mundart, teils auch durch ein modernes Hochdeutsch.

* *
*

Werfen wir einen Rückblick auf das Ganze, und vergleichen wir es mit dem Hochdeutsch, das heute in elsässischen Schulen

gelehrt wird, so können wir überall eine stetige Bewegung in der Richtung «los von der Scholle» wahrnehmen, einem dem Sprecher vorschwebenden Idealdeutsch entgegen. Freilich weiss der Einzelne nicht genau, wie dieses «gute», dieses «reine Deutsch» beschaffen sein soll. Darum eignet er sich zuweilen etwas an, was zwar seiner eigenen Mundart zuwider ist, aber darum, weil es «weit her» ist, nicht minder mundartlich ist. Beispiele davon bieten die vorstehenden Proben in genügender Anzahl. Sie könnten leicht aus der Gegenwart noch vermehrt werden. So hörte ich vor zwei Jahren aus dem Munde eines in den vierziger Jahren im Oberelsass geborenen Geistlichen ein Deutsch, das so ziemlich alle mundartlichen Sprachunarten aufwies, gegen die die norddeutschen Schulen zu kämpfen haben, er «špchach imma wieda Wochte wie Flicht und Agebunk (*Ergebung*) und dagleichen meha». Da gefällt mir allerdings das vorhin angedeutete landwüchsige alte Pfarrerdeutsch noch besser als dieses «Bellina» Strassendeutsch in elsässischem Mund. Anders wird man das Eindringen von Neuerungen beurteilen dürfen, die sich dem Musterdeutsch der Bühnensprache nähern. Dahin gehört die stimmhafte Aussprache der b d g und anlautenden ſ. Diese drang vereinzelt schon vor 1870 ein. In meiner Heimat Mühlbach sprach der eine der beiden Geistlichen die genannten Laute ganz wie ein Norddeutscher, obwohl er 1844 in Kolmer geboren war und also seine Studien noch vor 1870 vollendet hatte. Das Vordringen genannter stimmhafter Laute, besonders des ſ, in der Schulsprache Mülhausens, besonders in der Sprache der heranwachsenden weiblichen Jugend, bezeugt mir eine Zuschrift E. Fallots. Ich selbst habe sie in Strassburg und Kolmer auch schon öfter in Kaufläden und anderswo aus elsässischem Munde gehört, auch sonstwo im Mund einzelner Lehrer und Lehrerinnen, besonders beim Singen. Das ist nicht zu verwundern; sind doch die Bedingungen zu einem Ausspracheausgleich zwischen Nord und Süd im Elsass viel günstiger als sonstwo, da wir Beamte und Nichtbeamte aus allen deutschen Gauen in unserer Mitte haben. Es dürfte also gewagt sein, der zweifellos vorhandenen Bewegung nach einem alldeutschen Ausspracheausgleich, nach einer Musteraussprache des Schriftdeutschen ein «Bis hierher und nicht weiter!» zurufen zu wollen, umsomehr als die noch sehr junge, aber schon weit verbreitete Lautwissenschaft (Phonetik) die Mittel an die Hand gibt, alle die feinen Aussprachunterschiede klar zu erfassen und zu allgemeinerer Kenntnis zu bringen.

—

XX.

Chronik für 1902.

1. März: Eröffnung der Volksbibliothek zu Strassburg auf Grund einer Stiftung von Stadtrat Jacobi.

22. März: Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in der Universitäts- und Landes-Bibliothek zu Strassburg, eines durch v. Zumbusch hergestellten Geschenkes von Graf Oppersdorf.

7—10. Mai: Der Kaiser in Strassburg und auf der Hohkönigsburg.

10. Mai: Aufhebung des Diktaturparagraphen.

21—26. Mai: Der Kaiser in Kurzel, am 22. in Metz.

5. Juni: Enthüllung des Reinhardbrunnens in Strassburg, eines Werkes von Adolf Hildebrand.

30. Oktober: Stirbt in Paris der Kunsthistoriker Eugène Müntz, Bibliothekar und Konservator der Ecole des Beaux-Arts, geb. 1845 in Sulz u. W.

XXI.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 16. November 1902, vormittags 10 1/2 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Harbordt, Lempfrid, Lienhart, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Euting, Kassel, Luthmer, Renaud v. Schlumberger.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Martin soll Herr Geheimrat Dr. Schricker, der früher vor seiner Uebersiedelung nach Berlin dem Vorstand bereits angehört hatte, ersucht werden, sich demselben wieder anzuschliessen. Weiterhin teilt derselbe mit, dass je ein Abzug des 18. Jahrgangs des Jahrbuchs bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Statthalter sowie bei Sr. Exzellenz dem Herrn Staatssekretär v. Köller abgegeben worden sei, und dass seine Durchlaucht der Herr Statthalter in dankenswerter Weise wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuches bewilligt habe.

Die Jahresrechnungen werden von Herrn Dr. v. Borries geprüft und für richtig befunden.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten wurden zur Durchsicht und Beurteilung an einzelne Mitglieder verteilt. Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Aus dem Bericht des Vorsitzenden über das abgelaufene Geschäftsjahr geht hervor, dass die Zahl der Mitglieder auf 2544 herangewachsen ist. Er teilt ferner mit, dass der 300-Mark-Zuschuss zu den Druckkosten des nächsten Jahrbuches vom Kaiserlichen Statthalter wieder bewilligt worden ist.

Auf der allgemeinen Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, welche vom 24. bis 26. September in Düsseldorf tagten, war der Verein vertreten durch den Archivdirektor Herrn Professor Dr. Wiegand, welcher über die dortigen Verhandlungen eingehend berichtete.

Auf Antrag des Mitgliedes Herrn Dr. v. Borries, welcher vor Beginn der Sitzung die Rechnung geprüft hatte, wird dem Schatzmeister Herrn Buchhändler Mündel Entlastung erteilt.

Bei der nun folgenden Neuwahl des Vorstandes dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Mitglieder die Wiederwahl dankend an. Auch gegen den Vorschlag desselben, das frühere Vorstandsmitglied Herrn Geheimrat Dr. Schricker zu ersuchen, dem Vorstand wieder beizutreten, erhebt sich kein Widerspruch.

Zum Schluss hielt Herr Prof. Dr. Bloch den angekündigten Vortrag über das Thema: «Das Elsass im 17. Jahrhundert».

Schluss der Sitzung 12 1/4 Uhr.

2. Vorstandssitzung

am 11. März 1903, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lempfrid, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Schricker, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Menges, Renaud, v. Schlumberger.

Die für das nächste Jahrbuch vorliegenden Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs des Jahrbuchs wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt. Der Vorsitzende teilt die aufzunehmende Chronik für 1902 mit, und auf seine Anfrage erklärt sich Dr. Kassel bereit, den Vortrag bei der nächsten allgemeinen Sitzung im November zu übernehmen.

Schluss der Sitzung 3[50].




3 2044 100 903 541